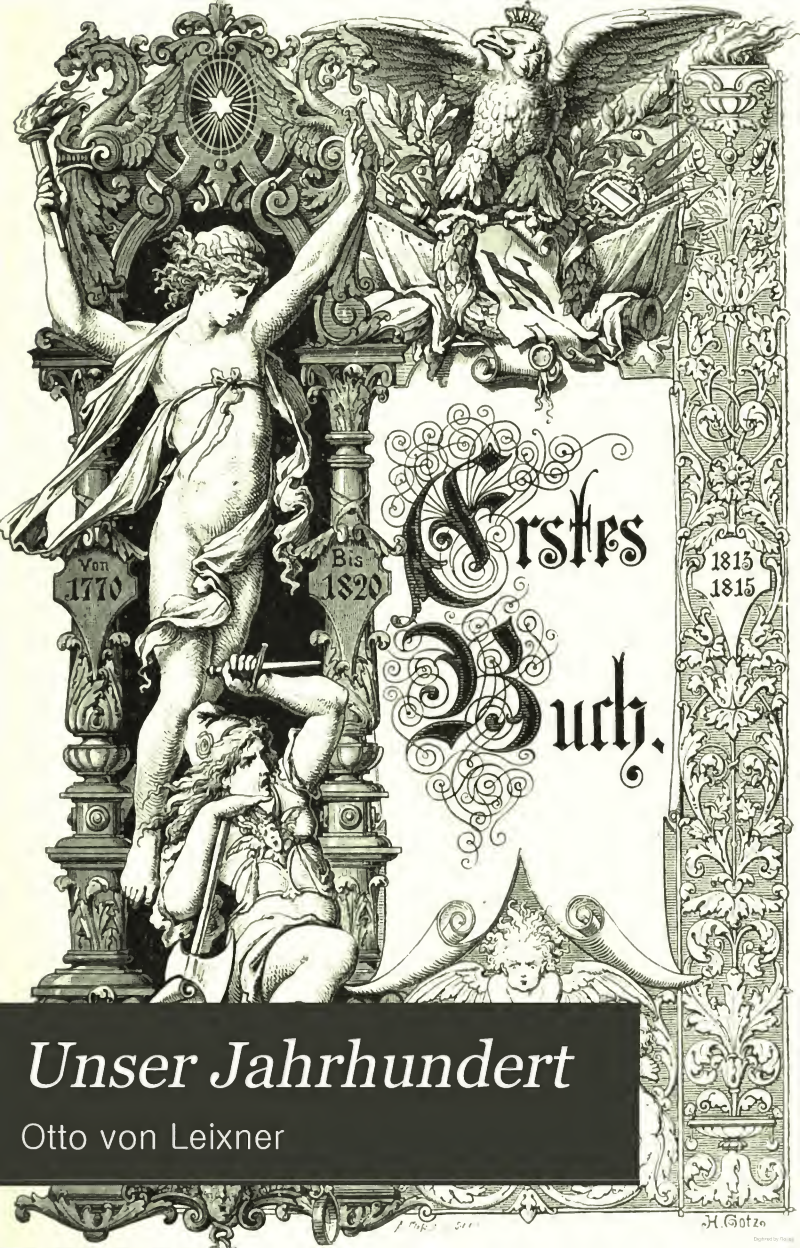
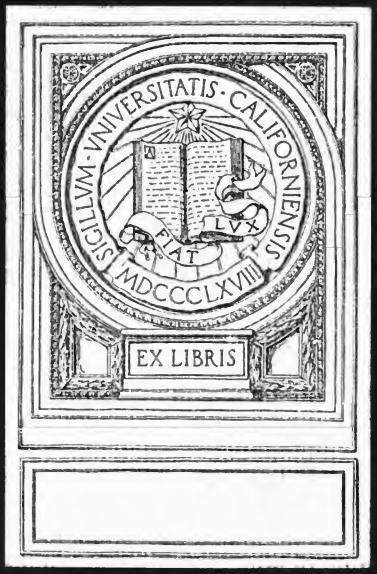


Unser Jahrhundert

Otto von Leixner


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Unser Jahrhundert.

Ein Gesammtbild

der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der

Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie

der Neuzeit

von

Otto v. Leixner.

Mit Illustrationen.

Erster Band.

UNIV. OF

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1882.

D359
L4
v.1

Druck von Gebrüder Krõner in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhaltsangabe.

Seite

Einleitung 1

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Von dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg bis zum napoleonischen Kaiserthum 8

Stellung Englands zu den Colonien in Nordamerika. — Graftons Ministerium. — Juniusbriefe. — Ministerium North. Burke. — Congreß in Philadelphia. — Beginn des Kampfes. — Unabhängigkeitserklärung. — Franklin in Paris. — Friede von Versailles. — Ministerium Pitt. — Geistige Bewegung. England: Locke. Shaftesbury. Bolingbroke. Chesterfield. Die Deisten. Wochenschriften. Macpherson. Percy. Beginn der Sentimentalität und der Satire im Roman. — Frankreich knüpft an die englische Gedankenbewegung an: Voltaire. Montesquieu. Rousseau. Die Encyklopädie. — Deutschland setzt hauptsächlich die sentimentale Bewegung fort, erweitert sie jedoch: Klopstock. — Winkelmann. Lessing. Herder. Wieland. — Sturm und Drang. — Goethe und Schiller. — Der neue freiere Geist in der Wissenschaft. — Beginn der Revolution in Belgien und Holland. — Frankreich. Ludwig XVI. Die Entwicklung der Revolution bis zur Einberufung der Nationalversammlung (28). Föderationsfest (31). Flucht der königl. Familie (32). Das Ausland. Die Septembermorde (36). Die Rheinlande. Die erste Coalition (39). Direktorialverfassung (43). Napoleon Bonaparte. Baseler Friede (44). Bonaparte gegen Italien und Oestreich. Congreß in Rastatt (47). Zweite Coalition. Bonaparte erster Consul (50). Napoleon Kaiser (54). Friede von Preßburg. „Rheinbund." Zerfall des „Deutschen Reiches". Palms Erschießung.

Zweites Kapitel.

Von Jena bis Moskau 58

Napoleon und Preußen. Das preußische Heerwesen. Jena. Napoleon in Berlin. Die Continentalsperre. — Napoleon und Rußland. — Friede

415916

Seite

von Tilsit. — Die Türkei (64). Schweden. Dänemark. Italien. — Der Geist des Widerstands beginnt sich zu regen (66). Allgemeine Wehrpflicht in Preußen. Tugendbund. Fichte's Reden an die deutsche Nation. Schleiermacher. Arndt. — Congreß von Erfurt (68). — Spanien (69). — Oestreich. Aspern. — Aufstand in Tirol (71). — Katt. Dörnberg. Schill. Herzog von Braunschweig-Oels. — Der franz.-östr. Krieg. Vertrag von Schönbrunn (75). — Spanien. — Napoleon und der Papst. — Napoleon vermählt sich mit Maria Louise. — Stimmung gegen ihn wächst, das Verhältniß zu Rußland läßt Conflikte befürchten (78). — Innere Reformen in Preußen. Tod der Königin Louise. Der Druck der französischen Gewaltherrschaft (79). — Napoleon verbündet sich mit Oesterreich und sucht die Polen zu gewinnen. — Der russische Feldzug (81).

Drittes Kapitel.

Der Sturz der napoleonischen Weltherrschaft 84

Die Convention zwischen York und Diebitsch. — Die franzosenfeindliche Stimmung steigt in Preußen und drängt den König vorwärts. — Preußen und Rußland verbünden sich. — „An mein Volk" (85). — Oesterreich schwankt. — Schlacht bei Leipzig (87). — Sprengung des Rheinbundes. — Fortsetzung des Feldzugs gegen Frankreich (89). — Einzug der Verbündeten in Paris (91). — Stimmung in Frankreich. — Napoleon verzichtet auf die Krone und reist nach Elba ab (92). Ludwig XVIII. Pariser Friede. — Deutschlands Jubel (93).

Viertes Kapitel.

Vom ersten Pariser Frieden bis zum Congreß in Troppau 94

Die „Restauration" beginnt. — Wiener Congreß. — Napoleons Landung und die Hundert Tage. — Zweiter Pariser Friede (98). „Heilige Alliance." — Beginnende Enttäuschung der Völker. Aufregung in Deutschland. Wartburgfest (100). — Aachener Congreß. — Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. — Oestreich-Preußen. — Wiener Schlußakte (108). Reaktion in den Romanischen Staaten (105). Rußland (111).

Fünftes Kapitel.

Stimmungen und Strömungen der Gesellschaft 112

Das vorrevolutionäre Frankreich: Hof, Adel, Clerus. — Gesellschaftsleben. Einfluß desselben auf die Literatur. — Die Frauen und die „Salons" (116). — Entsittlichung und Haltlosigkeit (117). — Das Bürgerthum. — Die Gesellschaft der Revolution und des Direktoriums. — Kleidermoden. — Käuflichkeit unter dem Direktorium (121). — Bonaparte und sein Hof. — Deutschland: Der erleuchtete Absolutismus (127). — Preußen unter Friedrich Wilhelm II. — Die Stellung des Judenthums. Geistige Kämpfe und Strebungen in demselben. Die Juden in der Gesellschaft. Die Jüdinnen und die Romantik (132). Geselliges Leben in Berlin (134). — Sentimentalität in Deutschland. — Deutschland und die

Seite

Revolution. — Der nationale Gedanke durch Napoleons Druck geweckt (137). — Oestreich: Joseph II. — Der Clerus. — Geistiges Leben in Oestreich. — Oeffentliche Vergnügungen in Wien (143). Einfluß des deutschen Geistes. — England: Die vornehmen Kreise. — Beginn socialer Unruhen (145). — Rußland. — Die Congresse in Rastatt und Wien. — Mangel an ethischen Gedanken in den herrschenden Kreisen.

Sechstes Kapitel.

Die Hauptmomente auf dem religiösen und philosophischen Gebiete . . 149

Wie philosophische Gedanken von weiteren Kreisen aufgefaßt werden. — Der kritisch-nüchterne Geist am Anfang der Aufklärungszeit. — Kampf gegen Nüchternheit: Lavater. Jakobi. — Blüte der philosophischen Bewegung. — Kant (151—155). Fichte (155). Schelling (158). Hegel (159). Frankreich: Martin. Biran. — England. — Protestantismus (161). Schleiermacher. Katholicismus (163). Judenthum (164). Erziehungswesen: Basedow. Campe. Rochow. Salzmann. Pestalozzi. Anfänge Fröbels und Diesterwegs. — Geheimbünde (167).

Siebentes Kapitel.

Die Bewegungen auf den wissenschaftlichen Gebieten 168

Was die moderne Wissenschaft sucht. — Naturwissenschaften. Buffon. Linné. Cuvier. — Geologie: Füchsel. Werner. — Vulkanismus, Neptunismus. Der präadamitische Mensch (174). Herschel. Frauenhofer. — Chemie (178). Lavoisier (Erhaltung der Materie), Theorie der Verbrennung; Berzelius. Physik. Galvanismus; Oersted (Wirkung der Elektricität auf Magnetnadel). — Naturphilosophie: Oken. Zellentheorie (Anfänge). — Alex. von Humboldt (182). — Mesmer (185). Phrenologie. — Volkswirthschaftslehre (187). Mercantilsystem; Physiokraten; Adam Smith. Theorien des Socialismus: Morelly. Mably. Baboeuf. — Romantik in der Volkswirthschaftslehre: Adam Müller. — Die Geschichtsschreibung: Voltaire und Montesquieu beginnen die Geschichte als Culturgeschichte zu begreifen; Winkelmann bringt diese Anschauung in vertiefter Weise zur Anwendung (197). Schlözer. Spittler. Joh. v. Müller. — Sprachstudien.

Tafel I. Die wichtigsten Reisen bis 1820 200

„ II. Wichtigste naturwissenschaftliche Vereine 201

„ III. „Universitäten“ 202

„ IV. Polytechnische Schulen und Fachanstalten. 203

Achtes Kapitel.

Die Literatur bis 1820 205

Wechsel der leitenden Mächte im Geistesleben. — Nüchternheit; Sturm und Drang; Romantik. — Worin die reaktionäre Geistesströmung wurzelt

Seite

(206), worin der „Weltschmerz". — England: (208) Cowper; Burns; „Seeschule"; Moore. Walter Scott. Byron. — Wie sich ethische Empfindung und Phantasie vereinen. — Was die „Zerrissenheit" hervorgebracht hat (217). — Shelley. — Frankreich: (218) Satire, Idylle und Frivolität vor der Revolution (Beaumarchais; St. Pierre; der erotische Roman). Die Revolution: Rouget; Chenier; Ecouchard-Lebrun; Mercier. Kaiserreich: Staël. — Romantik: Chateaubriand; Lamartine; Delavigne; Béranger. — Deutschland: Die Ziele der deutschen Klassik. Nüchternheit durchbrochen. Lessing (233), Wieland (237). — Elemente des Sturms (239). — Hamann. Herder. — Sturmdichter (242) und ihre Gegner. — Goethe (245). Schiller (248). — Worin die Größe der Beiden in Bezug auf das deutsche Geistesleben besteht (254). — Die Durchschnittsliteraten. — Romantik: Richter; Hölderlin als Uebergangsgestalten. — Die eigentlichen Romantiker: die Schlegels und Tieck (260). — Die „absolute Freiheit des genialen Subjekts" (262). — Die romantische Ethik (264). — Hang zum Katholicismus. — Verzerrung und Uebertreibung: Zach. Werner; Arnim; Brentano; Amad. Hoffmann. — Chamisso; Kleist; Fouqué. — Befreiungslyrik (266). — Die Schwaben. Verdienste der Romantik (268). — Italien: Goldoni; Gozzi; Alfieri; Monti. — Manzoni; Foscolo; Anfänge Leopardi's. — Spanien: Arriaza. — Rußland: Derschawin; Karamsin; Schukowsky; Batjuschkoff. — Dänemark, Schweden. — Ungarn.

Neuntes Kapitel.

Classicismus und erste Romantik in der bildenden Kunst 275

Der Widerstand des Stoffes gegen das Geistige. — Anknüpfungspunkte für den Classicismus. — Wahrheit und Irrthum in den Anschauungen Winkelmanns (277). Mengs. Carstens (278). — Wächter; Schick; Koch. — Frankreichs Classicisten: David (282); Girodet; Gérard; Gros. — Plastik: Canova (228); Flaxmann; Dannecker; Schadow (291); Thorwaldsen (292); Chaudet. — Baukunst: Schinkel (294); Klenze. — Romantik, ihre Bedeutung, die inneren Triebkräfte der modernen Kunst (298). — Literarische Vorkämpfer: Wackenroder, die Boisserée. — Overbeck (300). — Schnorr. — Cornelius (302). — Fresken in der Casa Zuccaro. — Landschaftsmalerei. — Plastik: Eberhard; Schadow; Rauchs Anfänge. — Romantische Strömungen in Frankreich: Granet; Ingres. — Anfänge der Neuromantik: Géricault (309); Delacroix. — David d'Angers; Pradier. — Unterschiede deutscher und französischer Kunstentwicklung. — England: Turner.

Zehntes Kapitel.

Die Musik 315

Anfänge der Classik. Gluck. Anfänge einer charakterisirenden Musik bei Lully und Rameau. — Glucks „Orpheus". — Seine Stellung zur antikisirenden Stimmung der Zeit. — Die zwei „Iphigenien". — Haydn

Seite

(317). Mozart (318). Beethoven (321). Weber (323) als Begründer der nationalromantischen Musik. — Italien: Cherubini; Spontini; Rossini. — Mittlere Talente. — Virtuosen.

Eilftes Kapitel.

Die Schauspielkunst 328

Schwierigkeit, ein richtiges Bild der Spielweise aus den Quellen zu gewinnen. — Wechselwirkung zwischen Spiel und Drama. — Frankreich: Baron; Lekain; Aufresne. — Feinheit des komischen Spiels. — Talma's Auffassung des classischen Spiels und Vortrags (331). — Die Mars (333). — England: Garrick und seine Spielweise (334). — J. Ph. Kemble und Kean. Die Siddons. — Deutschland: Ekhof (339) als Begründer des charakterisirenden Spiels. — Schröder. — Bergopzoomer. — Die antikisirende und idealisirende Schule. Weimar (344). — Gefahren der Richtung. — Sophie Schröder. — Eßlair. — Höhepunkt der klaren Charakteristik: Iffland. — Uebertreibung des Realismus: Ludwig Devrient. — Die „Attitude": Lady Hamilton und die Hendel-Schütz."

Zwölftes Kapitel.

Erfindungen auf dem Gebiete der Technik und ihr Einfluß 353

Die Phantasie als werkzeugschaffende Kraft. England als Geburtsstätte der modernen Technik. — Handelsverhältnisse. Gewebeerzeugung. Hargreave's „Spinning Jenny". — Arkwrights „Waterspinnmaschine"; Crompton. — Jacquard in Frankreich. — Erste Nähmaschinen (358). — Der Dampf als Motor (359). — Prinzipien der Savary-Newcomendampfmaschine (360). Ventilsteuerung. — James Watt (361). — Condensator; Schwungrad; Drosselklappe; Regulator und die in ihm wirksamen Gesetze (363). — Gang der doppelt wirkenden Dampfmaschine (364). — Einfluß der Dampfkraft (366). — Verkehrswege: Bridgewater-Canal. — Dampfwagen: Cagnot; Evans u. s. w. G. Stephenson (368). — Güterbahn zwischen Darlington und Stockton, Dampfmaschine auf den Wasserwegen: Papin; Jouffroy; Symington; Fulton (371). — Die Schraube und ihr Prinzip (372). — Luftballons (373). — Die Elektricität: Blitzableiter. — Optischer Telegraph von Chappe (375). — Anfänge des elektrischen Telegraphen (376). — Sömmerings Apparat und die Art seiner Thätigkeit (377). — Papiermaschine. — Die erste Schnellpresse (379). — Einflüsse der Technik. — Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Industrie (380). — Maschine und sociale Frage (382). — Der Pauperismus (383); Armenwesen; Rob. Malthus (385). Graf Rumford. — Owen (386). — Maschinenwesen und Zeitgeist (388).

Tafel V. Die wichtigsten Erfindungen 389

Dreizehntes Kapitel.

Der Journalismus. Das Postwesen 390

Culturgeschichtliche Bedeutung der Presse. — Deutschland: Charakter der ältesten Zeitungen. — Schubarts „Deutsche Chronik". — Das „Deutsche

Seite

Museum“ (394). — „Journal von und für Deutschland“ (396). — „Der deutsche Merkur“ (399). — Cottas „Allgemeine Zeitung“ (402). — „Jahrbücher für die preußische Monarchie“ (403). — Presse während der Franzosenherrschaft (406). — Frankreich: Aeltestes Zeitungswesen. — Die Revolutionspresse (409). — Die Restauration. — England: Rückblick. — Die Wochenschriften. — Spuren der Frauenfrage in der deutschen Presse (414). — Unterhaltende und andere Zeitschriften. — Nutzen und Schaden des Journalismus (419). — Das Postwesen (420).

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Neue Congresse. Die romanischen Staaten 423

Congreß von Troppau. — Metternichs Diplomatie und Italien. — Wirren in Neapel. — Piemont. — Reaktion in Neapel. — Spanien (428). — Frankreich (430). — Kammer von 1823 und Feldzug in Spanien. — Portugal (435).

Zweites Kapitel.

Die Völker des Ostens 438

Verhältnisse in Griechenland. — Geistiges Erwachen. — Beziehungen zu Rußland. — Beginn und Fortsetzung des Aufstandes (441). — Begeisterung für den Freiheitskampf im Auslande. — Uneinigkeit unter den Hellenen. Unabhängigkeitserklärung (443). — Die Reaktion und der Freiheitskampf. — Ali von Aegypten tritt in den Kampf ein (445). — Nikolaus Czar. — Der Militäraufstand in Petersburg. — Rußland und Türkei bis zum Vertrag von Akjerman. — England und der griechische Aufstand. — Londoner Vertrag (449). — Erneuter Kampf zwischen Rußland und der Türkei bis zum Frieden von Adrianopel. — Griechenland um 1830.

Drittes Kapitel.

Die germanischen Staaten 453

England: Georg IV. — Der Scheidungsprozeß. — Ende Castlereaghs. — George Canning. — England und Südamerika. — Die „Monroe-Doktrin“ (457). — Innere Zustände: Gründungsschwindel und Krach. — Die irische Frage (459). O'Connell. — Wellington an der Spitze des Ministeriums. — Deutschland: (463) Unzufriedenheit. Die Mittelstaaten. — Baiern. — Oestreich. — Ungarn. — Preußen und der Zollverein.

Viertes Kapitel.

Französische Verhältnisse bis zur Julirevolution 470

Ministerium Villèle und die stramme Reaktion. — Karl X. — Gesetz gegen „Kirchenschändung“. — Die Bourgeois als Hauptvertreter der Oppo-

Seite

sition. — Ministerium Martignac. — Die Conflikte beginnen und Polignac tritt an die Spitze des Cabinets (475). — Vertagung der Kammer 19. März 1830. — Auflösung derselben und die Neuwahlen. — Die „Ordonnanzen“. — Der Ausbruch der Revolution (477) und deren Entwicklung. — Sieg des Kapitalismus.

Fünftes Kapitel.

Stimmungen und Strömungen 487

Stimmungsgesetze. — Romantik; Liberalismus; Zerrissenheit. — Deutschlands politische Zersplitterung ein Vortheil für die Geistesentwicklung. — Abwendung vom politischen Leben; Sehnsucht nach nationaler Einheit; wachsendes Unbehagen; Weltschmerz; Satire. — Strebungen im Judenthum (490). — Die zunehmende Auswanderung (492). — Der mittlere und höhere Bürgerstand. — Liberalismus und Kapital. — Sittliche Erschlaffung. — Der Adel. — Frankreich: (495) Unterschiede der Volkseigenart; größerer Wirklichkeitssinn; deutsche und französische Jugend. — Bürgerthum; Adel; Demokratischer Zug in der Gesellschaft. — Die Südromanen. — Rußland: (498) Keime des Nihilismus. — Die Stimmung am Ende der Epoche ist ihrem Wesen nach revolutionär; die Politik tritt immer stärker in das Bewußtsein des jüngeren Geschlechtes ein. — Großbritannien: (499) Parlamentsreform; Sklavenfrage. — Sittliche Verhältnisse; Prozeß gegen die Königin; Prüderie und Frivolität. Die Mode (504).

Sechstes Kapitel.

Hauptmomente auf dem Gebiete der Philosophie und Religion 505

Gefährliche Wirkungen Hegels. — Herbart. — Die Naturphilosophie: Krause. — Schopenhauer als philosophischer Vertreter der pessimistischen Stimmung (507). — Frankreich: „Ecole théocratique“: Maistre; Bonald. — Royer-Collard und Viktor Cousin. — Protestantismus: (512) Weiterentwicklung der geschichtlichen Schule. Die Orthodoxen: Hengstenberg. Katholicismus. Judenthum. Nationale Orthodoxie und die Fortschreitenden. — Unterrichtswesen (515). Fröbel; Diesterweg; Owen.

Siebentes Kapitel.

Die Wissenschaften 517

In den Naturwissenschaften verschärft sich der Gegensatz zwischen exacter Forschung und Philosophie. Die Nothwendigkeit der Arbeitstheilung wird erkannt, trübt jedoch auch den Blick für das Ganze. Physik: Faraday; Ampères Gesetze und Theorie des Magnetismus (519). — Schweiggers Multiplikator. Arago: Rotationsmagnetismus. — Faradays Gesetze der Elektrolyse. — Thermoelektricität. — Erdmagnetismus. — Lichttheorien. — Chemie. — Wöhler als Hersteller der ersten „organischen Verbindung“; Bedeutung dieser Thatsache (524). — Anfänge Liebigs;

Seite

Mitscherlichs Gesetz des „Isomorphismus.“ — Keime der „Spektralanalyse“ (525). — Botanik: Weiterentwicklung der Zellentheorie; Mohl. — Zoologie und Geologie: Fortsetzung der Ausgrabungen. — Humboldts volksthümliche Vorlesungen in Berlin und ihre Bedeutung (527). Geographie: Ritter. Wachsen der geschichtlichen Betrachtung des Seienden (528). — Geschichte: Niebuhr; Rotteck; Schlosser; Raumer; Menzel; Otf. Müller; Thierry; Mignet; Thiers; Guizot. — Hallam. — Sprach- und Literaturforschung: Brüder Grimm; Villemain; Champollion; Rask; Grotefund; Rémusat. — Auch hier der geschichtliche Sinn als mächtigster Hebel thätig (540). — Die Nationalökonomie: Ricardo; Thomson und die Frauenfrage; List; Saint Simon und Fourier.

Tafel VI. Die wichtigsten Reisen bis um 1830 546

Achtes Kapitel.

Die Literatur bis zur Julirevolution 547

Deutschland: Steigende Produktion und Verflachung der Romantik. — Literatur tritt den großen Aufgaben der Zeit gegenüber langsam zurück; die Politik drängt sich langsam in die Phantasie ein. — Classicisten (550). Lyrik (553). Beginnende Opposition. — Selbstzerstörung der unwahren Romantik durch den Witz und die Ironie in Heine (561). — W. Menzel. — Rückert. — Immermann; Grabbe. — Goethe im Gegensatz zum jungen Geschlecht (566). — Frankreich: Die ersten Romantiker. — Die Unterhaltungsliteratur und der Zeitgeist (568). — Die Neuromantik (569). Uebergangsgestalten: Nodier und Vigny. — Viktor Hugo. — Musset. — England: Eintreten der Tagesströmungen in die Literatur. — Der „fashionable“ Roman. — Bulwer. — Carlyle (576). — Nordamerika (577). — Italien (579). Spanien (581). Rußland (582). Polen (587). Ungarn. Nordgermanische Literaturen.

Neuntes Kapitel.

Die Künste (Bildende Kunst; Musik; Schauspielkunst) 589

Deutschland: Cornelius in Düsseldorf. — Seine Lehrgrundsätze. — Uebersiedlung nach München. — Die Fresken in den Arkaden. — Glyptothekbilder. — Strömung gegen die Cornelianer. — Die Romantiker in Rom (592). — Schnorrs Münchner Thätigkeit. — Die neuen Talente: Kaulbach; Genelli; Rottmann; Schwind; L. Richter; Preller; Rietschel; Semper. — Berliner Plastik: Rauchs Schule. — Münchner Plastik: Schwanthaler. — Wilh. v. Schadow in Düsseldorf (602). — Th. Hildebrandt. — Anfänge Lessings. — Architektur (604): Schinkel; Klenze. — Frankreich: Die Aelteren; Scheffers Romantik; Delacroix als Haupt der Neuromantik. — Delaroche und Vernet (607). — L. Robert. — Die Landschaftsmaler. — England: Das Genre. Wilkie; Leslie. — Die Entwicklung drängt zum Siege des Realismus (610).

Seite

— Musik: Beethovens Ende. — Webers Opern. — Das Kunstlied: Schubert. — Fel. Mendelssohn. — Italien: Cherubini; Spontini; Rossini. — Auber. — Meyerbeer. — Sänger und Sängerinnen. — Schauspielkunst.

Zehntes Kapitel.

Das Maschinenwesen. Erfindungen. Der Arbeiter in Großbrittanien . 623

Erweiterung der Strebungen auf technischem Gebiete. — Das Eisenbahnwesen: Der Sieg Stephensons. — Steigerung des Dampfbootverkehrs. — Die Schraube: Ressels erstes öffentliches Auftreten. — Langsame Fortschritte der Telegraphie. — Burdin-Fourneyrons Turbine. — Anfänge der Daguerreotypie. — Maschinenwesen in England (629). — Steigerung des Pauperismus. — Arbeiterelend und Kampf gegen dasselbe. — Owens communistische Colonien. — „London Cooperative-Society." — Anfänge des „Chartismus". — Versuche, das Handwerk zu bilden. — Verhältnisse in Irland: Der agrarische Arbeiter. — Die „Weißen Burschen". — Das Spiegelbild der irischen Zustände im Tendenzroman.

Tafel VII. Erfindungen. Verkehrsfortschritte (zu Kap. X) . . . 635

„ VIII. Hauptsächliche neue Zeitungen Deutschlands und des Auslandes 636

Bemerkung.

Ein alphabetisches Register, Verbesserungen, Nachträge u. s. w. werden nach Ausgabe des ganzen Werkes der letzten Lieferung beigegeben werden.

Einleitung.

Jede Darstellung irgend eines historischen Zeitraums erweitert sich heute von selbst zu einem culturgeschichtlichen Bilde. Die Tage, wo Kriege und Friedensschlüsse, wo das Leben der Fürsten und Feldherrn, Hoffeste und Hofränke den alleinigen Inhalt der Geschichte gebildet haben, sind längst vorüber; immer mehr ist seit dem vorigen Jahrhundert die Erkenntniß gewachsen, daß die wirkliche und echte Geschichte der ganzen Menschheit wie der einzelnen Völker vor allem in der geistigen Entwicklung ruht. Von einem ewigen Frieden können zwar vorläufig nur Träumer sprechen, welche die Menschennatur und die Lebensbedingungen der staatlichen Gebilde nach frommen Wünschen oder unklaren Phantastereien beurtheilen: wie Stürme eine physikalische Nothwendigkeit sind, so werden auch Kriege unabwendbar bleiben, werden ihre Gründe im Völkerleben haben und auf dasselbe einwirken und werden deßhalb stets oder doch noch sehr lange Zeit den Einschlag in dem Gewebe der Geschichte bilden. Aber je mehr mit der steigenden Gesittung der Werth der geistigen Errungenschaften sich steigert, desto mehr wird den

UNIV. OF CALIFORNIA

weitesten Kreisen des Volkes die Einsicht vermittelt werden, daß die Wohlfahrt des Gesammtlebens von dem erhöhten geistigen Können des Einzelnen abhänge, daß dieses Können in friedlicher Arbeit sich nach den verschiedensten Richtungen bethätigen müsse. Auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, der industriellen Thätigkeit, in den Einrichtungen, welche die Menschheit und Menschlichkeit fördern, in der Stube des einsamen Denkers, im Laboratorium des Gelehrten, welcher den geheimnißvollen Kraftäußerungen der Natur nachspürt, in den großen Werkstätten und in den Ausstellungen, wo die Völker aus aller Welt zu friedlichem Wettkampfe zusammenströmen — dort überall spielt sich heute die Geschichte des menschlichen Fortschritts ab. Manche Erfindung unseres Jahrhunderts hat die Beziehungen der Völker, das ganze Antlitz unseres Erdballs viel gewaltiger umgestaltet, als es durch hundert Kriege und Congresse hätte geschehen können, hat einen „Zeitgeist" geschaffen, welcher trotz aller beklagenswerthen Ausschreitungen und Krankheitserscheinungen zuletzt dennoch das Beste der Menschheit erreichen wird. Mit der steigenden Werthschätzung jedes geistigen Erwerbs, jeder neuen fruchtbringenden Idee hat sich in den weitesten Kreisen des Volkes, des deutschen zumal, die Theilnahme an den geistigen Bestrebungen gesteigert. Kein Wissensgebiet vermag man heute mit hohen Mauern ganz abzuschließen, um hinter denselben in idyllischer Ruhe zu forschen und zu sinnen; die Oeffentlichkeit ist eine große bestimmende Macht geworden, welche von der Arbeit Rechenschaft fordert und mit ruheloser Wißbegier Antwort auf hundert und hundert Fragen begehrt. Die Geschichte als „Kriegsgeschichte" genügt selbst in den weniger gebildeten Ständen nicht mehr, auch diese verlangen danach, einen weiteren Ueberblick über das Culturleben zu gewinnen und in die Fülle der Einzelheiten, welche sich von überall herandrängen, Ordnung zu bringen.

Der Zug ist natürlich und vollberechtigt in einem Jahrhundert, welches auf allen Gebieten tiefeinschneidende Veränderungen hervorgebracht hat. Welche Fülle von Gestalten zeigt uns allein das staatliche Leben seit Beginn des Jahrhunderts! Von Napoleon dem Ersten bis zum Zeitalter Kaiser Wilhelms reihen sich in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit eine unübersehbare Menge merkwürdiger Männer aneinander; neue Ideen, wahre und falsche, steigen aus dem brodelnden Kessel des revolutionärsten Zeitalters der Geschichte empor und beunruhigen und stören, fördern und einigen das Leben und Streben der Völker. Thatkräftiger Fortschritt, überhastete politische Bestrebungen, verworrene Träumereien und erneuter Rückschritt lösen einander ab, bald hier bald dort, und führen zu segensreichen Wandlungen ebenso wie zu Thaten des Wahnsinns; alte Staatengebilde zerfallen, um neuen Platz zu machen; das verfluchte Weltbürgerthum weicht dem erwachenden nationalen Bewußtsein, dessen Kraft sich langsam der Fesseln entledigend, große Staaten im tiefsten Innern erschüttert, kleine vernichtet und die Angehörigen eines Stammes immer enger zusammenführt. Das altehrwürdige „Reich

deutscher Nation", in seiner letzten Zeit ein verblaßtes, machtloses Schemen, zerfällt; der Kampf um die Führerschaft der Nation zwischen dem alten Oestreich, an dessen Seite die Ueberlieferung steht, und dem aufstrebenden Preußen zieht sich in wechselnden Gestalten durch Jahrzehnte hin und wird bald auf Papieren, bald auf Schlachtfeldern geführt; zweimal stoßen Deutschland und Frankreich in blutigen Kämpfen zusammen; im Süden ersteht, mehr durch Niederlagen als durch Siege, ein geeintes Italien; das türkische Reich, einst der Schrecken des Westens, verblaßt zu einem Gespenst für Kinder und wird dennoch der Ausgangspunkt von Kämpfen, deren Lösung sich nicht voraussehen läßt — kurz, wohin wir blicken, zeigt sich uns ein unfertiges, nach Gestaltung ringendes Chaos, eine beängstigende Fülle von Thatsachen und Gestalten.

Tiefeinschneidende politische Bewegungen können sich nicht vollziehen, ohne andere Gebiete zur Mitleidenschaft zu zwingen. Die Kämpfe zwischen verschiedenen Anschauungen in einem Volke, wie jene zwischen den Völkern wirken auf die Zeitstimmung ein; diese beeinflußt die Phantasie und das Denken der Mitlebenden in irgend einer Weise. Die Dichtung und die bildenden Künste, die Religion und Philosophie, ja selbst Wissenschaften, welche mehr am Sachlichen haften, wie die Geschichtsschreibung und Naturforschung, werden von den herrschenden Anschauungen ergriffen und treten ihnen freundlich oder feindlich entgegen. So haben sich seit Beginn des Jahrhunderts tiefe Strömungen gebildet, welche allmälig, wie die Romantik, alle großen Culturvölker in ihr Bereich gezogen haben und alle Aeußerungen des schaffenden Geistes in irgend einer Art bestimmten. Der Einfluß eines Volkes auf das andre mußte sich steigern, je mehr der findige Menschengeist Hilfsmittel gewann, den Verkehr der Völker und der Ideen zu erleichtern und den Wechseltausch aller Erzeugnisse zu vergrößern. Dampf, Elektricität und Presse haben am meisten dazu beigetragen, die künstlichen Schranken niederzureißen und die einzelnen Völker in einen Verkehr zu bringen, welcher heute durch kein Mittel mehr eingeengt werden kann. Das Alles hat den Gesichtskreis der letzten Generationen immer mehr erweitert und eine Fülle von gemeinsamen Anschauungen und Interessen erzeugt, welche trotz des gesteigerten Nationalbewußtseins zugleich eine Ausgleichung der Raceneigenthümlichkeiten erzeugen, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in stetigem Fortschreiten begriffen ist. Wie im politischen Leben, so ist auch auf den Gebieten der Kunst und Poesie die Fülle des Geschaffenen erdrückend und macht immer mehr die Sichtung des Bleibenden vom Vorübergehenden, die Ordnung des chaotischen Stoffes nothwendig.

Die gewaltigsten Ergebnisse haben die Naturwissenschaften aufzuweisen; hier reiht sich seit dem Anfang unseres Jahrhunderts eine folgenreiche Entdeckung an die andre; Männer aller Nationen sind thätig gewesen und arbeiten immer weiter, um die Grundzüge einer auf Beobachtung ruhenden Natur-

anschauung zu gewinnen. Zum Theile abhängig von den rein wissenschaftlichen Forschungen sind die Bemühungen der Praktiker, welche die allgemeinen Principien für das Leben zu verwerthen suchen. In Wahrheit riesenhaft sind der Aufschwung der Technik und die Verwendung der Maschine, durch welche tausend und tausend Menschenhände frei wurden und durch die ein vorläufig überflüssiges Capital an Menschenkraft erzeugt worden ist, welches aber nicht lange feiern dürfte, ohne zum Feinde der bestehenden Gesellschaftsordnung zu werden.

Im innigsten Zusammenhange mit all den großen und leicht sichtbaren Bewegungen stehen viele andre, welche sich dem Blicke des oberflächlicheren Beschauers entziehen oder ihm nur dann bemerkbar werden, wenn irgend eine geschichtliche Thatsache, das Zusammentreffen besonderer Umstände sie den Augen der Welt enthüllt. Derartige Bewegungen hat unser Jahrhundert auf dem kirchlichen wie auf dem socialen Gebiete werden lassen; die Bemühungen der Hierarchie, die einstige Herrschaft über die Geister wieder zu gewinnen, die langsame Bildung eines vierten Standes und manche andre Erscheinung gehören hieher. Derartige Bestrebungen entwickeln sich Jahrzehnte lang ungesehen oder wenig beachtet, als Gegner oder Kinder des Zeitgeistes, innerlich berechtigt oder verwerflich, als bauende oder zerstörende Mächte, bis ein Augenblick kommt, wo sie gewappnet in das Leben der Völker eintreten, Freunde und Feinde erwecken und neue, ungeahnte Kämpfe nothwendig machen.

Als das letzte Ergebniß aller Culturbewegungen erscheint die *Bildung einer bestimmten Weltanschauung*, welche für einen gewissen Zeitraum den größten Theil des lebenden Geschlechtes befriedigt, dessen geistiges und sittliches Dasein adelt und bestimmt, der ganzen Welt und der ganzen Menschheit irgend ein höheres Princip zu Grunde legt. Unsere Zeit entbehrt bis heute eine Weltanschauung, welche alle ernsteren und tieferen Geister zu befriedigen vermag und im vollen Einklang mit den unzweifelhaften Grundsätzen der modernen Wissenschaft steht. Die neue Weltanschauung ringt noch immer nach Gestalt, kaum daß hier und dort schärfere Umrisse aus dem chaotisch wogenden Nebel hervortreten. Die geschichtlichen Bekenntnisse aller Art mußten sich naturgemäß in bestimmten Formen entwickeln, welche von um so größerem Einfluß auf die Gläubigen sein mußten, je weniger sie den vorwärts drängenden Ideen der Zeit nachgaben. Das Feste, scheinbar Abgeschlossene dieser äußeren Religionsformen, die scheinbar unumstößliche Gewißheit, mit welcher Alles in Dogmen ausgesprochen ist, was seinem tiefsten Wesen nach als volle Gewißheit nicht nachgewiesen werden kann, kurz die strenge Bestimmtheit, welche den Zweifel einfach verbietet, gibt den einzelnen Religionen ihre Dauer. Am meisten gerade in Zeiten, wo der menschliche Geist, als dessen treibende Kraft der Zweifel erscheint, tausend und tausend Erkenntnisse gewonnen hat, welche mit irgend einer kirchlichen Ueberlieferung

unvereinbar erscheinen, da flüchten Millionen von Gemüthern, im Innern viel zu schwach, um klare Ueberzeugungen für ihr sittliches Dasein sich selbst zu erobern, aus dem Gewirre drängender Ideen in den sicheren Hafen geschichtlicher Ueberlieferungen, welche unlösbare Fragen durch einen Glauben befriedigend lösen. Andrerseits streben die Bekenntnisse selbst danach, ihre Herrschaft zu befestigen, jeden Gedanken, welcher ihre Grundanschauungen bedroht, zu bannen und zu bekämpfen, ja sie greifen sogar zu Mitteln, welche ihnen Feinde im eigenen Lager schaffen müssen, wie sie die Zahl der Gegner außerhalb desselben vermehren. So mußte sich eines Theils der grobe Materialismus entwickeln, welcher Alles als unbestreitbare Gewißheit annahm, was unbesonnene oder flache Naturforscher als volle Wahrheit hinstellten und dafür von der urtheilslosen Menge denselben „Köhlerglauben" forderten, den sie bei den kirchlichen Bekenntnissen verspotteten; so mußte sich die verderbliche Gleichgiltigkeit gegen alles innere religiöse Leben gestalten, welche in den weitesten Kreisen unseres Geschlechtes herrscht; so mußte zuletzt der Pessimismus entstehen, welcher sich dem Leben auf allen Gebieten feindlich gegenüberstellt und einen Theil der gesunden Volkskraft aufzehrt.

Im tiefen Zusammenhange mit diesen unsichtbaren geistigen Kämpfen steht die Entwerthung der idealen Lebensanschauungen, steht der Hang zum müheloſen Erwerb und zum sinnlichen Genuß des Daseins, welcher heute einen nicht geringen Theil der europäischen Gesellschaft beherrscht und erst in der neuesten Zeit langsam einem ernsteren Geiste zu weichen beginnt; in tiefem Zusammenhange mit diesen Geistesbewegungen steht zugleich die Halbbildung, welche die meisten Kreise durchzieht. Der Menschengeist hat in dem letzten Jahrhundert zu viel des Neuen hervorgebracht und die Völker waren nicht im Stande, Alles in sich aufzunehmen und in Fleisch und Blut zu verwandeln; Tausende mußten sich mit dem gefährlichen Halbwissen begnügen und zogen aus demselben verderbliche Folgerungen, welche sie ihrem sittlichen Leben zu Grunde legten.

Neben dem materialistischen Geist entwickelte sich langsam ein zweiter, welcher, im Gegensatze zu der falschen Aufklärung stehend, eine Befriedigung seines übernatürlichen Bedürfnisses im Aberglauben suchte — der Spiritismus, dessen Aufschwung in jene Zeit fällt, wo die Apostel des flachsten Materialismus ihre größten Triumphe feierten; ein Aberglaube, welcher von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Anhängern gewonnen hat und sie noch mehr gewinnen wird, seit Männer von wissenschaftlichem Ruf sich den Schwärmern an die Seite gestellt haben und dadurch einer sehr zweifelhaften und unklaren Sache Achtung und Beachtung zu erringen suchen.

Für Jeden, welcher ein Verständniß unseres Jahrhunderts erringen will, ist es nöthig, die bedeutenden Erscheinungen auf allen Gebieten im Zusammenhange zu erfassen: sie in einem solchen so klar und übersichtlich als möglich darzustellen, ist die schwierige Aufgabe, welche sich der Ver-

faſſer geſtellt hat. Es fehlt nicht an Werken, welche denſelben Stoff mit einer unendlichen Fülle von Geiſt und Gelehrſamkeit behandelt haben, aber in ihnen überwiegt das wiſſenſchaftliche Intereſſe: die Arbeiten ſind in ihrer Art vorzüglich, aber ſie ſetzen bei dem Leſer eine nicht unbedeutende Menge von Kenntniſſen voraus, ſind zu umfaſſend, um in die weiten Kreiſe des Volkes Eingang finden zu können, ſie erfordern ein eingehendes, oft mühſames Studium. Der Verfaſſer des vorliegenden Werkes hatte die Abſicht, ein Buch zu ſchreiben, das die wichtigſten Begebenheiten auf den verſchiedenſten Gebieten umfaßt und in einer jedem, auch dem einfacher gebildeten Menſchen verſtändlichen Form darſtellt, ihm eine Ueberſicht gewährt und einen leitenden Faden an die Hand gibt, welcher ihn durch das Gewirre der Erſcheinungen führen kann. Nichts, was beſtimmend auf die allgemeine Entwicklung unſeres Zeitalters gewirkt hat, iſt im Plane überſehen, aber es iſt vermieden, den Leſer durch zu große Anhäufung des Stoffes zu ermüden und zu verwirren. An die Darſtellung der politiſchen Verhältniſſe der einzelnen Zeiträume werden ſich in beſonderen Abſchnitten die Veränderungen und Fortſchritte auf den Gebieten der Literaturen, der bildenden Künſte, der Wiſſenſchaften, der Erfindungen, Entdeckungen, des Preßweſens, des Weltverkehrs u. ſ. w. anſchließen, wobei auf Deutſchland naturgemäß das größte Gewicht gelegt wird.

Wie wir bei dem Baume Stamm, Aeſte, Blätter und Blüthen ſehen, aber nicht die Wurzeln, ſo iſt es auch in den Epochen der Geſchichte. Die Zahlen, mit welchen wir die Jahrhunderte bezeichnen, ſind ein äußerliches Trennungsmittel, ein nothwendiger Behelf, aber ſie ſcheiden nicht in Wahrheit die Zeiträume von einander. So iſt es auch mit unſerm Jahrhundert der Fall: die Wurzeln deſſelben ruhen feſt und unablöslich in ſeinem Vorgänger, in einem Zeitraume, welcher die größten und folgenreichſten Anregungen auf allen Gebieten gegeben hat. Die Zeit von 1800—1880 iſt nicht zu verſtehen, wenn man nicht in die vorhergehende Epoche zurückgreift; nur auf Grundlage derſelben iſt ein volles Verſtändniß der Gegenwart überhaupt möglich, denn nicht nur der Anfang unſeres Jahrhunderts, ſondern ſehr viele Gedanken der Gegenwart wurzeln in jener bewegten Periode, welche ungefähr die Zeit zwiſchen den nordamerikaniſchen Freiheitskriegen und dem Ausgang der franzöſiſchen Revolution umfaßt. So erſchien es naturgemäß geboten, die politiſchen und geiſtigen Bewegungen jener Epoche in die Darſtellung aufzunehmen.

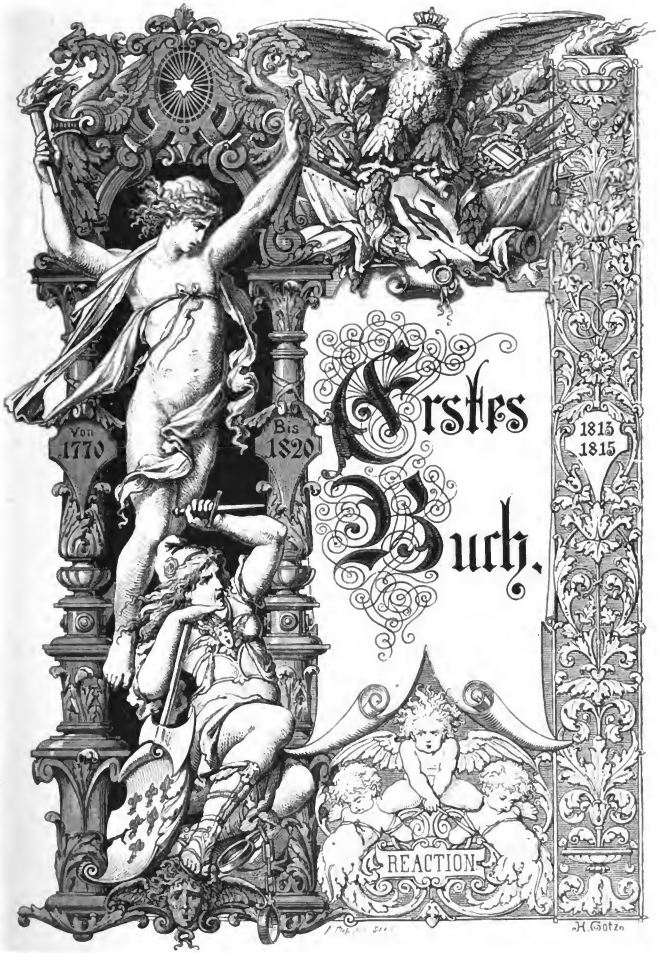
Ueber den Standpunkt, welchen der Verfaſſer einnimmt, können einige Worte genügen. Er ſtrebt nach Parteiloſigkeit, ſoweit dieſelbe mit eigenen Ueberzeugungen verträglich iſt; er ſteht auf dem Boden der Freiheit, ſo lange dieſe nicht in Zügelloſigkeit ausartet, und ſich von den Geſetzen der Vernunft entfernt; er iſt ein Deutſcher, welcher ſein Vaterland über Alles liebt, und deßhalb ſeinen Groll nicht in kühle Objektivität dort zwingen kann,

wo er die schädigenden Einflüsse der Fremdländerei, die Schwächen des eigenen Volkes darstellen muß. Nicht nur Fürsten, auch Völker lassen sich von Schmeichlern gerne bethören — ich halte das Letztere für weit verderblicher. Die einseitige Vorliebe für das Heimische führt zur Ungerechtigkeit gegen das Wesen fremder Nationen; die bei uns leider noch immer wuchernde Bewunderung alles Fremden zu einer Minderschätzung der guten Eigenschaften des eigenen Volkes. Wir Deutschen schwanken darin fast immer zwischen den Gegensätzen; während wir einerseits mit fast überregem Eifer jeder Erscheinung im Geistesleben des Auslandes nachspüren und ihr gerecht zu werden suchen, sind wir wieder in vielen Dingen einseitig und ungerecht; während wir uns als der „Nation der Dichter und Denker" selbst schmeicheln, beugen wir uns demüthig vor hundert Götzen, welche der wechselnde Geschmack uns aus der Fremde einführt; wir sind stolz auf deutsche Kraft, wir dürften stolz sein auf manches Andre, und dennoch verabsäumen wir in Kunst, Literatur und Leben oft genug die kräftige Entwicklung des eigenen Volksthums.

Die Zeit, welche auf den folgenden Blättern geschildert werden soll, wird vielfach Gelegenheit bieten zu zeigen, wie wir uns vom fremden Wesen knechten ließen — da hält es der Verfasser für seine Pflicht, nichts zu beschönigen, sondern der Wahrheit, mag sie noch so bitter sein, die Ehre zu geben.

Es geht durch unsre Tage ein Zug, welcher in vielen Richtungen hin allem Idealen sich feindlich gegenüberstellt. Die ernsteren Geister der verschiedenen Nationen haben es als ihre Aufgabe erkannt, denselben zu bekämpfen, um die Ideale der Menschheit vor der modernen Barbarei zu retten. Unser Vaterland hat seit jeher an diesen edlen Kämpfen Theil genommen, welche auch heute von bedeutenden Geistern weitergeführt werden. Mit beschränkterem Wissen und geringerer Kraft wird der Verfasser von „Unser Jahrhundert" dem gleichen Feinde gegenübertreten, dem Geiste des nüchternen Materialismus, welchem die Ehrfurcht vor allen künstlerischen wie sittlichen Idealen mangelt, welcher in seinen letzten Folgerungen nur zum haßerfüllten Kampfe Aller gegen Alle führen und die gesammten Errungenschaften der Geschichte unter wüsten Trümmern begraben müßte. Ebenso muß sich der Kampf gegen jenen unglückseligen Pessimismus wenden, welcher in den Kreisen der Gebildeten, nicht nur unseres Volkes, sich als Krebsschaden tief eingefressen, ja sich bereits eines Theiles der Jugend bemächtigt hat. Ein Geschlecht, das so lange an sich und der Welt zweifelt, bis es an beiden verzweifelt, das muß die lebendige Thatkraft, das starke Pflichtgefühl, den freudigen Opfermuth verlieren, welche allein die Aufgaben der Zukunft lösen können, ein solches Geschlecht muß erbärmlich zusammenbrechen, wenn ihm der unerbittliche Geist der Geschichte schwere Aufgaben auf die Schultern ladet. Darum gilt es immer und überall diesem pessimistischen Geiste der Gegenwart gegenüberzutreten, welcher wie der materialistische zu einer Krank-

heit des Jahrhunderts geworden ist, um so gefährlicher, weil beide die Selbstsucht des Einzelnen und der Parteien auf allen Gebieten groß gezogen haben. Nicht nur der Mensch, auch Völker können nur groß werden, wenn sie die Selbstsucht in sich zu tödten suchen, die Gleichgültigkeit gegen das Ideale im geistigen und sittlichen Leben beseitigen und mit gesunder Thatkraft sich allen Aufgaben der Zeit widmen. Man nennt die Geschichte eine Prophetin — sie ist es, aber leider nur zu oft eine Kassandra, deren Rufen man das Ohr verschließt; die Pflicht der Culturvölker der Gegenwart ist es, von der Vergangenheit in Wahrheit etwas zu lernen, um das Thörichte und Verderbliche so mancher Bewegung zu erkennen, welche heute die Ruhe der Staaten stört, um aber auch alle edlen und erhebenden Gedanken der vergangenen Geschlechter aus dem Schlummer zu wecken und durch Thaten zu verwirklichen, für welche ihnen einstens die fernen Enkel Dank sagen.


Von
1770
Bis
1820
Erstes
Buch.
1813
1815
REACTION
H. Götze

Erstes Kapitel.

Von dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg bis zum napoleonischen Kaiserthum.

Im Jahre 1760 hatte Georg III. die Regierung in England übernommen — eine Natur, starr in ihren religiösen Anschauungen und nach einer Selbstherrschaft strebend, welche sich am wenigsten mit Englands Ueberlieferung vertragen konnte. Ein starker demokratischer Zug wirkte durch die Jahre seiner Herrschaft hin, welcher nicht nur von dem größeren Theile des Volkes, sondern vom ganzen Zeitgeiste unterstützt wurde. Zu ganz hervorragender Wichtigkeit sollte sich eine Bewegung entwickeln, die aus ziemlich geringen Anlässen hervorging. Schon im Lenz 1764 hatten das Parlament und das Ministerium Grenville beschlossen, die Stellung der nordamerikanischen Colonien zum Mutterlande zu verändern: Handel und Gewerbe waren vielfach beschränkt, verschiedene von der Fremde einzuführende Waaren mit Zöllen belastet worden, deren Höhe einen Theil des aufblühenden Handels schwer schädigen mußte. Im nächsten Jahre wurde eine Stempelsteuer ausgeschrieben, welche den Anlaß zu ernsteren Verwicklungen gab. Die bedeutendsten der Bundesstaaten traten durch Abgesandte zu einem Congreß zusammen und sprachen sich gegen die Verfügungen thatkräftig aus, fest entschlossen, denselben Widerstand entgegenzusetzen. Ein neues Ministerium, an dessen Spitze der Marquis von Rocking-

ham stand, nahm die Zurückziehung der Stempelakte in sein Programm auf, um die Colonien zu beruhigen und bediente sich als Vermittlers des Benjamin Franklin, welcher sich als Vertreter von Pennsylvanien eben in London befand. Franklin, als Sohn eines armen Seifensieders am 17. Jan. 1706 bei Boston geboren, genoß in den Colonien ein großes Ansehen. Sein auf die Wirklichkeit gerichteter Blick wie die Kenntniß der nordamerikanischen Verhältnisse ließen ihn dem Marquis als die geeignete Persönlichkeit erscheinen, den Frieden herzustellen. Franklin gab in einer Sitzung des Parlaments eine Schilderung der Verhältnisse und bewog durch dieselbe das Haus, die Stempelakte aufzuheben. Sehr wenig jedoch entsprach das Vorgehen des Ministeriums und der Parlamente dem Könige und der strengen Hofpartei. Rockingham mußte endlich weichen, ein gefügigeres Ministerium, in welchem neben dem zum Grafen von Chatham ernannten Pitt dem Aelteren zumeist nur geschmeidige Hofmänner saßen, trat unter Herzog von Grafton an die Stelle. Doch sowohl in dem neuen Parlamente wie im Volke fand das Ministerium vor allem nach Chathams Ausscheiden eine starke Opposition. Mitten in den Tagen der tiefgehenden Erregung erschienen im „Public advertiser", einer Londoner Zeitung, Aufsätze, mit dem Namen „Junius" unterzeichnet, der erste am 21. Jan. 1769, der letzte ungefähr drei Jahre später. Mit immer steigender Kühnheit, mit einem Witz, welcher alle Stufen vom leichten Spott bis zu bissigem Hohn betritt, in einer kunstvollen, gewandten, klaren Sprache begleitete der unbekannte Verfasser die Ereignisse der Zeit, griff die maßgebenden Persönlichkeiten bis zum Könige an und vertheidigte zugleich die Rechte der englischen Verfassung gegen alle selbstherrischen Uebergriffe der regierenden Kreise, vor allem die durch einen bestimmten Fall verletzte Unantastbarkeit der Wahlfreiheit, die Freiheit der Presse und das Recht der Schwurgerichte. In den Briefen, als deren Verfasser man erst in neuester Zeit Sir Philipp Francis (geb. 1740, gest. 1818) mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen hat, herrschte ein nicht selten revolutionärer Ton; von der Gleichberechtigung aller Bürger, von gerechter Vertheilung der Lasten wurde mit einer Entschiedenheit gesprochen, welche um so bedeutungsvoller war, als sie in den weitesten Kreisen und selbst im Parlament durch Chatham lebendigen Widerhall fand. Die Abdankung des Cabinets Grafton war das erste Ergebniß der Bewegung — Ende Januar 1770 trat Lord North mit einem neuen Ministerium an dessen Stelle, doch der Gegensatz zwischen dem freisinnigen Bürgerthum und dem Volke gegenüber der königlichen und aristokratischen Partei blieb in alter Schroffheit bestehen, ja er spitzte sich noch mehr zu. In dieser Zeit trat neben dem Junius ein zweiter politischer Schriftsteller auf, Edmund Burke, 1730 in Dublin geboren, seit 1765 Mitglied des Parlaments. In einer 1770 erschienenen Schrift stellte er sich den absolutistischen Bestrebungen, welche darauf abzielten, das Parlament zu einer bloßen Scheineinrichtung zu

machen und die Freiheit der Verfassung zu untergraben, mit großer Schärfe entgegen.

Aber auch in den Colonien war die Unruhe nicht beseitigt. Die Bemühungen Graftons, denselben eine Steuer aufzuzwingen, waren erfolglos gewesen; jetzt machte North den erneuten Versuch, durch eine kleine Abgabe auf Thee wenigstens das Recht Englands dem Tochterlande gegenüber zu wahren. Der erste Ausbruch der Erregung fand in Boston statt, wo bewaffnete Bürger die Ladung mehrerer Theeschiffe in das Meer warfen (18. Dec. 1773). Nun sperrte England den Hafen und entsandte Truppen, deren Anführer General Gage, von König und Parlament bevollmächtigt, die demokratische Verfassung von Massachusets beseitigte und die Vertretung derselben auflöste. Die Folge war der Congreß von Philadelphia, welchen fast alle Colonialstaaten beschickten. Die ausgearbeiteten Schriftstücke wiesen nach, daß die Colonien berechtigt seien, sich zu wehren, daß sie in ihrem Vorgehen auch die alte englische Verfassung gegen königliche Uebergriffe vertheidigten und somit auf die Theilnahme der Bürger Englands rechnen dürften. In einer besonderen Erklärung faßten sie die Befugnisse zusammen, welche jedem Manne als unveräußerlich von der Natur mitgegeben sein sollen, die sogenannten „Menschenrechte", — ein Begriff, so dehnbar und gefährlich, wie kaum ein zweiter. Noch vor Beendigung des Congresses war ein zweiter ausgeschrieben und das Volk im Staate Massachusets bewaffnet worden — schon im Februar und im April 1775 kam es zu Zusammenstößen mit den englischen Truppen. Es war natürlich, daß unter solchen Umständen die Schriften des Congresses, so großen Anklang sie in ganz Europa fanden, von Georg und dem Ministerium nicht wohlwollend aufgenommen wurden. Der zweite Philadelphier-Congreß sandte noch ein Gesuch an den König, ließ aber zu gleicher Zeit ein Bundesheer aufstellen, dessen Führung Georg Washington übertragen wurde: Pflichttreue und Charakter zeichneten ihn aus. Es war keine leichte Aufgabe, Massen, welche meist jeder militärischen Schulung entbehrten, gegen geordnete Truppen in das Feld zu führen; der Haß gegen England und die zähe Entschlossenheit der Nordamerikaner hätten allein den Sieg trotz des hochbegabten Führers nicht erfochten, wäre nicht die Selbstüberschätzung der englischen Feldherrn ihr Bundesgenosse gewesen. Dieselbe erlitt schon Mitte Juni 1775 bei Bunkerhill eine Demüthigung.

Weder das Cabinet noch die beiden Häuser des Parlaments waren geneigt, etwas von Versöhnung zu hören. Das entsprach ganz den geheimen Plänen Franklins, welcher dem Kampfe gegen England das Gepräge der aufgezwungenen Vertheidigung erhalten wollte. Zugleich trug er sich mit dem Gedanken, die Sympathien, welche der Sache der Colonien in Frankreich entgegengetragen wurden, im günstigen Augenblicke für sich zu benützen. Die vornehmen Kreise Frankreichs schwärmten damals für Freiheit und Weltbürgerthum, die Stimmung war der amerikanischen Sache sehr günstig.

Im Mai noch vor dem Treffen bei Bunkerhill war Franklin nach der Heimat zurückgekehrt und betrieb die Fortsetzung des Kampfes. Im Frühling 1776 zwang Washington den in Boston eingeschlossenen General Howe zur Uebergabe, im Juni trat der Congreß wieder zusammen und am 4. Juli wurde die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von Nordamerika feierlich erklärt. An der Spitze der Erklärung standen die schon erwähnten Menschenrechte: „alle Menschen sind einander gleich; der Schöpfer gab ihnen unermeßliche Rechte, das Recht des Lebens, der Freiheit und des Strebens nach Glückseligkeit. Rechtmäßig ist nur die Regierung, welche diese Rechte schützt und eine rechtmäßige Regierung kann nur hervorgehen aus der Zustimmung der Regierten. Erfüllt eine Regierung diesen Zweck nicht, so hat das Volk das Recht, sie zu ändern." Mit diesen Sätzen war das Zeitalter der Revolutionen eingeleitet.

Der Sommer brachte dem amerikanischen Heere im September eine große Niederlage, aber Washington flößte durch einige glückliche Treffen nach dem Uebergang über den mit Treibeis überdeckten Delaware den Verbündeten neuen Muth ein. Indessen hatte der Congreß sein Mitglied Franklin nach Paris gesendet, damit er dort den Bund mit Frankreich thatkräftig betreibe. Franklin wurde überall mit der größten Begeisterung aufgenommen; der Adel drängte sich um ihn, die Gelehrten und Schriftsteller, aufgesäugt mit jenen Ideen, welche eben in Amerika zur That gestaltet wurden, betrachteten den klugen und dabei so einfachen Bürger als ein Orakel; man spielte arglos mit dem Feuer revolutionärer Gedanken. Wenige waren wirklich in tiefster Seele überzeugt von der Wahrheit derselben, unter ihnen der junge Marquis Maria Joseph de Lafayette (geb. 1757). Derselbe hatte schon seit Monaten aus eigenen Mitteln eine kleine auserlesene Schaar angeworben und eine Fregatte ausgerüstet, mit welcher er im April in die See ging und sein Ziel glücklich erreichte. Washington empfing ihn sehr freundlich — der Congreß ernannte den Jüngling mehr aus Höflichkeit als aus Ueberzeugung zum Generalmajor. Im Herbst 1777 nahm der Krieg einen für den Bund günstigen Verlauf, ein englisches Heer mußte sich bei Saratoga übergeben. (10. Okt.) Dieser Glücksfall entschied die Haltung des französischen Ministeriums, welches endlich am achten Februar 1778 zwei Verträge mit Franklin unterzeichnete, in welchen Frankreich die Selbstständigkeit der Nordamerikaner anerkannte und bis zur Erlangung der vollsten Unabhängigkeit thatsächliche Unterstützung versprach. Zwei Wochen nach dem Bündniß wurden Franklin und seine Gefährten bei Hofe feierlich vorgestellt. Der Augenblick ist einer der geschichtlich merkwürdigsten: in die Mitte einer Gesellschaft, welche trotz aller theoretischen Schwärmerei für Weltbürgerthum und Freiheit nicht ein Theilchen ihrer aristokratischen Vorrechte hätte aufgeben mögen und dem Volke hochmüthig gegenüberstand, traten drei einfache Bürger im schlichten, langen Tuchrock, das Haar ungepudert,

Washington's Uebergang über den Delaware von E. Leutze.
(Nach einem Stiche aus dem Verlag von Goupil & Cie. in Paris.)

im ganzen Wesen nüchtern, steif, ohne jene leichte und leichtsinnige Anmuth des Pariser Hofes. Als sie durch die glänzenden Reihen der Gesellschaft dem Könige zuschritten, empfing sie Händeklatschen. Noch größer war der Jubel, womit die Menge, welche vor den Tuilerien auf- und niederwogte, die drei Amerikaner begrüßte. — Das Ganze war ein scheinbar harmloses Vorspiel der großen Revolution, denn schon lebten im Volke Gedanken, welche gefährlich in der Stille fortwucherten.

Der Krieg zog sich mit wechselndem Erfolge hin, bis es Washington endlich gelang, durch die Einschließung und Einnahme von Yorktown am 19. Okt. 1781 den entscheidenden Schlag zu führen — es war hohe Zeit, denn durch die Opfer des Krieges waren die Kräfte der Colonien auf das Aeußerste erschöpft und besonders die Geldverhältnisse sehr zerrüttet, wozu vor allem die sinnlose Fabrikation von Papiergeld und die mit dem Kriege zusammenhängende Stockung im Handel am meisten beigetragen hatten.

Das englische Ministerium sah endlich die Unmöglichkeit ein, die Colonien wieder zu gewinnen, um so mehr als ein einheitliches Vorgehen nicht möglich war, denn es galt ja auch gegen Frankreich zu kämpfen und sich gegen die stets wachsende innere Opposition zu halten; eine weitere Gefahr drohte, seit sich Karl III. von Spanien an die Seite von Frankreich gestellt hatte. Noch gefährlicher wurde die Lage, als auf Anregung Rußlands ein Bund der neutralen Seestaaten vorgeschlagen wurde; derselbe sollte die Handelsschiffe der Russen und der Niederlande vor allen Uebergriffen der kriegführenden Mächte schützen. Da erklärte England den Niederländern den Krieg. Jetzt standen drei Gegner in Europa der brittischen Macht gegenüber; im Innern mehrte sich die Opposition gegen North immer mehr, an der Spitze derselben standen Richard Brinsley Sheridan, als Sohn eines Schauspielers 1751 in Dublin geboren und als Dichter bekannt, und William Pitt der Jüngere, der dritte Sohn Lord Chathams, beide 1780 in das Parlament gewählt. Bis zum März 1782 dauerte der Kampf der Oppositionsparteien gegen North, bis derselbe endlich, unfähig die Angriffe abzuwehren, seine Entlassung einreichte. Nun mußte Georg III. sich entschließen, das neue Ministerium aus Mitgliedern der ihm verhaßten Partei zu berufen — Rockingham, Sheridan und Burke gehörten demselben an, meistens Männer, welche seit langem für Anerkennung der Unabhängigkeit der Colonien gesprochen hatten und dieselbe jetzt in ihr Programm aufnahmen. Der Seekrieg hatte den Engländern indeß manchen Verlust gebracht, die Insel Minorca war ihnen von Spanien entrissen worden, nur Gibraltar, dessen Besatzung Lord Elliot befehligte, hielt sich trotz aller Angriffe, ebenso waren die Versuche einer französischen Flotte, die englischen Inseln in Westindien an sich zu reißen, mißlungen. Schon während der letzten Zeit des Krieges waren Unterhandlungen in Paris eingeleitet worden, welche am 3. Sept. 1783 endlich zum Frieden von Versailles führten. Franklin erlangte jetzt die Bestätigung der Unabhängigkeit auch von Seite

Englands; Spanien blieb im Besitz eines Theils des Eroberten, mußte aber auf Gibraltar Verzicht leisten; Frankreich wurde entschädigt. Am schlimmsten kam Holland weg. Obwohl nun England den Versuch der europäischen Seestaaten, seine Macht auf dem Meere zu brechen, vereitelt hatte, war man mit dem Frieden dennoch sehr unzufrieden und es hatte von neuem ein Kampf gegen das Ministerium begonnen, noch ehe die Unterzeichnung der Traktate in Versailles erfolgt war. Die Bewegung führte zur Bildung des sogenannten Coalitionsministeriums, in welchem neben Lord North der Republikaner Charles James Fox, sein einstiger Gegner, saß. Die Ziele der Coalition waren durchaus selbstsüchtige und verriethen sich zu bald; am 19. Dezember 1783 entließ Georg das Ministerium — an die Spitze der Staatsgeschäfte trat William Pitt, der Gegner der Coalition und der demokratischen Bewegung, der Verfechter der aristokratischen Vorrechte, ein geborner Staatsmann und Diplomat, ruhig, besonnen und voll Selbstbeherrschung. So war in England zur selben Zeit eine conservative Richtung zum Siege gelangt, wo in anderen Staaten des Festlandes, in Frankreich, Belgien und Holland der Geist der Revolution zu wachsen begann und immer mehr und mehr erstarkte.

Jene Periode der deutschen Literatur, welche die Entfesselung des individuellen Empfindens und den Kampf gegen das Hergebrachte in der Poesie wie im gesellschaftlichen und sittlichen Leben umfaßt, wird nach dem Drama eines der Dichter, Maximilian Klingers, „Sturm und Drang" betitelt. Diese Bezeichnung paßt mehr oder minder auf die Stimmung aller europäischen Culturvölker in dem Zeitraum, welcher der französischen Revolution vorangeht. Am Beginn des Jahrhunderts war das geistige Leben in den großen Völkerverbänden entweder wie bei den Südromanen fast abgestorben, oder wie in England, Frankreich und Deutschland von einem Geiste nüchterner Verständigkeit beherrscht, welche sich aber zugleich mit einer Unnatur paarte, die in der Dichtung, in den bildenden Künsten und in den Formen des Verkehrs überall zu Tage trat. Das eigentliche Volk erscheint mehr oder weniger ausgeschlossen von dem geistigen wie politischen Leben der Nationen; Fürsten, Adel, Klerus und Gelehrte bildeten fast allein die Kreise, welche Rechte besaßen — mit Ausnahme von England war die große Masse für das Geistesleben und das staatliche Dasein belanglos. Aber schon bereitete sich langsam eine Wandlung der Zeitanschauungen vor, welche zum Theile von England ausging. Der englische Denker John Locke (gest. 1704) hatte in seinem Hauptwerke als die einzigen Quellen der menschlichen Erkenntniß die Sinnesempfindungen und die Reflexion hingestellt und jedes Wissen geläugnet, welches nicht auf der unmittelbaren Erfahrung oder auf der Schlußfolgerung

vom Besonderen auf das Allgemeine beruhe. Zugleich hatte er das Gottesgnadenthum der Fürstengewalt bekämpft, den Grundsatz von der ursprünglichen Freiheit des Menschen ausgesprochen und in Hinsicht auf die religiösen Bekenntnisse nicht nur allgemeine Duldung, sondern sogar bürgerliche Gleichberechtigung für jede Confession gefordert. Gedanken, welche ein Philosoph in einem gelehrten Werke aufstellt, können natürlich nicht schnell wirken, sie bedürfen dazu der Zeit und der volksthümlicheren Form, die sie weiteren Kreisen zugänglich macht. Das geschah für Locke zum Theil durch Anthony, Grafen von Shaftesbury (gest. 1713), welcher sich in seinen im weltmännischen, klaren Stil geschriebenen Werken an Locke anlehnte. Aber schärfer als dieser trat er gegen die Religion auf, läugnete die bindende Kraft der Offenbarung und forderte für jede Forschung vollkommene Freiheit. Da er in seiner Darstellung sehr fesselnd war, oft schwungvoll, dann wieder witzig und ironisch, so gewannen seine Schriften eine weite Verbreitung in den vornehmen Ständen, aus welchen nach ihm noch zwei einflußreiche Schriftsteller hervorgingen: Lord Henry Bolingbroke (gest. 1751) und Graf Philipp Chesterfield (gest. 1773). Bei dem Ersteren tritt der Spott gegen die Religion noch schärfer hervor; er läugnet nicht die Gottheit, aber sieht in den Bekenntnissen nichts mehr, als Mittel zu Staatszwecken; der Pöbel müsse im Glauben, wo möglich an eine Staatsreligion, erhalten werden, für den Gebildeten, d. h. für den vornehmen Lebemann, erscheinen ihm alle Vorurtheile hemmend und gleichgültig. Mangel an jedem sittlichen Idealismus kennzeichnet ihn und noch mehr Chesterfield.

Neben den Genannten wirkte in ernsterer, wissenschaftlicher Weise eine Anzahl von Männern, welche den „Deismus" vertraten, den Glauben an einen Gott, aber einen Glauben, der jede übernatürliche Offenbarung verwirft und seine Lehrsätze allein aus der Vernunft herleiten will. Mancher dieser Deisten oder „Freidenker" schritt bis zur Verwerfung jeder Religion. Es ist begreiflich, daß derartige Anschauungen sowohl von den Strenggläubigen wie von den ruhigeren aber überzeugten Vertretern irgend eines Bekenntnisses bekämpft, aber nicht unterdrückt wurden, denn Verfolgungen erzeugen Märtyrer, und Märtyrer finden Gläubige selbst für halbe Wahrheiten und flache Lehren.

Trotz allem aber blieb die Bewegung auf engere Kreise beschränkt und ließ das Volk ganz unberührt. Erst in Frankreich sollten diese Gedanken eine Form erhalten, durch welche sie bald in tiefere Schichten dringen konnten. — Von der übrigen Literatur Englands haben besonders die moralisirenden Wochenschriften, deren erste Richard Steele allein, deren bedeutendste, „den Zuschauer", er mit dem Dichter Joseph Addison herausgab, einen weitreichenden Einfluß auf den Continent ausgeübt; noch größere Bedeutung gewannen die sentimentalen und humoristischen Romane und die Werke einer Reihe von Dichtern, welche sich alle gegen die nüchterne und kühle Nach-

ahmung der klassischen Muster wandten und den Gedanken aussprachen, daß die Poesie zur Natur zurückkehren müsse und nur solchen Mustern folgen dürfe, welche selbst wieder ein treues Abbild der einfachen Natur seien, wie der griechische Homer. 1760 veröffentlichte der Dichter Macpherson Bruchstücke vorgeblicher Bardengesänge des „Ossian", einige Jahre später der Bischof Percy die Ueberreste altenglischer Volkslieder und Balladen — immer mehr trat das Streben nach Einfachheit hervor und wurde immer entschiedener gefordert. Andrerseits erscholl der Ruf nach Befreiung vom veralteten Regelzwang: die Empfindung müsse von allen Fesseln befreit werden; mit Nachdruck wies man auf ältere Dichter, wie Shakespeare, und auf Milton, den Urheber des „Verlornen Paradieses" hin, und schrieb über das „Genie" und seine Freiheitsberechtigung.

Eine besondere Erwähnung verdient die Abwendung der Phantasie von den herkömmlichen Stoffen. Die Schäferwelt und der griechisch-römische Olymp, die allegorischen Dichtungen mit satirischen Beziehungen auf die politischen Wirren; die deklamatorischen Heldentragödien — eine Art von Ausläufer der Ritterpoesie — alles das war zu sehr Modesache gewesen, um sich noch länger behaupten zu können. Und nun zeigte sich die Wandlung des Geschmacks im tiefsten Zusammenhange mit den politischen Verhältnissen: je mehr in England das Selbstbewußtsein des Bürgerthums erwachte, desto mehr trat das bürgerliche Leben als Stoff in die Dichtung ein, und zwar zuerst mit ausgesprochener moralisirender Tendenz; mit der Schilderung des häuslichen Daseins mußte zugleich die Empfindung sich vertiefen, welche zuerst in schwächlicher Form hervortrat: als „Sentimentalität". 1740 erschien ein Roman „Pamela oder die belohnte Tugend", von Samuel Richardson (geb. 1689). Das Werk erregte ein ungeheures Aufsehen durch die einfache Lebenswahrheit der Schilderung, durch die liebevolle Kleinmalerei der Empfindungen, durch die strenge Sittlichkeit, welche den Autor geleitet hatte. Der Erfolg wurde durch das zweite noch empfindsamere Werk „Clarissa" (1748) bei weitem überboten. Aber in beiden Romanen waren Tugend und Laster übertrieben dargestellt, die erste überengelt, das zweite überteufelt; in beiden war die Sentimentalität entfesselt, in beiden drängten sich die lehrhafte Absicht und das Bestreben zu bessern ungebührlich hervor. Diese Fehler sind noch stärker in dem dritten und letzten Romane Richardsons, im „Sir Charles Grandison" (1753). Hier ist der Held ein unmöglicher Ausbund von allen möglichen Tugenden und dadurch, trotz der liebevollsten Ausmalung des Ganzen, im innersten Kerne unwahr.

Diese Romane wurden verschlungen und eröffneten zum Theile jene Fluth sentimentaler Thränen, welche sich bald durch die meisten Literaturen Europa's ergießen sollte. Trotz dieser Erfolge entwickelte sich daneben eine zweite Geschmacksrichtung, welche theilweise gegen die zu bürgerliche Moral Richard-

sons und gegen seine Strenge zu Felde zog, zuerst mit den Mitteln der Komik, wie es Henry Fielding that, dessen Hauptwerke als bewußte Verspottung seiner Zeitgenossen erscheinen und dennoch innerlich viel wahrer sind. Aber auch in ihnen lebt ein gutes Stück Empfindsamkeit. Noch mehr auf dem Boden der Wirklichkeit standen die satirischen Romane von Georg Smollet (geb. 1721), deren erster „Roderich Randone" 1746 erschienen ist. Trotzdem er seine Charaktere mit übertriebenen Linien zu zeichnen scheint, liegt ihnen doch die Wirklichkeit zu Grunde.

Am lebendigsten tritt uns die Zeit in den Werken eines Zeichners, William Hogarths, entgegen († 1764), welcher das private Leben der Periode auf seinen bittersatirischen Blättern dargestellt hat („Leben der Buhlerin", „Leben des Wüstlings" u. s. w.).

Jede Zeit, welche an Gegensätzen sehr reich ist, erzeugt Satire und Humor. Auch hier gesellten sich zu den schärferen Satirikern mildere Naturen als Vertreter des innerlich ernsten und dennoch lächelnden Humors, vor allem Lorenz Sterne (1713—68), dessen Ruhm sich auf zwei Romane „Tristram Shandy" und die „Empfindsame Reise" gründet. Der Stoff der Erzählungen ist sehr dürftig und wird von dem Beiwerk, von witzigen Einfällen, Betrachtungen aller Art, von rührenden, ja weinerlichen Stimmungen und launischen Seitensprüngen zu sehr überwuchert. Sterne hat durch den Titel des zweiten Romans „Sentimental journey" das Wort in die Literatur eingeführt, welches später für die ganze Periode bezeichnend werden sollte.

Es war nöthig, die geistige Bewegung in England etwas ausführlicher zu zeichnen, weil dieselbe nach vielen Richtungen hin sowohl für Frankreich als für Deutschland von größter Bedeutung geworden ist. Ideen wandern und suchen sich eine neue Heimat, wo sie mit dem Geiste derselben ein Bündniß eingehen, welches ihre ursprüngliche Form oft sehr verändert.

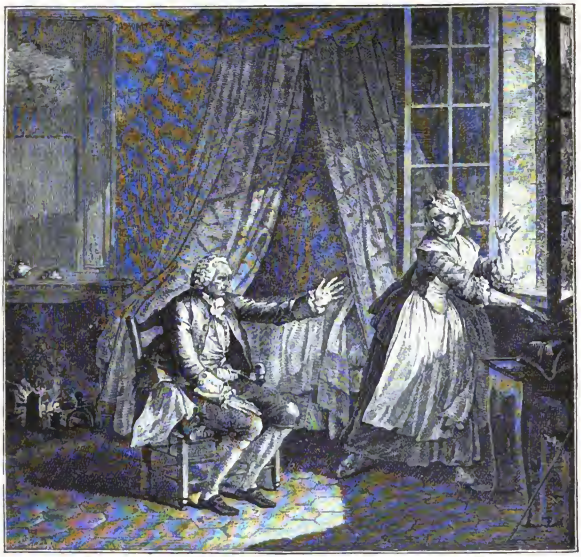
Die Entwicklung des englischen Geisteslebens zeigte den Hang, alles in Politik, Philosophie und Religion Ueberlieferte dem Urtheile des sichtenden Verstandes zu unterwerfen; andrerseits den allmäligen Durchbruch der persönlichen Empfindung. Die erste dieser Hauptrichtungen setzte sich vorerst in Frankreich unter unmittelbarer Anknüpfung an England fort und gewann dort einen Vertreter in François Marie Arouet de Voltaire (geb. 1694 in Châtenay, gest. 1778 auf seinem Gute Ferney in der Schweiz). Er war kein schaffendes Genie, aber einer der geistreichsten, schneidigsten Schriftsteller, welche die gesammte Weltliteratur kennt; witzig bis zum frechsten Cynismus, ein erbitterter Feind jedes Glaubens und Aberglaubens; ein Verneiner jeder Autorität, welche sich nur auf die Ueberlieferung stützte; Deist, aber Todfeind des positiven Christenthums und seiner Priester; frivol, habgierig, ausschweifend und trotz allem wieder, besonders in der späteren Zeit seines Lebens, großdenkend, ein unabläßiger Kämpfer für Geistesfreiheit, ein Vertheidiger der ungerecht Bedrückten.

FRANÇOIS, MARIE,
AROUET, DE VOLTAIRE.
Né à Paris le 21 Novembre 1694.

Richtete Voltaire seine feingeschliffenen Geschosse hauptsächlich gegen das herrschende kirchliche System, so Charles de Montesquieu (gest. 1755) gegen das politische. In den „persischen Briefen" schilderte er die Verkommenheit der Verhältnisse in der Form eines Romans und deckte mit rücksichtsloser Offenheit die Verrottung des ganzen staatlichen und gesellschaftlichen Lebens auf. In einem andern Werke deutete er auf die Verhältnisse in England hin und pries die Verfassung dieses Landes, welches dem Volke die Selbstverwaltung gewährleiste; er verwarf die despotische Herrschaft als die Ursache des Verfalls der Menschheit, der Verderbniß der Sitten und wies auf die constitutionelle Regierungsart als auf diejenige hin, nach welcher die Völker Europa's streben müßten. Die feine und einfache Form der Darstellung wirkte sehr viel für die Verbreitung dieser Gedanken, welche alle in sich einen revolutionären Keim enthielten. Ganz andrer Art waren die Schriften von Jean Jacques Rousseau (geb. 1712 in Genf, gest. 1778), weil sie nicht aus dem scharfen Verstande, sondern aus einem überquellenden Herzen hervorgegangen waren. Aber auch in ihm lebte die tiefe Erbitterung über die bestehenden Verhältnisse und neben ihr eine schwärmerische Begeisterung für die Natur. Eine Ueberlieferung erzählt, er habe noch in den letzten Augenblicken seines Lebens sich die Fenster seiner Stube in Ermenonville öffnen lassen, um an dem Anblick der Landschaft sich zu erfreuen. Er ging von der Anschauung aus, alles Verderben wurzle in der Cultur, eine Rettung sei nur durch die Rückkehr zur Natur möglich. In der Entartung des Menschengeschlechtes sei die Rechtlosigkeit der Unterdrückten, der Uebermuth der Herrschenden begründet. Wirkten derartige Gedanken durch die Begeisterung, mit welcher sie vorgetragen waren, verführend, so mußten sie noch mehr in das Volk eindringen, als Rousseau sie in die Form von Romanen einkleidete. Auch in diesen stellte er die verkünstelten Verhältnisse den Forderungen der Natur entgegen, zeigte die Gegensätze zwischen der Schalheit und Lüge der herrschenden Formen und der einfach menschlichen Gesittung. Am tiefsten hat der Roman „Emile" gewirkt, welcher die Erziehung und die Religion behandelte. Mit Schärfe griff Rousseau die Unnatur der giltigen Kindererziehung an und stellte sein Ideal derselben hin; mit wärmster Begeisterung pries er jene Religion, welche den Tiefen des Gemüths entstammt, als etwas Hohes und Heiliges, bestritt aber sowohl die Offenbarung, wie den Wunderglauben.

Die materialistische Bewegung erreichte ihren Höhepunkt bei den Verfassern der „Encyklopädie", eines Sammelwerkes, welches nach der Absicht der Herausgeber alle Bücher entbehrlich machen sollte.

Der Geist, welcher die Encyklopädie beherrscht, war gegen alles Alte verneinend; er riß jede religiöse Ueberlieferung nieder, ohne zu prüfen, ob sie im Kerne berechtigt sei oder nicht, er läugnete die Mitwirkung jedes geistigen Princips im Leben der Menschheit, wie des Einzelnen, ohne doch



J. J. Rousseau's letzte Augenblicke.
(Nach einem gleichzeitigen Stich.)

im Stande zu sein, etwas Bleibendes an die Stelle zu setzen. Diesen Anschauungen gemäß war auch die Moral der Encyklopädisten und ihres Kreises eine durchaus materialistische; an die Stelle des sittlichen Pflichtgefühls trat die Selbstsucht und die Jagd nach dem Genuß.

Tugend, Sittlichkeit, moralische Freiheit, Beherrschung der gemeinen Triebe wurden als Thorheiten hingestellt. Wie derartige Gedanken auf die schon tief entsittlichten höheren Stände wirken mußten, bedarf keiner Ausführung. Aber auch in diesen Schriften hört man schon das leise Athmen der Revolution, denn wuchtige Streiche treffen die Gewaltherrschaft und ganz unverholen werden demokratische Grundsätze ausgesprochen.

Je mehr die politischen Verhältnisse zur Revolution hindrängten, desto schärfer traten die zerstörenden Tendenzen in der Literatur hervor. Einerseits machte sich eine Frivolität geltend, welche gar nicht einmal angedeutet

werden kann, und die um so trauriger war, als sie in der Wirklichkeit ihr Gegenbild fand, andrerseits wurden die Angriffe gegen das in Staat und Kirche herrschende System immer heftiger; immer thatkräftiger wurde auf die Nothwendigkeit einer Neuordnung der Gesellschaft hingewiesen, immer weiter drangen die revolutionären Gedanken, deren Gefahren die Träger kaum ahnten, in das Bürgerthum und in die Menge ein.

Die geistige Bewegung in Deutschland war von England wie von Frankreich beeinflußt, aber der vollkommene Mangel an politischem Leben war die Ursache, daß der neue Geist sich fast durchgängig auf die Gebiete der Wissenschaft und der Literatur beschränkte.

Seit Beginn des Jahrhunderts zeigte sich das Bestreben, sowohl die Poesie als die Wissenschaft weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die lateinische Sprache mußte allmälig der deutschen weichen; Zeitschriften nach dem Muster der englischen Wochenblätter erregten das Interesse der Mittelstände. Aber noch immer herrschte ein trockener, nüchterner Ton; selten machte sich ein frisches Streben bemerkbar; die französische Literatur bot besonders für das Drama die giltigen Muster. Gegen die herrschende Verknöcherung lehnte sich das deutsche Gemüth auf. Fr. G. Klopstock, der Dichter der „Messiade", leitete die Periode der „Empfindsamkeit" ein; Johann J. Winckelmann, der Alterthumsforscher, eröffnete von neuem das Verständniß der griechisch-römischen Kunst; Gotth. Ephr. Lessing begründete eine auf echtem Verständniß ruhende Kritik, vernichtete die geistige Gewaltherrschaft der Franzosen auf dem Gebiete des Dramas; er stellte das erste künstlerisch bedeutsame deutsche Lustspiel „Minna von Barnhelm" auf die Bühne und war als Denker wie als Dichter unausgesetzt bemüht, die edelsten Güter des Geistes, die Freiheit des Gedankens und des Gewissens zu vertheidigen. Neben und nach ihm wirkten J. G. Herder, der begeisterte Verkünder der Humanitätsgedanken, phantasiereich, voll feiner Empfindung für die Volksdichtung aller Nationen, mehr Prophet als Denker — und Chr. M. Wieland, welcher zuerst als Nachahmer Klopstocks frömmelte, um dann in seinen poetischen und prosaischen Werken der deutschen Sprache die feine Beweglichkeit der Franzosen zu erringen.

Indessen entwickelte sich langsam jene Stimmung, aus welcher der „Sturm und Drang" in der heimischen Poesie hervorging. Hier griffen die Einflüsse Englands und die Wirkungen Rousseau's ein und vereinigten sich mit der schon um die Mitte des Jahrhunderts wachgewordenen Sentimentalität: man schwärmte für „Originalität", „Genie" und „Natur", man begann die Nüchternheit im deutschen Leben zu empfinden, man sang von Freiheit und dichtete Lieder gegen die „Tyrannen". Die Romane Richardsons und Sterne's, die Dramen Shakespeare's und die Sammlung der Volkslieder von Percy, vorzüglich aber die Gedanken Rousseau's wirkten auf das jüngere Geschlecht tief ein, bis im siebenten und achten Jahrzehnt der „Sturm

und Drang" entfesselt war. Jetzt auf einmal verachtete man die „Regeln", wie sie früher überschätzt worden waren; jetzt wollte man nur die Natur als die einzige Lehrerin gelten lassen; jetzt predigte man das Recht, die eigene Empfindung unbeschränkt entfesseln zu dürfen. Sowohl in die lyrische Poesie, wie in das Drama riß die Regellosigkeit ein, für welche man in Hinsicht auf das letztere in Shakespeare das Muster zu haben glaubte.

Aber auch im Leben versuchte man denselben Ueberdrang der Empfindung zum Gesetze zu erheben; die Freundschaft und die Liebe, kurz alle Gefühle traten in sentimentaler oder stürmischer Form zu Tage und gar manches Talent ist in dem Strudel der entfesselten Leidenschaft zu Grunde gegangen. Aber in dieser tiefen Erregung der jungen Geister lebte doch eine erlösende Kraft; der Sturm riß die Ueberreste nüchterner und äußerlicher Satzungen in Kunst und Leben nieder, wenn es auch dem Geschlechte nicht möglich war, die Ideale im staatlichen Leben zu verkörpern — „Deutschland" existirte ja nicht als ein mächtiges Ganze, für welches die Bürger des Staates wirken und schaffen konnten. Wohl hatte Friedrichs des Großen Geist im Norden wie im Süden ein plötzliches Aufflammen des gemeinsamen Vaterlandsgefühls erzeugt, aber dasselbe konnte, bei der Zersplitterung unserer Heimat, bei der Eifersucht der einzelnen Stämme und Staaten, bei der Nebenbuhlerschaft zwischen dem jungen Preußen und dem alten Oestreich von keinem dauernden Einfluß auf das geistige Leben werden. Die Frage „Habsburg oder Hohenzollern" war von der Geschichte noch nicht beantwortet worden, aber beide Mächte fühlten, daß der tiefe historische Gegensatz zwischen ihnen auf rein friedlichem Wege nicht zu lösen sei. Joseph II. war seit seinen Jugendjahren der begeisterte Verehrer des großen Preußenkönigs gewesen; als ihm endlich der Wunsch, demselben persönlich entgegenzutreten, im Lager von Neisse (1769) in Erfüllung gegangen war, hoffte er in seinem Idealismus, daß eine Vereinigung beider Geschlechter zum Wohle Deutschlands möglich sein werde, aber der Irrthum konnte nicht lange dauern.

Sowohl Friedrich wie Joseph waren absolute Selbstherrscher, aber ihr Ziel war das Beste ihrer Völker, ihre Absichten edel, wenn auch ihr Handeln nicht immer erfolgreich und segenbringend. Doch neben ihnen regierten noch die kleinen Despoten, die meisten ohne jedes Staatsideal, Dilettanten in Allem, was nicht Lebensgenuß hieß, Müßiggänger im Purpur. Wie hätte sich da ein nationales Gefühl auf dem Boden eines gemeinsamen Staatsgedankens bilden sollen? Aber langsam entstand eine Einheit, welche die besten Geister des Vaterlandes im Norden und im Süden, von Frankreichs bis zu Rußlands Grenzen vereinte: eine Einheit im Reiche der Gedanken. Mitten aus dem Sturm und Drang erhoben sich zwei Männer, zuerst Wolfgang Goethe und dann Friedrich Schiller. Beide wurzelten mit ihren Jugendwerken, der erste mit „Götz von Berlichingen", mit „Clavigo"

von Hertzberg. Prinz v. Preußen. Prinz Heinrich. Gen. Laudon.

Friedrich II. empfängt Kaiser Joseph II. in Neisse. Von E. Kaiser.
(Nach einer Lithographie aus dem Verlag von A. u. C. Kaufmann in Berlin.)

und „Stella", der zweite mit den „Räubern", mit „Kabale und Liebe" und „Fiesko" ganz und gar in der Stimmung der Zeit, in der entfesselten Empfindung; beide aber befreiten sich von diesem regellos ausschweifenden Geist zu dem edlen Maß, welches sie von den Meisterwerken der Alten gelernt hatten. Während neben ihnen noch Hunderte von Dichtern und Machern der zerfließenden Thränenseligkeit oder der polternden Leidenschaft huldigten, hatten sie Werke geschaffen, in welchen die deutsche Dichtkunst auf dem Gipfel stand. Was unsere großen Geister gedacht, was sie als Priester der echten Schönheit gedichtet hatten, das war damals das einzige gemeinsame Gut unseres zerrissenen Volkes — es war das geistige Vaterland, ehe wir ein wirkliches besaßen.

Aber der revolutionäre Geist des Jahrhunderts kündigte sich nicht nur im Streben nach der Freiheit des persönlichen Empfindens, nicht nur in der Poesie an, er ergriff auch die Wissenschaften, die Theologie und die Geschichtsschreibung; in der ersteren strebten freisinnige Männer, zum Theile von England beeinflußt, das reine unverfälschte Christenthum herzustellen und Glauben und Vernunft zu versöhnen — Lessing stand in der ersten Reihe

der kämpfenden Geister — in der zweiten waren es besonders Thimoth. von Spittler († 1810), welcher durch seine Geschichtswerke, die in allgemein verständlicher Sprache geschrieben waren, die Rechte des Volkes vertheidigte und auf die Mittel hinwies, dieselben zu gewinnen und zu erhalten. Rousseau's Gedanken über die Erziehung wurden von einer Anzahl von Schwärmern, Menschenfreunden und Schreiern ergriffen und nicht selten mit Ungestüm verwirklicht. So viel des Thörichten und Unsinnigen dabei zu Tage trat, so war die Bewegung doch stark genug, um die mechanische und verknöcherte Lehrweise allmälig in schlechten Ruf zu bringen und durch eine naturgemäßere zu verdrängen. Je reicher dem Zeitalter neue Gedanken zuflossen, je erregter dasselbe sich gestaltete, desto größer wurde auch die Bedeutung der Presse. Den älteren Wochenschriften, welche sich fast nur mit literarischen Dingen befaßt hatten, folgten bald andere, die sich der Politik zuwandten und zum Theil viel dazu beitrugen, um freisinnigere Gedanken zu verbreiten.

Während sich so eine Revolution in Deutschland fast ganz auf geistigem Gebiete vollzog, begannen sich im Auslande die Zeichen zu mehren, daß sich tiefgehende politische Wirren vorbereiten. Josephs II. Reformdrang war zu gewaltsam auf die Herstellung eines Einheitsstaates und auf die vollkommene Beseitigung der geistlichen Einflüsse losgegangen. - Belgien, welches fast ganz vom Klerus beherrscht und nur mit großer Vorsicht den Habsburgern zu erhalten war, erhob sich gegen die Josephinischen Reformen, die eine vollständige Umwälzung der Schulen und die Einschränkung der klerikalen Gewalt zum Ziele hatten. Im Dezember 1786 begann der Aufstand zuerst in Löwen und breitete sich bald über das ganze Land aus, weil die Kaiserlichen stets sich in den Mitteln, die Bewegung zu ersticken, vergriffen und Joseph sich hinreißen ließ, die Verfassung selbst anzutasten (Juni 1789) und die Ständeversammlung aufzulösen. Es war um dieselbe Zeit, als schon in Paris die ersten Schritte zur Revolution geschehen waren. Im November erklärten sich die Stände für unabhängig, einen Monat später waren fast alle Provinzen zu einer Republik vereinigt und die Oestreicher vertrieben. Der Tod Josephs (20. Februar 1790) hinderte die gewaltsame Unterwerfung um so mehr, als sein Nachfolger Leopold I. durch kluges Nachgeben die Erregung dämpfte. Ende November war Belgien wiedergewonnen und die stolz verkündete Republik beseitigt.

Auch Holland hatte sich indeß gegen den Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien erhoben. Dessen Gattin Sophie Wilhelmine war eine Schwester Friedrich Wilhelm II., des unwürdigen Nachfolgers des „alten Fritz". Der König benützte die Gelegenheit, sich in die Streitigkeiten einzumischen und errang einen leichten Sieg, weil die von Holland geworbenen Truppen vor dem Feinde überall Reißaus nahmen. Wilhelm V. wurde wieder in seine Stellung eingesetzt. Preußen, Holland und England schlossen die so-

genannte „Trippelallianz“ (1788) und die revolutionäre Bewegung war somit noch vor jener in Belgien unterdrückt.

Einen andern Verlauf sollten die Dinge in Frankreich nehmen, in dem eigentlichen Geburtslande der Revolution. Schon in jener Zeit, als das Land unter Ludwig XIV. fast das ganze Europa beherrschte, hatten sich jene Gegensätze herausgebildet, welche durch Blut und Schrecken zum Austrag kommen sollten. Oben, bei dem Könige, alles Recht; der Adel und der Klerus nur ihm gegenüber beschränkt, nach unten ihre Vorrechte rücksichtslos benützend, — das Bürgerthum ohne jedes Selbstgefühl, das Volk rechtlos allen Uebergriffen preisgegeben. Der Ruhm von Frankreichs Waffen und von seiner schlauen Diplomatie mußte für den Mangel an jeder Freiheit entschädigen. Dabei eine Verschwendungssucht und eine Frivolität, welche wie eine Krankheit immer tiefer griff, dabei der Gegensatz zwischen den Genießenden und einem sich stets steigernden entsittlichten Proletariat, welches, der Auswurf der Provinzen, besonders in Paris zusammenströmte. Nach Ludwigs XIV. Tode kam die Regentschaft, eine Zeit wahnsinniger Ausschweifungen, voll von Erbärmlichkeit und Ungerechtigkeit. In ihr wuchs der fünfzehnte Ludwig auf, als König der Sklave von Buhlerinnen und Günstlingen, bar jeder Größe, nur der Lust des Augenblicks ergeben, bis er zuletzt der Frömmelei in die Arme fiel. Und während dieses Zeitraumes entwickelte sich jene Literatur der Verneinung alles Bestehenden, jene Literatur des Spottes gegen alles Höhere, und mit ihr zugleich der Geist der Revolution, die Sehnsucht nach Befreiung.

Ein zerrüttetes Heer, eine zerfahrene Verwaltung, käufliche Staatsdiener, der Adel tief verschuldet und dennoch ausschweifend, Ackerbau und Industrie vernachlässigt, das Volk arm und gedrückt, der Staat dem Verfall nahe: das war jenes Frankreich, dessen Herrschaft der gute, nicht unbegabte, aber schwache Ludwig XVI. übernahm. Er besaß Scharfblick genug, um die verzweifelte Lage des Landes zu erkennen, aber er hatte kein Auge, um die Männer zu finden, von denen eine Rettung hätte erwartet werden können, und war den Einflüssen seiner Umgebung immer zugänglich.

Die Finanzminister hatten seit der Entlassung des bei Hofe unbeliebten Protestanten Jacob Necker (geb. 1734 in Genf), eines ehrlichen, aber nicht genialen Mannes, in schneller Folge gewechselt, bis Alexandre Calonne das Portefeuille übernahm und ganz in alter Art fortfuhr, Schulden zu machen, bis endlich alle Mittel erschöpft waren und er nun dem Könige vorschlug, die sogenannte Notabeln-Versammlung einzuberufen, um mit ihr Steuerreformen zu berathen. Kurz vorher hatte sich die berüchtigte Halsbandgeschichte abgespielt, welche die Königin Marie Antoinette zum Gegenstande des Klatsches gemacht hatte. Der italienische Abenteurer Joseph Balsamo, bekannt als Graf Cagliostro, hatte den Cardinal Prinzen Rohan durch einen gefälschten Brief der Königin dazu gebracht, ein kostbares Collier im Namen

derselben an sich zu bringen und es ihr durch eine Mittelsperson zu übersenden. Dieselbe war aber mit Cagliostro verbündet und ließ die kostbaren Steine im Geheimen verkaufen. Als jedoch jede Zahlung ausblieb, wurde der Juwelier besorgt und wandte sich zuletzt an die ahnungslose Königin; jetzt kam der Betrug zu Tage. Rohan wurde, wie die übrigen, verhaftet, das Parlament sprach ihn frei, der König aber verwies ihn aus Paris. Dieser Schritt gegen einen Großwürdenträger der Kirche und ein Mitglied des höchsten Adels erbitterte nicht nur den Klerus, sondern auch jenen Theil des Adels, welcher innerlich der Königin feindlich gesinnt war.

So war die Stimmung der „Notabeln", welche sich durchwegs aus den bevorzugten Ständen zusammensetzten, nicht besonders entgegenkommend, sie war es um so weniger, als jede Reform der Abgaben gerade ihnen Lasten hätte auferlegen müssen — es fehlte ihnen aber jede Lust, ihre Selbstsucht dem Staatswohle zu opfern. So ging die Versammlung auseinander, aber doch waren in ihrer Mitte Worte gefallen, wie die in den Reden Lafayette's, aus welchen die Nothwendigkeit einer Besserung sich als unabweisbar ergab.

Von jetzt an drängten die Begebenheiten rasch einer Katastrophe entgegen. Ein neuer Finanzminister schrieb neue Steuern aus, denn Calonne hatte das Deficit auf 170 Millionen Livres jährlich gebracht. Das Parlament erklärte, nur die Reichsstände (états-généraux) hätten das Recht, neue Auflagen zu gestatten, und verweigerte, den Verfügungen durch Eintragung in die Protokolle gesetzliche Geltung zu geben, worauf die Räthe aus Paris verbannt wurden. Schon begann es in der Hauptstadt unruhig zu werden — Marie Antoinette wagte es nicht, sich öffentlich zu zeigen. Als dann der oberste Gerichtshof, in Folge einer vom Könige selbst erwirkten Erlaubniß am 21. Sept. 1787 nach Paris zurückkehrte, wurde er vom Volke, welches ihn für einen Bundesgenossen hielt, mit lautem Jubel empfangen. Doch nicht lange währte der Friede, das Parlament stand bald wieder im Streite mit dem Ministerium und dem König — bis dieser zwei Räthe verhaften ließ. Da erhob sich die ganze Versammlung, forderte ungestüm die Freilassung und erklärte zuletzt (Jan. 1788) die seit den letzten hundert Jahren ausgeführten königlichen Haftbriefe und Edikte für verfassungswidrig. Ludwig gab nun nach, aber sprach öffentlich sein unumschränktes Herrscherrecht aus, erklärte sich für die einzige Quelle der Macht, alle Gerichte und Stände als Werkzeuge seines Willens. Darauf antwortete das Parlament mit einer Gegenerklärung, welche die Forderung der constitutionellen Monarchie enthielt: Reichsstände, welche die Abgaben bewilligen; Unabsetzbarkeit der Richter, Festsetzung der Volksrechte. Zugleich verpflichteten sich die Mitglieder, die gegen das Parlament schon beschlossenen „Ordonnanzen", durch welche das Ansehen der Gerichtshöfe gemindert und sie ihrer Freiheit ganz beraubt werden sollten, als ungesetzlich *nicht* zu befolgen.

Talleyrand.

Dennoch wurden die „Ordonnanzen" verkündigt und damit die Gerichtshöfe des ganzen Landes der letzten Möglichkeit, über Abgaben und Rechte der Nation nach den Gesetzen entscheiden zu können, beraubt. Die verschiedenen Parlamente wollten von ihren Rechten nicht ablassen. Aufstände brachen aus, besonders heftig in der Dauphiné und in der Bretagne. In der erstern, wo schon neben Adel und Klerus das Bürgerthum in der Ständeversammlung der Provinz vertreten war, trieben Bürger und Bauern die Truppen zurück, welche das Parlament von Grenoble sprengen sollten; in Paris stieg die Aufregung von Tag zu Tag, und es begann im Volk zu gähren. Da entließ der König das Ministerium, berief Necker von Neuem — und bald darauf die »États généraux«. Schon hatte der Pöbel sich gerührt und die Paläste der meist gehaßten Minister geplündert und niedergebrannt, wobei das Militär mit bewaffneter Hand hatte einschreiten müssen. So beliebt Necker im Volke war, so wenig war er es bei Hofe und bei dem Parlament; die Interessen dieser Körperschaft verletzte er dadurch, daß er den Bürgern in der einberufenen Versammlung doppelt so viel Stimmen, als den andern Ständen zutheilen wollte. Zuletzt wurde bestimmt, daß der „dritte" Stand ebenso viel Vertreter wie die andern zusammen zu wählen habe. Am 1. Mai 1789 trat die Reichsversammlung in Versailles zusammen, am fünften tagte sie zum ersten Male, von dem Volke Frankreichs, ja von halb Europa mit Begeisterung begrüßt.

Es war eine der merkwürdigsten Versammlungen, welche die Geschichte kennt: neben den unbeugsamen Anhängern der alten Vorrechte des Adels und des Klerus freisinnige Aristokraten, wie Lafayette, schlaue Diplomaten, wie der Bischof Moritz von Talleyrand (geb. 1754), ein berechnender, geschmeidiger Weltmann; neben ihm Honoré Graf von Mirabeau (geb. 1749), sittlich verkommen, ehrgeizig und charakterlos, aber voll Geist und Beredtsamkeit; Schwärmer, welche das Beste hofften und wollten, aber keinen Blick für die Wirklichkeit besaßen; hohe Kleriker, die als große Herren zu leben gewohnt waren, und neben ihnen arme Pfarrer aus allen Provinzen, Männer, welche innerlich auf der Seite des Bürgerthums standen, voll von Idealismus, aber ohne Kenntniß der Welt und der Menschen; Gelehrte, wie der Astronom Bailly, welcher den verhängnißvollen Schritt aus der Studirstube auf den glatten Boden der Politik aus unklarer Begeisterung vollzog; Publicisten, wie der Abbé Sièyes, der durch seine 1788 veröffentlichte Schrift „Was ist der dritte Stand?" das Bürgerthum als den Kern der Nation gepriesen hatte; neben diesen allen eine große Zahl von Rechtsanwälten, wie Maximilian Robespierre aus Arras, deren Namen Niemand noch kannte. Der Hof, wie die jeder Reform abgeneigten Glieder des Adels und des Klerus boten Alles auf, daß nicht nach Köpfen, sondern nach Ständen abgestimmt werden sollte; ebenso wollten sie die Berathungen gesondert vornehmen. Dem widersetzte sich, unterstützt von den freisinnigen Vertretern des Adels, wie Lafayette, und von den Freiheitskomödianten Talleyrand und dem Herzoge von Orleans, der dritte Stand und erklärte sich als „Nationalversammlung" bereit, auch ohne Mitwirkung der Andern das Werk der Umgestaltung Frankreichs zu vollenden. Indessen hatte sich die Erregung immer größerer Schichten des Volkes bemächtigt; die Pariser Wähler hatten sich zum Theil in Clubs zusammengeschlossen und hatten im Laufe des Mai die Deputationen der Fischweiber und der Damen der Halle empfangen; politische Flugworte, von den Rednern ehrlich gemeint, mit Begeisterung gesprochen, von der Masse jedoch unverstanden, flogen von Mund zu Mund und begannen zuletzt den Pöbel der Hauptstadt aufzuregen, welcher ohne jedes ideale Ziel, langsam sich seiner schlummernden physischen Macht bewußt ward.

Ein Versuch, welchen der König auf Anrathen der Hofpartei machte, die Stände zu überrumpeln und ihnen eine Verfassung aufzudrängen, mißlang; damals rief Mirabeau dem Oberceremonienmeister zu: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier durch den Willen des Volkes versammelt sind und daß man uns nur durch die Gewalt der Bayonette vertreiben kann." Ludwig, hin- und herschwankend zwischen Nachgiebigkeit und jenem Eigenwillen, welcher aus der Schwäche entspringt, gebot nun dem Adel und dem Klerus, sich mit dem dritten Stande zu gemeinsamen Sitzungen zu vereinigen; andrerseits hätte er gerne die unruhigen Geister, welche sein Phlegma

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

aufregten, beseitigt. So war er ganz zum Werkzeug der Königin und des Hofes geeignet und ließ alles geschehen, was diese zum Zwecke, die Bewegung niederzuzwingen, thun mochten; zuletzt willigte er in die Entlassung Neckers ein. Kaum war seine Verfügung in der Stadt bekannt geworden, als sich ganz Paris erhob. Tobende Volkshaufen, aus Bürgern und dem Pöbel der verrufensten Vorstädte bestehend, zogen durch die Straßen; auf den Plätzen sammelte sich die Menge um Schreier oder Schwärmer, welche die Leidenschaften noch mehr erhitzten. Im Garten des Palais Royal, dessen Cafés den Sammelpunkt der Schriftsteller, Künstler, Literaten und Politiker bildeten, war es, wo ein junger Brausekopf, Camille Desmoulins, am 12. Juli das Volk zu den Waffen rief und sich als „Patriot" mit einigen vom nächsten Baume gerissenen Blättern schmückte. Sein Wort schleuderte den Funken in das Pulverfaß, schon am nächsten Tage kam es zu Zusammenstößen zwischen Volk und Soldaten; aber auch zum Uebertritt von Hunderten von Garden zum Volk; darauf zur Organisation der „Nationalgarde". Noch immer lächelte man am Hofe und war überzeugt, durch Gewalt alles niederwerfen zu können. Der Abend des 13. Juli sah in den glänzenden Sälen von Versailles die ganze vornehme Gesellschaft bei einem Ballfeste vereint — den Morgen darauf wurde das Invalidenhaus angegriffen und die Auslieferung von Gewehren und Kanonen erzwungen, einige Stunden darauf die Bastille erstürmt. Die abgeschlagenen Häupter des getödteten Gouverneurs und seiner Offiziere wurden auf die Piken gesteckt und mit diesen schauderhaften Siegeszeichen zogen die Massen unter wüstem Lärm durch die Straßen von Paris. Die erste Bestialität hatte den idealen Grundgedanken der Erhebung entweiht und bald folgten ihr neue.

Jetzt begann die Auswanderung der Prinzen und Aristokraten, welche, um sich zu sichern, den Grenzen zueilten und dort das Ausland zur Hilfe zu bewegen suchten. — Ludwig blieb mit wenigen Getreuen allein. Schon die nächsten Julitage zeigten ihn der That nach als Gefangenen, dem Niemand ganz vertraute; schon am 16. rief er Necker wieder zurück, ihn, den Theoretiker, welcher am wenigsten im Sturme der richtige Steuermann war. Bald darauf hielt derselbe an der Seite seiner Tochter, der geistvollen Frau von Staël, vom Volke bejubelt, seinen Einzug.

Im Grunde war schon die Gesetzlosigkeit überall eingerissen; die lange geknechteten Massen, deren Leidenschaft entfesselt war und täglich genährt wurde, standen im ganzen Lande auf, die Bauern zerstörten die Schlösser der Feudalherren und wüteten unmenschlich. Indeß entwarf die Nationalversammlung die neue Verfassung, welche ganz auf den Gedanken Montesquieu's und Franklins begründet wurde; Ende August war sie vollendet. Ein seltsames Gebilde: vom idealsten Geiste getragen, ehrlich gemeint, aber voll Schwärmerei, voll Unkenntniß der menschlichen Natur. Die Abschaffung der Hörigkeit, der Lehnsrechte, der Standesprivilegien, der geistlichen Zehnten —

all das entſprach den Forderungen eines gebildeten Zeitalters, aber hinein verwoben war die Erklärung der Menſchenrechte in einer Weiſe, welche das ganze Gebäude zu einem unhaltbaren machen mußte.

Neben dieſer Revolution auf ſtaatsrechtlichem Gebiete entwickelte ſich die des Pöbels ſtürmiſch weiter, um zuletzt alles zu verſchlingen. Verſchiedene unüberlegte Schritte, beſonders von Seite der Königin, trugen bei, die Aufregung zu ſchüren; am 5. Okt. zogen große Pöbelmaſſen, geführt von den Helden des Baſtilleſturms, wie dem Fleiſcher Jourdan und der ſchönen Theroigne de Mericourt, nach Verſailles, um die königliche Familie zu holen — es kam zu wilden Scenen, Marie Antoinette entging mit Mühe der

Aſſignat aus der franzöſiſchen Revolution.

Ermordung. Lafayette vermochte trotz der eilig zuſammengerafften Nationalgarden die Maſſe nicht zu bändigen, der König mußte ihren ungeſtümen Wünſchen nachgeben: am Abend des 6. Okt. hielt er mit ſeiner Familie zu Wagen, umwogt von dem Pöbel, vor ſich auf Piken die Häupter der gemordeten Garden, vom Volke verhöhnt, ſeinen Einzug in Paris. Es war natürlich, daß der König und der Hof bei der ſteigenden Erregung der Maſſen, welche den letzten Reſt von Ordnung in Geſetzloſigkeit auflöſte, ihre Hoffnungen auf das Ausland lenkten, und ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß die Bewegung nicht ſtill ſtehen konnte. Während die Nationalverſammlung, ſeit dem 6. Okt. in Paris, ſich in endloſen Streitigkeiten erging, oder ideale Grundſätze zu verwirklichen ſuchte, bildeten ſich die verſchiedenen Clubs, welche bald die wirkliche Gewalt in Händen hatten, wie die „Jakobiner“, die den

Robespierre. Marat.
Sieyes. Mirabeau. Danton.

Massen zu schmeicheln verstanden und die noch heftigeren „Cordeliers". Vom November ab überhastete die Nationalversammlung die Beschlüsse; sie hob alle Klöster auf und zog deren Besitz als Staatseigenthum ein, erklärte die Geistlichen als wählbare Gemeindebeamten, welche den Eid auf die neue Verfassung leisten müssen; beseitigte alle Ritterorden und Geburtsvorrechte, führte Geschwornengerichte und die Selbstverwaltung der Gemeinden ein.

Noch einmal, bei dem sogenannten „Föderationsfeste", flammte Alles auf, was an idealer Begeisterung in der Bewegung vorhanden war (14. Juli 1790). Gesandte aller Gegenden Frankreichs waren nach dem Marsfelde beschieden

Gefangennahme Ludwigs XVI. zu Varennes, von P. Weishaupt.

worden, das jubelnde Volk war um den „Altar des Vaterlandes" versammelt. Welch seltsame Ironie des Weltgerichtes war es, daß Bischof Talleyrand, der schlaue Diplomat und Lebemann, die Festmesse las! Nach ihr leistete zuerst Lafayette den Eid der Treue für die Nation, das Gesetz und den König; Ludwig sprach denselben von einem Throne aus. Man jauchzte, umarmte und küßte sich. Alles schien vergessen und eine neue Ordnung der Dinge begründet. Der Rausch verflog. Schon begann im Auslande, durch die Emigranten aufgereizt, eine Gegenbewegung; schon hatten die Vertreter der rücksichtslosen Revolution, welche von keiner Versöhnung mit dem Königthum etwas wissen wollten, die Jakobiner an der Spitze, die wirkliche Herrschaft in Händen, denn die rohe Gewalt stand an ihrer Seite; von geregelter Rechtsprechung, von Sicherheit der Person und des Besitzes war keine Rede;

Coſtüme aus der Zeit des Directoriums, von J. Weiſer.

der Staatskredit war durch die unſinnige „Fabrikation von Papiergeld" — Aſſignaten — den gefährlichſten Schwankungen ausgeſetzt; die Bedeutung des Königs war ganz ſchattenhaft geworden. Er ſah, daß er ſelbſt nichts mehr retten könne und folgte denjenigen, welche ihm zur Flucht riethen. Dieſelbe, ohne jede Vorſicht in der Nacht des 20. Juni 1791 ins Werk geſetzt, war ſchon am nächſten Morgen in Paris bekannt. In Varennes wurde die königliche Familie aufgehalten und nach der Hauptſtadt zurückgebracht. Vier Tage darauf ſuspendirte die Nationalverſammlung die Königsgewalt bis zu dem Augenblick, wo Ludwig die vollendete neue Verfaſſung beſchworen haben werde — das geſchah am 17. September. Es iſt ſchon mehrfach auf

LOUIS SEIZE
ROI DE FRANCE ET DE NAVARRE
NÉ À VERSAILLES LE XXIII AOUST M. DCC. LIV

die neue Constitution hingewiesen worden; neben den genannten Verfügungen sprach dieselbe die vollständige Duldung aller Bekenntnisse und die Freiheit der Presse aus und beseitigte manche Mißstände, welche die Willkürherrschaft geschaffen hatte. Aber sie schuf zugleich ein Wahlgesetz, welches jener Partei die Gewalt sicherte, die der Stimmen der untersten Kreise gewiß war — diese Partei war damals jene der unversöhnlichen Demokraten, einerseits der Schwärmer, welche, wie Péthion, Roland de la Platière und dessen schöne Gemahlin, von einer idealen Republik träumten, andrerseits der Jakobiner, wie Danton, der Journalist Marat, Fabre d'Eglantine u. s. w., rücksichtslose, thatkräftige Naturen. Daß nur sie, nicht die Idealisten, die letzte Entscheidung fällen würden, lag ganz in der Lage. Die neugewählte Nationalversammlung zeigte fast alle Vertreter einer ruhigeren, constitutionellen Richtung beseitigt und war ganz republikanisch. Die Jakobiner hatten schon die Uebermacht, und bildeten in ihrem Klub eine Nebenregierung, welcher der Pöbel — man kann hier den Ausdruck „Volk" nur in seltenen Fällen gebrauchen — unbedingt zur Verfügung stand.

Die Conspirationen des Hofes und der ausgewanderten Prinzen so wie eines Theiles des deutschen Adels, welcher durch die Einziehung der Güter seine in Frankreich gelegenen Besitzthümer verloren hatte, brachten die Gegenbewegung im Auslande, besonders in Deutschland in Fluß — drohende Noten des Kaisers an die Nationalversammlung erbitterten das französische Selbstgefühl, die kriegerische Stimmung wuchs, genährt durch die extremsten Jakobiner, die spätere „Bergpartei", das Ministerium wurde gestürzt und der König ließ sich bewegen, ein neues aus der Opposition zu ernennen. Der Zusammenstoß der Revolution mit dem Auslande war unvermeidlich geworden.

England, welches durch Pitt den Jüngeren im conservativen Sinne geleitet war, hatte von der Revolution wenig zu fürchten. Der leitende Staatsmann verstand es, die kleine radikale Partei unschädlich zu machen und zugleich die öffentliche Meinung zu lenken, war aber, ohne gerade öffentlich als Feind der Revolution aufzutreten, bereit, sich ihren Gegnern anzuschließen, deren bedeutendste Preußen und Oestreich waren. Friedrich Wilhelm der Zweite, als Regent unfähig, als Mensch unbedeutend und seinen Leidenschaften ergeben, hatte in Preußen die rückschreitende Bewegung eingeleitet; Minister wie Wöllner, Lucchesini, Bischoffswerder, trieben ihn weiter auf der Bahn des Kampfes gegen jeden freien Gedanken — im Uebrigen lebte er seinen mystischen Spielereien und galanten Vergnügungen. Auch in Oestreich war die Umkehr nach den überstürzten Reformen durch Leopold II. in vollen Gang gebracht, aber doch hatte er vorläufig wenig Lust, sich von den Emigranten zum Kriege drängen zu lassen, wo er auf Bundesgenossen nicht rechnen konnte. In Berlin dagegen stieg die franzosenfeindliche Stimmung, bis es zwischen Wilhelm und Leopold zur Zusammenkunft in Pillnitz

kam (27. Aug. 1791), bei welcher sich auch als ungeladene Gäste der Graf von Artois, Ludwigs XVI. Bruder und zwei andere vornehme Emigranten mit einer Denkschrift einfanden, die von den beiden Fürsten jedoch verworfen wurde. Sie einigten sich über die Nothwendigkeit, die Monarchie in Frankreich herzustellen, aber im Einzelnen waren die Bestimmungen der Congreßakten sehr unklar gehalten, weil eben noch kein Theil genau wußte, wie weit dem Partner zu trauen sei. Kaiser Leopold wies die rheinischen Fürsten an, die Umtriebe der Emigranten und ihre Werbungen nicht zu dulden; erst als das girondistische Ministerium bestimmte Erklärungen von Oestreich forderte,

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.

entschloß sich der Herrscher dazu, mit Preußen einen Allianzvertrag abzuschließen, erklärte jedoch der französischen Regierung, es stehe ihm, wenn nicht das Leben der königlichen Familie bedroht sei, jede Einmischung in die innern Verhältnisse des Landes ferne. Das war Ende Februar (1792), am 1. März starb der Kaiser und an seine Stelle trat Franz II., eine wenig begabte und unselbstständige Natur. Das Ministerium war der Sache der Emigranten geneigt, eine scharfe Note an den französischen Gesandten hatte die Kriegserklärung an den „König von Oestreich und Ungarn" zur Folge; Preußen trat sofort an die Seite des Bundesgenossen.

Beide stellten sich, obwohl selbst wenig oder gar nicht gerüstet, das Unternehmen als einen „militärischen Spaziergang" vor; hätte die Kriegs-

erklärung mit den Eilmärschen eines kriegstüchtigen Heeres beantwortet werden können, so wäre ein rascher Erfolg vielleicht möglich gewesen, so aber vergingen Monate, ehe an einen thatkräftigen Vorstoß zu denken war. Die preußischen Feldherrn, besonders Ferdinand, Herzog von Braunschweig, bildeten sich ein, es werde sein, wie es in Holland gewesen war. Indeß rüstete die herrschende Partei in Paris und suchte die Massen zu entflammen. Die Güter der Emigranten wurden alle eingezogen, 1900 Millionen neue Assignaten ausgegeben. Die Erregung näherte sich dem Siedepunkte, schon genügte das girondistische Ministerium nicht mehr und mußte abtreten. Am 11. Juli wurde das „Vaterland in Gefahr" erklärt und die Gewalt ging ganz in die Hände der Schreckensmänner: Marat, Robespierre, Danton u. s. w. über. Den 25. Juli erließ der Herzog von Braunschweig ein drohendes Kriegsmanifest und rückte mit 50,000 Mann in Lothringen ein; das 82,000 Mann starke Heer der Oestreicher stand am Oberrhein und in Belgien. Die Worte des Herzogs erweckten einen furchtbaren Sturm, welcher sich als erstes Ziel die Tuilerien erkor. Der König mußte sich in den zweifelhaften Schutz der Nationalversammlung begeben, dann wurde das Schloß angegriffen und ausgeplündert, die Schweizergarden zum Theil gemordet; die königliche Familie kam in den „Temple", eigentlich schon jetzt der Gewalt preisgegeben; einer Versammlung, dem „Convent" wurde die Ausarbeitung einer auf vollständiger Freiheit und Gleichheit ruhenden Verfassung übertragen und ein neues Ministerium gebildet, in welchem Danton als Justizminister saß. Damit waren die Schreckensmänner auch der Form nach an der Spitze, und nun konnte der Kampf gegen alle ruhigeren Elemente, welche man als Feinde der neuen Ordnung in Verdacht hatte, beginnen: er wurde eröffnet durch jenes wahnsinnige unmenschliche Gemetzel, welches unter dem Namen „Septembermorde" bekannt ist; ein elendes Possenspiel gerichtlicher Formen mußte den Meuchelmord heiligen, der die Herrschaft der extremsten Jakobiner sichern sollte.

Die Verbündeten hatten indeß den Krieg begonnen; Ferdinand von Braunschweig war am 19. August über die Grenzen gegangen, wo es aber erst einen Monat später bei Valmy zu einer unnützen Kanonade kam. Schon begannen Ränke zu spielen, welche Oestreich von Preußen trennen und das letztere auf Frankreichs Seite ziehen wollten; zuletzt mußte das preußische Heer sich ohne Erfolge ungeordnet nach Trier zurückziehen. Der Muth der republikanischen Führer stieg; ihre Truppen waren nicht geschult, aber sie brannten vor Ehrgeiz und Ruhmbegier, sie waren von dem Gedanken begeistert, daß sie für ihr Volk und nicht nur für die Sache eines Königs fochten, sie waren überzeugt, daß sie bestimmt seien, allen Nationen die Freiheit zu bringen. Der Convent beschloß zum Angriff überzugehen und versprach in einem Dekret (19. Nov.) allen Völkern, welche den Kampf gegen ihre Monarchen aufnehmen wollen, die Hilfe Frankreichs.

In den Rheinlanden hatten die Freiheitsideen schon lange Wiederhall gefunden. Dort war das Mittelalter in den meisten der kleinen geistlichen Fürstenthümer, in den Grafschaften und Städten noch wohl erhalten geblieben: Adel und Klerus waren Alles, Bürger und Bauer galten nichts oder wenig; die Beamtenwillkür war groß, Steuern und Zehnten, Zölle und Wegegelder drückend, die meisten Fürsten und Fürstlein aber lebten als Schlemmer und Wüstlinge. In Köln und Trier waren die Emigranten mit offenen Armen aufgenommen worden und schweiften dort noch mehr aus als früher in Paris. In Mainz hatte sich bald eine ziemlich starke revolutionäre Partei gebildet, ja selbst am Hofe des liederlichen Bischofs Joseph spielte man, wie einst Ludwigs Hof gegenüber Franklin, mit dem Feuer der republikanischen Ideen. Als General Custine über die französische Grenze herüberkam und Speier und Worms rasch in seinen Besitz gebracht hatte, befand sich das bedrohte Mainz in elendem Zustand; die Festungswerke waren schlecht gehalten, die Kreistruppen ganz vernachlässigt. Da ergriff der Kurfürst mit seinem ganzen Hofe die Flucht — am 21. Oktober mußte sich die Stadt ergeben, den nächsten Tag rückten die Franzosen ein und am 25. erließ Custine einen „Aufruf an das gedrückte Volk deutscher Nation", in welchem er sagte, es bleibe den Bewohnern freigestellt, sich für Freiheit oder Sklaverei zu entscheiden. Aber bald darauf änderte er den Ton und ließ fühlen, daß er Sieger sei. Der republikanische Club in Mainz, noch ganz erfüllt von seiner idealistischen Begeisterung für die Freiheit, suchte die Bürgerschaft für ihre Pläne zu gewinnen. Unter den Feuerköpfen des Clubs stand in erster Reihe jener Georg Forster, welcher als Jüngling mit Cook die Welt umsegelt und sich durch die Beschreibung der Reise, wie durch andere Schriften, die noch zu erwähnen sein werden, einen geachteten Namen erworben hatte. Immer mehr drängten die Freiheitsschwärmer zu einem unmittelbaren Anschluß an Frankreich — es wäre ein Verrath der deutschen Sache gewesen, wenn eine solche überhaupt bestanden hätte. Doch in der Bürgerschaft konnte die Bewegung keine Wurzeln fassen und im Club selbst bildete sich bald ein Gegensatz zwischen deutschen und französischen Republikanern; die ersteren wollten trotz aller Begeisterung für ihr Ideal ihre Selbstständigkeit nicht opfern. Die mühelose Einnahme von Mainz hatte Custine's Selbstbewußtsein sehr gesteigert; er ließ sich verführen nach Frankfurt vorzudringen — natürlich veröffentlichte er zuerst einen Aufruf, in welchem alle glänzenden Schlagworte verwendet waren, was ihn nicht hinderte, die Stadt mit zwei Millionen Livres zu brandschatzen.

Die Stöße vom Rhein her hatten allmälig das schlafende „Reich deutscher Nation" etwas wachgerüttelt. Zwar dauerte es noch einige Monate bis zur wirklichen Kriegserklärung (22. März 1793), aber Preußen und Hessen — letzteres durch den Freiherrn Karl von Stein zur That bewogen — einigten sich, vertrieben die Franzosen aus Frankfurt (2. Dez.) und schlugen sie dann bei Hochheim.

Indessen hatte ein anderes republikanisches Heer unter Dumouriez und Kellermann bei Jemappes die Oestreicher so geschlagen, daß es im Dezember Herr von ganz Belgien war und Holland bedrohte. Hier war das Interesse Englands gefährdet, welches bis jetzt offen noch nicht gegen Frankreich aufgetreten war. Die Entwicklung der Dinge in Paris sollte Pitt zu entscheidenden Schritten bewegen. Dort war am 22. Sept. (1792) die Republik erklärt und damit eigentlich Ludwig abgesetzt worden. Die Ausschüsse des Convents waren unablässig thätig, für die neuen Verhältnisse neue Gesetze zu schaffen, von welchen viele für die Weiterentwicklung des französischen Rechts wichtig geworden sind. Noch hatte im Convent selbst die Partei der Girondisten das Uebergewicht, aber die Minderheit, zu welcher Danton, Robespierre, Marat u. s. w. gehörten, war fest entschlossen, die Herrschaft der ruhigeren Majorität zu brechen und vor allem die von derselben geforderte Untersuchung der Septembermorde zu hintertreiben. Sie wußten, daß die ganze Pöbelmasse hinter ihnen stand. Ein kleiner Vorfall trug dazu bei, die Erregung derselben zu steigern und den Jakobinern eine Waffe gegen den König in die Hand zu geben. Ludwig hatte sich im Mai des Jahres einen geheimen eisernen Schrank zur Aufbewahrung von Dokumenten in den Tuilerien einmauern lassen, — im November hatte der Schlosser dem Ausschuß der Staatspolizei das Geheimniß angezeigt. Der Convent ließ die Sache untersuchen — sofort beschuldigten die jakobinistischen Conventsmitglieder die Girondisten der Untersuchungscommission, sie hätten Briefe, welche ihre Partei bloßzustellen drohten, vernichtet. Die Erbitterung gegen den König stieg in den Massen und wurde jedenfalls künstlich genährt; schon war verdächtig, wer nur ein Wort der Vertheidigung zu sprechen wagte. Am 7. Nov. wurde die Anklage gegen Ludwig beantragt, am 3. Dez. beschlossen, drei Tage darauf setzte der Convent die flattrigen Anklagepunkte fest. Jetzt wurden der König „Louis Capet" und seine Familie mit unmenschlicher Roheit als Verbrecher behandelt. Alle Versuche der ruhig und human denkenden Glieder des Convents waren vergebens, ihre Bemühungen trugen ihnen nur den Haß der Jakobiner und des grollenden Pöbels ein. Am 15. Jan. 1793 ward Ludwig für schuldig erklärt — am 16. Abends, als der Beschluß über die Art der Strafe gefaßt werden sollte, drängte sich der Pöbel der Vorstädte, die Leibgarde der Schreckensmänner in die Gänge zum Conventsaale, er füllte sie bis zu den Eingängen und nahm in wilder Erregung Theil an der Debatte und der Abstimmung; in der Zuhörerloge saßen wie bei einem Schauspiele „Bürgerinnen" im Salonkleide, — manche von ihnen nichts weniger als eine Vestalin — und plauderten, lachten und schäkerten mit Herren, die ihnen ihre Huldigung brachten; dazwischen erscholl wohl auch plötzlich das Wuthgeheul der Menge, wenn ein Wort für den König gesprochen wurde. — Am 21. Jan. beschritt der unglückliche Fürst, von einer heulenden, höhnenden Menge begleitet, den Weg zur Guillotine

Charlotte Corday's Verhaftung. Von H. Scheffer.
Nach einem Stiche aus dem Verlag von Joseph Bulla in Paris.

— er hatte keinen anderen Muth gehabt, als den zu dulden, er büßte die Verbrechen seiner Vorfahren und seine eigene Schwäche.

Jetzt wandte Pitt, während in Paris der letzte Kampf zwischen der Gironde und den Jakobinern begann, alle Mittel an, um den Kampf gegen Frankreich zu einem europäischen zu machen; Oestreich und Preußen waren schon gewonnen, in den Monaten März und April kam die erste Coalition zusammen, an welcher neben Spanien, Portugal und einigen italienischen Staaten auch Deutschland in gewissen Grenzen betheiligt war. Am Beginn des Feldzugs war Dumouriez glücklich, am 18. März erlitt er eine schwere Niederlage von den Oestreichern bei Neerwinden, wo sich der junge Erzherzog Karl, der Bruder Franz I., geboren 1771, frühe Lorbeeren erwarb. Dumouriez war schon seit längerer Zeit nicht ohne Beziehungen zu den Verbündeten — der Convent war durch seine Spione davon unterrichtet; da entzog sich der General der drohenden Gefahr durch den Uebergang zu den Oestreichern.

In Paris war indessen die Partei der rohen Gewalt immer mehr zur Herrschaft gelangt und ein „Revolutionstribunal" eingesetzt worden, welchem bald nach dem Verrath von Dumouriez die Errichtung des „Wohlfahrts-Ausschusses" folgte. Derselbe sollte die Republik gegen äußere und innere Feinde vertheidigen; — im Grunde waren alle neuen Behörden nichts als Werkzeuge der Schreckensmänner. Von jetzt an stieg die Erregung bis zum Gipfel: die Beherrscher des Pöbels waren die Herren der Lage — der Abschaum der Faubourgs wurde jetzt das Mittel, mit welchem die Leiter der äußersten Linken der Jakobiner alle Gegner nach einander niederwarfen, zuerst die Girondisten. Jetzt konnten die wilden Elemente der herrschenden Partei schrankenlos walten — jetzt konnte die Guillotine ihre blutigen Feste feiern. Wohl begann leise und im Geheimen, dann sichtbar der Geist des Widerstandes gegen die Herrschaft des Wahnsinns sich zu regen; ein junges Mädchen aus Caën, Charlotte Corday, selbst von dem schwärmerischen Republikanismus der Girondisten begeistert, sah in der Blutherrschaft das Hinderniß zur Verwirklichung der idealen Freiheit und in Marat den Vertreter des bluttrunkenen Schreckens. Am 13. Juli erdolchte sie ihn und ging dann ruhig den Weg des Todes, von dem Wuthgeschrei des Pöbels umheult.

Auch in den Provinzen regte sich der Geist des Widerstandes gegen die jakobinische Herrschaft, wie in Marseille und in Toulon. Die letztere Stadt vertheidigte sich gegen die Truppen des Convents, aber sie mußte sich ergeben — die Belagerungs-Artillerie befehligte ein junger Offizier, ein Corsikaner, Napoleon Bonaparte (geb. 15. Aug. 1769 in Ajaccio). Die Conventsabgesandten ahmten in den Provinzen nach bestem Können den Schrecken nach — es kam zu Thaten, welche nur erklärlich sind, wenn man Geistesstörungen als ihre Ursachen annimmt: die „Verdächtigen" wurden nicht mehr

guillotinirt, das ging zu langsam, sondern wie in Nantes je ein Mann an ein Weib gefesselt in die Loire geschleudert, — „republikanische Hochzeiten" nannte es Carrier; man sieht, auch der Wahnsinn kann witzig sein — oder wie in Lyon schaarenweise durch Kartätschenfeuer niedergemacht.

Am längsten und zähesten widersetzte sich die Vendée, wo das Königthum, der Adel und die Kirche die treuesten Anhänger hatten, sowohl den Ideen der Revolution, wie den Heeren des Convents. Hier brach ein Volkskrieg aus, zuerst voll Begeisterung geführt, bis zuletzt die Kriegsführung in einen wilden Rachekampf ausartete. — In Paris wurde der Schrecken nach der Hinrichtung der Königin (16. Okt.), welche seit dem Juli von ihren Kindern getrennt in der Conciergerie eingekerkert gewesen war, in ein kunstvolles Regierungssystem gebracht, an dessen Spitze Robespierre, St. Just und Couthon standen, deren Ziel die Vernichtung alles Bestehenden war. Sie wollten alles, was die Geschichte langsam hatte reifen und sich einwurzeln lassen, mit Verfügungen aus der Welt schaffen: eine neue Zeitrechnung vom ersten Tage der Erklärung der Republik wurde eingeführt, die Gewichte und Maße verändert — diese Einrichtung hat sich bewährt, aber man wollte auch die alten in Sitte und Religion herrschenden Gewohnheiten vertilgen, vor allem das religiöse Gefühl mit Stumpf und Stiel ausrotten. Wenn man an Stelle der Heiligen alle erdenklichen Gegenstände zur Bezeichnung der Tage verwandte, so war das komisch; daß man Kirchen plünderte, war begreiflich, denn es galt, den Pöbel bei Laune zu erhalten. Aber dabei konnten die Reformatoren nicht stehen bleiben: es wurde der Cultus der Vernunft eingeführt. Am 10. Nov. fand die erste Feierlichkeit zur Ehre der neuen Göttin im Dome von Notre Dame statt: auf dem geschmückten Altar eine schöne halbentblößte Dirne, welche man beräucherte; im Schiff der Kirche die halb wahnsinnige Menge patriotische Lieder brüllend. Und dann die Umzüge durch die Straßen: der Pöbel geschmückt mit erbeuteten kirchlichen Gewändern; Sansculotten mit Straßendirnen und Damen der Halle tanzend, die Gemeinheit nach allen Richtungen entfesselt. Das war das Ideal der Dantonisten, welche in ihrer Art sich in jeder Weise im Schlamme wälzten und die Anarchie benutzten, um Mittel für ihre Ausschweifungen zu gewinnen. Robespierre, welcher „die Tugend nach blutigem Kampfe gegen jedes Laster zur Herrschaft bringen wollte", begann die einstigen Genossen zu hassen und gegen sie im Geheimen wie im Convent aufzutreten, und war die Ursache, daß man auch gegen die Verhöhnung der Culte Maßregeln ergriff. Langsam suchte er den Schreckensmännern den Boden zu entziehen, sie in Verdacht zu bringen, daß sie gegen die Republik arbeiteten. Danton sah die Gefahr herannahen — er hätte den Kampf aufnehmen können, denn der General Westermann machte ihm das Anerbieten, durch offene Gewalt die Herrschaft der oben genannten drei Männer zu brechen, aber seine Vaterlandsliebe war doch trotz aller Gewaltsamkeit seines Wesens zu groß, um Veranlassung zu

Marie Antoinette in der Conciergerie. Von Chr. L. Müller.

(Nach einem Stiche aus dem Verlag von Goupil und Cie. in Paris.)

einem neuen Blutbade zu geben. In der Nacht des 30. März ließ Robespierre ihn und ſeine gefährlichſten Anhänger verhaften, am 5. April ſprach die Guillotine das letzte Wort im Prozeſſe der Häupter der Partei; gegen dieſe ſelbſt verfuhr Robespierre mit jener ſtarren, durch republikaniſche Phraſen

verbrämten Grausamkeit, welche ihn kennzeichnet, — im April und Mai wurden manchen Tag 50 „Verdächtige" hingerichtet. Und mitten in diese Orgien der Unmenschlichkeit fällt jene Komödie des 7. Mai, in welcher Robespierre durch eine lange Rede den Convent bewog, den entthronten Gott wieder in seine Rechte einzusetzen. Nach diesem Akt der Gnade wurde wieder eine neue Religion zum Gebrauche der Republik gestiftet, und am 8. Juni (1794) das „Fest des höchsten Wesens" gefeiert, ganz in jenem opernhaften Stil, welcher allen großen Aktionen der Zeit eigen war. Aber der neue republikanische Gott erwies sich seinem Gründer nicht dankbar. Gewalt muß Gegengewalt erzeugen — Selbstsucht die Selbstsucht. Die Gegner Robespierre's wehrten sich und fanden Unterstützung von Seite der Dantonisten, am 27. Juli kam es im Convent zu wilden Scenen, und zuletzt zur Verhaftung der drei Männer; noch an demselben Tage fielen die Häupter von Robespierre und von 21 seiner Anhänger — an Stelle der alten Tyrannen traten neue, die Thermidoristen. Aber ihre Tage waren gezählt, der größere Theil des Pöbels, welcher den Gestürzten angehangen hatte, war den Siegern feindlich gesinnt, und die größte Masse der Bevölkerung begann sich nach Ruhe zu sehnen.

Inzwischen war die Coalition in ihrem Kampfe gegen die Republik wenig glücklich gewesen, denn es fehlte ihren Führern an jedem einheitlichen Plan, ihren Truppen an jener Begeisterung, welche die Heere des Gegners beseelte. Wie die Generäle, so waren auch die Regierungen uneinig, jede verfolgte Sonderzwecke und beobachtete mißtrauisch den Bundesgenossen, die Diplomaten Oestreichs und Preußens spielten gegen einander, das übrige „deutsche Reich" brachte es selbstverständlich zu keiner Einmüthigkeit. In Elsaß ging General Wurmser vor, ohne die Bewegungen der Preußen, welche sich gegen Mainz wandten, zu beachten — jeder Theil handelte für sich und so wurde die Kraft zersplittert, wenn auch einzelne Festungen in Besitz der Alliirten gelangten. Ueberdieß mußte Fr. Wilhelm befürchten, in Polen von Oestreich und Rußland übervortheilt zu werden, und zog deßhalb einen Theil der Truppen dorthin.

Bei diesen Verhältnissen war es natürlich, daß die republikanischen Heere der uneinigen und nebenbei zopfigen Kriegsführung gegenüber mit geringen Ausnahmen überall Sieger blieben. Es war, als hätte die Nothwendigkeit eine Reihe von tüchtigen Generälen von selbst erstehen lassen. Jourdan, Bernadotte, Pichegru, Moreau und andere verstanden es, ihre zusammengerafften Truppen wie mit einem Schlage kriegstüchtig zu machen, benützten mit scharfem Blick jede Schwäche der Gegner und schonten die Menschenleben nicht — leider ein wichtiges Mittel des Erfolges. Nicht mit Unrecht sagt ein Zeitgenosse: „Eine alle Individuen belebende Idee besiegte hier eine durch die Kunst hervorgebrachte Form, so wie es immer der Fall war." Während so Frankreich nach außen hin die Gefahr abwendete, vollzog sich im Innern

leise die Reaktion. Die Thermidoristen standen zu sehr zwischen den Parteien, um eine unbedingte Herrschaft erlangen zu können. Bezeichnend war es, daß allmälig die Monarchisten sich hervorwagen und wenigstens im wiedererwachenden Gesellschaftsleben eine Rolle spielen konnten; auch Talleyrand, welcher die Schreckenszeit über in Amerika gelebt hatte, tauchte wieder auf. Die Jakobiner wurden durch den Convent immer mehr in den Hintergrund gedrängt und die Organisation ihrer Clubs gebrochen. Aber sie gaben den Widerstand nicht auf — noch im Mai 1795 erfolgte der letzte von ihnen geleitete Aufstand, welcher durch das besitzende Bürgerthum und durch Militär unterdrückt wurde. Mit der Besiegung des Restes der terroristischen Partei gewann die königliche immer mehr an Kraft.

Schon vor dem Ausbruch des Aufstandes hatte der Convent den Entwurf einer neuen Constitution beschlossen, welche jetzt als Direktorialverfassung zu Stande kam. Eine Kammer von 500 mindestens 30jährigen Mitgliedern erhielt das Recht, Gesetze vorzuschlagen und zu berathen, der „Rath der Alten" die Befugniß, die Verfügungen und Vorschläge zu prüfen, zu bestätigen oder zu verwerfen. Zugleich wählte dieses „Oberhaus" aus 50 von dem anderen Parlament Vorgeschlagenen die fünf Direktoren als die Vertreter der ausübenden Gewalt. Die ganze Verfassung war nur ein dürftiger Nothbehelf und verschleierte mühsam die geheime Absicht des Conventes, auch in der neuen Form sich die alte Gewalt zu erhalten. Die Folge war wieder eine Zuspitzung des Parteigeistes; auf Seite des Convents stand die zügellose Menge, welche ihre Rechnung nur unter irgend einer Schreckensherrschaft finden konnte, das andere Lager bestand aus Republikanern der verschiedensten Färbung, aus Constitutionellen und zum nicht geringen Theil aus Royalisten. Die Partei war entschlossen, es zu neuen Kämpfen kommen zu lassen. Der Convent ernannte sein Mitglied Paul Jean Barras am 5. Okt. zum Obergeneral und dieser schlug als Helfer Napoleon Bonaparte vor, welcher nach dem Sturze Robespierre's als Anhänger desselben verdächtig seiner Stellung enthoben worden war und sich beschäftigungslos in Paris aufhielt. An der Spitze der Conventstruppen schlug dieser mit Kartätschen den Aufstand nieder. Am 10. Okt. erhielt er den Generalsrang und wurde einige Monate darauf, nachdem er die Wittwe des Generals Beauharnais, Josephine, eine Freundin von Barras, geheirathet hatte, als Oberbefehlshaber nach Italien geschickt.

Die Kämpfe gegen die Royalisten in der Vendée waren durch den energischen und klugen Lazare Hoche beendet worden und auch das Ausland hatte zum Theil sich der Republik indeß genähert, Preußen bereits 1794 mit den Franzosen geheime Unterhandlung geführt, denn der Friede stellte sich als unabweisbar heraus. Oestreich und Rußland hatten nämlich am 3. Jan. 1795 ein geheimes Bündniß geschlossen, welches ihnen den größten Theil von Polen sicherte und dadurch zugleich gegen Preußen gerichtet war.

Dieses mußte schnell nach einer Seite hin frei zu werden suchen und schloß deßhalb durch den Minister Karl August v. Hardenberg (geb. 31. Mai 1750 in Essenroda) den „Baseler Frieden" am 5. April 1796. Frankreich sollte das Recht erhalten, seine Grenzen bis an den Rhein vorzuschieben; der deutsche Norden sollte als neutral betrachtet werden. Damit war der Süden einerseits an Frankreich, andrerseits an Oestreich ausgeliefert und der verhängnißvolle Gegensatz geschaffen, welcher zuletzt Preußen selbst an den Rand des Abgrundes treiben sollte. Wie Preußen, so schlossen auch die Hauptstaaten Italiens, Toscana, Venedig, Neapel, ebenso Spanien und Portugal, den Frieden und anerkannten die Republik. Holland war durch den Vertrag vom Mai 1795 ganz von Frankreich abhängig gemacht worden.

So war der Kampf zuletzt hauptsächlich auf den deutschen Süden beschränkt. Württemberg, Pfalz, Bayern und Baden fühlten sich längst des Krieges überdrüssig und so fiel die ganze Last auf Oestreich, welches sich bald von den zweideutigen Bundesgenossen verlassen sah. Die Generale Wurmser, Clerfait und der junge Erzherzog Karl kämpften mit Glück gegen die Heere der Republik, bis Napoleon nach Italien kam. Seine Siege zwangen Oestreich, den besten Theil der Armee gegen ihn zu senden. Die kleineren süddeutschen Staaten folgten dem Beispiele Preußens und ließen die deutsche Sache im Stich, um sich selbst sicher zu stellen — in Kurzem war das linke Rheinufer wieder bis Mainz von den Franzosen besetzt; Württemberg, Baden, der schwäbische Kreis und die fränkischen Landstände schlossen den Waffenstillstand im Juli ab und begannen unter drückenden Bedingungen Friedensunterhandlungen; Sachsen zog seine Truppen vom Reichscontingent zurück und Preußen schloß am 5. Aug. 1796 einen geheimen Vertrag mit der Republik ab, welcher die Unantastbarkeit des Reiches vollständig preisgab. Das war der Patriotismus der deutschen Fürsten.

Am 27. März war Bonaparte im italienischen Hauptquartier angelangt, hatte die Sardinier und Oestreicher in einer Reihe kleinerer Gefechte geschlagen, den König Viktor Amadeus III. von Sardinien durch einen Friedensschluß von Oestreichs Seite gedrängt, und dadurch auch Parma und Modena zum Waffenstillstand gebracht. Bonaparte verstand es schon am Beginn seiner Laufbahn meisterhaft, den Krieg durch den Krieg zu ernähren und der Eitelkeit der Nation zu schmeicheln, indem er geraubte Kunstschätze und Alterthümer jeder Art als Siegeszeichen nach Paris sandte. Vom 10. Mai 1796 an, wo er sich gegen die Oestreicher an der Addabrücke bei Lodi den Uebergang erzwang, begann für den kühnen Feldherrn die Reihe von Erfolgen, welche durch Unterwerfung Neapels und des Kirchenstaats und durch die Schlachten von Castiglione, Bassano, Arcole und Rivoli bezeichnet ist, in welchen Oestreich trotz allem Heldenmuth seiner Truppen unterlag. Im März 1797 hatte Erzherzog Karl den Oberbefehl übernommen und war zuerst bis nach Kärnten zurückgedrängt worden, in dessen Hauptstadt Klagenfurt Bonaparte schon Ende

Erzherzog Carl
von Oesterreich

des Monats einzog. Da dieser aber fürchten mußte, abgeschnitten zu werden, bot er dem Erzherzog einen Waffenstillstand an — zu gleicher Zeit fanden diplomatische Intriguen statt, durch welche der Kaiser gegen den Willen des Erzherzogs zum vorläufigen Frieden von Leoben (in Oberſteiermark) bewogen wurde. (18. April.) — Das ganze war eine bewußte gegenseitige Täuschung, Bonaparte wollte nur für den Augenblick freie Hand in Italien gewinnen. Zuerst machte er den venetianischen Freistaat wehrlos, dessen Aristokraten schon längst jede Männlichkeit eingebüßt hatten, sich jeder Demüthigung unterwarfen und das Vaterland dem Feinde preisgaben. Den geheimen Artikeln des Leobener Vertrags gemäß wurde Venedig den Oestreichern aus-

geliefert. In Genua verfuhr Bonaparte ähnlich und errichtete auf dessen Gebiete die ganz von Frankreich abhängige „liguriſche Republik", und ſchweißte die Lombardei, Modena und einzelne Gebietstheile Venedigs und des Kirchenſtaats zur „cisalpiniſchen Republik" zuſammen — alles nur Mittel, die keinen anderen Zweck hatten, als den geheimen Plänen des ehrgierigen Feldherrn zu dienen. In Wahrheit verfuhr er in Italien mit ſouveräner Gewalt, wenn er es auch vermied, das Direktorium offen zu beleidigen, — es iſt unzweifelhaft, daß ſchon damals in der gährenden Seele Bonaparte's der Gedanke lebendig war, ſich zum Herrn Frankreichs zu machen.

Die Direktorialverfaſſung war von Anfang an wurmſtichig durch und durch, denn es fehlte faſt allen ihren Vertretern an Charakter. Die Direktoren waren bis auf Lazare Carnot, den Leiter des Kriegsweſens, durchaus ſelbſtſüchtige Naturen, welche alle Mittel, Unterſchleife und geheimen Verrath anwandten, um ſich zu erhalten und zwiſchen den Parteien umherſchwankten, deren keine mit ihnen zufrieden war. Noch beſtanden Reſte der einſtigen Anhänger Dantons und Robespierre's, ihnen gegenüber entſchiedene Royaliſten — zwiſchen beiden Extremen ſchwankten die Direktoren umher. Ein großer Theil des Volkes ſehnte ſich nach Ruhe und Ordnung, im Bürgerthum mehrten ſich die Anhänger der Bourbons und dadurch wurden auch die Neuwahlen für die beiden Parlamente immer entſchiedener durch die Feinde des Direktoriums beſtimmt, ja die Gegenſtrömung ſetzte ſich bis in dieſes ſelbſt fort, denn zwei Mitglieder ſtanden entſchieden auf Seite der Ordnungspartei. Die drei Andern ſuchten ſich nun durch einen Staatsſtreich zu retten, als deſſen Werkzeug zuerſt General Hoche auserſehen war, welcher mit ſeinem Heere die widerſpänſtige Majorität der Räthe zu Paaren treiben ſollte. Doch dieſer ſah bald ein, daß er es mit Ränkeſchmieden zu thun habe und zuletzt im Falle des Mißlingens das Opfer ſein werde. Vorſichtiger betrug ſich den Anerbietungen der drei Direktoren gegenüber Bonaparte; er ſandte Soldaten und Offiziere des italieniſchen Heeres „auf Urlaub" nach Paris, wo ſie einer ſeiner Unterfeldherrn nach dem Wunſche der Direktoren als Mittel zum Zweck benützen ſollte. Am 4. Sept. 1797 ging das Geſchäft der Brutaliſirung der Mehrheit ganz glatt von ſtatten, die läſtigſten Gegner wurden durch die „trockene Guillotine" beſeitigt — man deportirte ſie nach Guyana.

Die nächſte Folge des Staatsſtreiches war, daß Bonaparte ſich doppelt unabhängig fühlte — bei den Unterhandlungen über den endgiltigen Friedensſchluß mit Oeſtreich, welcher am 17. Okt. in Campo Formio unterzeichnet wurde, trat er mit dem Selbſtbewußtſein eines Monarchen auf. Alle italieniſchen Beſitzungen Oeſtreichs mußten an die „cisalpiniſche Republik" abgetreten werden; dafür erhielt es einen Theil vom venetianiſchen Gebiet, Iſtrien und Dalmatien; dem Herzog von Modena, welchem ſein Land auch

zur „Abgrenzung" des genannten neuen Staats abgenommen worden war, gaben die Unterzeichner des Traktates das Versprechen, ihn mit dem Breisgau zu entschädigen. Zugleich wurde bestimmt, daß Frankreich mit dem Deutschen Reiche einen Sonderfrieden schließen werde. Zu diesem Zweck sollte in Rastatt ein Congreß stattfinden. Neben diesen offenen Bestimmungen wurden auch geheime Artikel entworfen, in welchen der Kaiser nicht nur das linke Rheinufer an Frankreich überließ, sondern sich auch verpflichtete, seine Truppen aus den westlichen Grenzfestungen zurückzuziehen: mit kurzen Worten das „Deutsche Reich" noch vor dem Congreß dem Feinde mit gebundenen Händen auszuliefern. Man sieht, wie der Mangel an jedem sittlichen Bewußtsein, an jedem vaterländischen Gedanken wie im Norden so im Süden das Merkmal der Fürsten und ihrer Diplomaten bildete — aber aller ihrer großen Selbstsucht stand der dämonische Egoismus eines Mannes gegenüber, welcher nicht nur frei von jedem sittlichen Bedenken war, sondern zugleich einen ehernen Willen besaß. Daß er schon jetzt in Wahrheit der erste Mann Frankreichs war, bewies der Empfang, welcher ihm in Paris zu Theil wurde; man überhäufte ihn mit Ehren, er jedoch verstand es meisterhaft, Bescheidenheit und Selbstbewußtsein zu vereinen, ließ aber mehrfach seine Unzufriedenheit mit der Mißwirthschaft des Direktoriums zu Worte kommen. Doch lag es vorläufig in seinen Plänen nicht, etwa die scheinbaren Gewalthaber zu stürzen, sondern England zu demüthigen, indem er die Handelsbeziehungen derselben von Aegypten aus schädigte. Das geschah durch jenen Feldzug, welcher noch bedeutungsvoller für die Wissenschaft, als für die Kriegsgeschichte geworden ist, weil er das geheimnißvolle Land der Pyramiden den europäischen Forschern erschloß.

Während Bonaparte in Aegypten weilte, entwickelte sich die Komödie des Rastatter Congresses, der am 9. Dezember 1797 eröffnet worden war. Hier erschienen die deutschen Diplomaten als die Marionetten Talleyrands, der seit einigen Monaten das Ministerium des Aeußern übernommen hatte. Er verstand es, die beiden deutschen Großstaaten Oestreich und Preußen durch einander in Schach zu halten und benützte die Furcht, welche die Kleinen vor denselben hatten; geschickt nährte er das Mißtrauen der ersteren, knüpfte mit jedem geheime Unterhandlungen an, ohne je sein Ziel, das linke Rheinufer, aus dem Auge zu verlieren. Und die Vertreter der deutschen Fürsten, jeder nur die selbstsüchtigen Zwecke seiner Regierung im Auge, erklärten nach langen Verhandlungen ihre Zustimmung. Aber noch während man in Rastatt tagte und schwelgte, griff Frankreich die rechtsrheinische Veste Ehrenbreitstein an, zwang sie im Januar 1798 zur Uebergabe und bewirkte durch die Vergewaltigung der Schweiz, des Kirchenstaats und Neapels die Bildung der zweiten Coalition zwischen Oestreich, Rußland, Neapel und der Türkei, welche nicht nur die neuen dem Direktorium unterthänigen Republiken Italiens, sondern auch Deutschland von dem unheilvollen und stets

wachsenden Einfluß Frankreichs losreißen sollte. Nur Preußen, wo seit dem 16. November 1797 der dritte Friedrich Wilhelm herrschte, hielt an dem Grundsatz der Neutralität fest.

Von besonderem Interesse waren die Ereignisse in Neapel, wo die ränkesüchtige und ausschweifende Marie Karoline die eigentliche Königin war. Obwohl sie einerseits den Franzosen bei dem Frieden von Campo Formio wesentliche Dienste geleistet hatte, war sie doch auf geheime Unterhandlung mit Pitt eingegangen, als derselbe sich bemühte, die zweite Coalition zu

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.

Stande zu bringen. Viel trug dazu die Lady Hamilton bei, welche aus den niedrigsten Kreisen entsprossen nach einem sehr zweideutigen Leben endlich Gattin des englischen Gesandten in Neapel geworden war und die Königin sehr beeinflußte. Im Sommer 1798 kam der englische Admiral Nelson, nachdem er die französische Flotte bei Abukir vernichtet hatte, mit einer Flotte nach Neapel und bewog, von der schönen Lady, welche bald seine Geliebte wurde, unterstützt, die königliche Familie, mit ihm zu Schiffe Neapel zu verlassen und der von Frankreich drohenden Gefahr zu entfliehen. Der zurückgelassene Statthalter ließ sich sogleich auf Unterhandlungen mit den Franzosen ein, aber der Aufstand der Lazzaroni unterbrach dieselben. Elend bewaffnet und bekleidet warfen sich dieselben dem vordringenden Heere der

Franzoſen entgegen — umſonſt war der Widerſtand, am 21. Januar war derſelbe niedergeworfen, kurz darauf wurde Neapel als „parthenopeiſche Republik" Vaſalle des Siegers. Ein ähnlicher Aufſtand des niederen Volkes ſpielte ſich in den Abruzzen ab, — zu den Führern deſſelben gehörte Pegga, als „Fra Diavolo" bekannt. Nelſon brachte den König und deſſen Familie wieder nach Neapel zurück — die republikaniſche Partei wurde mit unmenſchlicher Grauſamkeit decimirt, der engliſche Admiral unterſtützte dieſelbe in einer Art, welche ſeinem Ruhm als unauslöſchliches Mal anhaftet.

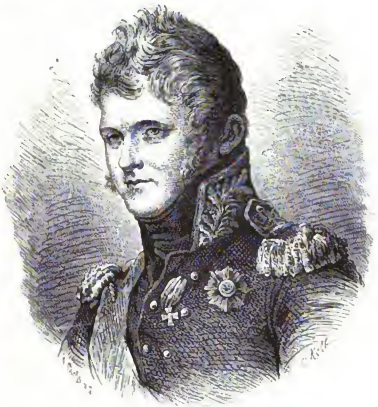
Admiral Nelſon.

Der neue Feldzug der Verbündeten begann glücklich — ſchon im April war das rechte Rheinufer durch einige Siege des Erzherzogs Karl von den Franzoſen befreit. Die öſtreichiſchen Geſandten, der alte Metternich, Vater des berühmteren Sohnes, und die Grafen Cobenzl und Lehrbach reiſten von Raſtatt ab, nachdem ſie alle Beſchlüſſe und Zugeſtändniſſe für ungiltig erklärt hatten; darauf verließen die drei franzöſiſchen Bevollmächtigten die Stadt, wurden aber vor den Thoren von öſtreichiſchen Huſaren überfallen und zwei von ihnen ermordet. Als Urheber dieſer Gewaltthat wurde ſogleich das Wiener Cabinet angenommen, welches ſich gewiſſer Papiere Jhabe bemächtigen wollen, die eine Verbindung des neuen bairiſchen Kurfürſten Maximilians

Josephs mit Frankreich beweisen sollten, damit Oestreich durch diese Enthüllung eine Besetzung Baierns begründen könne.

Das zurückgedrängte französische Heer zog den Oberrhein entlang in die Schweiz und vereinte sich dort mit einem zweiten unter Andrea Massena. Auch in Italien kämpften die Verbündeten glücklich; die vereinigten Truppen Rußlands und Oestreichs siegten bei Cassano und Novi, bis Mißhelligkeiten zwischen dem russischen General, dem greisen Grafen Suwarow, und den ihm untergebenen östreichischen Führern den Czar Paul zum Rücktritt aus der Coalition bewogen. Aber das Wiedererscheinen Bonaparte's gab den Ereignissen eine neue Wendung. Derselbe war indessen bis nach Syrien vorgedrungen, als ihn die Nachrichten aus Europa erkennen ließen, daß dort seine Stunde gekommen sei. Schnell entschlossen reiste er mit wenigen Begleitern ab, entkam glücklich den im Mittelmeere kreuzenden Engländern und war plötzlich in Paris. Dort befanden sich die Verhältnisse in vollständiger Zerrüttung: die Direktorialherrschaft hatte eine Bestechlichkeit und eine Selbstsucht großgezogen, welche ihren Gegnern gefährliche Waffen bot; selbst der Kriegsminister Louis Joseph Scherer konnte der ärgsten Betrügereien beschuldigt werden — Bonaparte verfuhr kurz, am 9. November (1799) stürzte er nach kluger Vorbereitung das Direktorium und stellte sich als ersten Consul an die Spitze der Republik — an seiner Seite standen noch zwei Schatten: Sieyes, welcher dadurch, daß er bis jetzt in allen gefährlichen Lagen sehr geschickt zu schweigen wußte, den Schreckenstagen glücklich entgangen war, und Roger Ducos; beide legten aber sofort nach Verkündigung der Consularverfassung (25. Dez.) ihre Stelle nieder und machten zwei andern Schatten Platz. Bonaparte wurde von der größten Mehrheit des Volkes mit dem vollsten Vertrauen begrüßt und verstand es mit seinem staatsmännischen Blick, alle Vortheile zu benützen und seine Stellung zu sichern. Jedes Talent war ihm willkommen, mochte es als Charakter, wie Joseph Fouché, den er zum Polizeiminister machte, noch so verächtlich sein. Durch die Wiederherstellung der Cultusfreiheit gewann er hauptsächlich den Bauernstand, durch die Erlaubniß der Rückkehr machte er die Emigranten gefügig, die Bourgeois durch die Verbesserung der Finanzen. Ebenso war er thätig, das arg vernachlässigte Schulwesen zu heben und die Verwaltung der Provinzen durch von ihm ernannte Präfekten und Maires von der Centralgewalt abhängig zu machen. Im Zeitraum von wenigen Monaten waren die inneren Verhältnisse auf dem Wege zur Ordnung. Die Absicht des ersten Consuls war auf einen vorläufigen Frieden gerichtet, aber die Lage zwang ihm das Schwert in die Hände. Oestreich baute zu sehr auf das wiedergewonnene Kriegsglück und wies Bonaparte's Friedensanträge, welche auf dem Vertrag von Campo Formio ruhten, zurück. Nachdem der Consul durch Michel Duroc sich der weiteren Neutralität Preußens versichert und durch dieses den Czar Paul für sich gewonnen hatte, trat er mit geeinter Kraft in den zweiten italienischen

Feldzug gegen Oestreich ein und ließ eine zweite Armee unter Jean Victor Moreau, dem Sieger von Cassano, in Deutschland vorrücken. Die Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) machte Bonaparte zum Herrn von Oberitalien, während Moreau die Oestreicher durch siegreiche Schlachten bis Regensburg zurückdrängte, sie zuletzt am 3. Dez. bei Hohenlinden entscheidend schlug und darauf mit dem Erzherzog Karl in Steyer einen Waffenstillstand schloß. Der Friede von Lüneville (9. Febr. 1801) beendigte den Feldzug. Hier diktirte der erste Consul durch den Mund seines Bruders Josephs dem östreichischen Gesandten Cobenzl die Bedingungen. Kaiser Franz mußte sich



Alexander I., Kaiser von Rußland.

nicht nur in die Forderungen von Campo Formio fügen, sondern alles italienische Gebiet jenseits der Etsch aufgeben, die Herzöge von Modena und Toscana auf Kosten des deutschen Reiches entschädigen und seine Zustimmung zur Einziehung der kirchlichen Güter und zur Beseitigung der freien Reichsstädte aussprechen, mit welchen beiden die deutschen Reichsfürsten entschädigt werden sollten. Wohl wurde scheinbar die Einwilligung der Reichsdeputation eingeholt, aber in Wahrheit lag die Vertheilung ganz in der Hand Talleyrands, der sich seine Gefälligkeiten theuer bezahlen ließ. Da begannen denn auch eine Reihe erbärmlicher Diplomatenränke, durch welche die deutschen Staaten sich von der Beute so viel als möglich zu sichern suchten; da begann jene verächtliche Bettelei der deutschen Fürsten bei dem Consul und seinem

Minister, jene Hetzjagd nach seiner und seiner Umgebung Gunst. Um das „Deutsche Reich" und um die nationale Ehre kümmerte sich keiner. Nach des Czaren Pauls Ermordung war Alexander I. Kaiser geworden, welcher sich von Bonaparte gewinnen ließ und seine Zustimmung zu der Umänderung in Deutschland gab. Im Mai 1803 wurde die Angelegenheit der Entschädigungen in Regensburg zu Ende gebracht, die geistlichen Reichsstände verloren bis auf zwei ihre Selbstständigkeit und 46 Reichsstädte ihre Gebiete, nur Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck blieben im Besitze der alten Rechte — das Reich aber war zum Schatten des Schattens geworden.

Indessen war die Macht des ersten Consuls im Innern ebenso gestiegen wie sie im Aeußern maßgebend geworden war. Noch wurden die Formen der Republik gewahrt, aber das System trieb immer mehr der Selbstherrschaft des Einen entgegen. Die Presse lag in den Banden strengster Censur; der Einfluß der kirchlichen Partei begann zu steigen, denn Bonaparte hatte in ihr eine Stütze der Staatsgewalt erkannt; das Leben des Hofes und der Gesellschaft erhielt immer mehr das Gepräge der Monarchie; Kriecherei und Schmeichelei wurden von neuem Mode, und Viele, die noch vor Jahren sich mit dem durchlöcherten Mantel republikanischer Tugenden geschmückt hatten, warfen denselben hinweg und entpuppten sich als ergebenste Werkzeuge Bonaparte's; die Royalisten ließen sich wenigstens gebrauchen, wenn sie auch noch immer von der Rückkehr der Bourbons träumten und sogar ebenso wie der letzte Rest der unversöhnlichen Jakobiner Verschwörungen in Scene setzten; die Unsicherheit der Lage zwang den Consul, ein Spionagesystem zu entwickeln, welches sich im Laufe der Zeit über halb Europa ausdehnte. Es ist unnöthig, die einzelnen Schritte aufzuzählen, welche Bonaparte seinem Ziele näher brachten. Durch die sehr vorsichtig eingeleitete und geleitete Volksabstimmung vom 2. Aug. 1802 erreichte er das lebenslängliche Consulat; wohl wurde den beiden Collegen das Gleiche zutheil, aber Bonaparte erhielt durch die neue Verfassung das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Senatoren zu ernennen, zu begnadigen — kurz Rechte eines Selbstherrschers, was er ja dem Wesen nach schon seit Jahren war.

Die bedeutendste der Verschwörungen gegen den Consul ging von einigen der bourbonischen Prinzen aus, an welche sich Unzufriedene aller Art, auch viele Anhänger der gefährdeten oder eigentlich schon beseitigten republikanischen Grundsätze anschloßen. Ihre Ziele waren so weit dieselben, als es sich um die Beseitigung Bonaparte's handelte — das englische Ministerium unterstützte die Verschworenen auf jede mögliche, ehrliche und unehrliche Weise. Der Consul, ebenso wenig wählerisch in seinen Mitteln, schlug alle Wege ein, um die Pläne zu kreuzen und Verräther im Lager des Feindes zu gewinnen. Verschiedene Zufälle lenkten seinen Verdacht auf Ludwig, Herzog von Enghien, welcher sich in dem badischen Städtchen Ettenheim aufhielt. Am 15. März

Napoleon I. im Kaiserornate.
(Nach dem Stich von G. Longhi.)

(1804) wurde ein Trupp Soldaten über den Rhein entsendet, um den Prinzen zu verhaften und nach Paris zu bringen. Seine Betheuerungen und seine Bitten, den Consul selbst sprechen zu dürfen, blieben erfolglos — am 1. April um zwei Uhr Morgens wurde er zum Tode verurtheilt und zwei Stunden später im Schloßgraben von Vincennes erschossen. Ein Schrei der Entrüstung hallte durch ganz Europa, als dieser Justizmord bekannt wurde — wohl wälzte der Consul die Schuld von sich ab, als andre ihn als Urheber bezeichneten, aber er war im Geheimen zufrieden, durch einen Gewaltakt die royalistische Partei vorläufig unschädlich gemacht zu haben und ging nun unmittelbar auf das letzte Ziel los, auf den Thron. Wieder mußte eine Komödie einstudirt werden, welche den Senat und den Staatsrath als diejenigen erscheinen ließ, die dem ersten Consul die Krone anboten — am 16. Mai 1804

wurde Napoleon Bonaparte zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärt; viele von denen, welche jetzt schmeichelnd und gefügig dem Herrscher zur Verfügung standen, waren einst phrasenreiche Freiheitshelden gewesen; nur wenige Charaktere blieben ihren Ueberzeugungen treu, wie Carnot, welcher in der Sitzung des Tribunats ausrief: „Wenn ein Bürger die öffentliche Freiheit wieder hergestellt hat, kann man ihm doch dieselbe nicht zum Opfer bringen wollen."

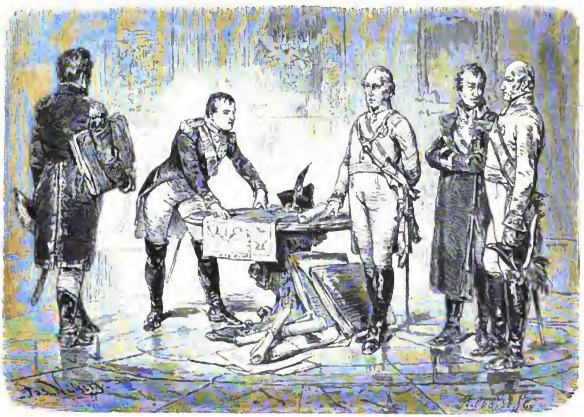
Die nächste Zeit zeigte in wenigen Monaten den vollen Umschwung der Scheinrepublik in den vollsten, rückhaltslosen Absolutismus mit seinen vielfach abgestuften Würdenträgern, mit seinem Ceremoniell und seinem äußeren Glanz, den dasselbe Volk anstaunte, das vor wenig mehr als zehn Jahren mit lautem Jubel das Haupt des sechzehnten Ludwig hatte fallen sehen. In der Seele Napoleons mußte aber, wenn er seiner Laufbahn gedachte, riesengroß wachsen jene Menschenverachtung, welche einen Zug seines Wesens bildet; sie mußte wachsen, als selbst aus dem zertretenen Deutschland Fürsten kamen und Städte ihre Gesandten schickten, um sich in Demuth vor dem neuen Kaiser zu bücken.

Die Folge der Wandlung war zunächst, daß auch die cisalpinische Republik zu einem Königreich Italien verwandelt wurde und Kaiser Franz den Titel eines Erbkaisers von Oestreich annahm. Aber neue Wirren bereiteten sich vor und führten, weil Napoleon noch als Consul das neutrale Hannover, welches unter englischer Herrschaft stand, besetzt hatte, zur Bildung der dritten Coalition. Wieder war es William Pitt, welcher den Anstoß gab und Oestreich, Rußland und Schweden zum Beitritt bewog (1805). Alexander I., ein Mann von schwärmender Phantasie und weichem Herzen, war persönlich durch die Ermordung Enghiens heftig bewegt worden und hatte auch an den schlafenden deutschen Reichstag die Mahnung gerichtet, der Verletzung deutschen Bodens in Hannover entgegenzutreten — aber das Reich schlief ruhig weiter und ließ sich besonders durch Talleyrand noch mehr einlullen.

Die Absicht der Coalition war es, die Franzosen nicht nur aus Deutschland, Holland und der Schweiz, sondern auch aus Italien zu vertreiben. Aber in Hinsicht auf das erstere hatte man gleich am Beginn falsch gerechnet. Preußen hielt unabwendbar an der Neutralität fest; Württemberg, Baiern und Baden schlossen sich an Napoleon. Dieser hatte ursprünglich die Absicht, mit einem großen Heere in England zu landen, jetzt zwangen ihn die Verhältnisse, den Plan aufzugeben. Als die östreichischen Heere den Inn überschritten hatten, setzte er mit sieben getrennten Colonnen über den Rhein und zog die süddeutschen Truppen an sich. Der Marschall Bernadotte rückte von Hannover aus, ohne sich um die Neutralität des brandenburgisch-ansbachischen Gebietes zu kümmern, nach der Donau. Bald hatten die Franzosen Augsburg und München besetzt; am 20. Oktober fiel Ulm, und Napoleon drang bis Wien vor, wo er am 13. November seinen Einzug hielt, nachdem der

Hof sich nach Preßburg geflüchtet hatte; der Kaiser Franz selbst befand sich bei dem einen Heere in Mähren, das sich mit dem russischen vereinigt hatte. Napoleon mußte zur Entscheidung drängen, denn die vereinte französisch-spanische Flotte war von Nelson bei dem Kap Trafalgar am 21. Okt. furchtbar geschlagen worden; der Admiral fiel, aber er hatte den Seekrieg für England entschieden. Noch unangenehmer hätte sich eine andere Angelegenheit entwickeln können. Am 14. Okt. war die Nachricht von der Neutralitätsverletzung nach Berlin gelangt und von dem Minister Karl Aug. v. Hardenberg sofort dem Könige vermittelt worden. Dieser war über den Wortbruch empört; die franzosenfeindliche Partei, Hardenberg an der Spitze, gewann Oberhand, die Königin Louise (geb. 10. März 1776, eine Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz) unterstützte die Bemühungen, die Stimmung im Volke war dem Kriege günstig. Da erklärte der König dem Kaiser Napoleon, er müsse seine Unterthanen schützen, ließ preußische Truppen nach Hannover einrücken und gestattete einem russischen Heere den Durchzug durch die Provinz Schlesien. Kaum hatte Czar Alexander von diesen Thatsachen Kunde erhalten, als er sofort nach Berlin eilte, um den König für die Coalition zu gewinnen; in gleicher Absicht kam ein Glied des östreichischen Kaiserhauses. Da entschloß sich Friedrich Wilhelm am 3. Nov. zur Unterzeichnung eines geheimen Vertrags, in welchem er sich verpflichtete, entweder zu vermitteln oder mit seiner Macht in den Kampf gegen Napoleon einzutreten. Am Abend desselben Tages fand jene bekannte Scene in der Gruft Friedrichs des Großen statt, wo Alexander und der König in Gegenwart Louisens über dem Sarge sich die Hände reichten und ewige Freundschaft zuschworen.

Als Gesandter war Graf Karl v. Haugwitz an Napoleon gesendet, der sein Hauptquartier in Brünn hatte. Der Kaiser war durch seine Verbindungen bereits von dem geheimen Vertrage unterrichtet und wies den Bevollmächtigten an Talleyrand nach Wien, denn er wollte jetzt nicht unterhandeln, sondern handeln. Die „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz (2. Dez.) entschied die schwebenden Fragen, Oestreich und Rußland erlitten eine schwere Niederlage, der Czar zog sich über die Grenze zurück, Franz schloß mit Napoleon zuerst einen Waffenstillstand und dann in einer persönlichen, den Stolz des Kaisers verletzenden Zusammenkunft den Frieden von Preßburg (26. Dez.). Dieser war für Oestreich sehr ungünstig: es verlor Venedig an das neue Königreich Italien, mußte Tirol und Vorarlberg an Baiern, den Breisgau an Baden und die Gebietstheile in Oberschwaben an Württemberg abtreten und erhielt für Alles nur Salzburg. Außerdem mußte Franz seine Zustimmung zur Königswürde für Baiern und Württemberg geben und die Rangerhöhung des Kurfürsten von Baden zum „Großherzog" genehmigen. Noch vor dem Preßburger Vertrag war ein andrer mit Preußen in Schönbrunn abgeschlossen worden. Haugwitz mußte sich entschließen, den Traktat zu unterzeichnen, welcher Preußens Ruhm auf Jahre hin vernichtete: es trat



Napoleon und Kaiser Franz in Preßburg. Von J. Weiser.

Cleve und Neuenburg an Frankreich, Ansbach an Baiern ab und verpflichtete sich, die Armee auf den Friedensfuß herabzusetzen und nicht zu vergrößern; dafür wurde ihm Hannover zugesprochen — es mochte selbst zusehen, wie es das Danaergeschenk behaupte. Ein Zufall wollte es, daß kurz nach dem Abschluß des Vertrags ein Sturm den Kopf der Kriegsgöttin, welche auf dem Berliner Arsenal stand, hinabriß. Die kriegerisch gesinnte Partei schäumte, man überhäufte die Regierung mit Spott. Dem Prinzen Louis Ferdinand soll ein Büstenhändler auf der Straße eine Statue des Mars und eine des Königs gezeigt haben, worauf der Prinz antwortete: „Ja wohl, das ist Gott Marsch und das Gott Halt."

Jetzt begann Napoleons Willkürherrschaft erst recht üppig in die Halme zu schießen: den Holländern nahm er ihre Verfassung und zwang ihnen seinen Bruder Louis Bonaparte zum Könige auf; das neugebildete Großherzogthum Cleve-Berg wurde mit Joachim Murat, dem Schwager Napoleons, beglückt, über Italien verfügte er, als wäre es sein persönliches Besitzthum, vertrieb die neapolitanische Dynastie, die es übrigens redlich verdient hatte, machte den zweiten Bruder, Joseph, zum Könige beider Sicilien und verschenkte eine große Anzahl von Landstrichen als Lehen an seine Generale und Diplomaten. Aber auch Deutschland wurde immer mehr zum Vasallenstaate Frankreichs erniedrigt; der Kaiser vermählte Glieder seiner Familie mit solchen der süd-

deutschen Fürsten, welche ihre Souveränität theuer bezahlen mußten. Noch theurer kam der Glanz der neuen Königskronen den Völkern zu stehen; die alten Landstände wurden abgeschafft, doch erwachte in Baiern ein freierer Geist unter Max I., dessen Minister Montgelas die geistlichen Einflüsse brach. In Württemberg dagegen schaltete Friedrich I. mit Verachtung des Volkswohls und saugte das Land aus, um alle despotischen Launen befriedigen zu können. Wie selbstständig sich jedoch alle geberdeten, umschlang sie alle der eiserne Reif: am 12. Juli 1806 erklärten sich die beiden Könige, dann die Großherzoge von Baden und Cleve, der Herzog von Nassau und noch andere kleinere Landesväter für unabhängig vom deutschen Reich und stellten sich als Rheinbund unter den Schutz Napoleons, d. h. sie wurden die Sklaven desselben, verzichteten auf alle Rechte nach außen, verpflichteten sich zu unverweigerlicher Kriegsfolge. Der Erzkanzler des alten deutschen Reiches, Karl v. Dalberg, erhielt als Fürstprimas des deutschen Episcopats die Leitung der Bundesversammlung mit dem Sitz in Frankfurt und ernannte den Stiefsohn Napoleons, den Kardinal Fesch, zu seinem präsumtiven Nachfolger.

Kaiser Franz, der letzte deutsche Kaiser, legte am 6. August seine Würde nieder. So zerfiel denn vor dem Ansturm eines Mannes das morsche Gebäude „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation", ein Opfer der Uneinigkeit, der Selbstsucht seiner Fürsten, und eine neue Geschichte unseres Vaterlandes begann unter dem Despotismus Napoleons. Und wahrlich, enge, drückende Bande umschloßen das deutsche Land, welches mit Schmach bedeckt zu den Füßen des Eroberers lag. Aber dennoch war ein doppelter Segen in diesen Verhältnissen, welche der Geschichtschreiber vom Standpunkte der Gegenwart nicht beklagen darf, noch kann. Das alte Reich mußte zusammenstürzen, denn es entsprach nicht mehr dem Geiste der Zeit, das Chaos mußte kommen, damit sich eine neue Schöpfung langsam gestalten könne. Im Druck ward zugleich der allgemeine nationale Geist erweckt, und wenn auch die Fürsten uneins waren, allmälig wurden die Völker einig im Haß. Nicht unempfunden blieb die Schmach, welche auf dem deutschen Namen lastete, aber es war gefährlich, dem innern Groll Worte zu leihen, denn die Spione Napoleons hörten jeden Fluch, welcher erscholl, und die unterthänigen Fürsten schwiegen zu jedem Gewaltschritt des Selbstherrschers. Im Frühling 1806 war eine anonyme Flugschrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" bei dem Buchhändler Johann Phil. Palm in Nürnberg erschienen. Sie ist an sich unbedeutend, erregte aber größtes Aufsehen und machte sofort die französische Polizei lebendig, welche Palm auf die unmittelbare Weisung von Paris gefangen nahm. Alle Bemühungen der unglücklichen Gattin blieben fruchtlos. Am 25. Aug. verkündigte die „außerordentliche militärische Commission", welche aus lauter französischen Offizieren bestand, in Braunau ihr Urtheil, welches für Palm auf Tod lautete. Am 26. Aug.,

am frühen Nachmittag wurde der Verurtheilte nach dem Glacis geschafft und dort erschossen. Die ganze Besatzung war aufgeboten, Kanonen wurden auf den Wällen nach dem Platze gerichtet, um im Nothfall jeden Aufstand der Bevölkerung zu unterdrücken, denn die dumpfe Gährung war den Franzosen nicht entgangen. Trotz der Verhältnisse weckte die Gewaltthat den Widerhall im Norden Deutschlands, in Rußland und selbst in England — überall wurde gesammelt, um das Loos der Hinterbliebenen zu sichern — der ruhmgekrönte Kaiser hatte eine Schuld auf sich geladen, welche ihm das deutsche Volk nicht vergaß.

Zweites Kapitel.

Von Jena bis Moskau.

Die unglückselige Unentschiedenheit Friedrich Wilhelms III. war hauptsächlich Schuld, daß Preußen den günstigen Augenblick, sich von den Fesseln Napoleons zu befreien, versäumt hatte. Aber selbst als der König durch Unterzeichnung des Schönbrunner Vertrages Verpflichtungen eingegangen war, blieb er nicht auf dem eingeschlagenen Weg, sondern lavirte zwischen den Mächten hin und her; jedoch es war zu spät. Mitte Februar 1806 hatte Preußen sich zu einer Erweiterung des Vertrages verstehen und alle seine Seehäfen den englischen Schiffen sperren müssen. Natürlich rächte sich England durch schwere Schädigung des Handelsverkehrs, welche Preußen zuletzt — ganz nach der geheimen Absicht Napoleons — zur Kriegserklärung zwang. Preußen war vollständig zur Marionette des Kaisers geworden, welche er nach seinem Willen tanzen ließ, oder hinwarf, wenn er ihrer nicht bedurfte. Einerseits schien er geneigt, die Bildung eines norddeutschen Bundes unter Führung Preußens zu unterstützen, im Geheimen bot er alles auf, sie zu verhindern; mit England hatte er Friedensunterhandlungen durch Talleyrand anknüpfen lassen, in welchen er betonte, Hannover solle kein Hinderniß sein, d. h. es könne Preußen einfach abgenommen werden; Murat durfte sich preußischer Gebietstheile bemächtigen, ohne daß sein kaiserlicher Schwager dagegen eintrat; die Festung Wesel wurde Frankreich einverleibt. Allmälig mußten auch in Berlin die Augen darüber aufgehen, daß der Bundesgenosse die vollständige Isolirung und den Untergang des preußischen Staats im

Luise, Königin von Preußen. Von G. Richter.

(Nach einer Photographie aus dem Verlag der Photogr. Gesellschaft in Berlin.)

Plane habe. Bis in den September wurden die Gesandten von Talleyrand hingehalten, endlich am 7. Okt. 1806 ließ der König dem Kaiser, welcher sich schon den Grenzen Preußens näherte, die letzte Forderung vorlegen: die Bildung des norddeutschen Bundes nicht zu stören und den Streit mit Murat zu begleichen. Napoleon wies alle Vorschläge ab — der Krieg war unvermeidlich geworden, und Preußen stand allein. Daß Oestreich sich in kein Bündniß einließ, kann nicht verwundern, es hatte keinen Grund, für den Schönbrunner Vertrag dankbar zu sein; England hatte nach dem Tode des Ministers Fox, des Nachfolgers Pitts, zwar die Feindseligkeiten eingestellt, aber mußte von seinem Standpunkte aus auf einer Regelung der hannoverischen Frage bestehen, ehe es sich an Preußens Seite stellen konnte; Sachsen schloß sich an, übrigens ein zweideutiger Bundesgefährte, Rußland sagte die Hilfe zu, hatte jedoch augenblicklich keine Truppen zur Verfügung. Aber der mißlichste Umstand lag in dem preußischen Heerwesen. Die patriotische Partei, die Königin Louise und Freiherr v. Stein an der Spitze, jubelte, daß der Bann der Neutralität endlich gebrochen sei, die Offiziere waren voll Zuversicht. Jedoch die Verhältnisse der Armee ließen alles zu wünschen übrig: das Offizierscorps, zum größten Theile durch das Garnisonsleben, durch Müßiggang, vornehme „Passionen" aller Art, entsittlicht und verweichlicht, dabei meist ungebildet; der Stand der Unteroffiziere schlecht gezogen, die Soldaten der militärischen Zucht ledig und ungeübt; das im Kriege unumgängliche Kundschafterwesen arg vernachlässigt; die „Landmiliz", „Reserve" nur auf dem Papier vorhanden; die Verpflegung in den schlechtesten, gewissenlosesten Händen. Und an der Spitze stand als General der Herzog von Braunschweig, welcher 1792 das Manifest gegen Frankreich erlassen hatte, kränklich, zopfig in seinen Ideen, wenig geachtet von den Generälen. Das Urtheil, welches damals ein Zeitgenosse fällte, klingt hart, aber die Geschichte hat es bestätigt: „Es war (das Heer) ein verwirrter, ohne Zweck und Plan aufmarschirter Haufen, dessen Generale keine Ordres, die Soldaten kein Brod, keine Fourage, kein Pulver hatten, dessen oberster Feldherr nicht wußte, ob er schliefe oder wache."

Und diesem „Haufen" und dem gichtbrüchigen Feldherrn gegenüber stand ein geschultes, streng disciplinirtes Heer; das Verpflegungswesen war — leider auf deutsche Kosten — vorzüglich eingerichtet, die Spionage zur Meisterschaft ausgebildet, an der Spitze ein genialer Führer. Am 6. Okt. erschien das Manifest Napoleons an seine Truppen, in seinem rhetorischen Prunk ganz auf die französische Eitelkeit berechnet, am 7. das deutsche; am 10. schlug der Kaiser die preußische Vorhut. Schon begann die Kopflosigkeit des Herzogs von Braunschweig, welche den König entmuthigte. Nur die Königin behielt ihr starkes Herz, am 13. zeigte sie sich zu Fuß in Weimar den Truppen und flößte auch ihrem Gatten neue Kraft ein — umsonst, den nächsten Tag wurden die heimischen Armeen von Napoleon und dem Mar-

schall Davoust bei Jena und Auerstädt auf das Haupt geschlagen; ohne Schwertstreich übergaben sich bald darauf die Kommandanten von Cüstrin, Stettin, Magdeburg. Nur der Rückzug des Generals v. Blücher (geb. 16. Dez. 1742 in Rostock), welcher sich gegen drei Corps kämpfend bei Ratkau übergeben mußte, und die Vertheidigung Colbergs durch den Major v. Gneisenau, den Bürgermeister Nettelbeck und den Freischaarenführer Ferdinand v. Schill retteten einen kargen Rest der preußischen Waffenehre. Blücher hatte nach dem Tage von Jena den Rückzug angetreten, um wenigstens einen Theil der Armee zu retten; in der Noth des Augenblicks war er, ohne die Neutralität Lübecks zu achten, in die Stadt eingezogen, um sich dort festzusetzen; doch schon am nächsten Morgen (6. Nov.) erreichten ihn die Franzosen und trieben ihn nach heftigen Straßenkämpfen heraus. Darauf kam es in der Stadt zu Mord- und Plünderungsscenen, in welchen die ganze Roheit einer entfesselten Soldateska zu Tage trat. Damals wurde auch die Wohnung eines ehemaligen preußischen Hauptmanns geplündert, welcher seit drei Jahren sich in Lübeck niedergelassen hatte. Sein sechsjähriger Sohn war Zeuge der Scene — der Name des Knaben war Helmut v. Moltke.

Die Stimmung in Berlin war am Beginn des Oktober eine sehr siegesgewisse gewesen — bezeichnend ist's, daß „Wallensteins Lager" fast ununterbrochen auf dem Repertoire blieb und die Zuschauer jede Gelegenheit benutzten, ihren Patriotismus sehr billig kund zu geben, — wo es auf wirkliche Opfer ankam, war die Begeisterung minder groß. Falsche Siegesnachrichten erhöhten die Zuversicht, als plötzlich am 17. Oktober die Unglücksnachricht ankam; auf den Straßenecken wurden rothe Zettel angebracht:

„Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe Bürgerpflicht; ich bitte darum. Schulenburg."

Ein unglaublicher Schrecken bemächtigte sich der Behörden und der Einwohner; wer Geld besaß, hohe Beamte, Bürger und Adel, floh — der Minister Graf v. Schulenburg, nachdem er seinen Schwiegersohn, den Fürsten v. Hatzfeld, zum Gouverneur bestellt, ebenfalls; der Schatz des Königshauses, die Kassen und Banken wurden nach Cüstrin und Stettin in Sicherheit gebracht; dagegen strömte das Landvolk von allen Seiten in die Stadt. Endlich am 24. Okt. kamen die ersten Franzosen vom Davoustischen Corps an und General Hulin übernahm das Platzcommando; am 25. überreichte der Magistrat dem einziehenden Marschall am Potsdamer Thor die Schlüssel der Stadt, dieser wies sie zurück und kündigte Napoleons Ankunft an. Am 27. zog dieser von Charlottenburg her in Berlin ein, von den zurückgebliebenen Ministern und Stadtbeamten empfangen, vom Volke, das sich herandrängte, wie ein Wunderthier angestaunt. Ein Augenzeuge schildert den Kaiser mit folgenden Worten: „Seine Gesichtszüge zusammengenommen sind harmonisch, imponirend. Sein Auge ist in ewiger Bewegung und spricht die immer glühende Thätigkeit seines eigentlichen Ichs aus. Nur selten wird der Ernst

Napoleon am Sarge Friedrichs des Großen. Von J. Weiser.

des Gesichtes von einem Lächeln verwischt, aber es ist ein Lächeln, das dem Nächststehenden untersagt, ein Gleiches zu thun."

Die Mannszucht wurde gewissenhaft gehandhabt, die Haltung des französischen Militärs war, bis auf wenige Fälle, vortrefflich, Napoleon selbst ließ alles anwenden, um den Beamten, Pensionären und Invaliden den Fortbezug ihrer Gehälter zu sichern, und regelte sogar die Brodpreise, um die armen Stände vor Uebervortheilungen zu sichern. Daß auch in Berlin Kunstwerke fortgeschafft wurden, war der napoleonischen Praxis gemäß, unter denselben befand sich die Siegesgöttin, welche das Brandenburger Thor schmückte. Bekannt ist der Besuch, den Napoleon der Gruft Friedrichs des Großen in der Potsdamer Garnisonskirche abgestattet hat, — aus den Zimmern des Königs ließ er den Degen und die Schärpe desselben wegnehmen, um sie später als Schaustücke bei dem Einzug in Paris zu verwenden; er kannte seine Franzosen.

Von der Residenz aus erließ der Kaiser seine Verfügungen: die Herzoge von Nassau und Braunschweig und der Kurfürst von Hessen wurden ihrer Throne beraubt, ihre Länder, sowie die Hansestädte besetzt, der Kurfürst von Sachsen, welchem der Königstitel ertheilt wurde, zu dem im Geheimen schon angestrebten Bündniß mit Frankreich gebracht und in den „Rheinbund" aufgenommen. Der Ton der vielen Erlasse Napoleons, besonders seiner

Siegesnachrichten, ist nicht mit Unrecht komödienhaft genannt worden — das lag in seinem Wesen, denn er war trotz, oder vielleicht durch seine Genialität auch ein meisterhafter Schauspieler — würdelos waren die groben Ausfälle, welche er gelegentlich gegen die Königin Louise machte, sie beweisen den Mangel jeder echten Ritterlichkeit, welchen er so oft in seinem Leben erwies.

Das berühmteste der von Berlin aus erlassenen Dekrete ist jenes vom 21. Nov., welches die „Continentalsperre" einleitete. Es verhängte über England eine Art von Belagerungszustand: allen mit Frankreich verbundenen Ländern wurde jeglicher Verkehr dahin, sogar der briefliche, bei Androhung schwerer Strafen verboten; jeder Engländer auf dem Continente sollte als Kriegsgefangener behandelt, wer mit irgend einem verkehrte, als politischer Verbrecher bestraft werden; alle englischen Waaren, welche sich augenblicklich in der Machtsphäre Frankreichs befänden, sollten einfach in Beschlag genommen werden — wie viele Existenzen dadurch geschädigt, ja vernichtet wurden, daran dachte der Kaiser nicht. England rächte sich, indem es alle seine Häfen den Schiffen Frankreichs und seiner Bundesgenossen verschloß.

Friedrich Wilhelm, der nach Königsberg geflohen war, zeigte sich von den schweren Schlägen so niedergeworfen, daß weder die Königin noch Stein ihn zu ermuthigen vermochten. Schon am 17. Okt. hatte er, zu einer demüthigenden Unterwerfung bereit, um einen Waffenstillstand gebeten, und dann zwei flehende Briefe an Napoleon geschrieben. Endlich ließ sich dieser herbei, seine Forderungen durch Talleyrand und Duroc den zwei diplomatischen Unterhändlern Preußens vorzulegen. Diese, beide schwankende Charaktere, der eine sogar ein Ausländer, unterzeichneten den Vertrag, welcher Preußens Vernichtung bedeutete. Da ließ sich der König von seiner Gemahlin und der gegenfranzösischen Partei seiner Umgebung bestimmen, verfagte dem schmachvollen Vertrag seine Zustimmung (22. Nov.) und erklärte dem russischen Gesandten, er vertraue auf die Hilfe des Czaren. Bald darauf rückten die ersten Truppen desselben in Ostpreußen ein, während Napoleon nach dem Schauplatz der nächsten Kämpfe eilte. Die Schlachten von Jena, Auerstädt hatten die Nothwendigkeit dargelegt, das preußische Heer zu reformiren — vorläufig mußte sich der König begnügen, einen Befehl „wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche bei der Armee" zu erlassen. Das Schriftstück, vom 1. Dez. 1806 abgefaßt, bildet ein trauriges Blatt in der Geschichte der Zeit; es beweist, wie zerrüttet die Verhältnisse des Heeres waren. Ja es war unter anderm nöthig, die Offiziere zu erinnern, daß sie ohne Wunden das Schlachtfeld nicht verlassen dürfen. Zu erwähnen ist die Bestimmung, daß von jetzt ab jeder, der sich im Kriege besonders auszeichnet, den Offiziersrang erhalten könne. Damit war die verhaßte Begünstigung des Adels für einige Zeit gebrochen.

Napoleon hatte in Posen den Winterfeldzug vorbereitet und dort die Intriguen begonnen, welche ihm die Hilfe der Polen Preußens eintrug. In

Warschau erließ er dann eine Proklamation, welche die Polen an ihr stolzes nationales Gefühl erinnerte und von Freiheit sprach — er, welchem diese beiden Begriffe Dunst waren, wenn er sie nicht gebrauchen konnte. Im Februar kam es bei Eylau zu der ersten blutigen Schlacht zwischen den Franzosen und den Verbündeten — die Verluste waren beiderseits furchtbar, eine Entscheidung blieb jedoch aus und es trat auf diesem Schauplatz eine Ruhe ein. Dagegen entwickelte sich auf dem zweiten, in Schlesien, der Kampf, wo die Hilfstruppen der Rheinbundfürsten unter dem Befehl des Prinzen Jerome Bonaparte hausten.

Der König war von Königsberg nach Memel geflohen — immer noch schwankend zwischen den beiden Parteien seiner Umgebung. Stein hatte am Beginn des Januar plötzlich seine Entlassung erhalten, weil die französische Partei augenblicklich bei dem Könige Einfluß gewonnen hatte; nur der Unentschiedenheit Friedrich Wilhelms war es zuzuschreiben, daß er sich nicht mit gebundenen Händen dem Feinde übergab. Am 2. April 1807 kam Czar Alexander nach Memel und bewirkte es, daß Hardenberg und durch ihn die Patrioten an Einfluß gewannen und mit Rußland ein neuer Vertrag abgeschlossen wurde. Anfangs Juni wurde der Feldzug wieder eröffnet, und nach einigen mörderischen Gefechten kam es zur Schlacht von Friedland, in welcher das russische Heer vollständig geschlagen wurde. Damit war auch Preußen entwaffnet — umsonst drängten Hardenberg und Stein, der am 10. Juli wieder in das Ministerium eintrat, zur Ausdauer — der Czar war nicht zu bestimmen, und ohne ihn war Preußen widerstandsunfähig.

Am 25. Juni begannen in Tilsit, zuerst nur zwischen Alexander und Napoleon, die Friedensunterhandlungen. Der erstere zwar als echter Romantiker war eine unberechenbare Natur, aber Napoleon wußte ihn bei seinen Schwächen zu fassen. — Der Czar war nach der ersten Unterredung entzückt von dem Kaiser und fiel von Friedrich Wilhelm ab, indem er allem zustimmte, was Preußen Schweres traf. Königin Louise hatte sich trotz wohlgemeinter Abmahnungen entschlossen, mit Napoleon selbst zu sprechen; dieser wies durch harte, spöttisch galante Worte jede Einmischung einer Frau ab. Am 7. Juli wurde zuerst der Friede zwischen Frankreich und Rußland geschlossen; nach der löblichen diplomatischen Gewohnheit ein geheimer Vertrag, welcher zum Theile gegen Oestreich und die Türkei gerichtet war, und ein offener, der auch das Schicksal Preußens entschied. Die Hauptbestimmungen desselben waren folgende: der König mußte fast die Hälfte seiner Staaten abtreten, so daß er nur mehr die Provinzen Ost- und Westpreußen — letztere mit Ausnahme von Danzig — Brandenburg, Pommern und Schlesien behielt; der Verlust an Einwohnern betrug nahebei fünf Millionen, der an Flächeninhalt fast 2700 Quadratmeilen. Außerdem mußte sich Preußen zu einer Kriegsentschädigung von 150 Millionen Francs verpflichten und bis zur Abtragung derselben drei feindliche Armeecorps auf seinem Gebiete unterhalten. Der

neue „König" von Sachsen erhielt als seinen Antheil an der Beute Preußisch-Polen; für den Prinzen Jerome wurde aus Braunschweig, dem südlichen Theil von Hannover, Kurhessen und den preußischen Besitzungen am linken Elbufer das Königreich Westfalen gegründet. Am 7. Juli erfolgte der Abschluß mit Preußen, welches sich zugleich verpflichten mußte, innerhalb der nächsten zehn Jahre die Armee nicht über 42,000 Mann zu erhöhen und in einem Krieg mit England Heerfolge zu leisten. Mit dem Tilsiter Frieden war die Großmachtstellung Preußens vernichtet und Napoleon jetzt unbedingt der Herr des Continents. Aber gerade in der Zeit der deutschen Schmach wuchs still und tiefwurzelnd das Vaterlandsbewußtsein empor. Von Herz zu Herz, von Geist zu Geist flogen die Funken der Heimatsliebe, und entzündeten Muth und Kraft. Ehe das Werden dieser Bewegung geschildert wird, ist es nöthig, einen Blick auf das übrige Europa zu werfen.

Die Türkei befand sich seit mehreren Jahrzehnten in einem beständigen Kampfe um ihre Existenz, denn die bunt zusammengewürfelten Bestandtheile des Reiches widersetzten sich jeder einheitlichen Gewalt; in Constantinopel selbst befehdeten sich englische, russische und französische Einflüsse. Unter Selim III. gewannen die letzteren die Oberhand — seit 1806 — führten aber zugleich zu verschiedenen Zerwürfnissen mit Rußland, welches hauptsächlich die slavischen Donaufürstenthümer gegen die türkische Herrschaft aufzuregen wußte und zuletzt ohne jede Kriegserklärung in die Moldau einrückte. Napoleon versicherte nach der Schlacht von Jena den Sultan seines Schutzes und hatte auch wirklich die Absicht, Hilfstruppen zu senden. Da mischte sich England in den Streit und drohte Constantinopel zu beschießen, wenn der Sultan nicht mit Frankreich breche und nicht mit Rußland und England ein Bündniß abschließe. Selim wies das Anerbieten ab und verhinderte mit Hilfe des französischen Gesandten die Blokade der Hauptstadt. Als auch ein Versuch mißlang, das bald nach Napoleons Abreise aus dem Orient wiedergewonnene Aegypten gegen die türkische Herrschaft in Aufstand zu bringen, vereinten sich Rußland und England, um mit Hilfe der Unzufriedenen in Constantinopel selbst eine Empörung in Scene zu setzen. Selims Reformen hatten besonders die Ulemas, den Stand der Theologen und Rechtsgelehrten und die Janitscharen, — ein ursprünglich aus christlichen Gefangenen gebildetes Elitecorps von Fußsoldaten — in hohem Grade empört; die ersteren waren in ihrem Einflusse auf den Staatsrath (Divan) beschränkt worden, die letzteren fühlten sich durch die Veränderungen nach französischem Vorbild in ihren Vorrechten beleidigt. Am 28. Mai 1807 brach der Aufstand aus, Selim wurde für unwürdig erklärt, Nachfolger des Propheten zu sein, die Minister wurden ermordet und ein Vetter des Herrschers zum Sultan erklärt, Mustapha IV. Derselbe hob alle Bestimmungen Selims auf und setzte den Krieg mit England und Rußland fort, aber ohne jeden Erfolg, denn das letztere regte auch die Serben unter Georg Czerny von neuem

auf. Zu diesen und andern Bedrängnissen gesellte sich die zweizüngige französische Diplomatie, welche „uneigennützig" zwischen der Türkei und Rußland den Frieden vermittelte — einen Monat nach jener Unterredung zwischen Alexander und Napoleon, welche auch die Theilung des Osmanenreiches zum Stoffe gehabt, einige Zeit vor den diplomatischen Unterhandlungen in Petersburg, wo der Romantiker Alexander mit dem Gesandten des Realisten Napoleons über das kranke Reich am Bosporus verfügten, welches ihnen als leichte Beute erschien. Krank war es, krank durch und durch. Mustapha war bald das Spielzeug der Ulemas und Janitscharen, wurde jedoch von Bairactar, einem Anhänger Selims, gestürzt und Mahmud II. trat an seine Stelle. Aber Bairactars Rückkehr zu Selims Reformen erzeugte neue Aufstände und führte zuletzt wieder zu der alten Mißwirthschaft, in welcher der Sultan von Ulemas und Janitscharen abhing.

Eine gewaltsame Umwälzung andrer Art vollzog sich indessen in dem Norden, in Schweden und Dänemark. Die Schweden hatten sich an den Feldzügen von 1807 betheiligt, und auch trotz eines mit Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstandes mit einem Theile der Flotte die Vertheidigung von Colberg unterstützt. Als nun Preußen mit Napoleon die Waffenruhe vereinbarte, fiel die Last des Krieges allein auf Schweden. Dort war dem durch Ankerström 1792 ermordeten Gustav III. der vierte desselben Namens gefolgt, ein Feind der Revolution, wie Napoleons, durchaus eine nervöse, ungesund erregte Natur, in welcher das Selbstbewußtsein des Königthums nicht selten bis an Irrsinn grenzend zu Tage trat. Der Gang des Krieges war ein unglücklicher und führte zuletzt zu einer neuen Adelsverschwörung, an deren Spitze der Baron Adlerfparre stand. Gustav wurde verhaftet (13. März 1809) und entsagte am 29. zu Gunsten seines Oheims des Herzogs von Südermannland (Karls XIII.) der Regierung. Bald darauf verließ er Schweden; er lebte als Oberst Gustavson noch bis 1837.

In Dänemark regierte an Stelle seines geisteskranken Vaters der Kronprinz Friedrich IV. in Verbindung mit dem Grafen Peter von Bernstorf. Beide waren Männer von Herz und Geist, nach Kräften bestrebt, das Wohl des Landes zu fördern. Seit 1800 war Peter's Sohn, Christian, nach dem Tode des Vaters Minister des Aeußern geworden und hatte sich bestrebt, mit den Nachbarn, besonders mit England, den Frieden zu erhalten. Als in Tilsit das Bündniß zwischen den zwei Kaisern geschlossen worden war, befürchtete das englische Ministerium, welches durchaus franzosenfeindlich war — Georg Canning leitete das Aeußere — Dänemark könnte durch Frankreich und Rußland gezwungen werden, seine Macht gegen Schweden und somit auch gegen England zu wenden. Da wurde ein Unternehmen beschlossen, welches ebenso wie jene beabsichtigte Theilung der Türkei, allem Völkerrechte Hohn sprach. Man stellte dem Kronprinzen die Alternative, sich entweder ganz mit England zu verbünden oder die dänische Flotte bis zum Abschluß eines

englisch-französischen Friedens auszuliefern, widrigenfalls Kopenhagen bombardirt werden sollte. Friedrich IV. eilte sofort aus dem Lager bei Kiel nach der Hauptstadt, rief durch ein Manifest alles zur Vertheidigung auf und eilte dann zu den Landtruppen zurück. Und obwohl keine Kriegserklärung vorangegangen war, geschah das Unerhörte: die übermächtige englische Flotte beschoß die Hauptstadt, so daß ganze Straßen in wüste Trümmerhaufen verwandelt wurden und an 2000 Menschen den Tod fanden. Am 6. Sept. übergab der Commandant, wider den Befehl Friedrichs, nicht nur die Stadt, sondern er lieferte auch die Flotte aus. Dieser Raubzug, denn anders läßt sich das nicht bezeichnen, trieb Dänemark natürlich auf die Seite Napoleons — es schloß sich der Continentalsperre an.

Mit Italien schaltete Napoleon nach dem Tilsiter Frieden weiter, um das ganze Land seinem Willen zu unterwerfen und Sinecuren für seine Familie zu schaffen; obwohl er noch 1805 feierlich versprochen, das geeinigte Königreich Italien unabhängig von Frankreich zu lassen, ernannte er seinen Adoptivsohn Eugen Beauharnais, falls er selbst ohne Nachfolger bleiben sollte, zum Erben der Krone. Die einzige Schwierigkeit legte dem Kaiser Pius VII. in den Weg. Seit 1805 lag Napoleon mit dem Papste in immerwährendem Streite; politische und kirchliche Motive gaben dazu den Anlaß. Pius ging auf keinen Antrag ein, in welchem er eine Schädigung seiner Rechte erblickte. In dem letzten Vierteljahr von 1807 ließ der Kaiser Theile des Kirchenstaates besetzen, am 2. Febr. 1808 zogen die Truppen in Rom ein, aber Pius blieb unerschütterlich. — Indessen begann sich in Italien leise das nationale Gefühl zu regen, im Volke wuchs der Haß gegen die Franzosen; zu einer inneren Kräftigung des vaterländischen Gefühls kam es vorläufig noch nicht, aber das Volk, welches durch die Wirren am meisten zu leiden hatte, fing an einzusehen, daß an die Stelle der vielen kleinen Tyrannen ein großer getreten sei. Wie in Italien, so regte sich der Geist des Widerstandes auch in Spanien, besonders aber in Preußen.

Friedrich Wilhelm war durch die schweren Schicksalsschläge endlich zur Erkenntniß gekommen, daß eine Wiedergeburt nur möglich sei, wenn der vaterländische Gedanke geweckt, wenn das gesammte Volk zur Theilnahme herangezogen wird, wenn an Stelle der Creaturen, die halb oder ganz an französischen Sympathien krankten, deutsche ehrenhafte Männer traten. Jetzt begannen jene Kräfte ihre Thätigkeit, welchen Preußen ein neues Leben dankt, Freiherr v. Stein als Minister, Gerhard v. Scharnhorst (geb. 10. Nov. 1756) als Direktor des Kriegsdepartements, neben ihm Gneisenau, der Vertheidiger Colbergs. Die erste Maßregel, welche für die Entwicklung des europäischen Heerwesens von der größten Bedeutung werden sollte, war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht; zugleich war man bestrebt, die Mißbräuche, welche der letzte Feldzug aller Welt geoffenbart hatte, zu beseitigen. Da durch den Tilsiter Frieden die Höhe der Truppenzahl begrenzt war, so

hielt Scharnhorst an den 42,000 Mann fest, entließ dieselben aber nach einem bestimmten Plan, um sie durch neue Rekruten zu ersetzen. So wurde ohne Ueberanstrengung des Staatssäckels das Land wehrkräftig gemacht. An Stelle der alten Gewehre, welche „nur knallten, aber nicht trafen", wurden neue eingeführt, die Artillerie auf einen besseren Stand gebracht. Durch die Theilnahme der gebildeten Stände und des Volkes kam in die Armee ein frischerer Geist und zugleich eine ernstere Führung in die Offizierskreise. Wenn auch die unverbesserlichen Junker ihre bürgerlichen Standesgenossen noch oft von oben behandelten, in der Armee selbst verloren sie wenigstens etwas von ihren Vorrechten, und der Gegensatz zwischen Militär und Bürgerthum begann sich auszugleichen. Die Mannszucht wurde strenge gehandhabt, und das wilde Treiben der Offiziere, durch welches sich vornehmlich die Potsdamer Garnisonen bemerkbar gemacht hatten, erfuhr eine Einschränkung.

Ganz besonders thatkräftig verfuhr Stein, um auch die Verwaltung in den verschiedenen Zweigen zu ordnen. Sein leitender Gedanke war, im Volke die Achtung seiner selbst und die Liebe zum Staate zu wecken. So beseitigte er die Erbunterthänigkeit des Bauernstandes und gab ihm das Recht auf freien Bodenerwerb (9. Okt. 1807), den Städten verlieh er ein Jahr später die Städteordnung, welche erst eine gedeihliche Selbstverwaltung möglich machte, und unterdrückte unnachsichtlich die Mißstände in der „Cameralverwaltung" (Finanzdepartement). Hier hatte sich besonders der Nepotismus in unglaublicher Weise eingenistet; hier hatten Bastarde adelicher Herren, verarmte Junker, ehemalige Lakaien, welche kein andres Verdienst besaßen, als daß sie die Maitressen ihrer Herren geheiratet hatten, Sinecuren erhalten.

Aber neben diesen Reformen entwickelten sich andere Strebungen, welche das deutsche Empfinden im Volke, besonders in der Jugend zu entflammen suchten. Die Sucht nach einem gewissen romantischen Nimbus lag einem großen Theile des Geschlechtes im Blute und so ist es nicht zu verwundern, wenn sich die Patrioten in Geheimbündnissen, deren wichtigster der „Tugendbund" war (1807), vereinigten. Die Hochschule von Königsberg bildete den Ausgangspunkt desselben. Gelehrte, Staatsmänner und Generäle gehörten ihm an. Männer standen auf, deren höchster Zweck es war, das abgestorbene deutsche Gefühl wieder zu erwecken, damit es erstarkt den Entscheidungskampf gegen die Fremdherrschaft aufnehmen könne. Im Winter von 1807 auf 1808 hielt der Professor Fichte im großen Saale der Kunstakademie seine „Reden an die deutsche Nation". „Ich rede für Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben." Der edle Denker achtete nicht die Spione Frankreichs, als er mit kühnem Freimuth seinem Volke die Schmach der Gegenwart und der Zukunft glänzendes Ziel vorführte. Er sprach nicht vom beschränkten preußischen

Standpunkte aus, sondern vom allgemein nationalen, sein zündendes Wort galt allen, welche vom deutschen Geiste genährt waren. Deutschland sei bestimmt, in einem Zeitalter, wo die maßlose Selbstsucht ganz Europa in Fesseln geschlagen habe, ein Reich der Freiheit und der Gerechtigkeit aufzubauen, wenn es auch zuerst ein „Volk in Waffen" sein müsse.

Neben ihm war es der Theologe Friedrich Schleiermacher, welcher vom Lehrstuhl und der Kanzel herab für die Erweckung des neuen Geistes thätig war. Von der Bühne scholl der begeisterte Ruf zur Einigkeit aus Schillers „Tell" in das Volk und hallte in den Herzen wieder. Die jugendlichen Gemüther vor allem wurden von der Begeisterung ergriffen, und während ihr Haß gegen die Fremdherrschaft, gegen das geistige Franzosenthum wuchs, träumten sie von Thaten und von der Befreiung der großen Heimat. So viel Unklarheit die Bewegung der Geister zeigte, ja so viel für die künftige Freiheit gefährliche Keime die Schwärmerei enthielt, so weht uns aus jenen Tagen doch Frühlingsluft entgegen, welche unsre Brust weitet. Einen der Mittelpunkte für die Wiedererweckung bildete die 1810 gegründete Universität Berlin. Aber nicht nur von hier scholl der Ruf in die Lande; von Greifswalde aus ließ Ernst Moritz Arndt seine Schrift „Der Geist der Zeit" ausgehen (1807), welche ihn zur Flucht vor Napoleons Schergen zwang; in Bayreuth schrieb Jean Paul Fr. Richter seine „Friedenspredigt" (1808), in welcher er die Rechte der Menschheit und die Völkerfreiheit mit warmer Begeisterung vertheidigte.

Bald mußte es Napoleon kund werden, daß in Preußen sich ein scharfer Wind erhebe — sein Haß traf zuerst den Minister v. Stein. Spione hatten einen Brief desselben aufgefangen, in welchem von einer Erhebung Deutschlands die Rede war. Der Kaiser war entschlossen, den gefährlichen Mann zu beseitigen, und schob es nur auf, weil ihn augenblicklich Wichtigeres beschäftigte. Der Bund mit dem Czaren hatte in der letzten Zeit Störungen erlitten, welche Napoleon beseitigen wollte. Er trug sich eben mit Plänen gegen Spanien und wollte, ehe er sie ausführte, der nordischen Bundesgenossen sicher sein. Das war die Ursache des Congresses von Erfurt (September und Oktober 1808). Napoleon war dort früher angekommen als der Czar, mit speichelleckerischer Unterthänigkeit von den Behörden der Stadt begrüßt. In der Huldigungsschrift prangte das Wort: „Napoleon, der heilige Name, der Alles in sich schließt, was das Menschengeschlecht erhält, schützt und fördert, — — — der über das Größte und Höchste erhaben ist, dem der Erdkreis in stummem Erstaunen huldigt." Und rings um ihn war die Schaar der unterthänigen deutschen Fürsten versammelt, von den Königen Sachsens, Baierns und Württembergs an bis zu den kleinen Fürstlein von Reuß-Plauen-Greiz und Hohenzollern-Hechingen, — fast alle gekrönte Diener des fremden Kaisers. Als Alexander angekommen war, begann eine Reihe von glänzenden Festen; die Schauspieler der Comédie française waren eigens

von Paris berufen worden, um in dem umgebauten Ballhause ihre Vorstellungen zu geben. Es werden noch in einem der folgenden Abschnitte einige Scenen aus dem Treiben berichtet werden.

So vorzüglich die Künstler des ersten Theaters von Frankreich spielten, in dem „Parterre von Königen" saßen zwei Männer, welche noch größere Künstler waren: Alexander und Napoleon. Sie faßten verschiedene Entschlüsse, ihre Diplomaten setzten einen Bundesvertrag auf — aber beide waren trotz aller Schmeichelei unbedingt entschlossen, nur so zu handeln, wie es ihnen eben genehm sein werde. Nach dem Congresse reiste Napoleon nach Paris und brachte es dahin, daß Stein seine Stellung niederlegte und nach Oestreich ging. Steins Nachfolger ward Freiherr v. Altenstein und seit dem Juni 1810 Hardenberg, welcher die angefangenen Reformen weiterführte.

Spanien war seit Jahren von einem gemeinen Abenteurer, Manuel Godoy, „dem Friedensfürsten", beherrscht, welcher sich als Geliebter der liederlichen Königin Maria Louise, der Gattin Karls IV., der Regierung bemächtigt hatte und eine Creatur Napoleons geworden war. Als 1806 der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausbrach, wollte er sich durch einen Aufstand gegen Napoleon ganz frei machen, aber der Tag von Jena machte seinen Intriguen ein Ende. Napoleons Plan war, die regierenden Familien von Spanien und Portugal zu vertreiben; die letztere wurde durch einen Gewaltstreich schon im November 1807 beseitigt. Darauf zogen französische Armeen nach Spanien. Dort brach unter Leitung des Kronprinzen ein Aufstand gegen Godoy aus, welcher nicht nur den Sturz desselben, sondern auch die Thronentsagung Karls IV. zur Folge hatte — am 20. März 1808 übernahm sein sittlich verkommener Sohn als Ferdinand VII. die Regierung. Indessen war Murat mit den Truppen vorgerückt und traf am 23. März, einen Tag vor dem neuen König in Madrid ein — jedoch anerkannte er denselben nicht, ebenso wenig als es Napoleon that, bei welchem der Entschluß, die Bourbons der Herrschaft zu berauben, feststand. Ferdinand wurde unter verschiedenen Vorspiegelungen aus Madrid nach Bayonne gelockt, wohin Murat auch alle anderen Mitglieder der Königsfamilie entfernen wollte. Da brach am 2. Mai das empörte Volk los, der General zwang es durch Waffengewalt nieder und ließ noch am Abend desselben Tages 85 Gefangene erschießen. Napoleon aber bewog sowohl Karl IV. wie Ferdinand und die übrigen Infanten zur Thronentsagung, nahm nach einer Proklamation Spanien in Besitz und ließ seinen Bruder Joseph, den König von Neapel, zum Könige von Spanien wählen. An die Stelle desselben trat Murat. Doch die Spanier waren nicht so fügsam wie die Deutschen; Joseph und der Kaiser fühlten, daß sie es hier mit dem Volke zu thun haben werden, welches bereit war, seinen Haß durch Thaten zu bekunden. Als der aufgezwungene Herrscher am 20. Juli 1808 in Madrid anlangte, befand sich das ganze Land im vollen Aufstande — religiöser und nationaler Fanatismus vereinten sich, um

den Napoleoniden entgegenzutreten. Schon den Anfang der Erhebung kennzeichneten unerhörte Grausamkeiten von beiden Seiten; es war ein Kampf auf Leben und Tod; jede einzelne Stadt vertheidigte sich zum äußersten; Joseph mußte Madrid schon am 1. Aug. verlassen. An demselben Tage landete ein englisches Hilfsheer an der Küste Portugals, geführt von Arthur Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, welcher Portugal den Franzosen ziemlich rasch entriß. Hätte jetzt in Spanien ein einheitliches Handeln Platz gegriffen, so wäre die pyrenäische Halbinsel bald von Napoleons Heeren befreit gewesen, doch es gebrach an jedem einheitlichen Plan, es gebrach an Führern. Napoleon aber war entschlossen, mit Aufwendung aller Kräfte sein „Recht" zu verfolgen, gleichgiltig, wie viel Menschenleben darunter zu Grunde gehen könnten — im November befanden sich an 300,000 Mann, darunter die deutschen Rheinbundstruppen, in Spanien; am 8. desselben Monats kam der Kaiser an und unterwarf Sieg auf Sieg erfechtend Nordspanien, am 4. Dez. zog er in Madrid ein. Das Vordringen der Engländer zwang ihn zu einer Diversion — wohl mußten sie sich zurückziehen, aber die Einschiffung konnte nicht verhindert werden. Jedenfalls hätte der Kaiser das ganze Land unterworfen, wäre nicht am 2. Jan. 1809 die Nachricht an ihn gelangt, daß in Oestreich gegen ihn gerüstet werde. Da stellte er seinem Bruder Joseph den Marschall Jourdan zur Seite, ordnete von Valladolid aus das Nöthigste an und eilte nach Paris, wo er am 23. Jan. eintraf.

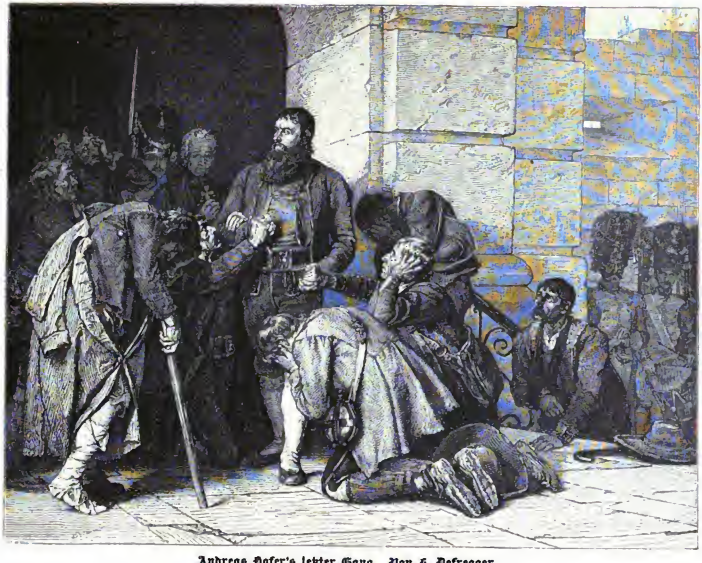
Auch in Oestreich hatten sich seit dem unglücklichen Frieden von Preßburg die Verhältnisse verändert. Eine Art patriotischer Verbindung war entstanden, welche sich aber von dem preußischen Geheimbund dadurch unterschied, daß sie nicht vom Volke ausgegangen war. Die meisten ihrer Glieder gehörten den Kreisen des hohen Adels an: sie strebten nicht danach, für das Volk eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen, sondern die Gewalt Napoleons zu brechen, um die alten legitimistischen Grundsätze und durch diese sich selbst wieder zur Geltung zu bringen. Sie standen mit dem Adel von halb Europa in Verbindung und wußten publicistische Talente ersten Ranges, wie den geistreichen und charakterschwachen Friedrich Gentz (geb. 2. Mai 1764 in Breslau) und den Schriftsteller Friedrich v. Schlegel für ihre Zwecke zu benützen. Durch diese wurde die öffentliche Meinung bearbeitet, durch die Diplomaten wurden es die Regierungen. Vorläufig war für Oestreich zwar kein handelnder Bundesgenosse zu finden, aber die spanischen Wirren schienen einen günstigen Augenblick zu bieten.

Ende März brach der Krieg aus. Proklamationen, verfaßt von Gentz und Schlegel, forderten nicht nur die Deutschen, sondern auch die Polen und Italiener zu einer allgemeinen Erhebung auf — aber trotz der stilistischen Meisterwerke rührte es sich nirgendwo. Der Verlauf des Feldzugs brachte Napoleon schon am 13. Mai nach Wien. Doch unverhofft wandte sich das

Kriegsglück; bei den Dörfern Eßlingen und Aspern wurde Napoleon am 21. und 22. Mai von Erzherzog Karl nach blutigen Kämpfen geschlagen. Es war die erste Mahnung des Schicksals — der Eroberer verstand sie nicht.

Noch vor dem Feldzug hatte es sich in Tirol zu regen begonnen. Das seit 1806 bairisch gewordene Land hing an dem Hause Oestreich und war ganz von der Klerisei beherrscht. Sowohl die Herrschaft des fremden Königshauses wie die freisinnigen Bestrebungen des Ministeriums Montgelas waren verhaßt, und so wuchs die Stimmung gegen das aufgezwungene Joch von Monat zu Monat. Viele tirolische Männer, wie Andreas Hofer, Speckbacher, der Kapuziner Haspinger sachten den Funken des Ingrimms an und setzten sich im Geheimen mit dem Wiener Cabinet in Verbindung. Im Dezember 1808 und Januar des nächsten Jahres entwarfen der Hofsekretär und Geschichtsschreiber Josef v. Hormayr und der General Chasteler den Plan zur Befreiung Tirols, und verständigten sich mit Hofer und Andern. Am 9. April überschritt Chasteler die Grenzen Tirols und der Aufstand brach los. Anfangs begünstigte das Glück die Insurgenten, sie schlugen die Baiern und Franzosen und schädigten sie besonders durch den „kleinen Krieg" in den Schluchten und Bergthälern. Aber schon im Mai gewannen die Baiern unter dem Fürsten Wrede wieder die Oberhand und besetzten das verloreue Innsbruck von neuem; Chasteler zog sich erschreckt zurück, als Napoleon gegen ihn, wie im Dezember 1808 gegen Stein, eine Achtserklärung geschleudert hatte — kurz darauf verließen Baiern und Franzosen das Land und glaubten durch kleine Besatzungen die Ruhe aufrecht erhalten zu können. Sofort brach die Insurrection wieder hervor; im eigentlichen Tirol leitete sie vor allen Hofer, welcher alles zur Vertheidigung des Landes in Bewegung setzte.

Während sich diese Ereigniſse im deutschen Süden abspielten, kam es im Norden zu kleineren Erhebungen: der preußische Hauptmann v. Katt versuchte, sich durch einen Handstreich Magdeburgs zu bemächtigen; im April erhoben sich im Königreich Westfalen, wo Jerome „immer lustik" herrschte, die hessischen Bauern unter dem Obristen v. Dörnberg — beide Versuche scheiterten kläglich. Ebenso ging es mit zwei andern. Schill, seit 1808 Major, entflammte sein Regiment zu einem Versuche, Deutschland zu befreien, und setzte sich geradezu vom Exercierplatz aus in Bewegung, um in Westfalen einzufallen. Wohl wuchs seine Truppe durch Zuzügler auf einige Tausend an, aber er unterlag und fiel selbst. Seine Krieger wurden von Napoleon als Räuber erklärt und danach behandelt: er ließ die Offiziere erschießen, die andern als Sträflinge nach französischen Galeeren abführen. Zur selben Zeit mit Schills Unternehmen versuchte der Herzog von Braunschweig-Oels, von Oestreich unterstützt, in Sachsen einen Aufstand zu organisiren; mit der schwarzen Legion, dem „Corps der Rache", in welchem sich auch Katt und Dörnberg befanden, brach er von Böhmen in Sachsen ein; ihm folgte ein östreichisches Heer. Bald jedoch sah sich der Herzog — in Folge der



Andreas Hofer's letzter Gang. Von L. Defregger.

(Nach einer Photographie aus dem Verlag von Fr. Hanfstängl in München.)

Major F. von Schill.

Schlacht von Wagram — von seinem Bundesgenossen verlassen. Da faßte er den kühnen Plan, sich bis nach dem Norden durchzuschlagen und nach England überzusetzen. Das Wagstück gelang — am 7. Aug. war der Rest der Legion in Sicherheit.

Man darf alle diese Unternehmungen nicht von zu idealistischem Standpunkte aus beurtheilen, denn es lagen ihnen meist kleinliche und selbstsüchtige Zwecke zu Grunde, aber sie waren dennoch bedeutsam. Nicht nur bewies die steigende Theilnahme von Freiwilligen, daß sich der Geist des Widerstandes zu regen begann, sondern es erhob sich auch in der ganzen Nation die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Mit geheimer Freude hörte man von den

kühnen Zügen, von Thaten des Muthes und der Todesverachtung; man trauerte über das Mißlingen, man jubelte dem kühnen Braunschweiger zu, als die schnellfüßige Märe von seiner gelungenen Flucht durch die deutschen Lande flog. In den Herzen der Jugend fanden solche Thaten lebendigen Wiederhall und von Tag zu Tag wuchs stille aber mächtig der Gedanke an des Vaterlands Befreiung empor.

Indessen hatte sich der östreichisch-französische Krieg unglücklich gewendet. Bald zeigten sich auch hier, wie nach Jena in Preußen, wie gering ver-

Metternich.

schiedene Führer die Ehre Oestreichs achteten, als sie sich dem nicht selten schwächeren Feind übergaben, trotzdem in den Truppen die Kampfbegier brannte. Am 6. Juli kam es zu der Entscheidungsschlacht bei dem Dorfe Wagram — Erzherzog Karl mußte sich nach zwölfstündigem Kampfe nach Znaim zurückziehen. Von hier bot er, müde der steten Ränke, gegen die er zu kämpfen hatte, und der Kriegsleitung überdrüssig, dem Kaiser einen Waffenstillstand an. Niemand war dessen froher als Napoleon selbst: von allen Seiten kamen beunruhigende Nachrichten, von Deutschland, Tirol, Spanien und selbst von Frankreich. Am 12. Juli ward die Waffenruhe trotz der schroffen Forderungen Napoleons abgeschlossen — dagegen zogen sich die Friedensunterhandlungen, welche auf östreichischer Seite Graf Lothar

Wenzel Metternich (geb. 15. Mai 1773 in Koblenz) führte, monatelang hin, bis Napoleon dem Kaiser Franz die Drohung hinterbringen ließ, er werde die östreichische Monarchie zertrümmern. Umsonst suchte Metternich, welcher die steigende Bedrängniß Napoleons durchschaute, den Kaiser zur Festigkeit zu bewegen — derselbe gab am 18. Okt. dem vor vier Tagen in Schönbrunn unterzeichneten Friedensvertrag die Bestätigung, welche ihm über 2000 Quadratmeilen Landes kostete. Salzburg und das Innviertel wurden an Baiern, ein Theil von Galizien und das Herzogthum Warschau an Rußland abgetreten, aus Krain, Kroatien, Dalmatien und dem triestinischen Gebiet die „Illyrischen Provinzen" gebildet, welche als französische Besitzung unmittelbar unter des Kaisers Oberhoheit kamen. Das waren die bedeutendsten Veränderungen. Bezeichnend für den Charakter des Kaisers Franz war seine Handlungsweise gegenüber den Tirolern. Als ihre Gesandten vor Ausbruch des Aufstandes mit Hormayr in Verbindung getreten waren, hatte er ihnen durch ein eigenhändiges Schreiben zugesagt, nur einen solchen Frieden zu schließen, durch welchen Tirol wieder an das Haus Habsburg käme. Jetzt aber duldete er, daß die Grafschaft zwischen Baiern und Italien getheilt und dadurch dem Grimme Napoleons preisgegeben wurde.

Sowohl Baiern als auch Napoleon hatten den Tirolern eine Amnestie angeboten, aber die Zerreißung ihres Landes regte den entflammten Fanatismus noch mehr an. Die Kämpfe, welche sich jetzt im November entspannen, waren mit dem letzten Aufgebot aller Kraft geführt. Die Franzosen hausten, durch die Kriegsführung der Eingebornen wüthend gemacht, im Pusterthale mit einem unmenschlichen Vandalismus und ertränkten zuletzt den Aufstand in Blut. Die meisten Führer entkamen, nur der wackere Hofer wurde von einem Landsmanne verrathen, am 27. Jan. 1810 verhaftet und am 20. Febr. in Mantua, nachdem er von seinen mitgefangenen Landsleuten Abschied genommen und sie getröstet hatte, erschossen. Die Kunde der That empörte die Gemüther ebenso, wie einst jene von der Ermordung Enghiens und Palms — schon im vorigen Jahre hatte ein phantastisch überreizter Jüngling Friedr. Staps am 12. Okt. in Schönbrunn den Versuch gemacht, Napoleon zu tödten, und den Versuch mit dem Leben gebüßt — das Schicksal hatte den Verächter der Volksrechte, den abtrünnigen Sohn der Freiheitsgedanken zu einer schwereren Strafe aufgespart.

Trotz aller äußeren Macht ging der Stern Napoleons langsam nieder. Ueber ihm schwebte das finstere Verhängniß, welches zuletzt jeden Zerstörer der echt menschlichen Sittlichkeit vernichtet. Der Mann mit dem scharfen Auge begann jener unheilvollen Blindheit zu verfallen, die ihn dem Abgrund zuschreiten ließ; die gehätschelte Selbstsucht, die maßlose Herrschbegier wurde zum gehirnzerfressenden Fieber, zum Wahnsinn; taub war sein Ohr für den Entrüstungsschrei der Völker, welcher vom Norden und von Süden zu ihm herüberdrang. Als er Spanien verlassen hatte, war der Kampf fortgesetzt

worden, nicht mehr gegen Truppen, die für Dynasten kämpften, wie Karl IV. einer war, sondern gegen das Volk. Das bewies die Vertheidigung von Saragossa. Hier stritten Bürger, Frauen und Mädchen mit den Soldaten in gleicher Reihe, hier mußte nach dem Fall der Festungswerke Straße für Straße, Haus für Haus erobert werden, — erst am 19. Febr. (1809) übergab sich die Stadt als ein wüster Trümmerhaufen, in welchem über 30,000 Leichen lagen. In Portugal hatte Wellington indessen eine neue Armee geschaffen und vereinigte sich im Juli mit einem spanischen Heer. Doch brachte der Feldzug anfangs nur geringe Erfolge; dagegen hielt der Kampf mit den zahlreichen Guerrillabanden die Franzosen fortwährend in Athem — leider bei der Zuchtlosigkeit auch die eigenen Landsleute. Spanien befand sich in vollster Anarchie: neben der Regierung Napoleons hatten sich im September 1810 die „Cortes" in Cadix versammelt und eine Regentschaft eingesetzt, auf welche außerhalb von Cadix niemand achtete. Die letztere berief sogar Louis Philipp von Orleans, welchem aber die Engländer die Landung verweigerten. Daneben waren verschiedene Landstriche von Bandenführern beherrscht, einzelne Städte von politischen Versammlungen.

Es ist überflüssig, die Wechselfälle des Krieges darzulegen. Am 22. Juli schlug Wellington ein französisches Heer bei den Arapilen in der Nähe von Salamanca und zog am 12. Aug. in Madrid ein; auch andere Corps wurden von den Engländern besiegt, — nur General Sufet focht mit Glück in Catalonien.

Ebenso hartnäckig wie die Spanier wehrte sich Pius VII. Napoleon hatte ihn im Mai 1809 von Wien aus seines Landes verlustig erklärt, weil der Papst nicht zu bewegen gewesen war, den Engländern die Häfen des Kirchenstaats zu verschließen, und ihn gefangen nach Savona abführen lassen. Aber Pius belegte ihn mit dem Bann und ließ sich weder durch Bitten noch durch Drohungen bewegen, von seinen im Concordate erlangten Rechten abzugehen. Da ernannte der Kaiser eine Versammlung, die als höchste geistliche Behörde der Macht des Papstes entgegengestellt werden sollte — ihr Vorsitzender war der gefügige Kardinal Fesch, die übrigen Mitglieder Lakaien des Herrscherwillens. Aber Pius waltete dennoch seines Amtes, versagte dem von Napoleon ernannten Erzbischof von Paris die Bestätigung und ließ über ihn den Kirchenbann verhängen. Es kam zwar zu einem Vergleich, aber der Kaiser hoffte durch ein allgemeines Concil mehr zu gewinnen. Dasselbe wurde am 16. Juni 1811 eröffnet, zeigte sich jedoch dem Kaiser nicht gefügig, denn es gelobte gleich in den ersten Sitzungen dem Papste den unbedingten Gehorsam und wollte auf die Vorschläge Napoleons nicht eingehen. Derselbe antwortete zuerst mit Vergewaltigungen, gab jedoch dann nach und sandte eine von dem größten Theil der Versammlung gewählte Gesandtschaft an Pius, welcher sich nun bereit finden ließ, den vom Kaiser ernannten Bischöfen die päpstliche Bestätigung zu verleihen. Im Juni 1812 mußte

er von Savona nach Fontainebleau, wo ihm alle äußeren Ehren zu Theil wurden, er aber doch des Kaisers Gefangener war.

Wohin man blicken mag, Akte der Gewalt: Holland wurde nach Abdankung Ludwig Napoleons, welcher sich nicht zum Werkzeuge gebrauchen lassen wollte, zu einer Provinz Frankreichs, der Fürstprimas Dalberg zum Großherzog von Frankfurt gemacht und mit Wetzlar, Fulda, Aschaffenburg und Hanau beschenkt (1810); die Hansestädte und Oldenburg mit Frankreich vereinigt und Davoust, der Verhaßte, zum Gouverneur ernannt. Das ganze Festland von den Pyrenäen bis zu Rußlands Grenzen war von einem Netz von Spähern bedeckt; die Länder wurden ausgepreßt und durch Werbungen belastet; französische Beamte und Militärtyrannen übten eine fast unerträgliche Gewaltherrschaft; jedes frei Wort war verpönt — kurz, kaum einer der alten Selbstherrscher von Gottes Gnaden hatte den Absolutismus so geübt, wie der Kaiser von Revolutions Gnaden. Den 1. April 1810 hatte er sich, nachdem seine Ehe mit Josephine geschieden worden war, mit der Tochter des Kaisers von Oestreich Maria Louise vermählt, am 20. März 1811 wurde ihm der erste Sohn, „der König von Rom", geboren. Mit dieser Vermählung wollte Napoleon ganz in die Reihe der „legitimen" Herrscher eintreten, sein junges Kaiserthum adeln, wie er alle seine Generale geadelt hatte. Ebenso unterstützte und begünstigte er die Mitglieder der alten Aristokratie, um sie an sich zu fesseln, und schlug in seiner ganzen Art zu herrschen Wege ein, welche ihn von den guten Errungenschaften der Revolution immer mehr entfernten. Wie einst unter Ludwig XIV., so mußte auch jetzt der Ruhm des französischen Namens als Mittel dienen, um schwere Mißstände im Innern zu verschleiern, welche oft genug von kriechenden Lobrednern als Vorzüge hingestellt wurden. Wohl regte sich in einzelnen Kreisen die Unzufriedenheit, hier und dort selbst eine Ahnung, als stände der Coloß des napoleonischen Reiches auf schwankendem Grunde. In des Kaisers nächster Umgebung gab es Männer, welche sich im Falle einer Rückkehr der Bourbons zu sichern suchten und ein doppeltes Spiel spielten, wie es Talleyrand (seit August 1807 seines Ministerpostens entsetzt) gethan hatte, und Fouché, den Napoleon Juni 1810 vom Polizeiministerium entfernte. Sogar in den Kreisen der höheren Offiziere bildeten sich förmliche Verschwörungen mit dem Auslande, doch wurde die Gefahr noch stets beseitigt. Das französische Volk dagegen war, trotz der schweren Opfer ewiger Kriege, zum größten Theile von seinem Kaiser begeistert, welcher mitten im Gedränge der Schlachten und des diplomatischen Ränkespiels immer noch Zeit fand, durch alle möglichen Mittel der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln oder das Volk durch Förderung gemeinnütziger Einrichtungen zu gewinnen.

Aber dichter und dichter schloßen sich um ihn die Feinde: der Haß der Völker und der Haß der Fürsten: so sehr sie auch äußerlich an ihn gekettet waren, innerlich lösten sie sich immer mehr los. Besonders das „Continental-

system", welches Englands Handel vernichten und die kaiserlichen Privatkassen füllen sollte, trug viel zur Vereinsamung Napoleons bei. In Schweden hatte nach der Entthronung Gustavs IV. Karl XIII. die Regierung angetreten und nach dem Frieden mit Frankreich sich der Continentalsperre anschließen müssen. Weil aber dadurch der Handel des ohnehin nicht reichen Landes schwer litt, wurde die Sperre sehr milde gehandhabt, was natürlich zu Mißhelligkeiten mit Napoleon führte. Als der adoptirte Thronerbe Christian August von Holstein-Gottorp im Mai 1810 plötzlich gestorben war, setzte der Adel alles in Bewegung, daß die Stände Bernadotte zum Nachfolger wählten und der König ihn an Kindesstatt annahm. Das geschah, nachdem er zum Protestantismus übergetreten war und mit Erlaubniß Napoleons das französische Bürgerrecht aufgegeben hatte. Als Karl Johann trat er vom Oktober 1810 ab den Regierungsgeschäften näher, fest entschlossen, sich durch den Kaiser von der übernommenen Pflicht nicht ablenken zu lassen. Schon im Dezember stellte er mit Rußland Beziehungen her, welches seinerseits mit England im Geheimen anknüpfte, aber erst am 24. März 1812 kam es zum Bündniß: Alexander versprach den Schweden die Erwerbung Norwegens, sie ihm dafür ein Hilfsheer von 30,000 Mann. Im Juli desselben Jahres trat England dem Bündniß bei.

Es ist natürlich, daß sich auch die französisch-russischen Beziehungen in den letzten Jahren zuspitzten. Der Czar war schon durch die Wegnahme Oldenburgs, mit dessen Herrscherhause er verwandt war, verletzt worden und hatte außerdem die Sperre gegen England lässig handhaben lassen. Das führte zu einem erregten Notenwechsel, welcher sich noch verschärfte, als Alexander die Einfuhr französischer Waaren verbot. Beide Theile waren von einem Zusammenstoß überzeugt und begannen schon 1811 sich zu rüsten; Napoleon war seiner so wenig mächtig, daß er mehrmals bei Gelegenheit festlicher Empfänge sich zu offenen Drohungen gegen Rußland hinreißen ließ.

Und während sich der Krieg vorbereitete, mußte Preußen, eingekeilt zwischen den beiden Mächten, seinen Entschluß fassen, denn es war unmöglich, neutral zu bleiben. Es ist nöthig, die oben abgebrochene Schilderung der preußischen Verhältnisse wieder aufzunehmen. Als Stein, um keine gefährlichen Verwicklungen herbeizuführen, dem Einfluß Napoleons gewichen war, hatte er in einem Sendschreiben an das Staatsministerium sein Glaubensbekenntniß veröffentlicht, in welchem er die Nothwendigkeit betonte, dem Lande eine Volksvertretung zu geben, die Vorrechte des Adels zu brechen, den Bauernstand ganz frei zu machen, den Unterricht zu heben und die Wehrpflicht aller Bürger zu einer dauernden Einrichtung zu gestalten.

Er wie Scharnhorst hatten einige dieser Forderungen schon nach Möglichkeit verwirklicht, der König, welcher es ehrlich mit seinem Volke meinte, hatte sie unterstützt und ließ auch den neuen Kanzler Hardenberg im Sinne Steins

die Reformen weiterführen. Hardenberg entbehrte zwar die rauhe Thatkraft seines Vorgängers, aber sein Geist war empfänglich für große Gedanken, und in seiner dem Staatsmanne oft nöthigen Geschmeidigkeit lag doch eine zielbewußte Willenskraft. Gezwungen, den französischen Spähern wie dem zaghaften König gegenüber sehr vorsichtig zu sein, ließ er seine Absichten nicht aus den Augen und blieb mit den Patrioten, vor allem mit der Königin in steter Verbindung. Louise war seit dem Unglückstage von Jena die regste Förderin der kriegerischen Partei — schon Ende 1806 hatte der französische Gesandte von ihr gesagt: „Die Königin, welche so lange gewacht hat, daß ihr Gemahl sich keinem Kriege aussetze, ist nicht mehr wiederzuerkennen." Leider starb die hochherzige Fürstin schon am 19. Juli 1810, ohne die Befreiung Preußens erlebt zu haben. Mit gerechtem Sinn verstand es der Kanzler, die Einnahmen zu erhöhen, ohne die niederen Stände zu drücken; er führte die Gewerbefreiheit durch und zog alle Klöster und Stiftungen ein, in so weit deren Einkünfte nicht für Cultuszwecke unumgänglich nöthig waren. Von den neben ihm wirkenden Mitgliedern des Ministeriums ist besonders Wilhelm v. Humboldt zu nennen, welcher an der Stiftung der Berliner Universität großen Antheil hatte.

Napoleon betrachtete Preußen ebenso, wie die Länder des Rheinbundes, indem er sich um die Verträge nur so weit kümmerte, als sie Pflichten ihm gegenüber enthielten. Auf die Erfüllung derselben drang er mit unerbittlicher Härte und vermehrte sogar die Lasten durch eigenmächtige Bestimmungen, hielt die Festungen Stettin, Glogau, Küstrin nicht nur besetzt, obwohl er eine nach Bezahlung der halben Kriegscontribution hätte räumen sollen, sondern verdoppelte sogar die Besatzungen, welche natürlich Preußen ernähren sollte. Seine Vertreter drangen mit Rücksichtslosigkeit auf strengste Ausführung der Sperre und traten wie Herrscher auf, wenn es sich darum handelte, eine Regung des patriotischen Geistes zu ersticken.

In dieser Lage war Hardenberg genöthigt, alle Künste der Diplomatie anzuwenden; das Bündniß mit Frankreich war, ohne das Vaterland preiszugeben, unvermeidlich, es galt nur etwas von der Selbstständigkeit zu retten. Schon im April 1811 ließ er dem Kaiser einen Vertrag vorlegen, welcher gegen Auflassung des Kriegsschuldrestes und Freigebung von Glogau 100,000 Mann zum russischen Kriege versprach. Napoleon durchschaute die Absicht, ein großes Heer aufzustellen, das ebenso gut gegen ihn verwendet werden konnte, und ließ ein Jahr verstreichen, ehe er am 24. April 1812 den Antrag, aber mit großen Veränderungen, die vor allem die Stärkung Preußens hindern sollten, annahm. Während der Zeit war jedoch König Friedrich Wilhelm sowie Hardenberg in geheimem Verkehr mit dem russischen Hofe geblieben.

Mit Oestreich hatte Napoleon vorher eine Einigung zu Stande gebracht, durch welche er 30,000 Mann Hilfstruppen erhielt. Zugleich suchte

er die Polen für sich zu entflammen, indem er ihnen die Wiederaufrichtung des Königreichs in Aussicht stellte; aber so sehr auch ein Theil des Adels dadurch begeistert wurde, das Volk hatte die Gnade Napoleons schon zu bitter empfunden, um sich gefügig zu zeigen.

So standen die Verhältnisse, als Napoleon und Alexander den Krieg eröffneten. Der erstere war bereits völlig verblendet und taub für jede Warnung: die Völker verachtete er zu sehr, um den steigenden Haß derselben zu beachten, von seinem Glück und seinem Genie war er zu sehr überzeugt, um ihnen zu mißtrauen; nicht einmal die Gewißheit, daß Rußland durch

Napoleon in Moskau. Von J. Weiser.

Bestechungen in den Besitz des ganzen Kriegsplans gekommen sei, vermochte ihn vorsichtiger zu machen. Noch einmal bot er die ganze Macht Frankreichs auf und setzte neben dem Heere eine Völkerwanderung von Hilfscorps aller Art in Bewegung. Am 16. Mai traf er mit der Kaiserin in Dresden ein, wo sich noch einmal aller Glanz seiner Herrschaft um ihn vereinte, wo Franz von Oestreich und seine Gattin, Friedrich Wilhelm und sein ältester Sohn und neben ihnen der größte Theil der Rheinbundfürsten sich um den Herrn Europa's schaarten. Prunkende Feste, schmeichlerische Huldigungen für den Einzigen, welcher „heller als die Sonne strahlt", bezeichneten die Tage in Dresden.

Am 22. Juni erließ Napoleon sein Manifest, in welchem er sich als

Vertreter des Fatums geberdete, welches Rußlands Einfluß in Europa brechen werde; am 23. überschritten seine Heere den Niemen. Es ist oft behauptet worden, daß der russische Feldzugsplan darauf berechnet gewesen sei, den Feind in das Innere zu locken; in Wahrheit jedoch war das Zurückweichen eine Nothwendigkeit, weil das russische Heer schwächer war; erst allmälig erkannte man die Vortheile der aufgezwungenen Kriegsführung und nützte sie nach Kräften aus. Entscheidend war es auch, daß Rußland nach einigen siegreichen Schlachten mit der Türkei Frieden abgeschlossen hatte und die Donauarmee zurückberufen konnte; noch mehr entscheidend, daß die Natur des Landes Napoleons schlimmster Feind war. Die großen Vorbereitungen erwiesen sich als nutzlos. Wohl gelang es, die russische Vertheidigungslinie zu durchbrechen, aber ein entscheidender Sieg war auf dem so ausgedehnten Kriegsschauplatze nicht möglich, es kam zu blutigen Treffen wie bei Smolensk am 17. Aug., an der Moskwa am 6. und 7. Sept., aber das waren keine Siege, welche den Feldzug zu Gunsten einer Partei entschieden hätten, trotzdem in der letztgenannten Schlacht, einer der mörderischesten der Kriegsgeschichte, auf beiden Seiten an 70,000 Mann zu Grunde gingen. Am 14. Sept. zog Napoleon in Moskau ein, welches fast von der ganzen Bevölkerung verlassen worden war — kaum befand er sich einige Stunden im Kreml, als plötzlich an verschiedenen Stellen der Stadt Feuer ausbrach. Nirgendwo waren Löschgeräthe aufzutreiben, dagegen fanden sich in vielen Häusern leicht entzündliche Stoffe, Pechkränze, ja geladene Sprenggeschosse aufgehäuft und einzelne Brandstifter wurden ergriffen. Jetzt konnte Napoleon die Wahrheit ahnen. Der Gouverneur Graf Rostopschin hatte im Einverständniß mit dem Adel und den Popen den Plan gefaßt, die „heilige Stadt des alten Reiches" den Flammen zu opfern, um den Feind aufzuhalten, und zu diesem Zwecke alles vorbereitet: die Schätze des Kreml, der Kirchen und Klöster waren entfernt, der größte Theil der Bevölkerung unter kriegerischem Schutze fortgeführt worden. Vom 15. auf den 16. Sept. nahm der Brand riesenhaft zu und im Morgengrauen konnte der erwachte Kaiser auf ein Feuermeer blicken, welches vom Nordwinde gepeitscht, in glühenden Wogen den Kreml umfloß. Die Hoffnung, hier einen Stützpunkt für sich und die Armee zu finden, war durch eine grausame aber dennoch berechtigte That vernichtet; jedes Bemühen, dem rasenden Elemente Halt zu gebieten, wäre vergeblich gewesen, Napoleon mußte den Kreml verlassen, hier war seine Allgewalt zu Ende. Eine Straße nach der andern stürzte zusammen und in der Nacht des 19. war die Stadt ein einziges Flammenmeer. Als der gestürzte Cäsar nach Jahren auf dem einsamen meerumspülten Eiland lebte, gedachte er noch der Nacht, „deren gräßlicher Anblick nie aus seiner Seele verschwinden könne". Vielleicht fühlte er schon damals das langsame Nahen der Vergeltung. Als die Flammen erloschen waren, konnte der Blick des Unersättlichen über den unendlichen Trümmerhaufen hinschweifen, welcher für ihn eine

verlorene Welt bedeutete. Die Truppen waren schon längst ermüdet, entsittlicht, durch den Verlust ihrer Bagage zum Theile nicht einmal mehr mit den nöthigen Kleidern versehen. Aber die riesige Thatkraft Napoleons verzweifelte auch jetzt nicht, er hoffte noch auf einen Frieden, doch der Czar wies alle Anträge ab. So mußten die Vorbereitungen zum Rückzug nach Polen getroffen werden; am 18. Okt. begann sein Heer den Marsch, der Kaiser folgte den nächsten Tag. Es ist überflüssig, die einzelnen Augenblicke des Rückzuges darzustellen, die Bewegungen der andern Heeresabtheilungen zu verfolgen. Schon Ende Oktober begann die Selbstauflösung der Armee, im November, unter dem Einfluß der steigenden Kälte, nahm sie zu. Tausende von frierenden und hungernden Verwundeten und Ermatteten blieben, unglückselige Opfer, allmälig zurück; gestürzte Pferde waren bald die einzige Nahrung; Munitionskarren mußten in die Luft gesprengt, die Beute von Moskau, Wagen und Gepäck zurückgelassen werden, weil es an Zugthieren mangelte. Nur die Garde hielt noch zusammen bis Smolensk, aber die Masse der Nachzügler nahm immer, immer zu. Und so wanderte der Todeszug weiter über Krasnoe, Orscha nach der Beresina — dort brach eine der Brücken zusammen und die Kälte steigerte sich ins Unerträgliche. Und als die Nachzügler, ein wirrer Haufe, drängend und stoßend, jeder nur auf sich bedacht, den Strom übersetzten, kam der Feind — einige Zeit deckte sie Marschall Victor, zuletzt mußte er sich und sein kleines Corps zu retten suchen und den Rest des Nachtrabs dem Schicksal überlassen. Bald war es nur mehr der Schatten eines Heeres, welcher durch die eisigen Schneefelder dahinzog. Nur ungefähr 2000 der Garde und etwas mehr bairische Truppen marschirten in geschlossenen Reihen todesverachtend weiter. Die Scenen, welche der letzte Akt des düstern Trauerspiels entfaltete, lassen sich kaum schildern: Soldaten, von thierischem Hunger ergriffen, stürzten sich über gefallene Rosse und sättigten sich am rohen Fleisch; viele wurden vom Wahnsinn ergriffen, andre fielen aller Kraft beraubt zusammen und hauchten ihr Leben unter Leichen aus — Franzosen, Deutsche, Polen, Italiener und Portugiesen gingen zu Tausenden zu Grunde, des einen Mannes wegen, welcher hinter der eisernen Stirne, von einem unheimlichen Dämon ergriffen, nach Mitteln brütete, neue Armeen aus dem Boden zu stampfen, um sie von neuem in den Kampf zu führen. Bis nach Smorgoni blieb er bei den Trümmern des Hauptheeres, am 5. Dez. trennte er sich von ihm und setzte auf einem Schlitten die Reise über Wilna und Warschau fort. Am 14. war er in Dresden, theilte dem Könige kurz das Mißlingen des Feldzugs mit und eilte nach Paris, wo er am 19. eintraf.

Von der ganzen „großen Armee" kehrten ungefähr 40—50,000 Mann zurück, zu Grunde gegangen waren auf beiden Seiten über eine halbe Million Menschen. Kaum ein Land des Continents war, das nicht Tausende von seinen Söhnen hätte beklagen müssen — ein Schrei des Schmerzes scholl von den Gestaden der Nordsee bis über die Alpen und

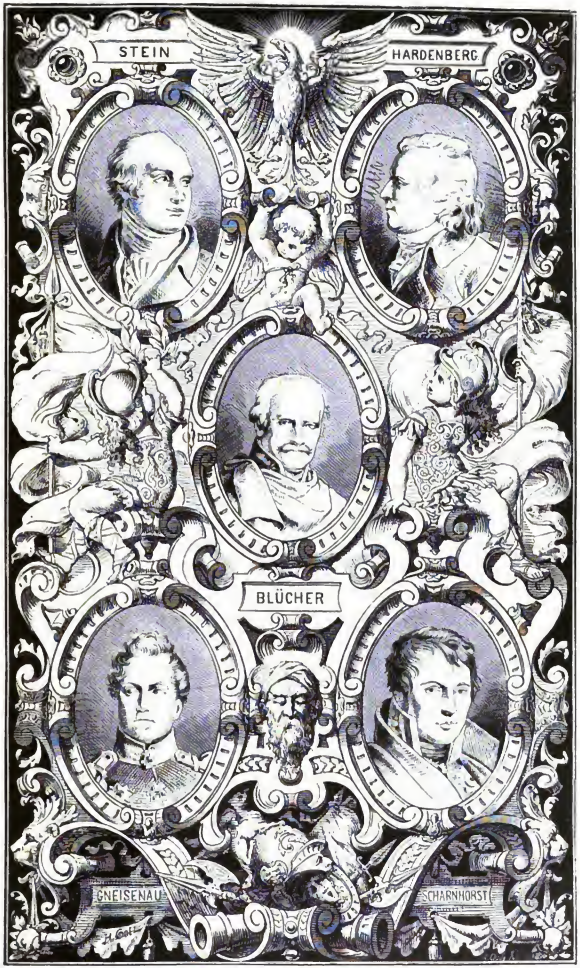
Napoleons Rückkehr aus Rußland. Von A. W. Kowalski.
Nach einer Photographie aus dem Verlag von Fr. Hanfstängl in München.

Pyrenäen; aber mitten in den Tagen der Verzweiflung erhob sich das ahnungsvolle Gefühl, daß in den Eisgefilden Rußlands die zürnende Gottheit selbst ihr verdammendes Urtheil gesprochen habe und daß nach langer Nacht der Morgen der Völkerfreiheit nahe.

Drittes Kapitel.

Der Sturz der napoleonischen Weltherrschaft.

Die franzosenfeindliche Stimmung war in den Kreisen der preußischen Regierung in stetem Steigen begriffen. Hardenberg spielte seine Rolle dem französischen Gesandten gegenüber vortrefflich, ohne jedoch die Verbindung mit den Patrioten aufzugeben. Die Ueberzeugung, daß jetzt der Augenblick zum Abfall gekommen sei, war allgemein verbreitet; mit heimlicher Freude vernahm man die Kunde, daß das preußische Hilfscorps unter dem General York sich von dem Marschall Macdonald getrennt und am 30. Dez. 1812 mit dem russischen General Diebitsch in Tauroggen eine Convention abgeschlossen habe, in den nächsten zwei Monaten nicht gegen Rußland zu kämpfen. York hatte nach eigenem Ermessen gehandelt, der König war durch die Verhältnisse gezwungen, dem Vertrage seine Bestätigung zu versagen. Aber schon war der Geist der Entschlossenheit zu sehr geweckt, die nächsten Ereignisse vollzogen sich ohne Befehle des Fürsten. Der ernannte Nachfolger Yorks weigerte sich, den Oberbefehl zu übernehmen, und jener blieb auf seinem Posten; der Landtag, welcher in Königsberg versammelt war, ordnete eine allgemeine Bewaffnung des Landes an und Stein, der den Czaren für den Plan der Befreiung Deutschlands gewonnen hatte, übernahm die Verwaltung der Provinz Preußen. Alles drängte darauf hin, den schwankenden König zu einem energischen Entschluß zu gewinnen; Hardenberg war bemüht, die französischen Diplomaten von der Zuverlässigkeit des Bündnisses zu überzeugen, während er zugleich in Stockholm mit Rußland unterhandeln ließ. Noch vor den eben erwähnten Verfügungen des Landtages hatte Friedrich Wilhelm Berlin verlassen (22. Jan. 1813) und sich nach Breslau begeben, begleitet von Männern wie Scharnhorst, Blücher und Gneisenau. Im Volke war man anfangs vollständig ungewiß über die Absichten der Regierung, erst die Aufforderung zur Bildung von Freiwilligencorps (3. Febr.) hatte gezeigt, daß die öffentlichen Versicherungen,


STEIN
HARDENBERG
BLÜCHER
GNEISENAU
SCHARNHORST

das Bündniß mit Frankreich sei noch ganz unberührt, nicht sehr ernst zu nehmen waren. Schon wurde im Lande offen von dem bevorstehenden Kampfe gesprochen, ehe noch der Vertrag zwischen Rußland und Preußen in Kalisch (22. Febr.) abgeschlossen war; in Berlin trat die kriegerische Stimmung unter den Augen des französischen Commandanten unverhüllt zu Tage.

Das Uebereinkommen von Kalisch verband Preußen und Rußland zu einem Kriege gegen den gemeinsamen Feind; der Czar sicherte dem Könige die Wiederherstellung des Besitzstandes vor dem Tilsiter Frieden, verhielt sich aber ablehnend gegen den Plan eines norddeutschen Bundes unter preußischer Spitze. Zugleich bestimmten die Fürsten, alle Völker und Regenten Deutschlands zur gemeinsamen Erhebung aufzufordern. Am 15. März traf Alexander in Breslau ein, schon am 16. konnte die Kriegserklärung abgehen, — am 27. übergab sie der preußische Gesandte in Paris — am 17. erfolgte der berühmte Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk" — eine Woche vorher war der Orden des eisernen Kreuzes gestiftet worden.

Der Aufruf wirkte zündend, denn er war nicht nur in würdiger Form verfaßt, sondern sprach vom Volke als von einer Macht, in deren Händen die Entscheidung ruhe, er wies auf die Freiheitskämpfe vergangener Tage als auf leuchtende Muster hin. In Preußen vor allem fanden die Worte begeisterten Nachhall. So verschieden auch sonst die Ziele der einzelnen Parteien waren, alle entflammte derselbe Haß gegen Napoleon. Die Patrioten, Stein an der Spitze, wandten alle Kraft an, um die Begeisterung im ganzen Volke wach zu erhalten. Noch niemals im Laufe der deutschen Geschichte waren die Stände eines Landes so gewaltig von demselben Gedanken der Befreiung der Heimat ergriffen, als es damals in Preußen der Fall war, noch nie war die Nation so in ihren Tiefen erregt, so zu jeglichem Opfer bereit gewesen, wie damals. Jung und alt, Männer und Frauen fühlten sich als Kinder desselben Vaterlandes und empfanden es als heiligste Pflicht, nach Kräften der großen Zeit würdig zu sein. Vertreter aller Stände eilten, um sich in die Armee oder in ein Freicorps einreihen zu lassen. Geistliche verließen die Kanzel, Lehrer das Katheder, halbwüchsige Knaben die Schulstube und Studenten die Hörsäle, um dem Rufe des Königs zu folgen. Die Jugend wurde besonders von dem Namen Lützows, des Freischaarenführers, angezogen, — zu ihm eilte auch ein junger Dichter, Theodor Körner, welcher damals als Theaterdichter in Wien lebte. Neben dem Heere und den Freicorps wurde die „Landwehr" organisirt. Die entschiedene, ruhige Thatkraft, welche damals das preußische Volk entfaltete, war die erste, kostbare Frucht der inneren Kräftigung, der gestiegenen Selbstachtung der unteren Stände. Ueberall war das Gefühl lebendig, daß es sich nicht nur um einen Krieg der Fürsten handle, und daß als Preis des Kampfes die unbehinderte Entwickelung deutschen Volksthums gesetzt sei. Man zweifelte nicht, daß im ganzen Deutschland, am Rhein, in den Südstaaten und in Oestreich das

Beispiel der Erhebung wirken werde. — Es schwebte ein weihender Geist über jenen Tagen, als das Volk der eingebornen Kraft bewußt, zu allen Opfern bereit, von einer schönen Zukunft träumte.

Seit dem russischen Feldzuge war auch Oestreichs Stellung zu Napoleon eine andere geworden. Metternich war bereits im September 1812 mit Preußen und bald darauf mit Rußland in Beziehungen getreten, hatte aber zugleich Napoleon darauf aufmerksam machen lassen, welche schwere Folgen für den Kaiser selbst in der immer größeren Ausdehnung des französischen Weltreiches lägen. Metternichs Politik war stets eine streng östreichische oder, vielleicht noch schärfer, eine habsburgische: sein größtes Ziel war, nach Beseitigung Napoleons dem Prinzip der legitimen und unbedingten Monarchie allgemeine Geltung zu verschaffen und vor allem in der deutschen Angelegenheit für Oestreich das entscheidende Uebergewicht zu gewinnen — d. h. Preußen zurückzudrängen. Bei seinen Anschauungen war es natürlich, daß er überall mit größter Vorsicht zu Werke ging und zuerst nur als Friedensvermittler Vorschläge machte, um sich für keine Partei entscheiden zu müssen. Er sah klar voraus, daß das Bündniß mit Oestreich für beide Theile hohen Werth haben müsse, und war vorerst froh, daß der Kampf gegen Napoleon überhaupt eröffnet wurde, ohne Oestreich sofort in Mitleidenschaft zu ziehen. Uebrigens war auch in Oestreich die franzosenfeindliche Stimmung und nicht nur in den Kreisen des Feudaladels sehr gewachsen, ebenso wie im deutschen Süden Völker und Fürsten, bis auf den König von Württemberg, trotz aller Bestimmungen der Rheinbundsakte der napoleonischen Herrschaft überdrüssig waren.

Unter diesen Verhältnissen wurden die Feindseligkeiten eröffnet. Napoleon hatte noch einmal alle Mittel aufgeboten, um die Nation für den neuen Kampf zu entflammen. Noch ehe seine Rüstungen vollendet waren, kam es bei Möckern am 5. April zu einem Treffen, in welchem Wittgenstein und York den Vicekönig Eugen zum Rückzuge zwangen. In Mainz erwartete Napoleon die aus Italien und Illyrien abgerufenen Truppen und war bald mit 120,000 Mann in Sachsen. Ihm gegenüber standen die Alliirten unter dem russischen Anführer Grafen Wittgenstein, welchem Blücher und York zugetheilt waren; sowohl der Czar wie der König von Preußen befanden sich bei der Armee. Die ersten Schlachten bei Lützen am 2. Mai und bei Bautzen am 21. zwangen die Verbündeten zum Rückzug nach Schlesien. Napoleon folgte bis nach Breslau; nachdem er vergebens Alles angewendet hatte, den Czaren auf seine Seite zu ziehen und ihm Preußen wehrlos auszuliefern, bot er den Alliirten einen Waffenstillstand an, welcher angenommen und vom 4. Juni bis zum 20. August begrenzt wurde. Noch Ende Mai war Hamburg, einen Tag vor dem Abschluß der Waffenruhe Lübeck in die Hände der Franzosen gefallen; in der ersteren Stadt verfuhr Davoust nach des Kaisers Befehlen in der grausamsten, jedes Völkerrecht verachtenden Weise.

Während der Zeit der Ruhe begannen die Diplomaten ihren unblutigen Kampf; Napoleon sah sehr schnell, daß Oestreich nicht zu gewinnen sei, und entwarf seinen Kriegsplan mit Berücksichtigung des dritten großen Gegners. Am 14. und 15. Juni kam es in Reichenbach zum Vertrage Englands mit Rußland und Preußen, welches erste sich die Wiederherstellung und Vergrößerung Hannovers verbürgen ließ und dafür Geldhilfe zusagte; am 27. Juni schloß Oestreich mit den Verbündeten ebenfalls in Reichenbach einen Vertrag, in welchem es sich verpflichtete, der Coalition beizutreten, wenn Napoleon in die ihm von Metternich vorgelegten Friedensbedingungen nicht eingehe. Diese waren derart berechnet, daß eine Ablehnung vorauszusehen war, aber der Kaiser sagte die Beschickung des vorgeschlagenen Congresses in Prag zu, um Zeit zu gewinnen. Das Ganze war ein diplomatisches Satyrspiel, denn an demselben Tage, als die Versammlung zusammentrat (12. Juli), einigten sich die Verbündeten bereits über den Feldzugsplan in Trachenberg, und während sie tagte, schloß Oestreich einen geheimen Vertrag mit England, in welchem es sich die Selbstständigkeit in den italienischen Angelegenheiten verbürgen ließ; jetzt konnte Metternich hoffen, im Norden wie im Süden seine Pläne zu verwirklichen. Am 10. Aug. wurde der Congreß geschlossen, am 12. erklärte auch Oestreich an Napoleon den Krieg.

Dieser stand mit ungefähr 450,000 Mann bei Dresden, die Verbündeten verfügten über etwa eine halbe Million, welche in drei Heere getheilt war. Das „böhmische", bei welchem sich die drei Regenten befanden, war vom Fürsten Schwarzenberg befehligt, das „schlesische" von Blücher, die Nordarmee vom „Kronprinzen" von Schweden, Bernadotte. Für die drei Abtheilungen war die Ebene von Leipzig als Zielpunkt bestimmt und zugleich war verfügt, die französischen Heere nach derselben Stelle zu drängen.

Die Siege bei Großbeeren (23. Aug.), Hagelberg, wo die preußische Landwehr sich ihre ersten Lorbeeren erwarb, an der Katzbach, bei Kulm und Rollendorf, bei Dennewitz und Wartenburg (3. Okt.) entschieden das Gelingen des Feldzugsplans der Verbündeten, und brachten auch Baiern, welches für seine Existenz fürchtete, auf die Seite derselben — am unteren Main schloß sich die bairische Armee den Oestreichern an.

Nachdem am 14. Okt. bei Liebertwolkwitz ein Reitergefecht stattgefunden hatte, begannen am 16. jene Schlachten, welche das Schicksal Europa's entscheiden sollten. Schon am folgenden Tage sandte Napoleon an seinen Schwiegervater, den Kaiser Franz, einen Abgesandten, den gefangenen General Meerfeld, um ihm einen Waffenstillstand anzutragen; das Anerbieten wurde kurz und entschieden abgelehnt. Am 17. Okt., einem Sonntage, ruhten die Waffen und beide Theile zogen so viel Verstärkungen an sich als möglich. Napoleon wußte, daß er einem stärkeren Feinde gegenüberstehe, daß seine deutschen Contingente unzuverlässig seien, weil in ihnen der nationale Geist übermächtig geworden war. Da bereitete er alles so vor, daß nach einer

nochmaligen Schlacht ein Rückzug möglich wäre. Unter seinen Rheinbundtruppen herrschte ein Geist der Entschlossenheit — der Gedanke zu den Verbündeten überzugehen war gefaßt, ehe noch der Morgen des 18. angebrochen war. Dieser Tag brachte die Entscheidung; die Franzosen wurden aus allen Positionen, bis auf die bei Probstheyda, wo Napoleon selbst die Abwehr leitete, gedrängt. Ein Theil der Sachsen und Württemberger war schon am Vormittage zu den Alliirten übergetreten. In der Nacht auf den Dienstag begannen die Franzosen den Rückzug von Leipzig aus, um sich in Erfurt zu sammeln — die Verbündeten erstürmten, unterstützt durch den Abfall der Badenser, die Stadt und nahmen den dort anwesenden König von Sachsen gefangen, welcher von den Fürsten nach Berlin gesandt wurde. Der Rückzug der Franzosen wandelte sich indeß zu einer wilden Flucht und nur die lässige Art der Verfolgung machte es möglich, daß Napoleon mit dem größeren Theile des Heeres sich retten konnte, wenn es ihm auch unmöglich war, an eine Fortsetzung des Kampfes zu denken. Die Straßen von Leipzig nach Erfurt, von hier bis nach Hanau waren mit Verwundeten und Fliehenden überdeckt, und Leichen, Waffenstücke und zerbrochenes Geschütz bezeichneten die Auflösung der feindlichen Macht. Bei Hanau stellte sich Wrede mit den Baiern dem fliehenden Cäsar in den Weg, wurde aber zurückgeworfen; bei Mainz überschritt Napoleon mit etwa 60,000 Mann den Rhein. Bald fielen die meisten Festungen, welche noch in den Händen der Franzosen waren.

Der Sieg war übrigens von den Verbündeten theuer genug erstritten worden, denn ihre Verluste beliefen sich auf ungefähr 47,000 Mann, darunter 21 Generäle, 1800 Offiziere; bei dem Treffen bei Gadebusch am 26. Aug. 1813 hatte auch Theodor Körner seine Vaterlandsliebe mit dem Blute besiegelt. — Die nächste Folge der „Völkerschlacht" war die Sprengung des Rheinbundes, dessen Fürsten sich unter Vorbehalt ihrer Souveränität und ihres Besitzes den Alliirten anschloßen; Dalberg, der Fürst-Primas, mußte das Großherzogthum Frankfurt aufgeben, das Königreich Westfalen wurde aufgelöst, die vertriebenen Fürsten kehrten in ihre Länder zurück und England übernahm wieder die Regierung Hannovers.

Nachdem die Völker ihre „Pflicht" gethan hatten, konnte die Diplomatie wieder ihre Künste beginnen. Die Meinungen waren sehr getheilt; einige der Machthaber fühlten sich mit dem Errungenen zufrieden, Stein und die preußischen Heerführer, unter ihnen Blücher, drangen auf thatkräftige Fortsetzung des Krieges. Die Berathungen, welche in Frankfurt im November stattfanden, zeigen deutlich, daß die Sonderbestrebungen das Herrschende waren, daß die Erhebung des nationalen Geistes die regierenden Kreise, wenige Männer ausgenommen, innerlich wenig berührt hatte. Man war weder einig darüber, was mit Deutschland, noch darüber, was mit Frankreich geschehen sollte. Die einen wollten die Herrschaft der Bourbons wieder her-

stellen, dafür arbeitete auch Talleyrand, die andern die Gemahlin Napoleons zur Regentin einsetzen; Metternich gab sich den Anschein, als strebe er darnach, dem Kaiser den Thron zu erhalten, aber ihn zu bewegen, die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, Italiens und Spaniens anzuerkennen. Die preußische Kriegspartei, Stein, Hardenberg und Humboldt, von dem Czaren Alexander unterstützt, wandten alles an, um einen festen Entschluß zu beschleunigen, denn sie waren überzeugt, daß nur die volle Unterwerfung Napoleons den Frieden verbürgen könne. Endlich gelang es ihnen, durch die Haltung des Kaisers, welcher auf alle Vorschläge unbestimmte Antworten gab, gekräftigt, ihrer Anschauung das Uebergewicht zu erringen. Das Frank-

Theodor Körners Tod bei Gadebusch. Von Y. Weishaupt.

furter Manifest vom 1. Dez. gab die Erklärung ab, die Fortsetzung des Krieges beabsichtige nicht Frankreich selbst anzutasten, sondern nur jenes System der Vergewaltigung Europa's durch Napoleon für immer zu brechen. Diese diplomatisch geschickte Trennung war zugleich auf alle Unzufriedenen in Frankreich berechnet.

Anfangs 1814 begann der neue Feldzug — am 1. Jan. überschritten Blücher und Schwarzenberg den Rhein und vereinigten sich auf der Hochebene von Langres.

Als Napoleon zum zweiten Male besiegt nach Frankreich zurückgekehrt war, sah er die ihm feindliche Strömung gewachsen. Für ihn war es jetzt Lebensbedingung, ein großes Heer zu erhalten und die Nation, wenn auch

durch oft genug angewandte künstliche Mittel nochmals zu begeisterter Opferfreudigkeit zu bewegen. Aber die Stimmung war ihm nicht besonders günstig. Eine im Spätherbst 1813 erschienene Karrikatur stellt den Kaiser dar, wie er durch einen Teufel entführt wird, die Unterschrift lautet: „Diable. l'emporte!“ Diesen kräftigen Wunsch theilte ein nicht geringer Theil der Nation. Bis jetzt hatte der „gesetzgebende Körper“ sich fast immer unterthänig gebückt, diesesmal wurden in ihm Stimmen laut, welche sich heftig und entschieden gegen die Verschwendung der Volkskraft aussprachen und erklärten, daß nur jener Krieg auf die Theilnahme der Nation zu rechnen habe, dessen einziger Zweck es sei, die Unabhängigkeit Frankreichs zu wahren. Der Kaiser war wüthend, löste die Versammlung auf und ließ die Rüstungen mit fieberhaftem Eifer betreiben. Ehe er zur Armee abreiste, setzte er seine Gattin mit sehr beschränkter Machtbefugniß an die Spitze einer Regentschaft — am 24. Jan. beorderte er die höchsten Offiziere der errichteten Pariser Nationalgarde zu sich, welche ihm den Eid der Treue ablegen mußten und denen er die Beschützung der Kaiserin und des jungen „Königs von Rom“ anvertraute — am 25. reiste er zur Armee nach Chalons, von wo aus er den Feldzug eröffnete. Der Beginn war ihm ungünstig, denn er erlitt am 1. Febr. bei La Rothière eine Niederlage. Aber schon waren Meinungsverschiedenheiten unter den Verbündeten aufgetaucht und führten zu dem unglücklichen Entschluß, die vereinten Heere wieder getrennt auf Paris ziehen zu lassen. Das benützte Napoleon sofort, schlug zuerst die Abtheilungen unter Blücher an fünf auf einander folgenden Tagen, und dann die Armee unter Schwarzenberg, welcher wieder bis nach Angres zurückweichen mußte. Die ungünstige Wendung des Feldzugs war nicht geeignet, den Frieden unter den Verbündeten zu befestigen; der Gegensatz zwischen den Interessen Rußlands und Preußens einerseits und Oestreichs und Englands andererseits machte sich bemerkbar. Unter diesen Umständen war der Friedenscongreß in Chatillon, welcher sich schon am 5. Febr. versammelt hatte, den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt. Napoleon war anfänglich unter dem Eindruck der Stimmung in Frankreich den Unterhandlungen geneigt, aber die seit dem 10. Febr. errungenen Vortheile machten ihn starr: er wies die geforderte Herstellung der Grenzen von 1792 ab und erklärte, daß er auf eine Abtretung Belgiens und Antwerpens niemals eingehen werde. Durch seinen Trotz vereinte er wieder die Verbündeten, welche am 1. März in Chaumont dahin einen Vertrag abschlossen, den Krieg weiterzuführen und nur einen gemeinsamen Frieden zu unterzeichnen. Am 18. März ging der Congreß auseinander. Unterdeß hatte sich die Lage auf dem Kriegsschauplatz etwas zu Gunsten der Alliance verändert — am 20. und 21. erlitt Napoleon bei Arcis sur Aube eine Schlappe und wandte sich nun gegen die Grenze von Lothringen, um sich dort zu verstärken und dem Feinde in den Rücken zu fallen. Jetzt gewann im Haupt-

Einzug der Alliirten in Paris, den 31. März 1814. Von J. Weiser.

quartier der Verbündeten der russisch-preußische Plan des gemeinsamen Vorgehens die Oberhand und der Zug wurde, nachdem man Napoleon durch ein nachgesandtes Reitercorps über die Bewegung getäuscht hatte, ausgeführt. Bei Fère-Champenoise schlug man ein französisches Heer, das sich mit dem Kaiser vereinigen wollte, auf Paris zurück, erstürmte einige Tage später den Montmartre und zwang die Hauptstadt zur Uebergabe. Sowohl die Kaiserin als auch der ihr zugetheilte König Joseph hatten dieselbe verlassen; nur Talleyrand war von den Mitgliedern der Regentschaft zurückgeblieben, denn er wußte, daß eine neue Ordnung der Dinge nahe und man das sinkende Schiff aufgeben müsse.

Am 31. März zogen der Czar und Friedrich Wilhelm in Paris ein — von den Anhängern der Bourbons mit Jubel begrüßt — kaum war der Tag verstrichen, so begannen schon jene Diplomatenränke, welche die Aufrichtung des Alten bezweckten, und Talleyrand war jetzt ebenso eifrig für die Legitimität thätig, wie früher für den Kaiser von Revolutionsgnaden. Für Napoleon regte sich niemand; selbst diejenigen, welche er, wenn auch als seine Werkzeuge, groß gemacht hatte, sehnten den Augenblick herbei, in welchem die Herrschaft des Despoten für immer vernichtet sein werde. Nichts vermag so deutlich die entsittlichenden Einflüsse einer Gewaltherrschaft zu zeigen, als die Thatsache, daß deren Werkzeuge die ersten sind, welche treulos werden. Napoleon hatte stets nur mit der Selbstsucht der Menschen gerechnet — er durfte sich nicht wundern, daß sie sich jetzt von ihm, dem Machtberaubten, abwandte. Das freisinnige Bürgerthum hatte für die Bourbons nicht die geringste Zuneigung, aber es besaß auch keine Liebe zu jenem Herrscher, welcher die Freiheitsgedanken nur benützt hatte, um zur Macht zu gelangen und sie dann mit eiserner Hand unterdrückte. Im niederen Volke war die Stimmung sehr getheilt; aber wie sie auch sein mochte, sie konnte die Entschlüsse der Herrscher und der Diplomaten nicht beeinflussen.

Als Napoleon eingesehen hatte, daß er sich über die Absichten der Verbündeten habe täuschen lassen, eilte er sofort in der Richtung nach Paris — zu spät, um die Entscheidung zu verhindern. So sammelte er um Fontainebleau die verfügbaren Truppen, entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Aber schon hatte einer der Marschälle sich im Geheimen mit der durch Talleyrand inscenirten „provisorischen Regierung" in Verbindung gesetzt, schon war allen bekannt, daß die Absetzung Napoleons beschlossen sei. So widersetzten sie sich dem vom Kaiser beabsichtigten Marsche nach Paris und riethen dem Herrscher zur Abdankung; sie hatten jetzt nichts mehr von ihm zu erwarten und waren vor allem bestrebt, sich den Rückzug zu dem bevorstehenden neuen Regime zu wahren. Napoleon sah, daß einer nach dem andern von den Männern, welche er geschaffen hatte, von ihm abfiel, daß sein Weltreich in Trümmer zerfallen sei. Sein wilder Geist, zu herrschen gewohnt, vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß jetzt Alles verloren

war, er konnte sich aber nicht verhehlen, daß er allein die Schuld trage. Nach langen qualvollen Kämpfen entschloß sich der verlassene Weltherrscher, auf die Krone zu verzichten — am 11. April unterzeichnete er die Entsagungsurkunde und behielt nichts als den Titel Kaiser und die Insel Elba als souveränes Besitzthum: 7 Meilen im Gevierte und 15,000 Bewohner für ihn, dem Europa zu klein gewesen war. Zugleich wurde bestimmt, daß er von 1500 Mann der Garde bis an die Meeresküste begleitet werden sollte. 400 derselben durfte er als seine Leibwache nach Elba mitnehmen — am 4. Mai betrat er den Boden der Insel.

Der Fall von Paris hatte auch die Dinge in Belgien entschieden; die Thronentsagung machte auch den Kämpfen in Spanien zwischen den Franzosen unter Soult und den Engländern unter Wellington ein Ende.

Am 21. April war der Graf von Artois, der Bruder des neuen Königs von Frankreich, in Paris angelangt; die provisorische Regierung forderte von ihm, daß er die neue, von Talleyrand entworfene Verfassung im Namen seines Bruders annehme — der Graf that es in einer Form, welche eigentlich zu nichts verpflichtete. Schon am 23. wurde von den Verbündeten eine Militärconvention abgeschlossen, durch welche sie sich verpflichteten, ihre Truppen aus dem Gebiete Frankreichs, wie es 1792 bestanden hatte, zurückzuziehen, während die französische Regierung sämmtliche außerhalb dieser Grenzen liegende Festungen räumen und in ihnen alles Kriegsmaterial belassen mußte.

Am 3. Mai hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris, vollkommen überzeugt, daß sich ganz Frankreich nach ihm sehne — er hatte, wie seine Umgebung, nichts gelernt und nichts vergessen. Im Drange der Umstände war er noch am Tage vorher genöthigt gewesen, von St. Ouen aus die Grundzüge einer Verfassung bekannt zu machen, welche ein vollkommen freies constitutionelles System versprach, und hatte den gesetzgebenden Körper für den 10. Juni einberufen. Czar Alexander drängte auf Beschleunigung eines Entwurfs; innerhalb sechs Tagen war wirklich eine neue Constitution fertig — sie entsprach der Herstellungsfrist, war aber dennoch mit einigen „Kautschukparagraphen" versehen, welche dem Könige im Falle der Noth die unumschränkte Macht sicherten. Dieses Meisterwerk hieß die „Charte" — Ludwig XVIII. fügte seinem Namen die bezeichnenden Worte bei „Gegeben im 19. Jahre unserer Regierung". So glaubte er, Republik und Napoleonismus mit einem Federstrich aus der Geschichte beseitigt zu haben. In dem neuen Ministerium saß als Leiter des Auswärtigen der Mann aller Ueberzeugungen: Talleyrand.

Der Abschluß des ersten „Pariser Friedens" fand am 30. Mai statt. Die Bestimmungen desselben waren hauptsächlich die folgenden: Frankreich tritt in die Grenzen von 1792 zurück, behält Elsaß und Lothringen — nur Preußen hatte dagegen Einsprache erhoben — und ebenso die geraubten

Kunstschätze, bis auf die Viktoria vom Brandenburger Thor in Berlin. Deutschland wird durch ein Bündniß vereint (lien fédératif), welches allen Mitgliedern die Unabhängigkeit sichert. Die Verbündeten behalten sich das Recht vor, die Frankreich abgenommenen Länderstrecken zu vertheilen. Holland wird erweitert und dem Hause Oranien übergeben. Außerdem wurde bestimmt, daß von einem Congreß in Wien alle dringenden Fragen in Erwägung gezogen werden sollen, um Europa wieder in Ordnung zu bringen. Schon am Beginn des Juni verließen die alliirten Herrscher Paris, der Czar und Friedrich Wilhelm begaben sich mit glänzendem Gefolge nach London und wurden dort, ebenso wie die hervorragenden Feldherren, besonders Blücher, mit Huldigungen überschüttet.

Aber nirgendwo war die Begeisterung so groß als in Deutschland — die Völker jubelten, daß endlich der Druck Napoleons von ihnen genommen sei, das Gefühl der Zusammengehörigkeit der einzelnen Stämme war von neuem erwacht, die unglückselige Spaltung der Nation wenigstens für kurze Zeit beseitigt. Alle Anhänger einer freieren staatlichen Entwicklung glaubten eine neue Zeit gekommen — nur jene, welche der diplomatischen Hexenküche etwas näher standen, waren weniger von Hoffnungen erfüllt. Im Volke selbst empfand man augenblicklich nur, daß eine schwere Zeit geendet sei und ein Gefühl des Stolzes wurde wach, wenn man der Thaten der letzten Monate gedachte. Eine Fluth von Flugschriften überschwemmte Deutschland; alles, was man von der Zukunft hoffte, jeder schillernde Traum wurde der Nation zur Erwägung vorgelegt; hunderte von Stimmen machten sich laut, welche vor dem Congreß ihre Rathschläge gaben und die Grundzüge einer neuen deutschen Verfassung — der thatsächlichen Lage oft so wenig als möglich entsprechend — darlegten. Patriotische Männer forderten, daß Deutschland, welches sich endlich vom Joche der französischen Waffen befreit habe, auch französische Unsitten ablegen und die ungerechtfertigte Sucht nach dem Ausländischen fortschleudern möge; sogar Vorschläge zu einer weiblichen nationalen Festtracht wurden gemacht, in Vereinigungen deutscher Frauen besprochen und veröffentlicht. Der lang verhaltene Zorn gegen die napoleonische Vergewaltigung machte sich in hunderten von Spottschriften gegen Napoleon und seine Familie Luft — viele davon sind herzlich roh und witzlos, nur auf die augenblickliche Stimmung berechnet. Aber schon machten sich in dem Gewirre von Meinungen auch einzelne bemerkbar, welche die übertriebenen Hoffnungen der Völker hätten eindämmen können; da wurde die Nothwendigkeit dargelegt, daß Staat und Kirche gemeinsam dem bösen Zeitgeiste entgegentreten müßten, um den alten Glauben herzustellen; da wurde gefordert, daß dem Adel und der Ritterschaft wieder die alten Rechte eingeräumt werden sollten. Aber solche Stimmen wurden im Jubeljahre nicht beachtet.

Ende April war das geraubte Viktoriagespann von Paris abgegangen, vertheilt auf sechs großen Wagen, welche am 13. Mai in Schwelm, an der

alten preußischen Grenze eintrafen. In jedem Orte, welchen der Zug berührte, wurde er jubelnd empfangen und die Bevölkerung versah die Kisten, in denen das Kunstwerk eingepackt war, mit Inschriften aller Art, mit Bändern und Kränzen; Männer und Frauen, Schülerinnen und Schüler aller möglichen Anstalten drängten sich heran, um in Vers und Prosa, lateinisch, deutsch, englisch und sogar im Platt ihrer Freude Ausdruck zu geben. In Bielefeld befestigte ein Dienstmädchen einen Zettel mit folgendem „dichterischen“ Versuch:

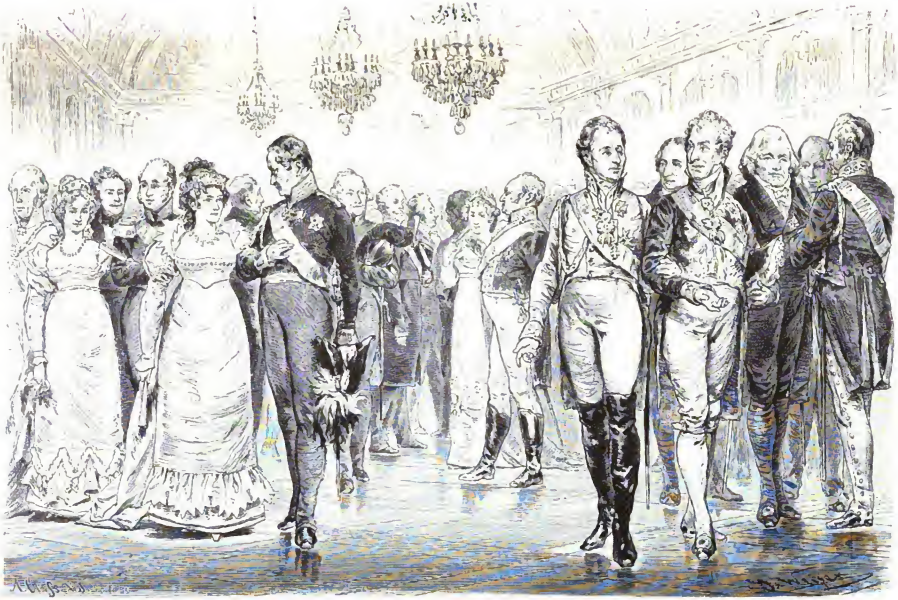
„Vivat! Der König soll leben!
In Freuden stets schweben!
Im besten Vergnügen!
Soll glühen und blühen!
Soll leben ohne Leiden
Und sterben in Freuden!
Vivat! Es lebe Friedrich Wilhelm!“

Als die Wagen nach zweitägigem Aufenthalt Hannover verließen, waren sie von Blumen und Kränzen überdeckt und mit 168 zum Theile eingerahmten Inschriften geschmückt. Einige Wochen später blickte das Symbol der preußischen Waffenehre wieder von seinem hohen Standpunkt auf die erfreuten Bewohner Berlins hernieder.

Viertes Capitel.

Vom ersten Pariser Frieden bis zum Congreß in Troppau.

Schon nach dem Pariser Frieden, ehe noch der Congreß zusammengetreten war, begannen jene Bestrebungen, welche auf die „Restauration“ des alten Europa abzielten; leider aber lebte auch in den Völkern nirgendwo ein einheitlicher Geist. Ferdinand VII. von Spanien hatte die freieren Elemente des Landes mit Gewalt zum Schweigen gebracht; die Wiederherstellung des Jesuitenordens und der Inquisition bezeichneten genugsam den Geist des Fürsten. Holland wurde mit Belgien vereinigt und Wilhelm VI. von Oranien als König eingesetzt; Norwegen wurde unter die schwedische Herrschaft gebracht, verstand es jedoch, seine Selbstständigkeit im Uebrigen zu wahren; in Italien nahmen der Großherzog von Toscana, nachdem er Würzburg an Baiern zurückgegeben hatte, und Viktor Emanuel I. von Sardinien, der herrschsüchtige Pfaffenknecht, Besitz



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17.

1. Kaiser Franz von Oesterreich. – 2. Kaiserin von Oesterreich. – 3. Herzog von Leuchtenberg. – 4. Alexander, Kaiser von Rußland. – 5. Königin von Bayern. – 6. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. – 7. Ludwig, Kronprinz von Bayern. – 8. Freiherr von Tettenborn. – 9. Prinz von Ligne. – 10. Kaiserin von Rußland. – 11. Maximilian, König von Bayern. – 12. Herzog von Wellington. – 13. Freiherr vom Stein. – 14. Fürst von Metternich. – 15. Fürst von Talleyrand. – 16. Wilhelm von Humboldt. – 17. Fürst von Hardenberg.

Fest beim Fürsten Metternich während des Wiener Congresses. Von J. Weiser.

von ihren Ländern; Franz VI. übernahm Modena und war glücklich bemüht, die „gute alte Zeit" wieder zu erneuen; das „Königreich Italien" wurde von Oestreich besetzt und nur Murat behauptete sich vorläufig in Neapel — doch durften auch seine getreuen Unterthanen hoffen, bald mit ihrem „angestammten" Fürstenhause beglückt zu werden.

Die Eröffnung des Wiener Congresses hatte sich um einige Monate hinausgezogen; erst in der zweiten Hälfte des September trafen die Fürsten ein, als der erste der König von Württemberg, welchem der von Dänemark folgte. Der Czar und Friedrich Wilhelm hatten sich auf der Route von Brünn nach Wien in Wolkersdorf vereint und hielten ihren festlichen Einzug gemeinsam — gegen Ende des Monats waren fast alle Theilnehmer des Congresses versammelt. Vom 29. Sept. ab, wo das erste öffentliche große Fest stattfand, häuften sich die Unterhaltungen, welche der Kaiser seinen Gästen gab und bedeckten mit glänzender Hülle das diplomatische Getriebe, die Ränke Metternichs, Talleyrands und Castlereaghs, des Vertreters von England. Wien glich einem Ameisenhaufen, besonders stark war das Leben in der Nähe der Burg, auf dem Graben, wo Fürst Hardenberg wohnte, und im Prater, wo es fast täglich eine Auffahrt der Fürstlichkeiten zu bewundern gab. Am 30. Sept. fand der erste allgemeine Empfang bei Hofe statt, wo sich die gesammte vornehme Gesellschaft, welche Wien damals beherbergt, zusammenfand, am 2. Okt. gab der Kaiser eine Redoute in der Winterreitschule, welche mit dem großen und kleinen Redoutensaal in Verbindung gesetzt worden war. In ununterbrochener Reihe folgten Feuerwerke, Jagden, Bälle und Diners während des ganzen Oktobers — von dem diplomatischen Vorspiel des Congresses, von den inneren Gegensätzen, welche zwischen den Parteien herrschten, drang nichts in die Oeffentlichkeit. So konnte eine Zeitung berichten, daß Fürst Talleyrand am 7. Okt. eine sehr wichtige Note übergeben habe. „Ihr Inhalt ist tiefes Geheimniß, aber zuverlässig in französischer Sprache geschrieben."

Rußland, Preußen und Oestreich hatten schon Ende September beschlossen, Frankreich von jeder Einmischung in Bezug auf die entrissenen Länder ferne zu halten und ihm nur eine Stimme in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten zu gestatten. Gegen diesen Beschluß setzte Talleyrand alles in Bewegung und gewann Castlereagh für seine Pläne. Andrerseits bildeten Polen, welches Rußland ganz besitzen wollte, und Sachsen, das in Preußens Hände übergehen sollte, Anlaß zu Spaltungen, weil Oestreich, England, Frankreich und die süddeutschen Staaten zum größten Theile dagegen waren. Unter solchen Stimmungen wurde der Congreß am 1. Nov. endlich eröffnet. Rußland wie Preußen waren gewillt, selbstständig zu handeln, ersteres hielt bereits das Herzogthum Warschau, letzteres das linke Rheinufer besetzt. Das Mißtrauen der Großmächte wuchs im Laufe des November und Dezember immer mehr — am 3. Jan. 1815 schloßen Oestreich, Frankreich und Eng-

land ein geheimes Bündniß, dessen Spitze gegen Rußland und Preußen gerichtet war. Talleyrand und Metternich waren die Seele des Bundes; letzterer, als der „intimste Feind“ Preußens, konnte nicht zugeben, daß es sich durch Sachsen vergrößere — in der diplomatischen Sprache drückte er sich aus, es würde die Einheit Deutschlands erschweren — der erstere dagegen behauptete, daß in den gegenseitigen Verhältnissen der Völker Gerechtigkeit die erste Tugend sei, — und steckte dabei die Bestechungssummen ein, welche der König von Sachsen ihm zur Verfügung gestellt hatte.

Und während noch die sächsischen und polnischen Angelegenheiten die Diplomaten in steter Erregung hielten, bis endlich ein leidliches Abkommen geschlossen wurde, — Preußen erhielt das nördliche Sachsen, Rußland den Löwenantheil von Polen — während dieser Zeit hatte der Souverän von Elba, von der Uneinigkeit der Mächte unterrichtet, alles aufgeboten, um die Fesseln zu sprengen. Am 6. März traf plötzlich in Wien die Nachricht ein, Napoleon habe sich in Elba eingeschifft, am 12.: er sei in Frankreich gelandet. Die Nachricht wirkte wie ein plötzlicher Regenguß und löschte vorläufig alle sonstigen Leidenschaften. Fr. v. Gentz, der Sekretär des Congresses, ward sofort mit der Abfassung einer neuen Proklamation betraut, welche Napoleon als Störer des Weltfriedens erklärte und neue Rüstungen anordnete.

In Frankreich hatte sich die Lage rasch geändert. Die Truppen, welche man Napoleon entgegengesendet hatte, waren zu ihm übergegangen; König Ludwig floh nach Gent und schon am 20. März zog der Kaiser in Paris ein. Er hatte Recht gehabt mit den Worten seiner prunkhaften Proklamation: „Der Adler wird von Thurm zu Thurm bis auf Notre Dame fliegen.“ Und wieder jauchzte das Volk jenem entgegen, dem es vor kurzer Zeit geflucht hatte.

Mit der ganzen riesigen Spannkraft, welche in diesem Manne lag, wandte er alles an, um seine Herrschaft zu festigen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Seine ersten Reden und Veröffentlichungen waren von Friedensversicherungen erfüllt, seine Maßregeln klug darauf berechnet, alle freiheitlichen, selbst die revolutionären Elemente zu gewinnen. Aber Europa glaubte nicht mehr, ein „friedlicher Napoleon“ mußte als unversöhnlicher Gegensatz erscheinen. Schon brach der unruhige Geist in Italien aus, wo Murat plötzlich Oestreich den Krieg erklärte. Er wurde geschlagen und verjagt und der alte König Ferdinand IV. zog wieder in Neapel ein.

Murats Auftreten hatte am meisten dazu beigetragen, die Mächte zu einheitlichem Vorgehen zu bewegen. Unter Wellington, Blücher, Schwarzenberg und Barklay standen die Heere der Alliance — bei Waterloo am 18. Juni kam es zur Entscheidungsschlacht, in welcher Blüchers rechtzeitiges Eingreifen den Sieg der Verbündeten sicherte. Die Herrschaft der „hundert Tage“ war gebrochen. Der Senat von Frankreich forderte, daß Napoleon abdanke, was am 22. Juni geschah. Der Kaiser hoffte, sich nach Amerika retten zu können, aber der Hafen von Larochelle war abgesperrt; so begab

1814.

Napoleon I., von E. Meissonier. — (Nach einer Photographie von Bingham in Paris.)

Blücher in der Schlacht von Belle-Alliance, von G. Bleibtreu.

(Nach einem Stich aus dem Verlag von A. und C. Kaufmann in Berlin.)

er sich unter den Schutz Englands. Doch sein Schicksal war schon beschlossen — am 4. Aug. brachte eine Fregatte den einstigen Weltherrscher nach dem einsamen Felseneiland St. Helena, in seinem Gefolge nur drei Getreue, unter ihnen Las Cases, welcher später der Geschichtsschreiber der letzten Verbannung geworden ist.

Aus W. v. Kaulbachs Todtentanz.
Verlag von Fr. Hanfstängl in München.

Am 7. Juli waren in Paris die ersten Deutschen unter Blücher eingezogen, welcher Davousts Antrag eines Waffenstillstandes derb abgelehnt hatte. Ueber die „Brücke von Jena" hielt er seinen Einzug; er hatte die Absicht, den Bau in die Luft zu sprengen, und ließ Talleyrand, welcher sich dagegen aussprach, sagen, er werde es dennoch thun und er habe nichts dagegen, wenn sich Herr Talleyrand vorher auf die Brücke setzen wolle. Das Eintreffen der verbündeten Herrscher verhinderte die Ausführung, noch vor ihnen (8. Juli) war auch Ludwig XVIII. wieder auf der Bildfläche erschienen. Jetzt begannen von neuem die diplomatischen Schlachten, in welchen Preußen, welches sich neue Verdienste erworben hatte, mit den meisten seiner Forderungen unterlag; die geraubten Kunstschätze waren ziemlich das Einzige, was es zurückerhielt — Talleyrand, Fouché, Metternich, Castlereagh operirten gemeinsam gegen die preußischen Forderungen, welche Elsaß für Deutschland zurück haben wollten und eine Kriegsentschädigung im Betrage von 1200 Mill. Frcs. für die Verbündeten vorschlugen. Leider war Friedrich Wilhelm für Blücher und die preußischen Diplomaten keine starke Stütze,

und so kam denn der zweite Pariser Friede am 20. Nov. zu Stande. Frankreich mußte nur einige kleine Gebiete an Preußen, Baiern, Sardinien und an die Niederlande abtreten, 700 Mill. wurden als Kriegsentschädigung bestimmt; dafür durfte es die Enclaven von Avignon, Montbeliard u. s. w. behalten, so daß es im Ganzen mehr gewann, als verlor.

In Deutschland weckte die Nachricht von den Bestimmungen keinen freudigen Wiederhall, außer in den Blättern, welche unmittelbar von der östreichischen Staatskanzlei ihre Ideen geliefert erhielten. Der Wiener „Beobachter" erklärte, daß der Besitz von Elsaß und Lothringen für Frankreich geheiligt sei, und daß eine Zurückforderung alle „Rechtsbegriffe" zerstören müßte.

Während dieser Ereignisse war auch der Wiener Congreß glücklich beendigt worden und befriedigte die Hoffnungen der deutschen Stämme ebenso wenig — dafür hatten die Diplomaten, Talleyrand an der Spitze, gesorgt; Blüchers Befürchtung, daß die Federn verderben könnten, was die Schwerter errungen hatten, erfüllte sich. Am 13. Sept. 1814 hatte man mit den Vorbesprechungen über die künftige deutsche Verfassung begonnen, am 8. Juni 1815 wurde die Bundesakte unterzeichnet. 38 Staaten vereinigten sich zu einem Bundesstaat; die beiden größten traten demselben nicht mit ihrem ganzen Gebiete bei; fremde Regenten, wie die Könige von Dänemark und Holland, gehörten dem Bunde an, weil sie deutsche Besitzungen hatten, der erste Holstein und Lauenburg, der zweite Luxemburg. Frankfurt wurde zum Sitz des „Bundestags" bestimmt, Oestreich übernahm die Leitung der Versammlung. Als Zweck des Bundes ward die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit und die Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten ausgesprochen; der 13. Artikel der Akte bestimmte, daß „landständische Verfassungen" errichtet werden sollten. Diese Bestimmung zu erfüllen und nach Belieben auszulegen, blieb den Staaten überlassen. Ein noch größeres Meisterwerk als die Bundesakte war die „heilige Alliance" zwischen Rußland, Oestreich, Preußen und Frankreich, geschlossen am 26. Sept. 1815, welche die Theilnehmer verpflichtete, in der äußeren und inneren Politik vor allem die christliche Liebe zur Richtschnur zu nehmen und den Frieden Europa's zu wahren. — Wenige Monate vorher, am 1. April 1815, wurde dem Gutsbesitzer Karl von Bismarck in Schönhausen ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Otto erhielt.

In den Völkern, besonders des nördlichen Deutschlands, war die Hoffnung rege gewesen, daß man sie zur Belohnung für ihre Aufopferung nun werde „mitrathen" lassen. In der deutschen Jugend lebte, geweckt durch die vergangenen Jahre, durch die Thaten der Dichter, Denker und Krieger, unterstützt durch die romantische Strömung, eine jugendlich frische Begeisterung für den nationalen Gedanken. Die Worte eines Arndt und Jahn, des letzteren Bemühungen, die Körperkraft der Jugend auszubilden, die flammende Sprache, welche Görres im „Deutschen Mercur" schon vor dem zweiten Pariser Frieden führte, — alles das hielt die Jugend in Athem. Wohl waren die

politischen Anschauungen so unreif wie nur möglich, aber es lag ihnen die Sehnsucht nach einem einigen großen Vaterland, nach freier Bewegung der Geister zu Grunde, eine Sehnsucht, welche trotz aller Maßregeln wachsen und erstarken und uns endlich eine Heimat geben sollte. Vornehmlich waren es die Universitäten, Jena an der Spitze, von welchen diese Bewegung ausging. 1815 veröffentlichte der Geheimerath Schmalz eine Broschüre „Ueber politische Vereine", in welcher er den schon aufgehobenen Tugendbund angriff, die Begeisterung des Jahres 1813 läugnete und als einfachen Gehorsam gegen das Königswort hinstellte, und in unklaren Redensarten von geheimen, revolutionären Geheimbünden sprach, „welche durch Mord, Plünderung und Nothzucht altdeutsche Redlichkeit und Zucht vermehren wollen". Ihm antwortete B. G. Niebuhr im Oktober desselben Jahres in einer Gegenschrift „Ueber geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation" in maßvoller, aber entschiedener Weise, und wies zum Schlusse auch darauf hin, daß man jedem Patrioten gestatten müsse, die Nothwendigkeit repräsentativer Verfassungen in ernste Erwägung zu ziehen. Zugleich aber sprach der Geschichtsschreiber ein Wort aus, welches leider nur zu wahr gewesen ist: „Das Zeitalter hat sich im Kriege rüstig gezeigt, aber zum Bilden (d. h. in politischen Dingen) ist es unfruchtbar und träg."

Der König verhinderte durch eine Cabinetsordre die Fortsetzung des Streites, aber er zeichnete Schmalz durch Verleihung eines Ordens aus, nachdem der König von Württemberg dem Vorgehen des Geheimerathes in gleicher Art seine Zustimmung ertheilt hatte. Schon vermerkten die Regierungen jedes freiere Wort als den Beweis eines unzufriedenen „revolutionären" Geistes. Anfangs Januar 1816 wurde der „Rheinische Mercur" unterdrückt, der „Tugendbund" bald darauf von neuem verboten. Metternich konnte zufrieden sein, denn er hatte die Ueberzeugung, es sei alles gut, wie es jetzt sei; die Völker müssen sich glücklich schätzen, daß sein Geist über ihnen schwebe, und im Uebrigen jedes „Raisonniren" unterlassen; ihm galt es für möglich, durch Censur und Polizeigesetze alle Ideen, welche seit 1789 so tief in die geschichtliche Entwicklung eingegriffen, auf immer zu beseitigen. In Oestreich blühte vor allem der Absolutismus, unbeweglich und unabänderlich sollte und mußte alles bleiben, das war des Kaisers Franz „System", welches Metternich in der Monarchie einfach zu befolgen hatte — nach außen hin durfte er es mit schönen Worten umhüllen. Oestreich mußte überall östreichisch sein — der „deutsche Sinn" — wie der Minister selbst sich einmal ausdrückte — „eine Mythe" bleiben; höchstens wo es galt, Preußen gegenüber zu treten, mochte das „Recht" und das „Interesse" Deutschlands betont werden. Eine chinesische Mauer von Bestimmungen aller Art mußte den Kaiserstaat gegen das „Ausland" abschließen, damit ja keine gefährlichen Gedanken sich einschlichen; das sogenannte „patrimoniale" Verhältniß zwischen Gutsherren und Bauern, eine Form der Leibeigenschaft, blieb erhalten, Zölle verhinderten

den freien Verkehr der einzelnen Provinzen; die Landstände derselben, in welchen eigentlich nur der Klerus und der Adel eine Rolle spielte, hatten für die Selbstverwaltung gar keine Bedeutung, denn ihr größtes Recht war die Pflicht, die geforderten Steuern zu bewilligen; die Reichstage von Ungarn und Siebenbürgen wurden lange Zeit gar nicht einberufen. Daß die Volksschulen vernachlässigt, die höheren Lehranstalten, besonders die Universitäten fast ganz in den Händen verschiedener Congregationen, vornehmlich der Jesuiten waren, mußte bei dem Charakter des Kaisers als natürlich erscheinen. Der Handel, die Industrie und die Agrikultur lagen im Argen, dafür stiegen die Staatsschulden und vermehrte sich das Papiergeld von Jahr zu Jahr. Das war das „System für das Innere" — daß ähnliche Zustände auch in den anderen Ländern Platz fänden, war Metternichs größte Sorge, denn nur schweigende Völker sind glücklich.

Die geistige Erregung in Deutschland bot natürlich Handhaben, dem bösen Geiste entgegenzutreten. Was die Schmalzischen Schriften begonnen hatten, fand bald eine Fortsetzung. In Jena war (1816) die „Burschenschaft" gegründet worden, was bald auf den meisten deutschen Hochschulen Nachahmung fand. Man bestimmte, daß Vertreter der Universitäten am 18. Okt. 1817 zu einer Feier der Schlacht bei Leipzig und der Reformation im Weimarischen zusammenkommen sollten. Man hatte das kleine Land gewählt, weil Karl August, Göthe's Freund, der erste Fürst gewesen war, welcher schon am 5. Mai 1816 seinem Großherzogthum eine ehrlich gemeinte und ebenso ehrlich angenommene Verfassung gegeben hatte.

An 500 Theilnehmer vereinigte der Festzug, welcher sich am 18. Okt. nach der Wartburg begab. Im Ritterſaale wurde das Fest mit der Absingung von Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott" eröffnet; später fand ein Gottesdienst in Eisenach statt und Abends wurde ein Feuer auf der Höhe vor der Wartburg angezündet. Dort loderte auch die jugendliche Begeisterung erst recht auf. Viele, viele unklare phantastische Worte wurden gesprochen, aber auch so manches, das wir heute zu begreifen im Stande sind. Ein Student, Ludwig Rödiger, sagte: „In diesen papiernen Staaten ohne Seele muß das deutsche Bruderherz erkalten, kann der große Geist der Wahrheit und der Schönheit nicht wehen; bei dieser kleinlichen Geschäftigkeit, in die kein Schimmer von öffentlichem Leben scheint, wo jeder Einzelne auf Selbstsucht angewiesen ist, — — muß der große Enthusiasmus fehlen, der im Volksleben und seiner Kunst so Unglaubliches schafft." Und weiter sagte er: „Eins aber thut uns gar Noth, was alles Strebens Ziel und Preis zugleich ist: der feste Charakter der Ehre und der Gerechtigkeit. Denn wir sind aufgewachsen in einer charakterlosen Zeit, in der giftigen Pest des Fremden, in einem engen Zusammenleben, das kein großer Enthusiasmus bewegte." Im allgemeinen jedoch herrschte in den Reden die deutsch-christliche Romantik, mit welcher sich halb revolutionäre Gedanken vermischten.

Die Verbrennung mißliebiger Schriften. Von J. Weiser.

Ein Berliner Student, Maßmann, warf mißliebige Werke von Schmalz, Kotzebue und anderen, dann einen Schnürleib der preußischen Garde, einen östreichischen Korporalstock und einen hessischen Zopf unter dem Jubel der jungen Hitzköpfe in das Feuer.

Die Regierungen waren unklug genug, dieses kindliche Possenspiel als eine blutige Beleidigung aufzufassen; der Großherzog wurde, wenn auch in

diplomatischer Form, von Preußen und Oestreich getadelt, daß er solche Verbrechen auf seinem Gebiete geschehen lasse. Schmaltz blieb ruhig, Kotzebue, der russische Staatsrath und deutsche Lustspielschreiber, welchen Weimarer Blätter in den Berichten über das Wartburgfest hart getadelt hatten, klagte dieselben der Beleidigung an, und Karl August sah sich genöthigt, die Preßfreiheit zu opfern und die Censur für alle Schriften unter 18 Druckbogen einzuführen. Die Ereignisse steigerten die Erregung in der deutschen Jugend immer mehr und mehr.

Indessen stellte sich langsam die Nothwendigkeit eines neuen Congresses heraus, welcher denn auch im Oktober 1818 in Aachen zusammentrat. Demselben wurde auch eine von dem russischen Publicisten Alexander v. Stourdza verfaßte Denkschrift „Ueber den gegenwärtigen Zustand von Deutschland" (Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne), in welcher die Hochschulen als Pflegestätten des atheistischen und staatsfeindlichen Geistes bezeichnet wurden, vorgelegt. Die Veröffentlichung der Flugschrift, welche bald Uebersetzer und Bekämpfer fand, steigerte die Aufregung noch mehr — ihr Opfer ward am 23. März 1819 Kotzebue, der Bekämpfer jedes freisinnigen oder nur patriotischen Gedankens, der Söldling Rußlands, welchen ein verrückter Fanatiker, Karl Ludwig Sand, durch einige Dolchstiche tödtete. Kurz darauf trat ein ähnlicher Fall in Nassau ein, und nun galt es als ausgemacht, daß eine auf Vernichtung aller bestehenden Ordnung gerichtete revolutionäre Bewegung vorhanden sei, welche gewaltsam unterdrückt werden müsse. Metternichs „System" gewann Anhänger im Reich.

Und doch war die Stimmung so still, daß man den Bürgern die Ruhe nicht als Pflicht darzustellen brauchte. Jahrhunderte lang hatte das Volk an staatlichen Dingen kaum einen Antheil genommen; die französische Revolution brachte es kaum aus dem Schlummer, erst der schwere Druck der napoleonischen Herrschaft und die Befreiungskriege rüttelten das Philisterthum auf — für kurze Zeit, dann zog es sich wieder die Schlafmütze über den Kopf, vollkommen überzeugt, daß die Weisheit der Herren Minister und Diplomaten alles auf das Beste einrichten werde. Die gewaltsamen Aenderungen Napoleons und die mit ihnen verbundenen Störungen des Gewohnten hatten in dem edleren Theile der Nation den deutschen Geist geweckt, in der Mehrzahl jedoch ein krankhaftes Ruhebedürfniß erzeugt. Die Erregung dauerte nur in kleineren Kreisen fort und wuchs nur in diesen, aber es lag im Interesse der Restaurationspolitik, sie als eine allgemeine darzustellen. Das Bürgerthum, der Bauernstand und die Beamtenwelt hatten überhaupt im allgemeinen nicht das geringste politische Interesse; in vielen deutschen Staaten war der Begriff einer „Verfassung" im Sinne constitutioneller Regierungsform etwas ganz Unverständliches. In Mecklenburg, im Herzogthum Braunschweig, Hannover, Sachsen war man zufrieden, daß die Landstände einberufen wurden; in Kurhessen freute man sich über den wiedergewonnenen

Kurfürsten Wilhelm I., den alten Geizhals, man freute sich selbst über die langen Zöpfe der Soldaten und den Korporalstock, die ja auch der Nimbus des Historischen umgab. Etwas besser war es im Großherzogthum Hessen, wo Ludwig I. mit Vernunft regierte. Neben Weimar zeichnete sich Baden aus, welches August 1818 eine freisinnige Verfassung mit zwei Kammern erhielt. Hier war es vor allem der Geschichtsschreiber Karl v. Rotteck, dessen aus Wahrheit und Irrthum zusammengesetzte Anschauungen für die weitere Entwicklung des deutschen Liberalismus von Einfluß werden sollten.

In Baiern war schon durch Montgelas eine freiere Richtung eingeschlagen, wenn der Minister auch sonst von Theilnahme des Volkes nichts wissen wollte. Noch vor der badischen kam die bairische Constitution (Mai 1818) zu Stande, welche aber den Fehler hatte, daß sie zu großen Respekt vor Rom bewies.

In Württemberg regierte Friedrich I., ein Autokrat im vollsten Sinne, aber klug und thatkräftig. Unter seiner Herrschaft — bis Oktober 1816 — dauerte der Verfassungsstreit, ohne zu einem Ergebniß zu führen, erst sein Nachfolger Wilhelm beugte den echt schwäbischen Starrsinn der Stände, welche den nicht eingeborenen Minister v. Wangenheim, den Urheber des Verfassungsentwurfs, mit Mißtrauen betrachteten; im September 1819 kam endlich eine Einigung und eine Verfassung zu Stande.

Daß von Oestreich kein reger Anstoß zu einem freieren politischen Leben kommen konnte, erklärt sich aus den oben berührten Verhältnissen von selbst — des Kaisers Wort „Wir lassen halt alles beim Alten" war der Wahlspruch des „Systems". Leider war die Bevölkerung des damaligen Oestreichs in politischen Dingen noch weiter zurück als der deutsche Süden, und unterstützte durch seine dem Genußleben hinneigende Natur unmittelbar die Bestrebungen Metternichs.

Es war ein Unglück, daß auch jenes Preußen, auf welches die Vaterlandsfreunde so lange mit Hoffnung, dann mit Stolz geblickt hatten, sich von dem Geiste der Wiener Staatskanzlei beeinflussen ließ. Um den ehrlichen, aber unselbstständigen Friedrich Wilhelm standen zwei Parteien, eine rückschrittliche, an ihrer Spitze Fürst Wittgenstein, und eine freisinnigere, zu welcher Gneisenau, Wilhelm v. Humboldt, J. A. F. Eichhorn und andere gehörten. Sie alle betonten, daß Preußen mit seinen neuen Erwerbungen erst ein einheitlicher Staat werden müsse, und daß dazu eine Verfassung und eine gemeinsame Volksvertretung am meisten beitragen werde. Der König hatte nicht die Absicht, sein am 22. Mai 1815 gegebenes Versprechen unerfüllt zu lassen, aber die Aufregung der Jugend auf den Hochschulen, das Wartburgfest und die Unthat Sands verschafften den Männern des Rückschritts und den Einflüsterungen der östreichischen Diplomatie das entscheidende Uebergewicht. Jetzt begannen die Verfolgungen der „Demagogen". Kaiser Franz gab die Veranlassung zu einer Zusammenkunft der leitenden Minister

einiger deutschen Regierungen, welche in Karlsbad stattfand. Mit den hier gefaßten Entschlüssen vollendete die Reaktion ihre Siegesbahn. Um den Gefahren zu begegnen, welche man in den „demagogischen Umtrieben" witterte, wurde eine strenge Ueberwachung der Hochschulen und der Presse und die Einführung der Censur für alle Schriften unter 20 Bogen bestimmt, und außerdem eine „Centraluntersuchungscommission" mit dem Sitze in Mainz eingesetzt.

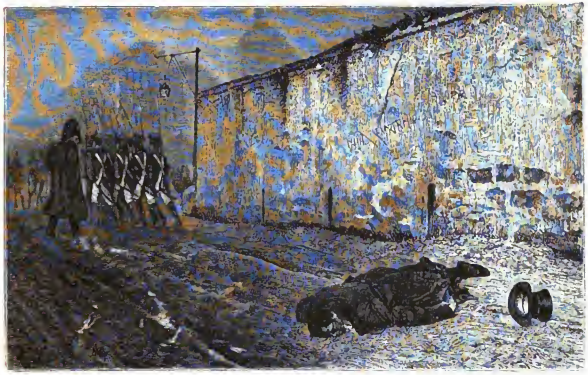
Die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 trat bald darauf als Ergänzung zu der Bundesakte und verstand es, dem §. 13 derselben einige Anhängsel hinzuzufügen, durch welche die Verpflichtung der Einzelstaaten, landständische Verfassungen einzuführen, eigentlich vollständig hinfällig wurde. Schon im Jahre 1819 waren die liberalen Minister in Preußen, wie v. Boyen, Humboldt, zurückgetreten und hatten Männern wie Wittgenstein Platz gemacht, — auch Hardenberg schloß sich der feudalen Partei an. Ebenso erfolgreich war das Bestreben Metternichs, den „Bundestag" zu reinigen, in welchem der württembergische Gesandte v. Wangenheim mit den Vertretern anderer Mittelstaaten der Präsidialmacht Oestreichs entgegenwirkte; alle waren von Mißtrauen gegen dieselbe erfüllt, weil sie einsehen mußten, daß jede Erweiterung der Bundestagsmacht die Stellung des führenden Staates verstärken und die Competenz der anderen Glieder verringern müsse. Aber auch hier gewannen die preußisch-östreichischen Reaktionsbestrebungen zuletzt den Sieg und die Bundesversammlung bestand zuletzt aus lauter gefügigen Werkzeugen Metternichs. Um Fragen, welche das wirthschaftliche Gebiet, das Verkehrswesen, die Sicherung des deutschen Seehandels betrafen, um Beseitigung des Sundzolls, welchen Dänemark, der Rheinzölle, welche Holland einzog, — um alles das kümmerte sich der Bundestag nicht im geringsten, dafür bot er die ganze Polizeimacht auf, um jedes freie Wort über Staats- und Volkswohl auszuspähen, um die Trachten der Studenten von allem „demagogischen" Anstrich zu säubern; dafür ließ er die Turnhallen schließen, Jahn verhaften (1819), entsetzte Arndt von seiner Bonner Professur und leitete gegen ihn eine Criminaluntersuchung wegen „demagogischer Umtriebe" ein.

Und was that das Deutschland, welches in den „Karlsbader Beschlüssen" als ein Herd des revolutionären Geistes hingestellt war? Es sah zu, freute sich, daß es überall so schön ruhig sei und der Geist Metternichs wachsam über dem Reiche schwebe. Aber im Geheimen wirkte doch, am meisten in jenem Staate, welcher damals seine geschichtliche Sendung so bald vergessen hatte, in Preußen, der freie Geist weiter fort. Was Stein begonnen hatte, ließ sich doch nicht ganz vernichten, Scharnhorsts und Gneisenau's Gedanken blieben lebendig.

Aber ein durch Jahrhunderte bestehender Gegensatz, welchen die Zeit der Befreiungskriege nur verhüllt, nicht beseitigt hatte, entwickelte sich in diesen Jahren immer mehr: der Gegensatz zwischen Nord und Süd. Das alte

Mißtrauen wurde genährt, die deutschfühlenden Männer des Südens wandten sich mit ihren Sympathien von jenem Preußen ab, welches sich von Metternich in das Schlepptau hatte nehmen lassen.

In den romanischen Staaten führten die Verhältnisse ebenso, wie fast im ganzen Deutschland, zum Siege der rückschreitenden Bewegung. Frankreich war von Parteien zerklüftet und Ludwig XVIII. nur das Haupt der Einen, welche von den Napoleonisten ebenso wie von den Republikanern gehaßt war und diesen Haß redlich heimzahlte. Die Charte vom 4. Juni 1814 verbürgte zwar den beiden Kammern constitutionelle Rechte, sie stellte die Gleichheit vor dem Gesetze, die Freiheit der Presse, die Geschworenengerichte



Die Erschießung des Marschall Ney. Von J. L. Gérôme.
(Nach einer Photographie aus dem Verlag von Goupil & Cie. in Paris.)

als allgemeine Grundsätze hin. Aber diese waren, wenn auch nicht dem ruheliebenden Könige, so doch seinem Bruder Karl Philipp von Artois, dem einstigen Wüstling und jetzigen Pfaffenknechte verhaßt — der König war kinderlos und Karl sein Erbe. Um ihn sammelten sich allmälig alle unbedingten Anhänger des früheren Absolutismus, die sogenannte „Partei des Pavillons Marsan". Diese strebte darnach, durch Beeinflussung der Wahlen alle „unreinen" Elemente, d. h. Anhänger anderer Ueberzeugungen zu entfernen. Schon die Kammer, welche Oktober 1815 zusammentrat, trug den Stempel der unbedingten Ergebenheit. Talleyrand und Fouché mußten aus dem Ministerium, an ihre Stelle traten Armand Emanuel Richelieu, Herzog von Fronsac, einer der wenigen, durchaus ehrenhaften

Charaktere der Epoche, und der Graf von Decazes. Der erstere hatte lange Zeit als Generalgouverneur von Odessa in russischen Diensten gestanden und war bei dem Czaren sehr angesehen. Der zweite war Höfling durch und durch.

Mit der neuen Kammer begann eine neue Schreckenszeit. Schon am 16. Okt. wurde ein Aufruhrgesetz und zwei Tage später die Aufhebung des Rechts der persönlichen Freiheit detretirt, um alle zu strafen, welche während der „hundert Tage" vom Königthum abgefallen waren. Marschall Ney, welcher zu Napoleon übergetreten war, wurde vom Pairshof verurtheilt und am 7. Dez. 1815 erschossen; in den Provinzen des Südens wandte sich der royalistische Pöbel gegen die Protestanten — in Nimes mußte die dort noch stehende östreichische Occupationsarmee gegen die fanatische Menge auftreten; in Avignon wurde der Marschall Brune ermordet. Da nach einer Verfügung des Polizeiministers Decazes jeder als „Feind des Staates" zu betrachten war, welcher „über die Verlegenheiten der Regierung Freude empfand", und da die Anwendung der im Oktober 1815 angenommenen Gesetze jedem Beamten überlassen war, so mußte die Anzahl der „Verdächtigen" natürlich eine sehr große werden.

Mit diesem politischen Rückschritt ging der kirchliche Hand in Hand. Aber die herrschende Partei zog die Zügel allzu straff an und stellte sich selbst dem Könige entgegen, wenn er nicht ganz mit ihr ging. Die Folge war, daß er im September 1816 die Kammer auflöste und die Majorität der ultrakönigischen Partei brach. Die neue Kammer erneuerte das Gesetz wegen Beschränkung der persönlichen Freiheit nicht, ihre Bemühungen, die Censur für alle Schriften auf drei Jahre zu verlängern, scheiterten an dem Widerstand der Liberalen (Independenten) und der Ultras, welche in diesem Augenblick ihre Feindschaft vergaßen, überzeugt, daß die Vorschläge gegen beide gerichtet seien.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Richelieu auf dem Aachener Congreß, gleichmäßig unterstützt durch den russischen Einfluß und durch die Schwäche Preußens: er erhielt das Zugeständniß von der vollständigen Räumung Frankreichs und eine mehr als großmüthige Erleichterung der Zahlungsbedingungen der letzten Kriegsschuld. In Aachen wurde auch Ludwig in die „heilige Alliance" aufgenommen, aber im Geheimen zugleich der engere Bund zwischen England, Rußland, Oestreich und Preußen erneuert.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Besatzungstruppen der Alliirten den französischen Boden verließen, — November 1818 — erfolgten die Neuwahlen für jenen fünften Theil der Deputirten, welcher der „Charte" gemäß jährlich erneuert werden mußte. Fast überall siegten die Independenten und die liberale Strömung begann zu wachsen — auch Lafayette erhielt wieder ein Mandat. Der Hof wurde unruhig, die Partei des Pavillons Marsan sagte eine neue Revolution voraus, Richelieu, überrascht durch die neue Stimmung, legte das Ministerium nieder. Aber dennoch siegten vorläufig unter Decazes,

welcher ein neues Cabinet bildete, die Liberalen. Durch einen „Pairsschub" brach er auch den Widerstand der ersten Kammer. Doch wie den Ultras von 1816 jede staatsmännische Mäßigung gefehlt hatte, so mangelte sie auch den Liberalen. Ihre Presse wurde maßlos, ihre Dichter, wie Beranger, griffen die Bourbons mit Hohn und Witz an; die Gereiztheit der Parteien stieg von Monat zu Monat.

In den Neuwahlen für 1819—1820 zeigte sich der Geist der Opposition noch stärker; unter den Gewählten war auch Gregoire, einer derjenigen, welche einst das Todesurtheil gegen den sechzehnten Ludwig gebilligt hatten. Die Hofpartei beanstandete die Wahl, es kam zu erregten Debatten, und Gregoire wurde ausgeschlossen. Schon beschäftigte man sich im Ministerium mit der Ausarbeitung eines neuen Wahlgesetzes, als am 13. Februar 1820 der Herzog von Berry, der zweite Sohn des Grafen von Artois, aus dem Opernhause tretend, von dem Sattler Louvet ermordet wurde. Die Unthat des Fanatikers zeigte, daß in vielen Kreisen ein unversöhnlicher Haß gegen die Bourbons lebendig war, und sie verstärkte, wie es nach solchen Ausbrüchen fast immer der Fall ist, den Haß gegen alle freisinnigen Einrichtungen. Die Königlichen sahen überall Verschwörer, obwohl Louvet eigentliche Mitschuldige nicht hatte. Zuerst fiel Decazes und Richelieu trat wieder an die Spitze des Ministeriums. Der Kammer wurden sofort Ausnahmsgesetze vorgelegt, welche auch eine eingreifende Umänderung der Wahlbestimmungen enthielten, durch die den Höchstbesteuerten, also der meistbesitzenden Klasse, der größte Einfluß gegeben werden sollte. Die Kammerverhandlungen waren stürmisch erregt, in Paris kam es zu Tumulten des niederen Volkes. Umsonst warnten einsichtige Männer, wie General Foy, Royer-Collard, Benjamin Constant (geb. 1767 in Lausanne) vor der Annahme der Vorschläge; es kam zu einem Compromiß, welcher zwar die bisher geltenden Wahlbestimmungen nicht umstürzte, aber den reichen Klassen ein doppeltes Wahlrecht gab. — Am 29. Sept. 1820 brachte die Gattin des ermordeten Berry einen Sohn zur Welt, Heinrich Herzog von Bordeaux. So war Louvets Plan, die Dynastie der Bourbons um ein zur Erbfolge berechtigtes Glied zu schwächen, mißlungen; die Royalisten jubelten. Aber im Volke war die Abneigung gegen das Königsgeschlecht im Wachsen begriffen; die constitutionell-freisinnige Partei gewann an Anhang, die Republikaner blieben unversöhnt und am Ende dieser Epoche bereiteten sich neue, gefährliche Wirren vor.

Noch schärfer als in Frankreich trat die Reaktion in Spanien hervor. Die Verfassung von 1812 war auf der verhängnißvollen Anschauung errichtet, daß Volk und Herrscher Feinde von Anbeginn seien. Ferdinand VII. hatte sie beschworen, weil ihn die Verhältnisse dazu gezwungen hatten; kaum war er wieder Herr, erklärte er sie als einen Eingriff in das göttliche Recht der Könige. Die Partei der „Liberalos" war gering, das unwissende Volk fana-

tisch kirchlich und königlich. Der König umgab sich mit einer Camarilla, welche fast noch erbärmlicher war, als er selbst; alle Anhänger freierer Anschauungen vom staatlichen oder religiösen Leben wurden aus ihren Stellungen entfernt oder verfolgt, dafür führte Ferdinand die Inquisition wieder ein und stellte alle Mönchsklöster wieder her — kurz es traten Verhältnisse ein, wie sie selbst in Spanien in solcher Form noch nicht dagewesen waren. Die finanziellen Zustände, die Lage des Handels und der Gewerbe waren bejammernswerth; das Räuberunwesen wucherte ärger noch als in Sicilien; um die Armee bekümmerte sich der jämmerliche König gar nicht, Offiziere und Truppen erhielten oft Monate lang keinen Sold. Unter solchen Verhältnissen waren die häufigen Soldatenaufstände begreiflich. Der größte derselben, Anfangs 1820, von dem Oberst Don Rafael del Riego in Scene gesetzt, setzte bald ganz Spanien in Flammen; das wandelbare Volk begeisterte sich wieder zur Abwechslung für die Constitution von 1812, der König sah sich gezwungen, den Eid auf dieselbe zu leisten und die Wahlen für die „Cortes" auszuschreiben, die am 9. Juli 1820 in Madrid zusammentraten.

Auch in Portugal griff eine Armeeverschwörung in die politische Entwicklung ein. Der König Johann VI. beherrschte das Land von Brasilien aus, was den Stolz der Portugiesen verletzte. Die Regentschaft lag dem Namen nach in der Hand des Patriarchen von Lissabon, in Wahrheit war Lord Beresford, der Befehlshaber des Heeres, der eigentliche Regent. Seine Nationalität wie die Bevorzugung englischer Offiziere führte einen Aufstand herbei, welcher jedoch schon am Anfang mit der grausamsten Härte unterdrückt wurde. Das mehrte nur den Haß gegen den Fremden. Nachdem Spanien das Beispiel gegeben hatte, folgte auch Portugal, als Beresford eben auf der Rückreise von Brasilien begriffen war, wo er sich Vollmachten geholt hatte. Am 23. Aug. begann der Aufstand in Oporto, am 7. Sept. war „im Namen des Königs" eine „Junta" eingesetzt, dem rückkehrenden Lord wurde die Landung einfach verweigert; seine Versuche, England zum Einschreiten zu bewegen, blieben erfolglos. Für den König galt es, sich rasch zu entscheiden, sollte anders Portugal dem Hause Braganza erhalten werden. Durch seinen thatkräftigen und ehrgeizigen Sohn, Dom Pedro, gedrängt, verließ er den Colonialstaat und setzte jenen als Regenten ein. Am 3. Juli 1821 kam er vor Lissabon an und übernahm, nachdem er die neue Constitution beschworen hatte, die Regierung.

Viel ungünstiger lagen die Dinge in Italien, welches nach dem Wiener Congreß wieder in selbstständige Staaten zerfallen war. Im Norden herrschte, bis auf Sardinien, Oestreich, aber das Mißtrauen gegen dasselbe wurde durch das Polizeisystem derartig gesteigert, daß selbst gute Verwaltungsmaßregeln mit Widerwillen angesehen wurden. Ueberdieß war in den Italienern das nationale Bewußtsein geweckt, und stellte sich der „Fremdherrschaft" feindlich gegenüber. Sardinien stand fast ganz unter Botmäßigkeit des Klerus,

trotzdem Viktor Emanuel dem Papste gegenüber nicht allzu nachgiebig war; in Parma regierte die Gattin Napoleons, Louise, unter der Beihilfe eines sehr vertrauten Freundes nach den Anweisungen des Wiener Cabinets.

Durch und durch verrottet waren die Verhältnisse im Königreich beider Sicilien und im Kirchenstaat. Das Papstthum hatte gewaltige Einbußen in den letzten Jahrzehnten erlitten, falsche und echte Aufklärung hatten ebenso wie die politischen Revolutionen manchen Grundpfeiler des einst so stolzen Baues unterwühlt. Aber gerade im Gegensatz zu der nüchternen Aufklärung und der Zerstörungssucht der Revolution und ihres Zög-

Pius VII.

lings Bonaparte hatte sich eine Geistesströmung entwickelt, die Romantik, welche seit Ende des vorigen Jahrhunderts in immerwährendem Steigen begriffen war, und nach mancher Richtung den Bestrebungen des Katholicismus entgegenkam. Bezeichnend ist's, daß die Romantik ursprünglich gerade aus protestantischen Ländern hervorging, wo die Trockenheit und Gemüthsleere der herrschenden Religion die Sympathien für den farbenreicheren, die Einbildungskraft beflügelnden Katholicismus erstehen ließ. Pius VII. war eine liebenswürdige Natur, sein Widerstand gegen den gemeinsamen Tyrannen hatte ihm auch dort Verehrer gewonnen, wo man sein Bekenntniß nicht theilte. Aber ihm fehlte jene Einsicht, welche auf dem Stuhle Petri wohl kaum zu

erlangen ist: daß nur derjenige die Geister beherrschen kann, welcher mit ihnen vorwärts schreitet. So wurden denn alle Institutionen, welche sich im Innern längst überlebt hatten, wieder erweckt, die Inquisition eingeführt, der Jesuitenorden hergestellt und alle Werkzeuge und Waffen zum Kampfe gegen den Zeitgeist von neuem hervorgeholt, während im Kirchenstaate Finanzen und Volkswirthschaft im Argen lagen, die Räuberbanden die nächste Umgebung der heiligen Stadt ausplünderten, unbekümmert um Bannflüche und Schlüsselsoldaten; während die Straßenbeleuchtung und Schutzpockenimpfung abgeschafft und alle ökonomischen Schriften auf das Verzeichniß der verbotenen Bücher gesetzt wurden.

Fast noch jämmerlicher waren die Verhältnisse im Königreich beider Sicilien, wo das von den Franzosen thatkräftig bekämpfte Räuberunwesen sofort wieder aufwucherte, als Ferdinand, der würdige Gatte Carolina's, seinem Volke wiedergegeben war. Da kein constitutionelles Leben der Opposition offene Bewegung gestattete, so griff dieselbe zur Einigung im Geheimbund der „Carbonaria", einer Nachahmung der Freimaurerei, welchem sich bald ähnliche Bündnisse zur Seite stellten, die sich gegenseitig bekämpften. Wie in Portugal, so folgte man auch hier dem Beispiele Spaniens. Der General Wilhelm Pepe stellte sich an die Spitze der Bewegung und am 9. Juli 1820 sah sich Ferdinand I. genöthigt, die Verfassung nach spanischem Muster zu beschwören — ganz Neapel schwamm in Wonne, aber kaum einer aus der Menge hatte eine Ahnung, wie die gepriesene „Verfassung" eigentlich aussehe. Nicht so friedlich entwickelten sich die Dinge auf der Insel Sicilien. Als man dort den Umschwung in Neapel erfahren hatte, wurde der Wunsch nach voller Unabhängigkeit lebendig. Umsonst widersetzte sich der königliche Gouverneur in Palermo, es kam zu blutigen Straßenkämpfen, welche am 18. Juli mit dem Siege des Volkes endeten. Eine Junta wurde gebildet, welche den Fürsten Villafranca als Vorsitzenden aufstellte und allmälig die ganze Insel unterwarf. Der König wollte jedoch die Forderungen derselben, staatliche Selbstständigkeit unter einem seiner Söhne, nicht erfüllen und unterwarf Sicilien mit Waffengewalt, so daß nach der Entscheidung die eine Hälfte des Reichs die freisinnigste Constitution hatte, die andre hingegen unter militärischer Dittatur stand.

Oestreich war natürlich am meisten empört darüber, daß in einzelnen Staaten Italiens liberale Einrichtungen bestanden und sogar die „Carbonaria" hof- und regierungsfähig geworden. Ließen sich auch in den Provinzen des östreichischen Italiens und in einigen vom Kaiserstaat abhängigen kleineren Ländern alle Regungen von volksthümlichem und revolutionärem Geist niederhalten, so war doch möglich, daß das böse Beispiel die guten Sitten verderbe. Metternich hoffte wieder von einem Congreß der Hauptmächte, welchen er nach Troppau geladen hatte, die Zustimmung zu einem Eingreifen in Neapel zu erlangen, wobei er stark auf Rußland zählte.

Die Verhältnisse des großen Czarenreiches waren ganz eigenthümliche. Alexander war eine in ihrer Art begeisterungsfähige Natur, aber gerade die leichte Beweglichkeit seiner Phantasie ließ auch seine Ideale rasch wechseln, so daß seiner Regierung die thatsächliche Folgerichtigkeit fehlte. Uebrigens gab es schon damals kein Land, das schwerer zu regieren war, als Rußland. Der Verkehr mit Westeuropa hatte wohl auf beschränkte Kreise seinen Einfluß geäußert, aber wie es nicht anders sein konnte, fanden die üblen Eigenschaften der Cultur mehr Nachahmung als die guten, so daß raffinirte Genußsucht bald neben innerer Unbildung, Freigeisterei im Sinne Voltaires und der französischen Encyclopädie dicht neben Aberglauben jeder Art standen. In der eigentlich „patriotischen" Partei, welche hauptsächlich aus Adeligen bestand, war trotz der Nachahmung westeuropäischer Lebensformen und Laster ein großes Mißtrauen gegen die moderne Bildung lebendig. Das beweisen die Ränke gegen Michael Speranski (geb. 1772), welcher als Sohn eines armen Popen sich durch eigene Kraft bis zum vertrauten Rathgeber des Czaren erhoben hatte. Seine Reformen auf dem Gebiete der Gesetzgebung, des öffentlichen Unterrichts und der Finanzen beweisen einen durchaus scharfen Geist und redlichsten Willen. Aber sowohl sein Einfluß auf den Czaren, wie seine Bemühungen um Aufhebung der Leibeigenschaft machten ihn dem hohen Adel verhaßt, welchem es endlich gelang, Speranski 1812 als angeblichen Freund Frankreichs anzuschwärzen, worauf ihn Alexander absetzte und nach Sibirien sandte. Er wusch sich von jedem Verdachte rein und durfte 1814 zurückkehren, trat aber erst 1816 wieder in den Staatsdienst und wurde 1819 Generalgouverneur von Sibirien.

Aber allen Reformen setzten sich in dem Riesenstaate kaum überwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die Beamtenwelt mußte bei der Ausdehnung des Reiches und der geistigen Trägheit der Massen einflußreicher sein als anderswo — „das Land ist groß, der Czar ist weit", dieses geflügelte Wort erklärte so manche Erscheinung: die Bestechlichkeit, den langsamen Rechtsgang, die Willkür der Verwaltung.

Die großen Ereignisse seit 1812 mußten Alexanders Aufmerksamkeit von den inneren Zuständen abwenden. Aber diese einflußreiche Stellung schädigte nicht nur den Culturfortschritt, sondern machte auch einen riesigen Aufwand für das Heer nothwendig und stempelte zuletzt Rußland zu einem Militärstaat, während die lebendigen Hilfsquellen des Reiches, Berg- und Landbau vernachlässigt waren. Letzterer konnte sich vor allem nicht heben, so lange die Leibeigenschaft bestand.

Auch Polens Erwerbung brachte wenig gute Früchte. Das Land war durch seinen Adel und seine Priester innerlich zu Grunde gerichtet, vom Volke als einer werkthätigen Gesammtheit konnte keine Rede sein, es war eine stumpfe, unwissende Masse, bar jedes belebenden Funkens. Der Czar hatte den Polen 1818 eine ziemlich freie Verfassung gegeben und den ersten

Reichstag selbst in Warschau eröffnet. Als aber die „Landboten“ — selbstverständlich nur Adelige — eine selbstbewußte Sprache anschlugen, wurde Alexander mißlaunig; in dieser Stimmung traf ihn die Einladung zum Congreß in Troppau.

Fünftes Kapitel.

Stimmungen und Strömungen der Gesellschaft.

Das achtzehnte Jahrhundert bildet einen der Wendepunkte in der Geschichte der Menschheit, denn es begann jenen Zerstörungsprozeß überlebter Formen, welcher noch in der Gegenwart fortdauert und vielleicht noch Jahrhunderte bedürfen wird, um zu Ende zu kommen. Aber während der Geist der Kritik alle bestehenden Satzungen vor den Richterstuhl der Vernunft zog und in den Kreisen der Gebildeten sich neue Anschauungen über Staat, Gesellschaft und Religion zu bilden begannen, waren diese selbst die Gleichen geblieben und arbeiteten mit den alten Formen fort. So mußte allmälig die Ueberzeugung wachsen, daß das alte Gebäude für die neue Zeit nicht mehr hinreiche. Ebenso natürlich war es, daß die zerstörende Bewegung von jenem Lande ausging, wo die Verrottung des Alten am stärksten zu Tage trat: in Frankreich. Wohl hatten, wie schon dargelegt worden ist, englische Gedanken auf dieses Land eingewirkt, aber dieselben mußten anders hier wirken, als auf der abgeschlossenen Insel, deren staatliches Leben sich in ganz verschiedener Weise entwickelt hatte. Dort waren dem Volke als der Preis langer Kämpfe freie Einrichtungen zutheil geworden, an welchen der zähe angelsächsische Stamm thatkräftig festhielt; in Frankreich jedoch hatte sich eine immer tiefer werdende Kluft zwischen Herrschenden und Beherrschten aufgethan, während zugleich in den Kreisen der ersteren selbst das Vertrauen auf die bestehende Ordnung immer geringer wurde.

Das vorrevolutionäre Frankreich zeigt uns die Selbstzerstörung des alten Regime nach allen Richtungen hin. Alle Gewalt ruhte in der Hand des Königs und seiner Beamten. Zwar hatte diese Centralisation in mancher Beziehung ihr Gutes gehabt, aber sie mußte zuletzt im Volke selbst jeden Herzensantheil am staatlichen Leben ersticken, mußte eine Klasse von Bevorzugten erzeugen und erbitterten Haß in die Seelen der Rechtlosen pflanzen. Der Bauer und der Kleinbürger waren kaum besser daran, wie Leibeigene,

vor allem schmachtete der erstere unter einem drückenden Frohndienst. Er hatte dem Staate, der Kirche und seinem Grundherrn Abgaben zu zahlen, welche, wie wir genau wissen, nicht selten 80 Procente des Einkommens betrugen, während der Adel und der Klerus mindestens ein Fünftel weniger Steuern zu zahlen hatten, als es nach Maßgabe ihres Vermögens nöthig gewesen wäre. Das alte patriarchalische Verhältniß, welches den Grundherrn mit seinen Hintersassen durch menschliche Bande vereint hatte, war schon längst zerrissen; er bekümmerte sich weder um das geistige noch um das leibliche Wohl derselben und überließ die Verwaltung des Grundbesitzes meist gewissenlosen „Intendanten", welche so viel als möglich aus dem Boden und den Menschen herauszuschlagen suchten, um die riesigen Bedürfnisse ihrer Herren zu befriedigen. So wuchs die Entfremdung beider Theile immer mehr; der Bauer sah höchstens im Sommer einmal den stolzen Aristokraten mit einer Schaar von Gästen und Dienern auf kurze Zeit erscheinen, oder durfte die Anmuth bewundern, mit welcher die vornehme Gesellschaft bei einer Jagd über sein mühsam bebautes Feld ritt. War er nicht schon stumpf geworden in der Schule der Unterthänigkeit, so häufte sich in ihm glühender Haß gegen jene auf, die alles Glück zu besitzen schienen, während er freudlos und rechtlos ihnen gegenüber stand.

Die Sonne, welche alle die kleineren Sterne des Adels an sich zog, war der Hof. Hier winkten Titel, Ehrengeschenke, Pensionen, hier Genüsse aller Art. Sowohl die vornehmen Priester wie die Aristokraten waren von einer Genußwuth ergriffen, welche keine Grenzen kannte. Jede ernste Arbeit war dem entnervten Geschlechte verhaßt, am Hofe und in den Salons zu glänzen, erschien werth des höchsten Ehrgeizes. Die Palais, welche der Adel, die Aebte und Bischöfe in Paris unterhielten, waren mit einem Luxus eingerichtet, welcher Millionen verschlang; eine Drohnenschaar müssiger Lakaien und Jäger, Kammerdiener und Zofen, Köche und Reitknechte half mit, die Renten zu verzehren, soweit Spiel und Maitressen etwas übrig ließen. Schon Montesquieu, der Verfasser der „Persischen Briefe", hatte lange vor der Regierung des sechzehnten Ludwig gesagt, daß Schulden und Adel unzertrennlich seien. Die folgende Zeit erwies die Wahrheit des Ausspruchs, denn die bevorzugten Stände waren von einer Verschwendungssucht ergriffen, welche naturgemäß die Zerstörung ihrer Verhältnisse herbeiführen mußte. Bankrotte der vornehmsten Aristokraten oder der Prinzen des königlichen Hauses gehörten, trotzdem Ludwig XVI. die Gläubiger oft genug befriedigte, nicht zu den Seltenheiten. Der ältere Bruder des Königs, der Graf von Provence, der spätere Ludwig XVIII., mußte 1783 12 Mill. Livres aufnehmen, um einen Theil seiner Schulden zu decken; der jüngere Karl, Graf von Artois, wurde zur selben Zeit wegen einer Summe von fast 15 Mill. gerichtlich belangt. Ebenso wirthschaftete der Herzog von Orleans und vergeudete mit feilen Dirnen Millionen. Ihrem Beispiele folgte der Adel und der hohe

Klerus, welcher meist ohne Rücksicht auf seine geistliche Würde ganz im Stile weltlicher Großen lebte.

Das gesellschaftliche Leben, weil die einzige Beschäftigung der vornehmeren Kreise, mußte sich zu einer ganz besonderen Kunst entwickeln. Jene Anmuth und Leichtigkeit des Verkehrs, welche den Franzosen schon im Mittelalter auszeichnete und stets gepflegt worden war, erreichte in der Zeit des fünfzehnten und sechzehnten Ludwig ihren Höhepunkt. Man unterwarf sich den Gesetzen des „guten Tons“ und hielt denselben in der Oeffentlichkeit unabänderlich fest. Dieser „gute Ton“ forderte, daß man in keiner Art von den Anschauungen der Gesellschaft abwich, keiner leidenschaftlichen Erregung Worte lieh; er forderte, daß man mit feinster Liebenswürdigkeit dem Liebhaber der eigenen Frau entgegentrat und sich einer Buhlerin wegen, welche eben in der Mode war, schlug; er forderte, daß man am Spieltisch lächelnd Hunderttausende verlor und gestattete, dem Handwerker und Lieferanten einige Hunderte Jahre lang schuldig zu bleiben. Jede Frivolität war erlaubt, wenn sie nur in feiner Form auftrat, das Laster wurde entschuldigt, selbst gerühmt, wenn es nur äußerlich nicht gegen die Convention verstieß. Genuß war das einzige Ziel dieser Gesellschaft, nicht nur der sinnliche, auch der geistige, aber beide mußten unterhalten, aufregen, mühelos sein und sich stets in feiner, geistreicher oder doch witziger Form darstellen.

Diese Art von Gesellschaft wäre von viel geringerer Bedeutung geworden, hätte sie nicht einen tiefgreifenden Einfluß auf die ganze Literatur gewonnen. Schon unter Ludwig XIV. war es der höchste Ehrgeiz der Dichter und Schriftsteller gewesen, vom Könige und den vornehmen Kreisen bemerkt und ausgezeichnet zu werden. Nicht zum kleinsten Theil lag die Ursache in der echt französischen Eigenart, aber auch die Schwierigkeit, sich durch die Honorare der Verleger Unabhängigkeit zu sichern, trug viel dazu bei, daß die Schaffenden jenen Kreisen zustrebten, welche allein zu belohnen im Stande waren. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß die Schriftsteller alles Mögliche thaten, um dem Geschmack der vornehmen Kreise entgegenzukommen; gelang es ihnen, hier festen Fuß zu fassen, so waren sie sicher, Gönner zu finden, welche ihnen die Widmungen ihrer Werke mit Geschenken oder jährlichen Pensionen bezahlten. Um aber zu gefallen, durften sie nicht tief, nicht von stolzer Eigenart sein, sondern glänzend, unterhaltend, erregend. Man begehrte viel zu wissen, aber nichts zu lernen, man forderte die Denkergebnisse über Gott und Welt in klarer, geistreicher Form, damit man selbst sich derselben wieder im Gespräche bedienen konnte.

Nun erscheint es wie ein Widerspruch, daß eine Literatur, welche sich gegen alles Bestehende wandte, den Absolutismus der Königsgewalt, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, die Religion und die Moral angriff, daß eine solche Literatur gerade in den vornehmen Kreisen ihre Stütze fand. Aber auch diese Erscheinung erklärt sich leicht dadurch, daß der hohe

Adel sich durch die unumschränkte Gewalt des Königthums und seiner Organe nach manchen Richtungen hin beschränkt fühlte, daß bei der allgemeinen Hetze nach Auszeichnungen und Ehrengeschenken viele in den Hintergrund gedrängt wurden und in die Reihe der Unzufriedenen traten. Dazu kam die kirchliche Unduldsamkeit; wohl machte der hohe Klerus alles mit, was der gute Ton forderte, aber er setzte zugleich alles in Bewegung, um sich persönliche Vortheile jeder Art zu erringen, und stand fest zusammen, wenn es galt, die orthodoxen Glaubenssätze gegen die herrschende Strömung zu beschützen. So ist es begreiflich, daß man die Schriftsteller auszeichnete, welche mit Geist, Witz und Spott die beiden größten Mächte, Königthum und Kirche, angriffen, ja daß man sich über diese Angriffe um so mehr freute, je schärfer und boshafter sie waren. Aber am meisten wirkte in den Kreisen, für die der Genuß alles war, die materialistische Moral, welche die Modephilosophie predigte. Was konnte ihnen einleuchtender sein, als daß sinnliches Wohlbehagen Zweck des Daseins sei, daß eine fein berechnende Selbstsucht das Handeln des Einzelnen bestimmen müsse? Das entsprach der geübten Lebensart und lieh derselben den Schein der Berechtigung. So wurde es denn Mode, gegen die bestehende Weltordnung in der Conversation zu Felde zu ziehen, Systeme für Staat und Religion, für Kunst und Leben zu erfinden; es wurde Mode, für Freiheitsideen, für Menschlichkeit, für Aufklärung zu schwärmen — nur durften dadurch selbstverständlich die Rechte der Vornehmen ja nicht geschmälert werden. Diese ganze Stimmung hatte im allgemeinen mit Ueberzeugungen nichts zu schaffen; man unterhielt sich mit den neuen Ideen, betrachtete dieselben als Mittel, um die Einförmigkeit des Gesellschaftslebens, das Treiben der Salons zu beleben, aber die eleganten Redner, voll Witz und Pathos, welche vor den schönen Frauen ihre Wortturniere hielten, diese Damen selbst dachten gar nicht daran, daß alle jene Gedanken allmälig zum Volke kommen könnten, daß der Bauer, der Handwerker, daß der Pöbel der Vorstädte von Paris auch Gefallen an dem bunten Spielzeug finden könnte; daß auch diese kaum beachtete Menge den „besten Staat" für sich begehren, für sich Glückseligkeit, Freiheit vom Zwange jeden Glaubens fordern könnte.

Die Schriftsteller, Voltaire und die Encyklopädisten kämpften gegen Verdummung und Unfreiheit, für Menschenrechte und für das arme Volk, aber genossen selbst mit vollen Zügen alle Genüsse der Vornehmen, allein ausgenommen Jean Jacques Rousseau, welcher, selbst ein Proletarier, die Begünstigten des Schicksals haßte — aber doch auch nicht im Stande war, ganz ohne sie, ohne den Beifall der vornehmen Damen zu leben.

Es ist ganz eigenthümlich und doch nicht überraschend zu sehen, welche Stellung die Frauen in dieser geistigen Bewegung vor der Revolution einnahmen. Sie sind es vor allem, welche den strebenden Schriftsteller in die Gesellschaft einführen, sie, welche ihm eine Stellung geben, für ihn vorsprechen, ihn vielleicht auch schützen, ja für ihn um Stimmen werben, wenn in der

„Akademie" ein Sitz frei geworden ist. Sie wollen Theil haben an den Errungenschaften der neuen Philosophie, sie fordern, daß Dichter und Gelehrte für sie schreiben und die schwere Sprache der Wissenschaft in das leichte, verständliche Geplauder des „Salons" übertragen. Hier vor allem sind sie schon unter Ludwig XIV. tonangebend. Da bildeten sich jene „Bureaux d'esprit", deren ältestes jenes der Marquise von Lambert war, einer Dame, welche in sich Geist und Tugend vereinigte. Späterhin fiel die letztere als unnöthig fort; fast alle die Frauen, welche literarische Salons hielten, hatten, gleichviel ob sie der Aristokratie, der Finanzwelt oder dem reichen Bürgerthum angehörten, eine ziemlich galante Vergangenheit, oder unterhielten offen ein Verhältniß oder mehrere. Der bedeutendste der älteren Salons war jener von Madame de Tencin, welcher 1717 eröffnet wurde. Die Dame spielte sogar einige Zeit eine politische Rolle als Maitresse des Wüstlings Dubois, des Cardinals und Ministers, später als Freundin der schönen Herzogin von Chateauroux, als diese eben die nicht seltene Ehre genoß, die Geliebte Ludwigs XV. zu sein. In dem Salon der Tencin ließen Montesquieu, Marivaux, der Verfasser beliebter Lustspiele, der spätere Günstling der Pompadour und viele andere ihren Geist leuchten, hier verkehrte Cardinal Lambertini, der nachmalige Papst Benedikt XIV., hier fand Montesquieu's „Geist der Gesetze" eifrigste Förderung durch die Frau des Hauses, aber zugleich wurde hier der frivole Witz und die Philosophie des Genusses gepflegt. Hatte doch die Tencin einen ihrer Liebhaber in ihrem eigenen Hause ermorden lassen, nachdem sie seiner satt geworden, und war nur durch ihre Verbindungen der Strafe entgangen, ohne daß die That ihr Ansehen in der Gesellschaft geschädigt hätte. Sie starb 1749.

Nach ihr waren es Marie Geoffrin, Julie d'Espinasse und die Marquise du Deffand, deren Salons die Mittelpunkte der Gesellschaft bildeten. Hier trafen die Stimmführer der geistigen Bewegung zusammen, lasen ihre neuesten Werke vor und kritisirten dieselben; hier wurden die scharfen Witzworte gegen die Kirche und das Königthum geschmiedet, die schnell durch ganz Paris die Runde machten und in Briefen nach Petersburg wie nach Sanssouci und Wien berichtet wurden, als das „Neueste der Saison". Auch zwei Deutsche sind zu nennen, welche geistreiche Kreise um sich sammelten, der pfälzische Baron Holbach, ebenso witzig wie frivol, Verfasser des „Systems der Natur". Zweimal wöchentlich vereinte er seine Freunde bei einem ausgesuchten Diner. Der zweite war der Baron Grimm, geboren in Regensburg, seit 1776 Geschäftsträger des Herzogs von Gotha. Er besonders war es, welcher der Kaiserin Katharina II. von Rußland, Friedrich dem Großen und anderen Fürsten durch eine Art von periodischer Zeitschrift über alle Erscheinungen auf literarischem und politischem Gebiete Bericht erstattete.

Aber wie reich diese Zeit an belebenden und an befreienden Gedanken war, ihr fehlte in Frankreich fast ganz das Herz. Man fühlt, daß selbst

die bedeutendsten Vorkämpfer neuer Anschauungen des sittlichen Idealismus bar und mit unzerreißbaren Fäden an eine tief verdorbene Zeit gekettet sind. Kaum noch in einer Periode der Geschichte, außer in den Jahren des Verfalls von Rom, haben die thierischen Triebe der Menschennatur solche Orgien gefeiert, wie sie jene Epoche von Ludwig XV. an unter einer glänzenden Hülle verbirgt. Es bedarf, um das zu erkennen, nur einen Blick auf jene schmähliche Literatur, welche nichts Anderes beabsichtigte, als stumpfe Sinne zu augenblicklicher Sinnlichkeit zu peitschen und damals bis in die Zeit der Revolution blühte eine Literatur, so niederträchtig schamlos, daß es keine Worte gibt, sie zu schildern. Hie und da erwachte die „staatliche Moral" und sperrte die Verfasser, wie Rochon de Chabannes oder Moufle d'Angerville in die Bastille, die meisten dieser „Dichter" wurden jedoch in ihrem edlen Handwerk nicht gestört und ihre Schriften bildeten eine gesuchte Lektüre. Es gab Orte in Paris, wie das „Hotel du Roule", in welchen die vornehme und geistreiche Männerwelt das in Thaten umsetzen konnte, was sie aus jener Literatur gelernt hatte.

Es war ein Boden, reif für die Saat der Revolution; leider aber entstammten mehrere der Führer dem Sumpfe und hatten den Gifttrank aus dem Becher des „alten Regime" bis zur ellen Neige geleert, als sie Freiheitshelden wurden — prangt doch einer von ihnen, Graf Mirabeau, mit einer Anzahl liederlicher Romane unter den Autoren der früher berührten Art.

Mehr noch tritt uns im Leben der vornehmen oder im Sinne der Zeit gebildeten Frauenwelt die ganze Haltlosigkeit der Epoche entgegen. Ein reines Familienleben war kaum zu finden, die Erziehung entbehrte zumeist ganz den Einfluß der sorgenden Mutterliebe, für welche das Gesellschaftsleben keine Zeit übrig ließ. Das Herz des Weibes mußte verkümmern, wo nur der „Esprit", jener schillernde Geist der Salons, Pflege fand. Und so entbehren fast alle die glänzenden, gefeierten Damen der Zeit den Zauber des echten Weibes; sie kennen keine Pflichten, keine Aufopferung, sie sind, wie ein Zeitgenosse sie treffend bezeichnet, „débauchées d'esprit" — weibliche Geisteswüstlinge, welche in den Spielen des Esprit alle Kraft zersplittern, ihr Herz aber ist leer und hohl. So konnte die du Deffand schreiben, es gebe Frauen, welche auf Bäume neidisch seien, weil diese keine Langeweile fühlen. Ja, Langeweile, ertödtende Oede, — sie liegen trotz allem Geist auf dieser ganzen Gesellschaft des vorrevolutionären Frankreichs. Ohne Gewissen, ohne Gott, aber abergläubisch, wie in einem Fieber hetzte sie sich ab nach Genuß, und rings umher stiegen immer drohender dunkle Wolken auf und die Erde begann zu beben.

Und neben dieser Gesellschaft wuchs das reiche oder doch gebildete Bürgerthum empor, welches die Theorien von Freiheit und Gleichheit viel ernster erfaßte und deren Verwirklichung, wenn auch nur nach oben hin, zu fordern

bereit war, und tief unten das getretene Volk, unwissend, roh, hungernd, es hörte auch allmälig etwas von jenen schönen Worten, als die Wahlen für die „Etats généraux" stattfanden. Man sagte ihnen, sie seien auch souverän, man versprach ihnen, daß sie Theil haben sollten an der Herrschaft, man pries ihnen Dinge, die sie nicht verstanden. Aber wie ein Funke in eine Pulvertonne, so fielen diese Worte in die Menge, und der revolutionäre Gedanke hatte ein wildes Heer hinter sich, nicht von Ideen begeistert, sondern entflammt von Haß und von Selbstsucht.

Unter den geschilderten Verhältnissen allein wird die folgende Entwicklung begreiflich; sie erklären, daß schon am Beginn der Bewegung die rohe Kraft des Pöbels entscheidend eingriff, daß wie mit einem Schlage fast in ganz Frankreich das morsche Gebäude der königlichen Gewalt zusammenbrach und an ihre Stelle die vollkommene Gesetzlosigkeit trat; sie erklären uns, warum die besten Glieder der constituirenden Versammlung in einer unheilvollen Verblendung Einrichtungen und Gesetze vertheidigten und zur Geltung brachten, welche für den wirklichen Charakter der Nation, wie er damals war, unbedingt nicht paßten. Die schönen idealen Systeme waren für den Idealmenschen geschaffen, welcher nur der höheren Einsicht folgt, sie waren jedoch durchaus verfehlt, weil sie die Leidenschaften der Menschennatur, die Forderungen der Wirklichkeit nicht in Betracht gezogen hatten. Sie vergaßen, daß die lange geknechtete Menge die Worte Menschenrechte, Freiheit des Thuns und der Presse, Gleichheit aller Bürger nicht so auffassen werde, wie das „System" es wollte, sondern so wie es die Leidenschaften begehrten. Und dieser Irrthum wurde entscheidend für die Revolution, für ihre blutigen Gräuel, für ihren Wahnsinn und zuletzt für jene Gewaltherrschaft des Einen, welcher klug keinen höheren Grundsatz hatte als den, die nationalen Leidenschaften zu benützen — als Mittel zum Zweck.

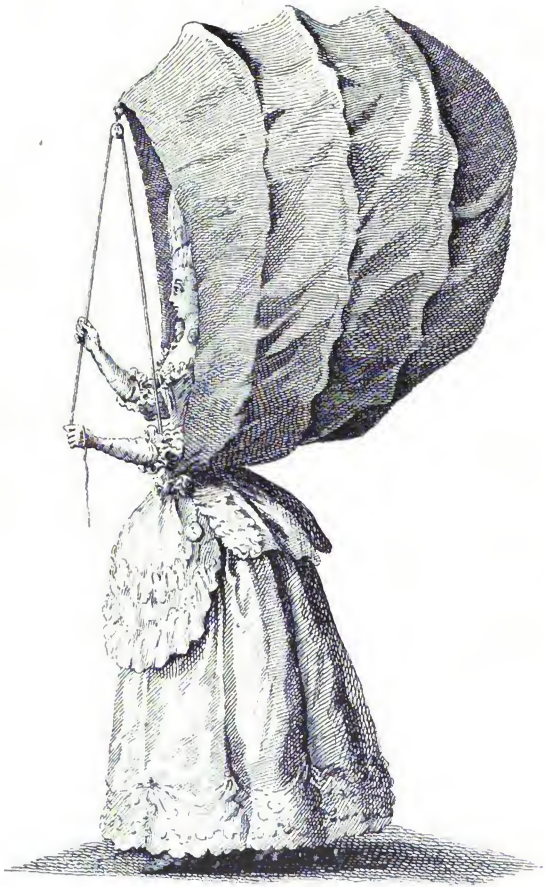
Die Revolution vertrieb den größten Theil derjenigen Gesellschaft, welche den Ton angegeben hatte — bezeichnend für den aristokratischen und prinzlichen Emigranten war ihr Benehmen im Auslande. Aber leider gab es auch unter den „neuen Menschen", welche die Revolution bis zum Zusammensturze der Schreckenszeit emporhob, sehr wenig reine Charaktere, und nur zu schnell und zum Schaden für die berechtigten Ideen der Bewegung erwies ein Ausspruch Montesquieu's seine Wahrheit: „Ohne Bürgertugend gibt es keinen demokratischen Staat." So sehr eine parteilose Geschichtsschreibung anerkennen muß, daß manche glänzende Errungenschaft unseres modernen politischen Daseins in jener Epoche wurzelt, so muß sie dennoch den idealen Schimmer, welcher sie umgibt, als eine Täuschung hinstellen. Wohl gab es Idealisten, wie viele jener Männer, die sich am Beginn der Bewegung im Salon der Gattin Rolands versammelten. Sie selbst eine begeisterungsfähige Natur, träumte von einer Republik, welche unmöglich war, und suchte die Männer ihrer Umgebung für ihre Ideale zu begeistern. Auch um Frau

Julie Recamier. Von L. David.
(Nach einer Photographie aus dem Verlag von Ad. Braun & Cie. in Dornach.)

v. Staël, die Tochter Neckers, schloß sich ein Kreis, meist Anhänger der späteren Gironde. Aber als die Erregung zum Sturme anwuchs, fegte sie die Reste des gesellschaftlichen Lebens fort. Je mehr die Bergpartei, Danton, Robespierre, Marat u. s. w. zur Herrschaft gelangte, desto mehr trat auch die Selbstsucht überall hervor — man muß wahrlich lange suchen, um uneigennützige Charaktere unter den Stimmführern zu finden. Die „Schreckenszeit" zeigt neben dem offenen und geheimen Kampfe der Parteien, in welchem kein Mittel verschmäht wurde, die Entfesselung aller Leidenschaften. Die „republikanische Moral", die besonders Robespierre so oft betonte, die „Tugend", war nicht viel mehr als eine Phrase — vornehmlich zeichneten sich viele der Dantonisten durch die Verachtung jedes sittlichen Gefühls aus. Begreiflich ists, daß auch in dem Pöbel eine tiefe Verkommenheit Platz greifen mußte, nachdem er so oft Gelegenheit gefunden hatte, seine Macht zu fühlen.

Nach dem Sturze Robespierre's begann das Gesellschaftsleben wieder zu erwachen. Therese Tallien, Gattin des Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses, eine glänzende, etwas leichte Weltdame, vereinte um sich die entschiedensten Republikaner, während die Gemäßigten hauptsächlich bei Julie Recamier, einer der schönsten und wie es scheint auch achtbarsten Frauen von Paris, verkehrten. Später eröffnete auch Frau v. Staël wieder ihre Salons. Ein freier Ton herrschte im Verkehr fast allgemein, doch schon kamen mit der beginnenden Rückkehr der Royalisten langsam wieder die Anreden „Monsieur" und „Madame" zur Geltung. Zu den eleganten Damen gehörte auch die Wittwe des Generals Beauharnais, die schöne Josephine, Napoleons spätere Gemahlin. Auch sie hatte sich nicht vorwurfsfrei erhalten. Eine besondere Erscheinung der neuen Gesellschaft bildete die „goldene Jugend" (jeunesse dorée, „les muscadins"). Dieselbe trug ein gleiches Costüm und große, mit Stoßdegen versehene Knüttel; einer ihrer Lieblingssports war es, die jetzt machtlosen Jacobiner zu prügeln oder prügeln zu lassen, bis deren Clubs am 12. Nov. 1797 endgiltig gesprengt waren.

In diese Zeit fällt auch die Veränderung der Kleidermoden: das „grand habit" der vorrevolutionären Zeit war mit dem alten Regime verschwunden, mit ihm jene ewig wechselnden vielbespöttelten Frisuren, welche die Damen zuletzt nöthigten, im Wagen zu knien, um den kostbaren Bau von der Künstlerhand Léonards oder Lefèvres zu schonen; es verschwanden die Schönpflästerchen (mouches) in Gestalt von Herzen, Sternen und Sonnen, wo möglich mit Brillanten eingefaßt. Die erste Zeit der Revolution und des Terrorismus hatte alle diese Herrlichkeiten mit einem Schlage vernichtet; wo die Köpfe so unsicher auf dem Halse waren, schien es unnöthig, den „Coiffüren" so große Sorgfalt zuzuwenden, und auch sonst war es gerathen, keinen Luxus zu treiben. Als jedoch das Gesellschaftsleben wieder begann und die schönen Frauen von neuem die Scepter der Anmuth, wenn auch nicht der Weiblichkeit ergriffen, da begann die Mode wieder ihre Herrschaft. Aber noch galten,



Reifrock zum Schutze der Frisur.

Facsimile einer Carricatur von 1778. (Original im Besitze des Verfassers.)

Eine Taufe zur Zeit des Direktoriums. Von Frederik Hendrik Kämmerer, geb. im Haag.

wenigstens dem Wortlaute nach, Freiheit und Gleichheit, noch gebrauchte man die Redewendungen der Republik und verglich sich mit Römern und Griechen. Frau Tallien hatte zuerst den Anfang mit jener antikisirenden Tracht gemacht, das Haar nach griechischem Muster ungepudert in einen Knoten verschlungen, durch ein Kleid aus sehr, sehr leichtem Stoff, welches so viel als möglich enthüllte, ihre Reize in das beste Licht gestellt. Da auch ein Schlitz eines der Beine, welche mit fleischfarbigen Tricots bekleidet waren, frei ließ und man statt Schuhen Sandalen trug, so glaubte man, sich der Natur ganz genähert zu haben. (S. Abbildung auf S. 32.) Später kam die Mode der „Merveilleuses“ in Schwung, auch von der Tallien erfunden: lange, dicht anschließende Röcke, weiß oder roth mit Palmen gestickt, darüber im Winter pelzeingefaßte Mäntel. Man hatte so lange nicht mehr das Vergnügen in Ruhe genießen können, daß man das Versäumte doppelt einholen mußte; es entwickelte sich eine Zwanglosigkeit im Umgange der Geschlechter, wie sie vorher nicht dagewesen war. Das ging durch alle Stände und wurde durch die Möglichkeit, die Ehe schnell zu schließen und zu trennen, natürlich unterstützt. — Die Pariser Mode wurde mit verschiedenen Aenderungen allmälig auch in Italien und Deutschland angenommen, doch hielt man sich hier mehr in den Grenzen des Anständigen; am längsten erhielten sich die älteren Formen in England. (S. Abbildung S. 123.)

Die Zeit des Direktoriums entwickelte den Verfall der öffentlichen Sittlichkeit. Frankreich war eigentlich schon jetzt eine Republik ohne Republikaner. Die meisten der Direktoren, besonders Barras und Rewbel, betrachteten den Staat, trotzdem er am finanziellen Zusammensturze stand, als ein Mittel, sich und ihre Creaturen zu bereichern. Während der letzten Jahre waren ungefähr 50,000 Mill. Assignaten ausgegeben worden, so daß zuletzt das Verhältniß des baaren Geldes zu dem Papier wie 1 zu 1000 war. Unterschleife und Bestechungen waren fast selbstverständlich geworden und wurden besonders schwunghaft in den eroberten Provinzen, wie in den Rheinrepubliken betrieben. Diese Verlotterung war nicht die letzte Ursache, daß die begeisterten deutschen Freiheitsschwärmer abgekühlt wurden. Der Vollziehungscommissär des „Rhein- und Moseldepartements“, Sta, verstand es besonders gut, die Umstände zu benützen. Görres, damals noch glühender Republikaner, griff ihn rücksichtslos in seinem „Rothen Blatte“ an, bis der allgemeine Skandal das Direktorium bewog, den Schurken zurückzurufen. Die Vertreter der „einen untheilbaren Republik“ wirthschafteten ärger, als die Beamten der früheren Kirchenfürsten; ein nicht geringer Theil der rheinischen Waldungen wurde von dem Forstinspektor Dumonceau rücksichtslos gefällt und verkauft, doch mußten die Käufer vorher dem Herrn seinen Antheil bezahlen, ehe er die Wegführung der Stämme gestattete; ebenso verschacherte er die Stellen in der Forstverwaltung — alle Beschwerden waren umsonst, denn Dumonceau war ein Vetter des Direktors Rewbel, welcher allen seinen

Verwandten auf ähnliche Art eine „Versorgung" zu verschaffen wußte. Ein anderer Sendling der Republik, Derode, fälschte einfach die Rechnungen und setzte einmal statt 20,898 Livres 157,567 ein. Die Sache kam auf — und wurde vom Direktorium niedergeschlagen. Derselbe Derode bekleidete die Stellung eines Richters. Da kann es nicht Zweifel erregen, was ein Zeitgenosse schrieb: „Die Tribunale haben allen Kredit verloren, man sagt es sich offen, daß man ohne Geld kein Recht erhalten kann, die Bestechlichkeit wird systematisch betrieben."

Die ganze Lage war derart, daß Frankreich, ehe noch das Jahrhundert verschwand, nach Ruhe und nach Ordnung lechzte. „Wir fürchteten," schreibt Frau v. Remusat in ihren Memoiren, „durchaus nicht die Regierung eines Einzigen, wir eilten ihr entgegen." Es war die allgemeine Ueberzeugung, daß es anders werden müsse; man hatte den ewigen Wechsel der Gewalthaber, die Beunruhigungen durch die extremen Parteien, man hatte die Unehrlichkeit oben wie unten satt und war bereit, die Besserung der Lage selbst um den theuersten Preis zu erkaufen. Die ehrenhaften Vertreter aller Ueberzeugungen mußten die Männer des Tages verachten lernen, welche wie ein Barras und Talleyrand selbst wichtige Staatsgeschäfte, wie die handelspolitischen Verhandlungen mit Nordamerika (1797), zu einer Quelle ihres eigenen Vortheils zu machen suchten; die echten Freunde einer vernunftgemäßen Freiheit mußten einsehen, daß die herrschenden Mächte Verächter des Rechtes waren, sie mußten sich empört fühlen über die Art, wie das Direktorium z. B. die Schweiz vergewaltigte und ausplünderte. So ist es begreiflich, daß die Nation Napoleon als Retter begrüßte. Mit eiserner Hand griff er in die Verhältnisse ein, jedes Talent benützend, welches sich ihm bot, stellte den Frieden mit der Kirche und den Staatsgläubigern her und ordnete die Verwaltung. Zwar durfte noch für den gestorbenen Washington eine großartige Todtenfeier begangen werden, aber die Huldigungen des Redners galten auch hier weniger dem Freiheitgedanken, als dem Monarchen, welcher noch den bescheidenen Titel des Consuln trug.

Monarchisch aber war schon Bonaparte's Auftreten, und die abgeschaffte „Etikette", die Tyrannin des alten Hofes, wurde es dem neuen gegenüber. Schon 1803 waren die Verhältnisse des Landes geordnet, die Finanzlage eine sehr günstige, die Rechtspflege, die Verwaltung in verläßlicheren Händen; der Ackerbau und die Weincultur wurden vielfach gefördert, Handel und Gewerbe blühten auf. Dabei war Frankreichs Ansehen im Auslande groß, die Stimme Bonaparte's schwerwiegend. Wie hätte da das zufriedene Volk den Urheber dieser Errungenschaften nicht preisen, ihm nicht alle Ehren erzeigen sollen, als wäre er ein König? Uebrigens benahm er sich im Kreise seines Hofes ganz als Autokrat, Etikette und Selbstbeherrschung waren die Pflicht aller, nur die seinige nicht; von jener gegenseitigen Rücksichtnahme, welche einst selbst Ludwig XIV. anderen gegenüber geübt hatte, war hier keine

Englische Moden von 1781.

Facsimile einer gleichzeitigen Darstellung. (Original im Besitze des Verfassers.)

Spur zu entdecken. Der neue Hof des Consuln trug den Stempel des Emporkömmlings, wie auch Bonaparte trotz aller Genialität ihn niemals in seinem Benehmen ganz verwischen konnte. Er war rücksichtslos im höchsten Grade, verletzend, höhnisch, wenn eine Laune ihn anwandelte oder er damit bestimmte Zwecke verfolgte. Sein Aeußeres vernachlässigte er, vielleicht mit Berechnung, dagegen forderte und liebte er einen fast rohen Glanz an seiner Umgebung, was später noch mehr zu Tage trat. Die Würde des Auftretens fehlte ihm — Talleyrand behauptet, ihm einmal gesagt zu haben: „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind. Wenn Sie sich seiner mit Kanonen entledigen könnten, er lebte schon lange nicht mehr." Vielleicht ein erfundener, aber jedenfalls bezeichnender Ausspruch. Frau v. Remusat, Hofdame Josephine's, bemerkt treffend, Napoleon sei bestimmt gewesen, entweder unter Halbwilden oder auf einem Throne zu leben, wo alles gestattet sei. Auf den Maskenbällen der Tuilerien ging er im Domino und redete alle Damen mit sehr wenig anständigen Worten an. Wurde er angesprochen, ohne die Dame zu erkennen, so riß er ihr einfach die Maske vom Gesicht. „Ich bin ich," soll er einmal gesagt haben, „und ein ganz anderes Wesen als die übrigen Menschen"— jedenfalls war sein ganzes Thun von dieser Ueberzeugung bestimmt. Er besaß Genie und Thatkraft, sonst aber keinen Funken von Herzensgröße: Berechnung war alles, selbst sein Edelmuth. Dreißig Jahre war er alt, als er nicht mehr ferne vom Throne stand; hätte er bei seiner Natur innehalten können auf dem Wege, welcher ihn über Jena, Aspern, Moskau und Leipzig nach St. Helena führen sollte? Jeder Mensch ist zum großen Theil sein eigenes Schicksal, wer sich nicht beherrscht, ists doppelt. Noch ehe er die Krone sich auf das Haupt setzte, sprach er offen schon von einem Reiche, das die Welt beherrschen soll; seine Phantasie flog von der Selbstsucht beflügelt über die Grenzen der Möglichkeit hinaus.

Der consularische Hof bestand zum größten Theil aus Männern und Frauen, welchen feine Weltsitte ziemlich fremd war, meist Geschöpfe ihres Herrn oder Emporkömmlinge aus der Zeit des Direktoriums. Wenige von ihnen vermochten eine strengere Prüfung ihres Charakters zu bestehen, ihre sonstige Bildung war auch nicht selten sehr unbedeutend. Die Familie Bonaparte's konnte in mehreren ihrer Mitglieder als sehr schmutzig bezeichnet werden, Josephine war nichts mehr als eine Modedame, welche sich zumeist nur mit ihrem Putz beschäftigte, verschwenderisch, immer in Schulden, gutmüthig, aber ohne jedes geistige Interesse. Liebesintriguen ziemlich eindeutiger Art wurden ohne jegliche Scheu betrieben, Bonaparte selbst betrachtete Frauen ohne jeden Idealismus, und obwohl er die antiken Enthüllungen à la Madame Tallien verbot, nahm er es mit der Treue nicht besonders streng; war aber seine Sinnlichkeit befriedigt, so wandte er sich schnell wieder ab.

Das Leben am Hofe trug trotz aller Feste den Stempel der Langenweile an sich, welche noch mehr hervortrat, als Napoleon Kaiser geworden war.

Eine Reihe von Staats- und Hofämtern aller Art wurde geschaffen, das Ceremoniell rasch geregelt, so daß der nöthige Pomp der Majestät entfaltet werden konnte, aber an Stelle der ehemaligen feinen Beweglichkeit herrschte ein steifes Wesen, welches die abgebildete Carricatur „Le suprême bon-ton“ treffend ironisirt.

Noch mehr gewann die Hofetikette durch die zweite Vermählung des Kaisers an Geltung. Schon 1808 und 1809 hatte derselbe eine große Zahl seiner Generäle und Beamten mit Fürsten- und Herzogstiteln beschenkt, und daneben auch viele Vertreter des alten Adels an sich gezogen, so daß die Tochter des habsburgischen Geschlechtes eine glänzende Umgebung fand. Das

Le suprême bon-ton.
(Original im Besitze des Verfassers.)

Paar stand sich gleichgiltig gegenüber; die Kaiserin war eine der ersten, welche nach dem Zusammensturz von dem Gatten abfiel. Napoleon blieb auch unter dem „verschärften Ceremoniell“ derselbe. Am Hofe blühte die Charakterlosigkeit üppig auf — der alte Feudaladel bückte sich vor dem Herren, welcher ihm Güter und Vorrechte zum größten Theile wiedergegeben hatte, aber er rechnete fest auf die Rückkehr des alten Dynastenhauses; der neue Adel war auch, wenige ausgenommen, nur durch Selbstsucht an den Kaiser gefesselt und bereitete, wie Talleyrand, Fouché, alles vor, um im passenden Augenblicke die Farben wechseln zu können. So hatte zuletzt der Absolutismus dasselbe Ziel wie die Revolution erreicht: die Charaktere zu verderben, Heuchelei und Selbstsucht groß zu ziehen.

Das Wiedererkennen zweier Freunde. (S. Seite 127.)

(Original im Besitze des Verfassers.)

Die Epoche von 1798 bis zur Rückkehr der Bourbons war für Frankreich und für Europa eine ebenso entsittlichende, wie jene der früheren Herrschaft. Die Revolution verbreitete, weil es ihr an „Bürgertugend" fehlte, Schrecken und Angst allüberall; das Kaiserreich that dasselbe und war eine Geisel für ganz Europa geworden. So blieb als der vorläufig sichtbare Rest einer fast 26jährigen Kriegszeit nichts mehr zurück als ein fieberhaftes Verlangen nach Ruhe, nach Ordnung. Es lag in den Fürsten, in den Diplomaten — Metternichs „System" ruhte auf diesem Stützpunkt — und selbst in den Völkern, welche sich vor jeder Wiederholung der großen Tragikomödie fürchteten. Deßhalb drängte die Zeit wieder in ebenso mächtiger Ebbe zurück, wie sie vorher emporgefluthet war; deßhalb suchte die Mehrzahl der Lebenden wieder Schutz bei dem absoluten Staate und der absoluten Kirche.

Aber zugleich waren Gedanken erweckt worden, welche nicht mehr aus dem Buche der Geschichte gestrichen werden konnten; unter der Asche der

„Restauration" glomm der Funke weiter. Frankreich aber war innerlich so nervös erregt, daß man sicher sein durfte, es werde von dort aus in nicht zu ferner Zeit wieder der alte Sirenensang von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erschallen. Und während Tausende und Tausende, Selbstlinge wie Idealisten den Traum von 1798 weiter träumten, bestieg der achtzehnte Ludwig den Thron und umdrängte ihn die Schaar der Aristokraten, mit wenigen Ausnahmen Menschen, welche dünkelhaft sich den Lehren der Geschichte verschlossen und weiter lebten wie zuvor, elegant wie ihre Ahnen, nicht weniger ausschweifend und frömmelnd wie jene: Edelmann und Abbé beherrschten wieder die aristokratischen Salons. (S. Carricatur S. 126.)

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie die Geistesbewegung in Deutschland andere Wege eingeschlagen hat. In Frankreich wandte sich das Interesse hauptsächlich dem Staate zu, hier der Befreiung des Individuums in Hinsicht auf das Geistes- und Gefühlsleben. Die Ursachen dieses Unterschiedes liegen am Tage. Gerade weil unser Vaterland politisch zersplittert war, vermochte sich kein solcher Absolutismus wie in Frankreich zu entwickeln. Die große Zahl der Herrscher bedingte die Verschiedenheit der Regierungsgrundsätze, und wenn auch das Volk im allgemeinen für das staatliche Leben belanglos blieb, so waren doch nicht alle Stämme zu gleicher Zeit von einem Herren geknechtet. Unter den kleinen Fürsten gab es immer irgend einen, welcher seinen Regentenpflichten mit Ernst nachkam und um das Wohl seines Landes besorgt war. Besonders seit Friedrich der Große, wohl der bedeutendste Herrscher, den die neuere Geschichte Deutschlands kennt, sich in Wort und That als Bekenner freier Anschauungen im staatlichen und religiösen Leben bekannt hatte, und Joseph II. seinem Beispiele gefolgt war, erlitt die Lehre vom Selbstherrscherthum im Sinne Ludwigs XIV. einen Stoß. Das Streben beider Fürsten war aus innerster Ueberzeugung auf das Wohl ihrer Staaten und auf die Entwicklung freierer Menschenbildung gerichtet. Da sie, besonders Friedrich, sich im gewissen Sinne an die Spitze der liberalen Strömung gestellt hatten, so konnten verschiedene Ideen, wie sie aus Frankreich eingeführt wurden, nicht so auf die Massen wirken, wie es dort der Fall gewesen war. Die Gebildeten und der Bürgerstand erfreuten sich in den beiden großen Staaten im allgemeinen einer würdigen Stellung, wenn sie auch wenig Einfluß auf das öffentliche Leben besaßen. Die Vorrechte des Adels waren nicht derartig, daß sie auf den anderen Ständen so drückend lasteten, wie es in Frankreich der Fall war. In Preußen hatte der große König seine Sorge auch dem Bauernstande zugewendet und ihn der Willkür des großen Feudaladels zum Theile entzogen; war die Steuervertheilung auch ungleich, — in einzelnen Provinzen zahlten Adel und Geistlichkeit keine direkten Abgaben — so drückten doch die Beiträge die unteren Stände nicht. Durch Urbarmachung wüsten Bodens, durch Ausschreibung von Prämien für Pflege der Landwirthschaft und durch theilweise Beseitigung der Leibeigen-

schaft wurde der Bauer gehoben und gewann Liebe zum Boden. Noch mehr suchte Friedrich die Industrie zu fördern, ohne das „Fabriksystem" zu übertreiben. Die damalige Stellung Preußens forderte ein schlagfertiges Heer, dieses natürlich Mittel. Der König suchte dieselben hauptsächlich durch die „Accise", d. h. durch die auf Gegenstände des Consums gelegten indirekten Steuern zu gewinnen. Die Nachtheile dieses Systems, vor allem die Schwierigkeit der Controle und die Unterstützung von Unterschleifen traten zwar bald zu Tage und säeten Unzufriedenheit. Aber dennoch lag die Steuer viel mehr auf den Reichen als auf den Armen, umsomehr, als sie alle Luxusbedürfnisse traf, die Rohprodukte jedoch zumeist verschonte.

Aus den freien Anschauungen des Königs ging von selbst hervor, daß er Gedanken- und Gewissensfreiheit hochhielt, so lange beide die Achtung vor den bestehenden Gesetzen nicht aus dem Auge ließen. Ihm war jede Confession in gewissem Sinne gleichgiltig, aber da er es zu offen zur Schau trug, bereitete er bereits die rückläufige Bewegung vor, welche zuletzt in einer romantisirenden Religiosität endete.

Auch Genies altern. Die letzten Regierungsjahre zeigen eine stets wachsende Unzufriedenheit in allen Kreisen, selbst in der Armee. Friedrichs Strenge erbitterte Offiziere und Soldaten. Es ist bezeichnend, daß im Laufe des Jahres 1781 an 800 Desertionen und viele Selbstmorde unter den Gemeinen der Berliner Garnison stattfanden, daß 1783 die Mittel fehlten, um die neuen Justizeinrichtungen ins Leben zu rufen, und die Beamten einige Monate lang kein Gehalt erhielten. Das Volk jubelte dem neuen Könige zu — aber schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritt war es ernüchtert und machte durch Spottschriften und Broschüren seinem Unmuth Luft.

Die Regierung Friedrich Wilhelms II. bezeichnet den Rückschritt auf allen Gebieten. Das Preußen Friedrichs war eine Schöpfung, welche nur bestehen konnte, so lange er selbst am Leben war; nach ihm mußte die langsame Auflösung beginnen, selbst wenn der Nachfolger ein anderer gewesen wäre als er es war. Am stärksten beherrschten ihn die Sinnlichkeit und ein Hang zum Mysticismus. Das private Leben des Königs war dem entsprechend, sein Beispiel wirkte auf die höheren und mittleren Stände nicht zum Besten ein. Dabei aber wurde durch das Religionsedikt vom 9. Juli 1788 jede Abweichung von den kirchlichen Dogmen mit Amtsentsetzung und bürgerlichen Strafen bedroht und am 19. Dez. desselben Jahres durch die Censurbestimmungen die freie Meinungsäußerung unterdrückt. Frömmler, wie Minister Wöllner und der General von Bischofswerder, Maitressen, wie die Frau des Kämmerers Rietz, bekannt als Gräfin v. Lichtenau, die Gräfin Dönhof, Fräulein v. Voß u. s. w., alchymistische Schwindler, welche Gold machen wollten, waren die Leiter des sinnlichen und verschwenderischen Königs. Mit Freuden hatte man die Aufhebung einiger Monopole und die Abschaffung der französischen Beamten begrüßt, bald mußte man jedoch erkennen, daß

der König nicht im Stande sein werde, die Vortheile des friedericianischen Systems zu erhalten und dessen Mißstände zu beseitigen. Die Verschwendung des Hofes verschlang Summen, welche selbst einen reichen Staat hätten ruiniren können. Schon als Friedrich Wilhelm II. König wurde, soll er an 10 Mill. Thaler Schulden gehabt haben, darunter 100,000 Dukaten, welche er von Kaiser Joseph entliehen hat. Dem Fräulein v. Voß hatte er, als er sie zur Gräfin v. Ingenheim und zur Maitresse erhob, eine Verschreibung von zwei Millionen gegeben. Der Kaiser bemerkte darüber in einem Briefe an seinen Bruder Leopold: „Das heißt theuer dasselbe Vergnügen bezahlen, was man bedeutend billiger haben kann." Uebrigens muß bemerkt werden, daß weder die Voß noch die Dönhof sich in die politischen Angelegenheiten eingemischt haben. Nicht nur die Verschwendungssucht, sondern auch der bei Hof übliche Ton pflanzte sich auf die Gesellschaft der Hauptstadt und zuletzt auch in die Provinzen fort. Dazu kam noch im Offiziersstande, welcher nur aus Adeligen zusammengesetzt war, Mangel an Pflichtbewußtsein und selbst an äußerem Anstandsgefühl; in der Justiz entweder Verschleppung der Prozesse oder Bestechlichkeit; in der Heeresverwaltung Unordnung, Unterschleife aller Art; für Hebung der Industrie geschah nichts, für die Agrikultur nur Halbes; selten waren Verdienste, fast immer Verbindungen für Beförderungen entscheidend.

Daß die Erziehung des Kronprinzen, Friedrich Wilhelms, nicht sorgfältig war, erscheint natürlich. Er besaß jedoch schon als Jüngling ein edles Herz, war bescheiden, ja menschenscheu, leider ohne Selbstvertrauen, leicht lenkbar. Diese Eigenschaften blieben ihm auch, als er König wurde und das Erbe übernahm, in welchem Heer, Verwaltung und Finanzen, Beamtenthum und Volk demoralisirt waren. Andere Sitten kehrten bei Hofe ein; die Königin Louise war das Vorbild einer Gattin, Mutter und Hausfrau, der König edel und mild — aber er besaß nicht jene Thatkraft, welche damals nöthig gewesen wäre, um die Folgen des vergangenen Jahrzehnts zu beseitigen; die Verderbniß hatte leider zu tief gegriffen. Wurden auch durch ehrliche Männer manche Mißstände beseitigt, war auch der König redlich und ernst bemüht, — das lebende Geschlecht ließ sich nicht durch ein neues ersetzen. Im Adel, im Militär und im Bürgerstand blieb die eingerissene Verlotterung der Sitten bestehen und Berlin ward in dieser Beziehung zu einem märkischen Paris — ohne Grazie; die Liederlichkeit förderte Erscheinungen zu Tage, wie sie unter dem Direktorium nicht ärger gewesen sind. Das geistige Leben blieb zumeist nur auf die bürgerlichen Kreise beschränkt, der hohe Adel war fast bedeutungslos, und langsam erst tauchten jene seiner Mitglieder auf, welche später die Ehre Preußens glänzend vertreten sollten.

Eine besondere Stellung errang sich damals um die Wende des Jahrhunderts das Judenthum. Lange schon hatte sich innerhalb desselben eine geistige Gährung bemerkbar gemacht, welche durch den edlen Moses Mendels-

sohn, den Freund Lessings, gefördert worden war. Ein Theil der Israeliten lebte ohne jede Verbindung mit der modernen Bildung zähe am Alten haftend weiter. Die geschichtliche Entwicklung und die Stimmung der Völker hatten den Juden die Theilnahme an den geistigen Kämpfen verweigert und die zähe Thatkraft des Stammes auf den materiellen Erwerb hingedrängt. Aber die tiefgehende Bewegung des 18. Jahrhunderts, einerseits die nüchterne Verständigkeit, andrerseits die sentimentale Erregbarkeit waren auch in das Judenthum eingedrungen und hatten das Bewußtsein von der Beschränkung ihrer Lage wieder lebhafter gemacht. Auf die Berliner Gemeinde wirkte besonders Mendelssohn ein und suchte in ihr die Theilnahme an der geistigen Thätigkeit zu pflegen. Die Frage der Judenemancipation kam zuerst durch ihn und dann durch die französische Revolution in Fluß. Kaiser Joseph hatte im Toleranzedikt ausdrücklich gesagt, daß er die Juden zu „nützlichen Mitgliedern" der Gesellschaft machen wolle, Friedrich Wilhelm II. beabsichtigte auch, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen und that einige Schritte von geringer Tragweite. In der Gesellschaft gewannen die Israeliten nicht wenig dadurch, daß die zwei legitimen Söhne des Königs, wie der östreichische Gesandte in Berlin, Fürst Reuß, berichtet, von einem jüdischen Gelehrten, wahrscheinlich von Professor Markus Herz, in den Naturwissenschaften unterrichtet wurden. Die rein religiöse Seite der Bewegung wird noch später berührt werden. In den Kreisen der gebildeten Berliner war die Stimmung den Juden gegenüber getheilt. Einerseits wies man mit Recht darauf hin, daß man denselben Freiheit der Bewegung gestatten müsse, um sie dem modernen Culturfortschritt zu gewinnen. Die Humanitätsgedanken, wie sie im 18. Jahrhundert theils ernste Ueberzeugung, theils Mode waren, mußten die Rechtlosigkeit des Stammes als ein Unrecht erscheinen lassen und die Sympathien der Gebildeten den strebenden Geistern jenes Volkes zuwenden, welches so lange nur mit dem materiellen Beruf des Geldverdienens sich befassen durfte und den Schutz der Gesetze mit klingender Münze bezahlen mußte. Die geistige Erregung war damals in gewissen Kreisen des Judenthums sehr groß. Sie strebten mit fast fieberhaftem Eifer danach, sich auf die Höhe der Zeitbildung aufzuschwingen, und ließen sich sowohl von der nüchtern-verständigen Strömung, wie von der beginnenden Romantik beeinflußen. Dadurch entstanden Spaltungen innerhalb des Judenthums, den Fortschreitenden stellten sich die Orthodoxen entgegen, welche kein Tüpfelchen von dem alten Formelkram aufgeben wollten. Bezeichnend ist folgendes: die jüdischen Gemeinden hatten die Gewohnheit, ihre Todten nach dem Ableben sofort auf den Friedhof zu bringen, dort von eigens bestellten Leuten, meist alten Weibern, reinigen und ankleiden zu lassen und sie am ersten Tage zu beerdigen. Die Folge war, daß mehrmals Scheintodte bestattet wurden; besonders ein Fall in Breslau machte großen Lärm. Da erließ Friedrich Wilhelm III. vom Cabinet aus eine Anfrage an die Aeltesten der Berliner

Judenschaft, ob ihre religiösen Bücher eine Bestimmung in Hinsicht auf die geltende Sitte enthielten. Dieß wurde verneint und so verfügte der Minister am 16. Febr. 1798, daß jede Leiche drei Tage lang, bis die annähernde Gewißheit des Todes erlangt sei, in einem Leichenzimmer aufgebahrt bleiben müsse. Die Verfügung wurde von den gebildeten Juden mit Genugthuung aufgenommen, von den Starrgläubigen aber einfach nicht befolgt. Da trat der Fall ein, daß April 1798 dem Arzte Dr. M. Zadig in Breslau, einem allgemein geachteten Manne, ein Kind verstarb und er der israelitischen Beerdigungsgesellschaft mittheilte, er werde es die vorschriftsmäßige Zeit von drei Tagen im eigenen Hause behalten. Die Herren schrien Zeter und erklärten, dem Kinde, falls der Vater die rituellen Vorschriften mißachte, die Beerdigung zu verweigern. Kurz, zuletzt sah sich Dr. Zadig genöthigt, die Behörden anzurufen: der Polizeidirektor wohnte mit mehreren Inspektoren der Beisetzung bei.

Derartige Vorkommnisse verletzten nicht nur die freier denkenden und gebildeten Juden, sondern nährten auch unter den Christen die Abneigung gegen jenen Theil des Stammes, welcher sich mit eigensinniger Härte jeder besseren Anschauung verschloß.

Im Gesellschaftsleben selbst waren die Stimmungen auch verschieden. Der Reichthum vieler ungebildeter Juden gestattete ihnen, ein großes Haus zu machen; im überhasteten Streben, den Ton der anderen Berliner Kreise zu treffen, verläugneten sie nicht selten ihre Eigenart. Ein Schriftsteller jener Zeit charakterisirt 1797 einen Dandy dieser Gesellschaft launig mit folgenden Worten: „Er hat Liebesintriguen mit Christinnen, und zum Beweise, wie tolerant er sei, zeichnet er lauter Christusköpfe.“ Der plötzlich hervortretende Drang nach Bildung mußte naturgemäß zuerst die Verbildung hervortreten lassen — es gibt keine Nation, welche nur aus Mendelssohns und Lessings besteht. Am regsten bekundete sich das Geistesleben bei einer Reihe von geistig hochbegabten Jüdinnen, welche mit einer fast krankhaften Begeisterung den Cultus Goethe's und der sogenannten Romantiker betrieben und für Kunst und Philosophie schwärmten. Der Drang, das leidenschaftliche Gefühl aus den Banden des Herkommens zu befreien, führte einige dieser Frauen zu sittlichen Fehltritten und zu Uebertreibungen, andere zu religiöser Schwärmerei und zum Katholicismus. Jene Stimmung des Sturms und Drangs, wie sie im ersten Abschnitt gezeichnet worden ist, wirkte ja noch immer fort, verschärfte besonders im Verkehr der Geschlechter den möglichen Gegensatz zwischen Pflicht und Gefühl und ließ das letztere als vornehmlich berechtigt erscheinen. Nicht wenig trug zu dem Ueberschwang der Empfindung der damals gerade trotz Mendelssohns edlem Streben zum Theile verknöcherte Mosaismus bei, welcher die Sehnsucht nach einer phantasiereicheren und milderen Religion erstarken ließ.

Friedrich Schlegel, einer der Führer der romantischen Dichterschule, hat

Rahel Varnhagen.

1799 in einem Aufsatze „Ueber die Philosophie“ den Begriff „Religion“ in einer Art erklärt, welche am meisten jenen geistvollen, erregbaren Frauen gefallen mußte. Er sagte, man besitze Religion, „wenn man göttlich denkt, dichtet und lebt, wenn man voll von Gott ist, wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Sein ausgegossen ist, wenn man nichts mehr um der Pflicht, sondern alles aus Liebe thut, und wenn man es nur darum thut, weil Gott es sagt, nämlich Gott in uns“. Diese schönklingende Erklärung, in welcher sich Wahrheit und Phrase vermischen, war ganz ge-

Henriette Herz.

ſchaffen, die Phantaſie zu beflügeln und zugleich zu verführen, denn der Satz von „Pflicht und Liebe" mußte, auf das Leben angewendet, gefährlich werden, und iſt es auch bei Dorothea Veit, der geiſtvollen Tochter Mendelsſohns, geworden, welche Schlegels wegen die Pflicht, d. h. ihren Gatten verließ.

Am höchſten unter den Frauen dieſer Kreiſe ſtehen Rahel Levin, die ſpätere Gattin des Diplomaten und Schriftſtellers Varnhagen von Enſe, und Henriette Herz, die Frau eines berühmten Arztes; beide ſind ſpäter zum Chriſtenthum übergetreten. Die erſte gehört zu den bedeutendſten Vertreterinnen ihres Geſchlechtes, gedankenreich, gefühlswarm, von männlicher Geiſtesklarheit und dann wieder hellſehend wie eine Prophetin. Henriette war klug und ſchön, bei ihr beſonders traf faſt alles zuſammen, was an bedeutenden Männern ſich am Beginn des Jahrhunderts in Berlin aufhielt, die beiden Humboldt, der Naturforſcher und der ſpätere Miniſter, Wilhelm und Friedrich Schlegel, der Theologe Schleiermacher, der Publiciſt und nachmalige Günſtling Metternichs Gentz und auch mehrere Prinzen des Königshauſes. Der Verkehr war ſehr zwanglos, wie es damals „Ton" war, aber geiſtige In-

tereſſen bildeten das Band, welches die ſonſt ſo verſchiedenen Menſchen vereinte; ſie traten hier viel mehr in den Vordergrund, als es ſonſt irgendwo in der Berliner Geſellſchaft der Fall war. Die „Jahrbücher der preußiſchen Monarchie“ von 1798 enthalten eine Schilderung des geſelligen Lebens, welche zum Theil auch für die ganze nächſte Zeit wahrheitsgemäß iſt. Als Unterhaltungsmittel beſonders beliebt war das Kartenſpiel, dem ſelbſt Frauen und Mädchen ſich mit Leidenſchaft hingaben; meiſt blieben Männer und Frauen bis zur Abendtafel, welche gewöhnlich um 10½ Uhr ſtattfand, getrennt, den letzteren war noch der Strickſtrumpf auch in der Geſellſchaft des engeren Kreiſes geſtattet. Der Aufſatz rügt an den Berlinerinnen eine gewiſſe Sucht zu glänzen und das Beſtreben auf Witze Jagd zu machen, er tadelt an der ganzen Bevölkerung die Vorliebe zu mäkeln und an allen Dingen nur die ſchlechten oder lächerlichen Seiten hervorzuheben, und vermißt eine größere Empfänglichkeit für lebhafte Eindrücke. In den Kreiſen der Jugend, beſonders der Studenten, herrſchte das Bemühen, in Kleidung und Benehmen ſich über das Schickliche hinwegzuſetzen und in Geſellſchaften ſelbſt Mädchen gegenüber Witze zu machen, welche ſich nicht immer in den Grenzen des Anſtands hielten. Aber ſchon damals trat auch ein edler Zug, der zur Wohlthätigkeit, in allen Ständen gleichmäßig zu Tage; als die Stadt Ruppin durch einen großen Brand zum größten Theil eingeäſchert worden war, befand ſich die ganze Hauptſtadt in Erregung, arme Dienſtboten wetteiferten mit den Wohlhabenden und Reichen, ihr Scherflein zur Linderung der Noth beizutragen.

Am wenigſten angekränkelt von den Unſitten der Neuzeit war das untere Bürgerthum, bei welchem Fleiß und Häuslichkeit in hohem Maße herrſchten und ſchlichte Religioſität ihre Pflege fand. Die üblichen Vergnügungen dieſer Kreiſe waren beſcheidener Natur, denn die nicht allzu lebhafte Eigenart derſelben ließ ſich bald zufrieden ſtellen; deßhalb gab es auch weniger Volksbeluſtigungen, als es in Wien der Fall war; nur das Scheibenſchießen auf verſchiedenen „Schützenplätzen“ und die Revuen brachten eine größere Menſchenmenge auf die Beine.

So verſchieden die einzelnen Stämme Deutſchlands auch waren, die Sentimentalität und das Streben nach Befreiung des individuellen Empfindens zeigte ſich im Laufe des 18. Jahrhunderts in der ganzen gebildeten oder halbgebildeten Geſellſchaft im Norden und im Süden. Die Art, wie Liebe und Freundſchaft immer mehr überſchwänglich wurden, bezeichnet am klarſten die Erregung der Gemüther; ernſte Männer und halbwüchſige Jünglinge wetteiferten mit Mädchen und Frauen in der Pflege des „empfindſamen“ Geiſtes, welcher in der Zeit von 1770—90 ſeinen Höhepunkt im „Wertherfieber“ fand. Viele Bündniſſe der Dichter jener ganzen Epoche tragen den Stempel des Ueberſchwangs an ſich. Gleim, der Dichter und Kanonikus in Halberſtadt, hatte ſich einen „Freundſchaftsſtempel“ angelegt, in welchem er die Bilder aller Bekannten aufhing; er ſtand mit den meiſten Schriftſtellern

in brieflichem Verkehr und zog mehrere nach der kleinen Stadt, wo er in angenehmen Verhältnissen lebte. Der Ton dieser Briefe rechtfertigte es, daß Herder sie spottend „Halberstädtische Liebesbrieflein" nannte. Daß eine solche Zeitstimmung bei der Jugend noch stärker wirkte, ist natürlich. In Göttingen waren verschiedene Studenten 1772 zu dem sogenannten „Hainbund" zusammengetreten. Bei dem Scheine des Mondes tanzten sie um eine Eiche, riefen Mond und Sterne zu Zeugen ihres Bundes an und schworen sich ewige Freundschaft. Der Genius dieser jungen Poeten war Klopstock, der Messiassänger; sie schwärmten für Religion, Deutschthum und Freiheit, und haßten die Tyrannen, haßten Voltaire und Wieland, den „Sittenverderber".

Aber mit diesem stürmischen und unklaren Enthusiasmus entwickelte sich zugleich der Drang, die im socialen Leben geltenden Sittengesetze umzuwerfen und das eigene Empfinden als Maßstab des Handelns hinzustellen. Die Folge war sittliche Unklarheit, aus welcher Verirrungen mancher Art hervorgehen mußten. Der Dichter der „Lenore", Bürger, hatte sich 1774 vermählt, liebte aber zugleich mit wilder Leidenschaft die Schwester seiner Gattin, die von ihm besungene „Molly". Im Leben der meisten Dichter der Sturmzeit kann man wenigstens einmal Verirrungen ähnlicher Art nachweisen; Verhältnisse, welche mit sentimentalem Ueberschwang begannen, endeten in Befriedigung der Sinnlichkeit. Dieser Zug der Wirklichkeit spiegelt sich mehrfach in der zeitgenössischen Literatur — der Held eines Stückes ist so edelmüthig, daß er seine Gattin dem Anbeter derselben mit den Worten überläßt: „Ich will den Namen Eurer Heirat tragen;" in einem anderen Drama entmannt sich der Held und heiratet dann ein frisches, naives Mädchen. Darf man auch nicht geradezu das Leben einer Epoche aus den Werken ihrer Dichter construiren, immerhin bezeichnen dieselben klar und deutlich einen gewissen Bruchtheil der Zeitanschauung. Am meisten offenbarte sich die Krankhaftigkeit des Gefühlslebens in dem beispiellosen Erfolg von „Werthers Leiden" — der Roman ist ein Kunstwerk ersten Ranges, aber nicht das war's, was man daran bewunderte, sondern die Sentimentalität des Helden, welche ihn zum Untergange führt. Da die Empfindsamkeit eine Zeitkrankheit im vollsten Sinne war, so zog sie aus der Stimmung des Werkes neue Nahrung, und es kann uns nicht wunderbar erscheinen, daß „Werther" nachweislich in verschiedenen Fällen krankende Gemüther zum Selbstmord getrieben hat. Witzige Köpfe und ernste Männer versuchten es, den herrschenden Ueberschwang und die sentimentale Thränenfluth einzudämmen, aber derartige Bewegungen müssen ebenso wie Gewitter von selbst aufhören — in einzelnen Erscheinungen hat sich sowohl „Sturm und Drang" wie die weichliche Empfindsamkeit bis weit in unser Jahrhundert fortgesetzt.

Die geschilderte Erregung des deutschen Geisteslebens bestimmte auch die Auffassung jener geschichtlichen Vorgänge, welche sich in Amerika und dann in Frankreich abspielten. Die deutschen Denker waren kühn und rücksichtslos,

einer von ihnen, Immanuel Kant, unterwarf die größten Ideen der Menschheit seiner scharfen Kritik; Gelehrte untersuchten das Recht des Fürsten und scheuten sich nicht, schwerwiegende Wahrheiten auszusprechen, aber fast alle Kämpfe um religiöse und politische Freiheit spielten sich im Reiche des Gedankens ab: man besaß den Muth zu denken und zu schreiben, aber bückte sich doch meist unterthänigst vor dem „Landesherrn". Auch bei uns waren revolutionäre Stimmungen vorhanden, auch bei uns begeisterten sich Jünglinge wie Männer für die abstrakten Freiheitsgedanken, ohne daß diese idealistische Schwärmerei auf weitere Kreise gewirkt hätte. Man hatte zwar die Empfindung für verschiedene Mißstände, und schon im 8. Jahrzehnt stimmten einzelne Zeitschriften hie und da einen ganz kräftigen Ton an, wie die „deutsche Chronik", welche Daniel Schubart bis zu seiner Gefangenschaft auf dem Hohenasperg herausgab. Die tiefe Begeisterung, mit der ein Herder, die thatkräftige Gedankenklarheit, mit welcher ein Lessing den Humanitätsgedanken verfochten, mußten die Gebildeten auch für die Freiheitsideen empfänglich machen, welche in der reinsten Auffassung mit der Humanität eng verbunden sind. Als die Generalstaaten nach Paris einberufen waren, begrüßte der Dichter Klopstock das Ereigniß mit einer Ode; noch 1790 klagte er in einer andern, daß nicht Deutschland, sondern Frankreich „der Freiheit Gipfel erstieg".

Am 15. Juli 1790 feierte man in Hamburg ein „Freiheitsfest" zu Ehren der französischen Revolution. Freiherr v. Knigge, der Verfasser des Werkes „Ueber den Umgang mit Menschen", schilderte dasselbe begeistert in einem Briefe an seine Tochter und erzählt, daß unter Kanonendonner und lautem Jubel „auf baldige Nachfolge in Deutschland, Abschaffung des Despotismus u. s. w." getrunken worden sei.

Diese theoretische Begeisterung beschränkte sich nicht auf dieses einzelne Ereigniß, man begegnet ihr bei Dichtern, Philosophen und Geschichtsschreibern. Aber nur in engerem Kreise versuchte man die Gedanken zu verwirklichen, wie es in den Rheinlanden geschah. Unter den begeisterten Kämpfern für den revolutionären Gedanken ist besonders Georg Adam Forster zu nennen (geb. 1754 in Danzig). Als er den „Mainzer Clubisten" beitrat, war seine Seele erfüllt von reinstem Enthusiasmus für jene Freiheit, welche als Ideal vor seiner Seele schwebte. 1793 wurde er von der französischen Partei des Clubs nach Paris gesendet, um dort die Aufnahme der Rheinrepublik in die französische zu betreiben. Aber als er mitten in das selbstsüchtige Getriebe der Parteien eintrat, da brachen seine himmelanstrebenden Hoffnungen zusammen. — „O, seit ich weiß," schrieb er, „daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an." Aber ihm blieb die Rückkehr in die Heimat verwehrt, denn ein Preis von 100 Dukaten war auf sein Haupt gesetzt. In der Seele gebrochen, arm und verlassen starb er am 11. Jan. 1794 in Paris.

Die Enttäuschung über den Fortgang der Revolution war in Deutschland fast allgemein; die Begeisterten wurden abgekühlt, die kühleren Beob-

achter traten auf die Seite der Gegner und es bereitete sich von ungefähr 1795 an eine rückfluthende Bewegung, welche zuletzt naturgemäß die Hauptstütze der zurückschreitenden Bestrebungen im staatlichen und kirchlichen Leben werden mußte. Die Erscheinung Napoleons wirkte blendend und gewann ihm selbst in Deutschland aufrichtige Bewunderer — erst später, als der Kaiser der Sklave seines eigenen Dämons geworden und der Druck seiner Herrschaft auf Deutschland lastete, fielen die uneigennützigen Verehrer ab. Aber trotz allem Elend, welches Bonaparte über unsere Heimat brachte, war er für dieselbe wie für Europa von Nutzen: er erweckte wieder den nationalen Geist und dämmte dadurch jenes Weltbürgerthum ein, welches in unklare Phantastik auszuarten drohte; unter seinen Schlägen bäumte sich der Stolz der Völker auf und Deutschland, vor allem jedoch Preußen, erstarkte in der harten Schule des Elends. In einer trotz der folgenden Reaktion für unsere Geschichte entscheidenden Zeit hatte es die Führung ergriffen — das wurde im Volke selbst, trotzdem der Staat sich zum Schleppenträger des östreichischen „Systems" machte, nicht mehr vergessen.

Weibliches Feierkleid. 1813.

Die Stärkung des deutschen Gedankens übte einen tiefgehenden Einfluß auf die geistige Entwicklung aus; die empfängliche Jugend nahm ungestüm

den Geist der Befreiungsepoche in sich auf und reifte zur Mannheit. Mochte auch der kommende Rückschritt vieles vernichten, in Tausenden wirkten die Ideen weiter und fachten langsam ein steigendes Interesse am staatlichen Leben an; sie erhielten den Gedanken lebendig, daß unser vielgespaltenes Vaterland einmal zur Einheit gelangen, daß unser Volk zum Bewußtsein seines eigenen Werthes kommen werde.

Im gesellschaftlichen Leben dauerte leider die Erhebung nicht allzulange, so herrliche Beispiele von edelstem Bürgersinn auch die Jahre 1813 und 1814 allüberall zeigten. Ich habe schon erwähnt, daß sich im Kreise der deutschen Frauen das Bestreben regte, sich von der Herrschaft der Pariser Mode loszusagen. Die Seite 137 beigefügte Abbildung veranschaulicht das vorgeschlagene weibliche Feierkleid, welches zuerst in den Frauenvereinen und dann allgemein eingeführt werden sollte. Ob diese Tracht jemals irgendwo Aufnahme gefunden hat, darüber vermochte ich nichts zu finden, dagegen ist sicher, daß die deutschen Modebilder von 1817 wieder ganz und gar von französischen Mustern abhängig waren.

Viel weniger lebhaft und stürmisch gestaltete sich die ganze Epoche in Oestreich, viel beharrlicher blieb der Charakter seiner schönen Hauptstadt. Dort huldigte man seit jeher einer naiven Genußsucht; das Volk war viel liebenswürdiger, als die nördlichen Stammesgenossen, aber auch viel weniger geistig thätig, wozu die katholische Religion wohl am meisten beigetragen hat. Der Hof war unter Maria Theresia sehr kostspielig gewesen, die finanziellen Verhältnisse des Staates nicht in besonderer Blüthe, denn die Schulden betrugen bei Josephs Regierungsantritt 460 Mill. Mit den edelsten Absichten bestieg der Fürst den Thron, entschlossen, alles zu beseitigen, was ihm als Hinderniß des geistigen und materiellen Fortschrittes erschien. Sein eigenes Leben war kaum anders, als das eines Privatmanns, er vermied für sich jeden Prunk und blieb in der Art seines Benehmens einfach und anspruchslos. Der preußische Gesandte am Wiener Hof, Baron Riedesel, berichtet einmal nach Berlin: „An einem Abend besuchte der Kaiser den Staatskanzler (Kaunitz), als eben bei demselben Gesellschaft war. Der Kaiser sprach mit jedem, auch mit mir, im freundlichen Tone, dann sprach Kaunitz mit ihm allein. Während dieser Unterhaltung nahm der Minister sitzend den Thee, während der Monarch vor ihm stand."

Aber die Schlichtheit des Herrschers blieb wenigstens auf den Adel und die reichen Stände eigentlich ohne Einfluß; wenn man die beglaubigten Skandalgeschichten der Zeit liest, so erklärt es sich zuletzt sogar, daß Maria Theresia „Keuschheitscommissionen" hatte einsetzen können. Das Leben der hohen Kreise blieb in Wien ebenso entsittlicht, wie in Berlin, Petersburg und Paris. — Die Volksstimmung war anfangs schon nicht allzu freundlich gegen den Fürsten: er hatte viele unnöthige Pensionen eingezogen, den Geistlichen die sogenannten „Stolgebühren" genommen, verschiedene Zuschüsse, welche

Kaiser Joseph II.

ungarischen Aristokraten gezahlt wurden, aufgehoben. Verletzte Selbstsucht wird stets Feindschaft. So kann's nicht erstaunlich sein, daß man den Kaiser in Schmähschriften angriff, die sich einigemale sogar in der Burg angeschlagen vorfanden. Joseph kannte die Stimmung und suchte durch alle Mittel die Einsicht zu heben. Eines der ersten war die Aufhebung der Censur, welche unter der verstorbenen Kaiserin durch Geistliche gehandhabt worden war. Da-

mals hatte es sich oft ereignet, daß diese in Privathäuser eindrangen, um nach verbotenen Schriften zu fahnden. Das Gebot des Fürsten bestimmte, daß alle Angriffe auf die christliche Religion unterbleiben, aber periodische Schriften geduldet werden sollten, trotz einzelner anstößiger Stellen, ebenso Kritiken, „sie mögen treffen, wen sie wollen, sobald sie nur keine Schmähungen enthalten". Die noch vielverbreitete Anschauung, daß der Kaiser Feind des Christenthums war, ist unrichtig, er war nur Gegner der hierarchischen Bestrebungen, die Staatsmacht zu schädigen und sich die Gemüther zu unterjochen. Sein Vorgehen war aber zu gewaltsam und mußte zuletzt dort schaden, wo der Klerus so einflußreich, das Volk so mit demselben verwachsen war, wie in Oestreich. Das Toleranzedikt stieß deßhalb nicht nur bei Bischöfen, sondern auch in einzelnen Provinzen bei der Bevölkerung und bei den Beamten auf entschiedenen Widerstand, wie in Böhmen und besonders in Ungarn, wo man die Unzufriedenheit zugleich als Mittel zu politischen Umtrieben benützte und die Stände gegen die Zulassung protestantischer Beamten Einsprache erhoben. Ueber welche Mittel der Klerus verfügte, geht am besten daraus hervor, daß seine Einkünfte größer als die des ganzen Staates gewesen sind.

Der Widerstand gegen die Gleichstellung der Protestanten und Juden, gegen die Einengung der kirchlichen Gewalt, gegen die Reformen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, gegen das Streben, den Bauernstand frei zu machen — alles das beweist, daß Oestreich im allgemeinen noch nicht reif genug war, um seinen edlen, wenn auch etwas unruhigen Kaiser zu verstehen. Wohl erwarb sich derselbe zuletzt die Herzen der Unterthanen, vornehmlich in Wien, aber nur in kleinen Kreisen fand er ein aufrichtiges Verständniß für seine Absichten, um so weniger, als er durch seinen leidenschaftlichen Eifer, zu nützen, viele Maßregeln überstürzte. Ein einiges, vom deutschen Geiste belebtes Oestreich wollte er schaffen und förderte leider nur die Abneigung der einzelnen Stämme gegen den gemeinsamen Staatsgedanken. Dem unglücklichen Herrscher fehlte der Erfolg — die Unzufriedenheit wuchs, führte zum Aufruhr in den Niederlanden, zur Gährung in Ungarn, zu Bauernaufständen in Siebenbürgen und in Krain. Einmal sagte Joseph zu seinem Geheimschreiber, man könne auf seinen Grabstein die Worte setzen: „Hier ruht Joseph II., der in allen Unternehmungen unglücklich war." Noch bis Mitternacht zwischen dem 19. und 20. Febr. 1790 war er trotz unsäglicher Körperleiden in Staatsgeschäften thätig, fünfeinhalb Stunden später war er todt. — Die Regierung seines Nachfolgers war zu kurz, um das östreichische Geistesleben nachhaltig beeinflussen zu können, um so tiefer wirkte dagegen die Franz II. Der Kaiser selbst war geistig wenig bedeutend, wenn auch klug berechnend. In einer Charakteristik, welche der Gesandte Kursachsens 1784 von dem damals noch sehr jungen Prinzen entworfen hat, heißt es: „Die Natur scheint ihn weder in Bezug auf Geist noch auf Körper zu etwas Hervorragendem bestimmt zu

Nachricht.

Mein jüngstens unter dem Titel:

Werthers Zusammenkunft mit Lottchen

im

Elysium

angekündetes dem

verehrungswürdigstem schönem Geschlecht

vorzüglich gewidmetes

Zweytes grosses Feuerwerk,

werde ich nun zuverlässig den 22. Juny (oder bey wiedriger Witterung) den 26. darauf abbrennen.

Unabläßliches Bemühen nebst einem beträchtlichem Kosten-Aufwand dürffte dieses Feuerwerk als ein künstliches, und unterhältlich abwechslendes Specktakl darstellen; besonders wenn es mir nach meiner Vermuthung gelungen hat, zur Schilderung der Geschichte die verständlichste Sinnbilder gewählt zu haben, daher ich mir mit einem zahlreichen Besuch um so sicherer schmeichle, als gewiß es ist, daß ein Hochschätzbares-tes Publikum Verdienste nie unvergolten läst.

unterthänigster Joseph Mellina,
k. k. privileg. Kunst- und Lustfeuerwerker im Prater.

haben" — und an einer andern Stelle: „Man schreibt ihm große Güte und natürliche Milde zu." Die Folgezeit hat den ersten Spruch bestätigt; Franz war immer thätig, aber nur in kleinlichen Dingen, ihm fehlte jene große Weltanschauung, jener politische Blick, welche den bedeutenden Herrscher machen, ihm mangelte die Fähigkeit, das Berechtigte des Zeitgeistes zu erkennen, und so bot er seine Hand zur polizeilichen Maßregelung aller freiheitlichen Ansichten, zur Ausrottung des letzten Restes der „revolutionären" Einrichtungen Josephs. Die „Gemüthlichkeit" seines Wesens und der Gebrauch der echten wienerischen Mundart machten ihn übrigens besonders in der Hauptstadt sehr beliebt.

Daß unter diesen Verhältnissen das geistige Leben im Kaiserstaat im Vergleich zum deutschen Norden zurückbleiben mußte, ist natürlich; vieles, was Maria Theresia, noch mehr, was Joseph erstrebt hatte, ging wieder verloren, und obwohl Männer von wissenschaftlicher Bedeutung in der Monarchie thätig waren, das Volk selbst wurde wenig von dem Geiste der Zeit berührt.

So trägt auch das Wiener gesellige Leben einen andern Stempel an sich, als das von Paris und Berlin. Eigentliche „Salons", welche auf die Literatur von Einfluß gewesen wären, bestanden nicht, die Schriftsteller selbst nahmen in der Gesellschaft kaum eine Stellung ein. Die Bevölkerung liebte den behaglichen Lebensgenuß schon damals, und viele Talente des lebendigen, begabten Stammes litten nicht selten darunter. Die Stände waren trotz der äußerlich weniger steifen Formen im gesellschaftlichen Leben scharf geschieden und nur gewisse Vergnügungen, die Praterfahrten, Thierhetzen, Bälle, Redouten und Feuerwerke gaben Gelegenheit, für Stunden die Unterschiede auszugleichen. — Hier bewegte man sich viel freier, als es in Berlin der Fall war, wo vornehmlich der Adel die Berührung mit den anderen Ständen vermied. Einer besonderen Gunst erfreuten sich die Feuerwerke; der im Facsimile beigegebene Ankündigungszettel von 1781 kann beweisen, welche Volksthümlichkeit Goethe's „Werther" errungen hatte und über welche Phantasie der Feuerwerker Mellina, ein Italiener, verfügte. Sein noch mehr beliebter Nebenbuhler war Stuwer, — Tage vor der festgesetzten Vorstellung blickte man besorgt nach dem Wetter, ob es nicht die Freude stören werde. Fast ebenso besucht wie die Feuerwerke waren die „Thierhetzen", was bei dem gutmüthigen und liebenswürdigen Wesen der Wiener befremdend erscheinen mag; auch hier betheiligte sich die beste Gesellschaft zahlreich. Die verkleinerte Copie einer Ankündigung von 1782 gibt Auskunft, mit welchen hochtrabenden Phrasen das rohe Vergnügen aufgeputzt wurde. Das Hetzhaus befand sich „Unter den Weißgerbern Nr. 4", die Pachtsumme, zuerst 6000, dann 5000 fl., wurde für die Armen verwendet — jedenfalls vermochte auch hier der Zweck das Mittel nicht zu heiligen. Doch bestanden damals noch keine Thierschutzvereine; der erste derselben in Deutschland ist 1837 in Stuttgart gegründet worden.

Die Freude am Wohlleben bildete unzweifelhaft ein Hemmniß für die geistige Entwicklung und wirkte bei dem lebhafteren südlicheren Blut auch störend auf die sittlichen Verhältnisse ein. Aber die größte Schuld trugen die Unterrichtsanstalten, welche bis auf eine kurze Zeit fast ganz in den Händen verschiedener geistlicher Orden waren, von denen nur die Benediktiner zum Theil wirklich als Männer der Wissenschaft gelten konnten. In den 1774 etwas umgeänderten Normalschulen wurde das Gedächtniß belastet, aber keine Anschauung gebildet; in den Gymnasien herrschte ein Kleinlichkeitsgeist ohne Gleichen, besonders dort, wo Jesuiten und Piaristen lehrten, und selbst die Universitäten waren vielfach beengt, wenn auch einzelne, wie die von Wien, vor allem auf medicinischem Gebiete, Hervorragendes leisteten. Der Katholicismus war zu mächtig, um eine freie Forschung zu gestatten und diese ist der Lebensnerv der Hochschulen. Das geschah auch nach der Abschaffung der Jesuiten nicht, denn der geistliche Einfluß war damit nicht gebrochen. Er aber verhinderte selbst unter Josephs Regierung die Entwicklung jener Fächer, welche wie Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaft von dem Einspruch jeder Konfession frei sein müssen, wenn sie sich selbst nicht zerstören wollen. So ist es auch begreiflich, daß auf den genannten Gebieten in dieser ganzen Epoche bis 1820 keine bahnbrechenden Werke aus Wien und Oestreich hervorgegangen sind und daß diese fast nur dem Boden des protestantischen Deutschlands entstammen.

Aber trotz aller Hindernisse fand der deutsche Geist Mittel genug, um über die schwarzgelben Zollschranken hinwegzusetzen. Zwar wurde Oestreich von der Sentimentalität wenig, von Sturm und Drang fast gar nicht berührt, die Ideen der Revolution fanden keinen Eingang, aber langsam wirkten doch die Gedanken, welche Lessing und Herder, Schiller und Goethe ausgestreut hatten und weckten doch Wiederhall, wenn auch in kleineren Kreisen, und zogen allmälig die strebenden Geister des deutschen Oestreichs in ihre Machtsphäre — der Liebling war aber Wieland mit seiner plauderhaften Philosophie, welche das „schwache Fleisch" nicht verdammte. Die politisch getrennten Länder begannen wenigstens geistig ihre Zusammengehörigkeit zu fühlen; hüben und drüben lastete der gleiche Druck der Reaktion auf allen freieren Männern und überall in deutschen Landen rührte sich leise ein Geist des Widerspruchs und die Sehnsucht nach Befreiung.

So sehr England auf die Entwicklung des 18. Jahrhunderts eingewirkt hatte, führte es doch mehr oder minder in dieser Epoche ein Sonderleben. Das niedere Volk blieb fast unberührt von den geistigen Stürmen, welche das Festland bewegten, der Adel beschäftigte sich mit der Modephilosophie, und war von französischen Unsitten angekränkelt, der Hof blieb für das Geistesleben fast ohne jede Bedeutung. Je mehr die poetische und wissenschaftliche Literatur sich den Bedürfnissen der vornehmeren Kreise anpaßte, desto mehr traten auch in England, obwohl später als in Frankreich, die

Frauen in den Vordergrund. In der Zeit von 1772—1785 hielt Elisabeth Montague in London einen literarischen Salon, welcher vornehmlich der Sammelplatz der adeligen Schöngeister war, während sich bürgerliche Schriftsteller und Schauspieler bei den Damen Vesey und Thrale zu treffen pflegten. Aber der Einfluß aller dieser Vereinigungen beschränkte sich hauptsächlich auf die Hauptstadt.

Die revolutionäre Stimmung trat auch in England hervor, sowohl in der politischen Literatur wie im Gesellschaftsleben, aber die radikale Strömung vermochte den fest gegliederten Staat um so weniger zu erschüttern, als die Partei der Tories die Führung der Staatsangelegenheiten in Händen hielt. Doch entwickelte sich allmälig unter dem Einflusse der Zeitideen eine demokratische Partei, welche tief eingedrungene Mißbräuche in der Rechtspflege, im Gefängnißwesen und in der Verwaltung zu beseitigen strebte. Das konnte jedoch nur vom Parlamente selbst ausgehen, und dieses war seiner Zusammensetzung nach zu keiner Initiative geneigt. Die Staatsschulden waren von 1792 bis 1816 durch die Napoleonischen Wirren um das vierfache gestiegen; der Handel und die Industrie, welche vor allem durch das Maschinenwesen einen riesigen Aufschwung genommen hatte, erlitten durch eine wahnsinnige Ueberproduktion einen starken Schlag. Dazu kam die Mißernte von 1816 und eine Preissteigerung der nöthigsten Lebensmittel, welche durch ein kurz vorher aufgefrischtes Korngesetz, das die Getreideeinfuhr durch hohe Zölle fast unmöglich machte, noch mehr hinauf geschraubt wurde. Die Folge war eine Hungersnoth, gegen welche man durch private Wohlthätigkeitsanstalten umsonst anzukämpfen suchte. Die Erregung unter dem darbenden Proletariat der Fabrikstädte wie Birmingham, Norwich u. s. w. wuchs und führte zu Unruhen. Die besonneneren Führer der Demokratie suchten in den Arbeiterkreisen die Ueberzeugung zu wecken, daß derartige Ausbrüche nutzlos, ja schädlich seien und daß eine Aenderung der Lage nur durch eine Parlamentsreform herbeigeführt werden könne. Die Bemühungen waren zum Theil von Erfolg gekrönt, aber in Spanfields bei London kam es doch zu Tumulten anfangs Dezember 1816 und am 28. Jan. 1817 in London selbst zu einem Attentat auf den Prinzregenten. In Folge dessen hob das Ministerium mit Zustimmung des Parlaments jene Habeas-corpus-Akte von 1679, welche jedem Engländer den Schutz gegen willkürliche Verhaftungen verbürgte, für unbestimmte Zeit auf und ermächtigte die Friedensrichter, jeden Verdächtigen, ohne die Anklage der großen Jury abzuwarten, in Haft zu nehmen. Aber die Volksstimmung war gegen Ministerium und Parlament, unverbrüchlich hielten die Geschworenen an ihren Ueberzeugungen fest und sprachen jene frei, welche in der Presse gegen die Beschlüsse aufgetreten waren. Der Einfluß der Whigs begann zu steigen, je mehr im Volke die den Tories feindliche Stimmung wuchs. Als der liederliche Prinzregent als Georg IV. den Thron bestieg, 29. Jan. 1820,

war es schon vorauszusehen, daß eine Wandlung in der inneren Politik eintreten werde.

Rußland entwickelte sich während Alexanders I. Regierung nach mancher Richtung hin; aber auch hier tauchten gegen Ende des Zeitraums Strebungen auf, welche auf eine Beseitigung der absoluten Monarchie abzielten. Trotz der bedeutenden Anstrengungen, welche der Czar zur Hebung der Bildung machte, blieb das geistige Leben Rußlands für das übrige Europa belanglos. Das Gesellschaftsleben der vornehmen Kreise offenbarte die Verquickung von Pariser Schliff mit innerer Rohheit; der äußere Luxus war ein ungeheurer, wie schon unter Katharina und Paul, und verdeckte unter der glänzenden Hülle eine unbändige Genußsucht mit allen ihren Folgen. Der Kaiser selbst war unbestreitbar trotz seiner späteren Neigung zu reaktionären Maßnahmen einer der bedeutendsten Herrscher seines Volkes, welches ihm viele der besten Einrichtungen verdankt, aber die schon einmal berührten Verhältnisse machten es ihm unmöglich, alle vorhandenen Mißstände zu besiegen.

Das Geistesleben und die Stimmungen in den südromanischen Staaten sind für die Geschichte der Menschheit bedeutungslos geblieben — in der ganzen Epoche standen Spanien wie Italien tief unter dem Durchschnitt der Bildung; die meisten Höfe boten ein Bild gemeiner Entsittlichung, besonders in Madrid und in Neapel; die Volksbildung war fast ganz vernachlässigt, Handel und Industrie lagen zumeist darnieder, und nur in kleinen Kreisen empfand man voll und ganz die tiefen Schäden der herrschenden Zustände.

Besonders bezeichnend für das Leben und Treiben der ganzen hohen Kreise Europa's sind die Congresse gewesen. Die Art, wie der größere Theil der Diplomaten den Höhepunkt der Staatskunst in Lug und Trug und in Verfolgung der gemeinsten persönlichen Absichten erblickte, ist aus der politischen Geschichte klar ersichtlich. Um ideale Ziele, denen ja doch auch die realste Politik zustreben kann, um das materielle und geistige Wohl der Völker bekümmerte man sich sehr wenig, zumeist waren es nur die Vortheile der Dynasten, welche den Angelpunkt des Getriebes bildeten. War schon die Zeit vor der Revolution in dieser Beziehung ziemlich weit vorgeschritten, so wurde sie von den diplomatischen Künsten dieses Zeitraums in den Schatten gestellt. Napoleon war gewohnt, die Menschen zu täuschen, seine Vertreter verstanden es auch, und durch ihn und sie, besonders durch Talleyrand, wurde in die Diplomatie jene erbärmliche Verlogenheit, jene Staatskunst der Boudoirs und Hintertreppen, oder der rohen Gewalt, noch mehr in Uebung gebracht und zugleich eine Käuflichkeit unterstützt, wie sie kaum vorher dagewesen war.

Am glänzendsten entfaltete sich das Leben auf den Congressen von Erfurt und Wien. Bei dem ersteren erregte das Spiel der Darsteller der »Comédie française« das größte Interesse. Das alte „Ballhaus", ein ziemlich baufälliges Gebäude, war auf Napoleons Befehl in kürzester Frist umgeändert

worden. Bald darauf trafen die Schauspieler ein: unter ihnen Talma, Dumas, die geistvolle Duchenais, die schöne Bourgoing u. s. w. Mittwoch den 28. Sept. 1808 wurden die Vorstellungen mit der Tragödie „Cinna" von Corneille eröffnet, am 13. Okt. mit „Bajazet" von Racine geschlossen. Der Glanz der Ausstattung überbot alles, was man bishin gesehen hatte, besonders die Damen entfalteten einen ungeheuren Reichthum der Costüme, aber zugleich wetteiferten die Darsteller in der Entfaltung ihrer Kunst; besonders Talma fand ungeheuren Beifall als Künstler, die Bourgoing vor allem als Weib — sie wurde von dem ganzen „Parterre von Königen" ausgezeichnet, fesselte auch den Czaren, ohne jedoch deßhalb ihre Gunst andern zu entziehen — ihrem Beispiele folgten mehrere der anderen Damen, deren Gesellschaft von verschiedenen Fürsten und Prinzen mit sichtlicher Vorliebe aufgesucht wurde. Bemerkenswerth war ein kleiner Vorfall während der Vorstellung von Voltaires „Oedipus". Als im ersten Akte der Satz gesprochen wurde: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Gabe der Götter" — da erhob sich der Czar und reichte mit einer Verbeugung dem Kaiser die Hand. Allgemeiner Beifall ertönte im ganzen Hause — wenige Jahre später standen sich die beiden Freunde auf den Schneefeldern Rußlands gegenüber.

Die kurze Zeit des Congresses gestattete natürlich nicht eine solche Entfaltung des Pompes, als es in Wien der Fall war. Die Nachricht der bevorstehenden Zusammenkunft lockte nicht nur die hohe Aristokratie in die schöne Donaustadt, sondern ebenso die abenteuerlichen und zweideutigen Existenzen, alle Freibeuter der Civilisation. Da drängten sich hervor Projektenmacher, Hellseherinnen, Wundermänner, vornehme Schwindler, galante Damen aus halb Europa, eine Schaar, welche die „goldene" Zeit nicht unbenützt verstreichen lassen wollte. Daneben kamen Abgesandte von Städten und Körperschaften, welche etwas erreichen, Vertreter jüdischer Gemeinden, die eine bürgerliche Gleichstellung ihrer Glaubensgenossen erwirken wollten und zu dem Zwecke kein Geld sparten. Der Kaiser selbst wandte alles an, um seine Gäste fürstlich zu bewirthen; die Kosten des Congresses betrugen — außerdem was er dem deutschen Volke gekostet hat — an 30 Millionen. Das erste öffentliche Fest (29. Sept. 1814) war ein großes Feuerwerk im Prater. Gegen 6 Uhr Abends begann die Auffahrt der verschiedenen Fürsten, um halb 7 Uhr wurde das Zeichen zum Anfang gegeben. Das Programm der 6 „Darstellungen" war folgendes:

I. Ein Blick in die Zukunft.

„Heiterer Himmel, das Firmament mit unzähligen Sternen beleuchtet, der Mars auf trüben Wolken fliehend im Hintergrund."

II. Die prophetischen Gestirne.

„Fixsterne mit Emblemen, den Frieden über dem Erdenrunde festhaltend."

III. Das Höchste des Lebens.

„Zufriedenheit und Eintracht sinnbildlich gezeichnet."

IV. Der Zirkel der Freude.

„Fröhliche Ackersleute und Winzer, Künste und Wissenschaften im höheren Fluge, Füllhörner verbreitet über die Industrie."

V. Europa's Völkerdank.

„Deutsche, Russen, Engländer, Spanier, Portugiesen, Holländer, Italiener, Hungarn und Polen, huldigend am Altar des Friedens ihren Errettern und Beglückern."

VI. Der Gürtel der Eintracht.

„Fest verschlungen alle Monarchen und Völker in einem Rosenbande."

Schade, daß diese Herrlichkeiten nur ein Feuerwerk waren. Nach dem Feste machten die Fürsten mit ihren Damen, überall vom jubelnden Volke begrüßt, eine Fahrt durch die beleuchtete Stadt. Am Tage drängten sich die Massen auf dem Burgplatz, um die ankommenden Herrscher zu betrachten; ein Theil derselben hatte mit dem Gefolge Wohnungen im Schlosse bezogen, und da gab es natürlich für die Neugierigen stets etwas zu sehen. Am 30. Sept. fand der erste Hofzirkel statt, dann folgten in fast ununterbrochener Folge Wach- und Kirchenparaden, Festvorstellungen in den Theatern, Hofredouten, bei welchen jede anständige Maske Eintritt hatte, Concerte u. s. w. Besondere Volksthümlichkeit gewannen der Czar und der König von Preußen; letzterer liebte es im einfachen bürgerlichen Gewande umherzuschweifen und die Theater zu besuchen, wie das in der Leopoldstadt, wo noch unter Häusler's Direktion die „Kasperliaden" in vollster Blüthe standen.

Eines der größten öffentlichen Feste fand zum Gedächtnisse der Schlacht bei Leipzig am 18. Okt. im Prater, in der Umgebung des Lusthauses statt. Dort waren Hunderte von Zelten und militärische Trophäen aufgerichtet worden, alles vom Lichte zahlloser Fackeln erleuchtet; die Donau war mit Booten und Pontons überdeckt, mehr als 100,000 Zuschauer hatten sich eingefunden. Nachts zogen die Regimenter unter den Klängen der Musikchöre durch die erleuchteten Alleen des Praters in die Stadt zurück. Am Abend desselben Tages gab Metternich in seinem Sommerpalais ein Ballfest, welches die ganze vornehme Gesellschaft, an 800 Personen, vereinte; unter einer glänzenden Hülle viel Verkommenheit, neben edlen Menschen eine Menge versunken in Charakterlosigkeit und Frivolität, manche geistreiche Frauen, viele schöne und verlockende, immer bereit zu Ränken in der Politik und zu neuen Liebschaften. — Wohl durfte ein Mann, welcher das innere Getriebe in diesem Uhrwerke der Zeit so kannte, wie Fr. v. Gentz, der Sekretär des Congresses, am Ende des Jahres in sein Tagebuch die Worte niederschreiben: „Der Anblick der öffentlichen Lage ist traurig — — — durch die Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit fast aller, welche die Ereignisse leiten (de presque tous les acteurs); — — — die genaue Kenntniß dieser erbärmlichen Entwicklung und

dieser jämmerlichen Mächte, welche die Welt regieren — — dient mir zur Unterhaltung." Aber derselbe scharfblickende Gentz war ebenso vergiftet von dem Geiste der Gesellschaft, ebenso frivol, ebenso genußgierig und voll Selbstsucht. An derselben Stelle verzeichnet er, daß er im Jahre 1814 ein „Einkommen" von 17,000 Dukaten gehabt habe — und dieses Einkommen war zum größten Theile der Dank für Gefälligkeiten nach allen Richtungen hin. Man kann die glänzende Zeit des Wiener Congresses nicht ohne inneren Grimm betrachten — gedanken- und herzlos waren fast alle diese eleganten, vornehmen Diplomaten, welche sich in dem lichtstrahlenden Ballsaale Metternichs bewegten. Und aus diesen Kreisen ging auch jene Bundesakte hervor, von welcher eine zeitgenössische Flugschrift sagt, daß „von nun an der Streit über die Oberherrschaft in Deutschland beginnen kann und wird und muß"; diesen Kreisen entstammte die „heilige Alliance"; diese diplomatische Mißgeburt, deren gleiche die Geschichte kaum kennt; diesen Kreisen die Karlsbader Beschlüsse und alles, was sich von Verdächtigungen und Verfolgungen ehrlicher Männer an dieselben knüpft.

Sechstes Kapitel.

Die Hauptmomente auf dem religiösen und philosophischen Gebiete.

Aus dem Reiche der materiellen Wirklichkeit treten wir jetzt in das unendliche Gebiet des Gedankens. Der Zweck des Buches, wie die Kreise, für welche es bestimmt ist, fordern vor allem Klarheit und Verständlichkeit, deßhalb können hier keine Darlegungen der philosophischen Systeme Platz finden, sondern es muß genügen, auf jene Ideen hinzuweisen, welche bestimmend auf das Leben der Völker und nicht nur auf das Schaffen der Gelehrten gewirkt haben. Es zeigt sich uns in der Geschichte gar oft, daß ein Gegensatz zwischen den ursprünglichen Anschauungen der Denker und Philosophen und jener Auffassung vorliegt, wie sie sich im Anschluß an jene in weiteren Kreisen bildet. Die große Menge ist nicht im Stande, die Werke der Weltweisen zu lesen und dieselben im vollen Zusammenhange zu erfassen, aber oft gelangen zu ihr einzelne Sätze, welche der Volksgeist sich in seiner eigenen, oft unrichtigen Art auslegt, um sie seinen Handlungen oder Wünschen zu Grunde zu legen. So können gute

wie schlechte Triebe, durch vereinzelte Sätze geweckt und durch die Leidenschaft genährt, in das Getriebe der äußeren Geschichte der Menschheit eingreifen und den Fortschritt fördern oder hemmen. So haben die Bauern in der Reformationszeit das Wort Luthers von der „evangelischen Freiheit" sich nach ihren Wünschen ausgelegt, so der Pöbel der Vorstädte von Paris mit den Lehren der revolutionären Schwärmer es gethan — nicht die Ideen selbst, die Auffassung derselben war falsch; daß aber der Irrthum immer weicht, die Wahrheit immer, wenn auch nach langen hundert und hundertjährigen Kämpfen siegt, das begründet den allmäligen Fortschritt der Menschheit, das tröstet die Besten auch in trüben Tagen — Wolken können die Sonne bedecken, aber nicht tödten.

Das vorige Jahrhundert zeigt uns in der ersten Hälfte, wie Seite 15 und ff. dargelegt worden ist, die stetige Steigerung des kritischen Geistes; von England ausgehend, wirkte die Bewegung in Frankreich weiter, wo sie bis zur gänzlichen Verneinung alles Geistigen weiter schreitet, und dann auf Deutschland. Aber schon damals standen sich Gegensätze gegenüber, wie Voltaire und Rousseau, und in Gegensätzen schreitet die weitere Entwicklung vor allem in unserer Heimat weiter. Die deutsche Philosophie, deren bedeutendster Vertreter damals Christ. Wolff war, zeigte sich auch von dem Streben geleitet, die Vernunft als oberste Richterin einzusetzen, damit diese die bestehenden Satzungen in Recht, Moral und Gottesgelehrtheit von allem Falschen reinige. Wolff war ein nüchtern klarer Kopf, welcher unermüdlich für Aufklärung wirkte, ohne doch jemals in seinen Schlüssen so materialistisch und frivol zu werden, wie die französischen Salondenker, aber seine Philosophie war kein organisches, zusammenhängendes Ganze — und so verflachte seine Schule immer mehr.

Hand in Hand mit dieser von Wolff ausgegangenen Bewegung schritt der Einfluß der englischen Deisten und Freidenker, dessen erstes bedeutsames Werk die sogenannte „Wertheimer Bibel" von 1735 bildet. Das Streben des Verfassers, Lorenz Schmidt, war es, durch die Art der Uebersetzung und die beigefügten Anmerkungen nachzuweisen, daß die Bibel, wenn man sie richtig begreife, mit den Lehren der Vernunft in Einklang gebracht werden könne. In der Vorrede hatte es Schmidt gewagt, auszusprechen, daß alles in den Offenbarungen, was der Vernunft widerspreche, nicht als wahr und giltig zu betrachten sei.

Ein leidenschaftlicher Streit entbrannte, zum großen Theil berechtigt, denn die Uebersetzung hatte die Poesie der Bibel vernichtet und in der plattesten Weise verwässert.

Schon damals stellten sich den rationalistischen Bemühungen einerseits die Orthodoxen, welche jeden Buchstaben der heiligen Bücher vertheidigten, andrerseits die Pietisten entgegen, welche jedoch die ursprünglich gesunden Anschauungen ihres Stifters, Spener, damals bereits vielfach verzerrt hatten.

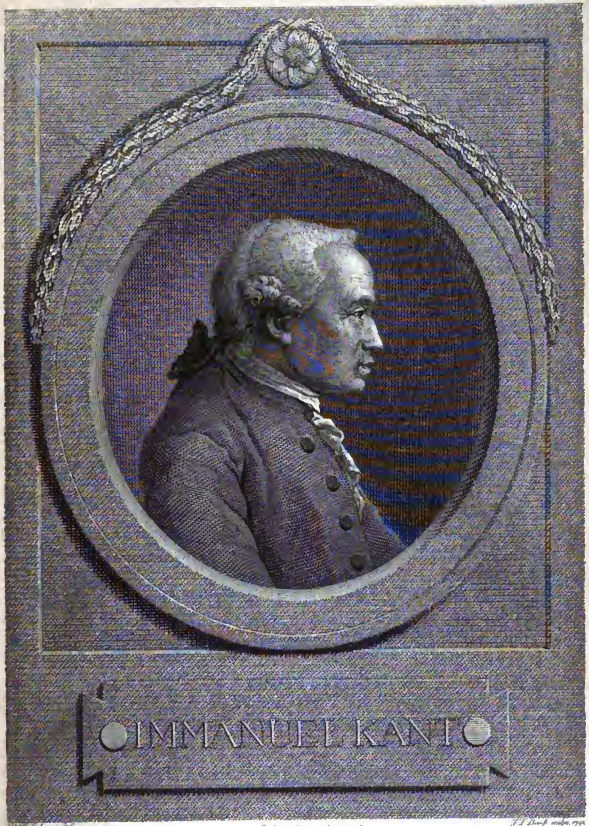
Indessen schritt der Rationalismus und die verstandesgemäße Nüchternheit immer weiter und führte in der Philosophie wie in der Religion zu einer geist- und gemüthlosen Klügelei, wie sie auch sonst um die Mitte des Jahrhunderts im öffentlichen Leben herrschte. Ihr gegenüber setzte sich zugleich die gegnerische Richtung fort, welche sowohl die nüchterne Aufklärung, wie die starre Rechtgläubigkeit bekämpfte. Auf religiösem Gebiete war Caspar Lavater (1741—1801) eine Sturm- und Drangnatur, welcher forderte, daß jeder den persönlichen Gott in sich beleben müsse, daß die Menschenliebe der Angelpunkt des Thun und Denkens sein solle. Aber auch ihn ergriff der Schwarmgeist; vom Glauben an die lebendige, persönliche Gottheit kam er zum Gespenster- und Dämonenglauben; von der Beobachtung seines inneren Lebens zur eitlen Selbstbespiegelung. Ist er der Theologe der Stürmer gewesen, so war Fr. Heinr. Jacobi (1743—1819) ihr Philosoph. Rousseau hatte ihn tief angeregt, aber seine Natur war zwiespältig und gelangte niemals zur Harmonie von Geist und Herz. In seiner Seele lebte ein starkes religiöses Gefühl, erhöht durch eine erregbare Phantasie, aber sein Verstand bemühte sich umsonst, die schönen Empfindungen aus der Dämmerung des Gefühlslebens in das reine Licht der Erkenntniß hinüberzuleiten. Die schwärmerische Unklarheit seiner Werke und deren schöne Form ließ Jacobi zwar, besonders in vornehmen Kreisen, Verbreitung finden, aber strenge genommen hat er kaum fördernd eingewirkt.

Einen breiten Raum nahm bis in die Sturmzeit hinein die Popularphilosophie ein. In allen Zeitschriften, welche für größere Kreise bestimmt waren, setzten sich jene moralisirenden Strebungen fort, die den ältesten deutschen Nachahmungen der englischen Wochenblätter ihren Stempel verleihen. Die Schriftsteller dieses Kreises untersuchten die giltigen Moralgesetze im Hinblick auf bestimmte Fälle oder schrieben Aufsätze über die einzelnen Triebe der Seele und über einzelne Gefühle. So gering zumeist der Werth dieser Arbeiten für uns sein mag, so zahlreich die Schaar der „philosophischen Stutzer" gewesen ist, welche die Mode mitmachten, so bedeutend war doch der Einfluß, den diese Popularphilosophie auf das aufstrebende deutsche Bürgerthum gewonnen hat. Sie nährte in den Kreisen desselben die Abneigung gegen das herrschsüchtige Kirchenthum, ohne das Christenthum und die Religion überhaupt zu schmähen und zu verspotten; sie bekämpfte den Aberglauben und vertheidigte das Recht der Vernunft allen wichtigen Fragen gegenüber, welche im öffentlichen und privaten Leben hervortreten; sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem Erziehungswesen zu und strebte darnach, den Geist der Duldung zu beleben. Die edelste Blüthe, welche dieser philosophischen Bewegung entsproß, war Lessings „Nathan der Weise", die reifste Frucht die Schriften J. Kants.

Mit dem letzteren begann die deutsche Philosophie der neuesten Zeit erst ihre Herrschaft, welche sich langsam aber stetig auch über die Grenzen unserer

Heimat ausdehnte. Kant wurzelt in der Aufklärungszeit, aber er reicht weit über sie hinaus; auch er ist von Locke beeinflußt, drang aber mit viel gewaltigerem Geiste über die Grenzen, welche die Anschauungen des Engländers umschließen. Seine erste große That bestand darin, daß er die Vernunft, das Werkzeug des Denkens, einer Prüfung unterwarf und untersuchte, wie sich Anschauungen, welche wir von den Dingen haben, zu den Dingen selbst verhalten und wo für unsere Erkenntniß die Grenze zu ziehen sei. Das Werk, welches diese revolutionären Darlegungen enthielt, war die 1781 erschienene „Kritik der reinen Vernunft". In dieser legte er dar, daß die Anschauungen, welche wir mit Hilfe der Sinne, also der Erfahrung, von den Gegenständen erhalten, durchaus nicht naturgemäß ein richtiges Spiegelbild derselben sein müssen. Wir werden uns vor allem der Eindrücke, die von der Außenwelt zu uns gelangen, und der Veränderungen bewußt, welche sich in uns vollziehen. Alle unsere Anschauungen stellen sich vorerst dar als das Ergebniß unserer auffassenden Kraft und der auf uns wirkenden Anregungen. Deßhalb müsse auch genau bestimmt werden, in wie weit unser eigenes Wesen die Anschauungen beeinflusse. So ist unsere Welt bestimmt durch unser Erkenntnißvermögen, und ein anderes Ich wird sich die Welt anders vorstellen. Alle Erkenntnisse, welche wir durch Erfahrung uns eigen machen können, beschränken sich auf das Sinnliche; dieselben werden in uns durch den Verstand nach besonderen eingeborenen Gesetzen geordnet, nach „Raum" und „Zeit", nach „Ursache" und „Wirkung" u. s. w., welche Kant als Formen unseres Denkens erklärte. Da wir aber die Wirklichkeit in uns nach Maßgabe unserer Sinne aufnehmen, so erkennen wir die Dinge nur, wie sie uns erscheinen, das wirkliche „Ding an sich" bleibt uns unerkennbar; die Farbe eines Gegenstandes erzeugt sich in unserem Auge, aber sie ist außer uns nicht vorhanden. Jede Erkenntniß, welche nur aus dem reinen Verstande hergeleitet ist, ohne zum Grunde die Erfahrung zu haben, ist Schein. So zog Kant die Grenzen zwischen dem Erkennbaren und Unerkennbaren und wies nach, daß die Einrichtung des menschlichen Wesens und die Gesetze des Denkens eine Erfahrung vom Uebersinnlichen unmöglich machten — kurz, Ideen könnten keine Gegenstände sinnlicher Erfahrung sein. In strenger Anwendung seiner Denkergebnisse führte er nun aus, daß, obwohl Gott eine nothwendige Idee der Vernunft sei, die Schulbeweise für sein Dasein ganz und gar nicht zulangen; eben dasselbe gilt von Unsterblichkeit, Willensfreiheit und Seele — sie können mit Vernunftschlüssen nicht erwiesen noch widerlegt werden.

Aber auf einem Gebiete ist doch eine innere Erfahrung dieser Ideen möglich, auf dem sittlichen. In der 1788 erschienenen „Kritik der praktischen Vernunft" baute Kant sein System weiter aus und stellte seine Sittenlehre hin, eine der größten Leistungen des deutschen Geistes. Hier legte der Philosoph jene Ideen, welche er als unbeweisbar hingestellt hatte,



zu finden in Leipzig bey Breitk.

Ad poenitendum properat, cito qui iudicat.

Immanuel Kant

als „Forderungen der praktischen Vernunft" dar. Die Moralgesetze beruhen nach ihm nicht auf willkürlichen und wechselnden Satzungen, sondern sind ein unbedingt Giltiges, dem die Pflicht zu Grunde liegt. Das Sittengesetz Kants gipfelt in dem sogen. kategorischen Imperativ und findet seine Form in der Bestimmung: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde." Daran schließt sich die Erklärung: „Die Handlung, die nach diesem Gesetze mit Ausschließung aller Bestimmungsgründe aus Neigung objektiv praktisch ist, ist Pflicht." Sie bestimmt was wir sollen, ohne zu schmeicheln oder zu drohen, sie fordert die sittliche That, d. h. jene, welche ohne Rücksicht auf selbstsüchtige Beweggründe, sogar gegen persönliche Neigung, der Pflicht gemäß ist. Die Pflicht ist ihm eine Vernunftthatsache, aus welcher naturgemäß auf das Vermögen der Freiheit geschlossen werden müsse, weil Pflicht ohne Freiheit unmöglich sei.

In gleicher Art begreift er auch Gott und Unsterblichkeit als „Postulate (Forderungen) der praktischen Vernunft", als unumgängliche Voraussetzungen des Sittengesetzes.

Die relativen Wahrheiten, welche ein tiefer Denker, nur dem gewaltigen Drange nach Erkenntniß lebend, in seiner stillen Stube findet, können nicht sogleich entscheidend und neu schaffend in das Gewühl des öffentlichen Lebens treten und in der Volksseele Wurzel fassen. Wir wissen, daß Sterne auf dem Himmel stehen, deren Licht noch nicht bis zu uns gelangt ist; so steigen auch auf dem geistigen Gesichtskreis Sterne auf, welche schon lange da waren, ehe das gewöhnliche Auge sie entdeckt. Auch bei Kant war etwas Aehnliches der Fall: langsam wirkten seine Anschauungen auf einen kleinen Kreis, langsam gewannen sie eine Form, welche sie den Gebildeten der Nation allgemein zugänglich machte; später erst ging sein Pflichtbegriff in Fleisch und Blut, vor allem des preußischen Stammes über. Und als nach den Tagen von Jena und Auerstädt die langsame Erhebung des deutschen Volkes begann, da erwachte der „kategorische Imperativ", da wuchs das markige Pflichtbewußtsein empor, und so hat der Gedanke des Philosophen mitgekämpft in den Tagen der Befreiung, hat Tausende begeistert, alles hinzugeben, um der selbstlosen Pflicht gehorsam zu sein.

Doppelt bedeutsam war es, daß Kants Gedanken einem schwankenden, in sittlicher Beziehung schlaffen Geschlechte entgegentraten. Die schon mehrfach berührten Anschauungen von Sittlichkeit, wie sie während der Sturmepoche bei uns so häufig hervortraten und in der Romantik ihre Fortsetzung fanden, stellten die Wünsche und Begehrungen des Einzelnen als das Berechtigte hin, Kant setzte dieser Selbstüberhebung das eherne unbeugsame Pflichtgesetz gegenüber und ist dadurch ein Wohlthäter seines Volkes geworden.

In anderen Werken hat der Philosoph von Königsberg seine Anschauung vom religiösen und bürgerlichen Leben entwickelt. Wie alle tieferen Geister

hat er die Religion zum Gegenstande ernsten Nachdenkens gemacht — es zeigt sich uns hier deutlich der tiefe Unterschied zwischen der deutschen Weltweisheit und der französischen Modephilosophie, ganz abgesehen davon, daß sein kategorischer Imperativ im geraden Gegensatz zu der materialistischen Ethik derselben steht. Die einzelnen Bekenntnisse galten ihm nur als „Surrogate" des sittlichen Lebenswandels; ohne diesen müsse jeder Formeldienst zum Aberglauben führen, welcher dem Klerus eine starke Macht über die Gemüter leihe und den Staat zuletzt der Herrschaft desselben unterwerfe. „Statutarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen", obwohl Ergebnisse des geschichtlichen Entwicklungsganges der Confessionen, können niemals ein lebendig wirksames sittliches Bewußtsein ersetzen; je reiner und sittlicher sich eine Religion entwickle, desto mehr müsse sie sich von den leergewordenen Formeln frei machen, damit endlich „Gott alles sei in allem".

Der gleiche sittliche Ernst bekundet sich in den politischen Ansichten Kants. Wie so viele hatte er den Anfang der revolutionären Bewegung in Frankreich freudig begrüßt, denn sie schien ihm das verwirklichen zu wollen, was er selbst als wahr und berechtigt erkannt hatte: Freiheit des Einzelnen innerhalb vernunftgemäßer Gesetze. Er änderte seine Ansichten nicht, als die Revolution zum blutigen Parteikampfe ausartete, denn der Mißbrauch der Freiheitsgedanken im einzelnen Falle vermochte ihm die Berechtigung derselben nicht zu widerlegen. Auch er forderte Freiheit und Gleichheit, aber Freiheit mit Achtung fremder Rechte, vereint mit Pflichten gegen die Rechtsgesellschaft, als welche der Staat gelten muß; Gleichheit in so weit, daß dem Einzelnen der Weg zu jedem Amte offen sei, welches sein Talent ihm auszufüllen gestatte. Sowohl der staatliche wie der kirchliche Despotismus müsse durch besonnene Aufklärung langsam beseitigt werden; diese fordere die Freiheit der Presse, die Einführung repräsentativer Verfassungen. Dann werde es möglich sein, daß die einzelnen Völker sich als Glieder der großen Menschenfamilie erkennen und ihre Angelegenheiten im Frieden durch Staatencongresse ordnen.

Die Philosophie Kants — der „kritische Idealismus" — wurde der Ausgangspunkt für den zweiten Denker, welcher nach mancher Richtung in das werkthätige Leben der Nation eingegriffen hat, J. G. Fichte's (1762 bis 1814), das Werk, in welchem er die Grundzüge seiner Anschauungen niederlegte, war der „Grundriß der gesammten Wissenschaftslehre" (1794).

In Kants System ist ein unausgeglichener Gegensatz zwischen dem wahrnehmenden Ich und den Dingen vorhanden. Diesen „Dualismus" suchte Fichte auszugleichen. Die Grundlage seiner Philosophie ist das Ich, als Inbegriff der sich selbst erfassenden Thätigkeit. Diese freie, sich selbst erzeugende Thätigkeit der Vernunft sei das einzig Wirkliche und Göttliche. Im höchsten Sinne ist dieses Ich die Selbsterfassung des Göttlichen, das menschliche Ich aber die Offenbarung des letzteren. Das Nicht-Ich, also alles

J. G. Fichte.

Nach einem Stich von A. Schultheiß, im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

äußere Sein, ist nur das Ergebniß innerer Vorgänge, ist demnach ein Mittel, durch welches das Ich, die individuelle Persönlichkeit, sein tiefstes Wesen kennen lerne. Es muß die äußere Welt begreifen und in sich aufnehmen, sie nach dem Bilde Gottes gestalten; Gott aber ist für Fichte kein besonderes Wesen außer uns, sondern die unverrückbare „moralische Weltordnung", als das ewig thätige, ordnende Princip des Seins. Diese Anschauung war es, welche ihm den Vorwurf des Atheismus zuzog, gegen den er sich mannhaft vertheidigte.

Wie bei Kant, ist auch bei ihm die Pflicht der Angelpunkt des Sittengesetzes, obwohl er dieselbe anders begründet; das Leben müsse, so wenig Werth es auch für den Einzelnen an sich haben möge, ihm „um der Pflicht

F. W. J. v. Schelling.

Nach einem Stich von A. Schultheis, im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

willen heilig-sein". Sie allein verbürgt die gänzliche Unabhängigkeit vom Aeußern, welche Fichte als „Seligkeit" bezeichnet; ihre Erfüllung allein ist der Weg zu derselben. So sagte er in der Vertheidigungsschrift (1799): „Daß der Mensch, der die Würde seiner Vernunft behauptet, auf den Glauben an diese Ordnung einer moralischen Welt, (auf) dieses Uebersinnliche, über alles Vergängliche unendlich Erhabene, Göttliche sich stütze; jede seiner Pflichten betrachte als eine Verfügung jener Ordnung; jede Folge derselben für gut, d. i. für seligmachend halte und sich ihr unterwerfe: ist absolut nothwendig und das Wesentliche der Religion." In einer Reihe von Schriften hat er auf eine Vertiefung und Befreiung des religiösen Lebens hingearbeitet und stets die Kräftigung des sittlichen Pflichtgefühls betont. Das that er

auch in den schon erwähnten „Reden an die deutsche Nation“ (s. S. 67). Da rief er dem Volke entgegen, es möge sich zum Bewußtsein des eigenen Wesens aufraffen, möge nicht in niedriger Ausländerei die eigenen Güter verachten; es möge seine Heimat als das dauernde betrachten, das dem kommenden Geschlecht als theurer Besitz zu vererben sei, und in tiefster Seele den Gedanken der Freiheit hegen, bis die Zeit kommen werde, wo derselbe zur That gereift sei. Denn nicht nur die rohe Kraft der Waffen, sondern jene des Geistes und des Gemüths wirke entscheidend in der Geschichte. Und als dann die Tage gekommen waren, welche dem genialen Selbstling das Urtheil sprechen sollten, begeisterte Fichte's Wort die Jugend zur hingebenden Pflichttreue, zur Begeisterung für den Gedanken der Befreiung.

An Fichte schloß sich in der ersten Zeit seines Wirkens F. W. Jos. Schelling an (1775—1854). In seiner Philosophie trat allmälig der romantische Zug der Zeit bestimmend hervor, sie entwickelte sich nicht so fest logisch als Ergebniß der reinen Gedankenarbeit, wie jene Kants und Fichte's, sondern mehr als ein Kind der beweglichen, kühnen Phantasie. Anfänglich bewegte sich Schelling mit freier Selbstständigkeit innerhalb des Ideenkreises von Fichte; da galt ihm das Ich als das einzig Reale und Absolute, und er untersuchte, wie sich daraus die vorgestellte Welt entwickle. Aus dieser Periode wuchs der genial begabte Dichter-Philosoph bald heraus und wandte sich der Aufgabe zu, das Leben der Natur philosophisch zu erfassen. Hier erkannte er, daß wirkliches Sein nicht nur im Ich, sondern auch in der Natur wirke, wenn auch auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe. Das Welt-Ich liegt in und außer dem Individuum; im einzelnen wirkt es nur verstärkt, sein Wesen wird in diesem zum Geist; Denken und Sein sind identisch. Die Weltnatur entwickelt alle Dinge aus sich und gelangt im Menschen zum Selbstbewußtsein. So wird das Reale und Ideale zur Offenbarung des Einen, der Weltseele, welche alles Besondere vereint, und deßhalb sind die Gesetze der Natur und des Geistes dieselben.

Von bedeutendem Einfluß auf die Naturphilosophie Schellings wurden verschiedene Ergebnisse der erfahrungsgemäßen Naturwissenschaft, die Entdeckungen Ritters (Galvanismus als Begleiter der Lebensprozesse) und anderes. Aber hier brach die Phantasie die Fesseln der wissenschaftlichen Selbstbeherrschung und construirte die Welt in phantastisch-mystischer Weise, Thatsachen mit Träumen verwebend, welche zwar dichterisch schön, aber für eine klare Naturanschauung werthlos waren. Von den Schülern Schellings aus vollzog sich dann die verhängnißvolle Trennung der Naturphilsophie und Naturwissenschaft, welche für beide gefährlich geworden ist.

Die weitere Entwicklung Schellings wendet die Principien auf die höchsten Offenbarungen der Geist gewordenen Weltseele, auf Kunst, Religion, Philosophie an. In der ersten erscheint das Bewußte des Geistes und das noch Unbewußte der Natur vereint als Schönes; das letztere wirkt zugleich im

Künstler als Begeisterung. Wie die Natur eine allmälige Selbstentfaltung des absoluten Gottes, so sei es auch die Geschichte. Die mystischen Elemente, welche sich in Schellings Gottesanschauung und der mit dieser zusammenhängenden Ansicht vom Guten, Bösen, von der Menschwerdung Gottes, welcher sich in Christus offenbart, und in anderen Punkten finden, führten den Philosophen langsam in die Arme der Reaktion. Durch fast einundzwanzig Jahre — bis 1834 — veröffentlichte er fast nichts, arbeitete sich aber immer tiefer in mystische Phantastik ein.

Als der letzte in der Reihe der großen Denker dieser Epoche ist G. W. Fr. Hegel (1770—1831) zu nennen. Wie Kant mit seiner Ethik dem Sturm und Drang auf sittlichem Gebiete entgegengetreten ist, welcher die individuelle Leidenschaft zur Gesetzgeberin des Handelns erheben wollte, so stellte sich Hegel ähnlichen Strebungen der romantischen Zeit schon in seiner „Phänomenologie des Geistes" (1801) gegenüber, in der Lehre von den Entwicklungsformen und Stufen des menschlichen Bewußtseins. Man erzählt, der Denker habe auf dem Sterbebette geäußert, daß nur Einer ihn verstanden habe und auch der habe ihn mißverstanden. Aber wenn auch die oft von verzwickten Schulausdrücken wimmelnde Sprache das Verständniß erschwert und dem Laien sogar unmöglich macht, so haben sich doch viele von Hegels Ideen mit dem Geistesleben der nächsten Jahrzehnte verwoben und sind zum Theil Besitzthum aller Gebildeten geworden. Das gilt besonders von verschiedenen seiner Gedanken über Staat und Recht und der nach seinem Tode erschienenen „Aesthetik".

Er erfaßte den Staat als das naturgemäße Ergebniß der geschichtlichen Entwicklung und zugleich als einen sittlichen Organismus. Wohl stand er in der Zeit der Reaktion auf Seite der Regierung, ohne jedoch jemals als Vertheidiger feudaler Gelüste aufzutreten. Sein Ideal vom Staate forderte für das Volk Theilnahme am öffentlichen Leben und die volle Einheit der Nation ohne Unterdrückung der Stammeseigenart; es verlangte die Einheit im Heerwesen und die Selbstverwaltung der Gemeinden als nothwendige Ziele der vernunftgemäßen Entwicklung, welche überall im Laufe der Geschichte zur Freiheit hinstrebe und hinstreben müsse, weil diese das Vernünftige sei. Diesen Gedanken führte er vornehmlich in seiner „Philos. der Geschichte" (1837 erschienen) aus.

In der „Aesthetik" stellte er kein methodisch entwickeltes System des Schönen und der Kunst auf, aber er lieferte einen festen Untergrund, auf welchem sich später eine wirkliche Kunstlehre aufbauen sollte. Er erklärte das Schöne als „das Durchscheinen der Idee durch den Stoff", betonte aber, daß die erstere die Hauptsache sei, was auf die Kunst zum Theil nicht günstig eingewirkt hat. Hegel hat mehr als seine Vorgänger eine Schule gestiftet, welche seine Anschauungen zu verbreiten suchte; schon Ende des dritten und am Anfange des vierten Jahrzehntes bestimmten viele derselben die Jour-

G. W. F. Hegel.

Nach einem Stich von L. Sichling, im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

nalistik und wirkten besonders auf die ästhetisch-kritische Tagesschriftstellerei ein, nachdem die wissenschaftliche Kritik die Ideen des Meisters in eine zugänglichere Form gebracht hatte.

Die Philosophie Kants und Fichte's vor allem hat durch den energischen Zug stählend auf viele der jungen Geister gewirkt und sich als feste Wehre schützend gegen die weiteren Einflüsse des französischen Materialismus erhoben. In der Zeit, wo Deutschland im staatlichen Leben nichts geleistet hat, schufen seine Denker ihre großartige Ideenwelt; sie befreiten das geistige Ich, legten den Geist und den sittlichen Willen als Beherrscher der Naturbedingungen dar — dadurch vollzog der Genius unseres Volkes eine Revolution, ebenso gewaltig wie jene in Frankreich, aber segensreicher und dauernder.

In Frankreich behielt die Philosophie der Encyklopädisten noch lange das Uebergewicht. Bezeichnend ist's, daß die Sittenlehre (Ethik) der Fortsetzer dieser Schule auch durch die mächtigen Umwälzungen der Revolution zuerst nicht vertieft wurde. Unter denjenigen, welche sich den Fortwirkungen der „sensualistischen" Strömungen entgegenstellten, sind Claude de St. Martin († 1803) und besonders Maine de Biran (1766—1824) zu nennen. Des ersteren System ist ein Mysticismus ohne Tiefe, welcher keine weitere Bedeutung hatte. Bedeutsamer sind die Anfänge Maine's. Er ging von dem Zweifel aus, ob wirklich die physische Natur die geistige im Menschen beherrsche. Der Mensch als begreifendes Wesen sei nur möglich durch das Ich-Bewußtsein (conscience de son moi). Das geschehe mit Hilfe des inneren Sinns („sens intime"), welcher sich als Wille offenbare und mit dem Ich identisch sei. Die durch denselben geleitete Thätigkeit verbürge die Harmonie der Lebenskräfte und sei „Glück". Das Ich und Nicht-Ich (Moi, non-moi) spielen eine große Rolle, und es scheinen, wenn auch die Franzosen behaupten, Maine habe sich ganz selbstständig ausgebildet, dennoch deutsche Einflüsse vorzuliegen. Von einer consequenten Entwicklung des Systems ist keine Rede, denn diesem Philosophen fehlte, was ein Fichte in so hohem Maße besaß, die Energie und Beharrlichkeit des Geistes. 1794 schrieb er in sein Tagebuch: „Alles wirkt auf uns ein und wir ändern uns unaufhörlich mit unserer Umgebung" (nous changeons sans cesse avec ce, qui nous environne). Was er als Mittelpunkt des Ich hingestellt hatte, den Willen, das mangelte ihm und so brach er zuletzt sammt seinem System zusammen und warf sich, der Stütze bedürftig, der Kirche wieder in die Arme. — Von Bedeutung wurden die Schriften Chateaubriands, welche den Katholicismus im poetischen Gewande wieder zur vollen Herrschaft brachten; Frau v. Staël lenkte mit ihrem Buche „De l'Allemagne" die Aufmerksamkeit auch auf die deutsche Philosophie hin, aber direkte Einflüsse derselben traten erst später hervor.

In England zeigte sich der auf das Praktische gerichtete Blick der Nation sowohl durch die Weiterentwicklung von Locke's Erfahrungsphilosophie, wie durch die Pflege der Lebensweisheit, welche in Systemen, wie von Adam Ferguson († 1816, „Principien der Moral und der politischen Wissenschaft"), als auch besonders in Essaies über moralische Fragen stets im Hinblick auf die gegebenen Verhältnisse behandelt wurde. Das bedeutendste, von philosophischen Gedanken getragene Werk, Adam Smiths Volkswirthschaftslehre, wird noch später zu würdigen sein.

Daß die rationalistische Bewegung, besonders innerhalb des Protestantismus, nicht ohne Einfluß geblieben ist, wurde ebenso wie die Einwirkung der Deisten bereits erwähnt. Aber die Flachheit der meisten ihrer Vertreter führte zum naturgemäßen Gegenkampfe, dessen Leiter den Offenbarungsglauben, wenn auch nicht im streng kirchlichen Sinne, vertheidigten, aber trotzdem im Uebrigen auf einem freieren Standpunkte beharrten. Unläugbar ist's, daß

die ganze Zeitrichtung, vor allem in den gebildeten und halbgebildeten Ständen, eine gewisse Gleichgiltigkeit der Religion gegenüber entwickelt hatte — die echte Humanität, wie ein Herder und Lessing sie verkündeten, ist nur eine Religion für die Aristokraten des Geistes und des Herzens, bei Durchschnittsmenschen muß sie verflachen und kann ihnen niemals voller Ersatz für eine lebensvolle, lebenweckende Volksreligion werden.

Das Lebensprincip des Protestantismus, das Recht der freien Forschung macht es begreiflich, daß gerade im Rahmen dieses Bekenntnisses sich die geistige Bewegung viel reger entfalten konnte, als innerhalb der katholischen Kirche. Als das allgemeine Gepräge kann der Gegensatz des kritischen Geistes und der Forderungen des gläubigen Gemüths gelten; hundertfältig sind die Versuche, diese beiden mächtigen Faktoren jedes geschichtlichen Fortschritts mit einander zu versöhnen, das Ueberlieferte dem sichtenden Verstande zu unterwerfen, ohne den religiösen Kern anzugreifen. Mannigfache Schwankungen nach der einen oder der andern Seite mußten die Folge sein. Schon die Ereignisse der französischen Revolution bedingten gegen den trockenen Rationalismus einen Rückschlag, welcher sich innerhalb der nächsten Jahrzehnte immer mehr verstärkte. Trieben die Wirren der Zeit Tausende in einen unklaren, schillernden Mysticismus, so brachten sie zugleich eine Vertiefung des echt religiösen Gefühls mit sich, welche von ernsten Geistern von je als Quelle der Wiederkräftigung jeder Confession erkannt worden ist.

1799 erschienen anonym „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" — ihr Verfasser war Friedr. Ed. Dan. Schleiermacher († 1834). Der Urgrund, aus welchem fast alle Schriften des berühmten Theologen hervorgegangen sind, ist das religiöse Bedürfniß des Gemüths, die Form der Darlegung eine philosophische. Das Werk, in Hinsicht auf Sprache und Darstellung ein bleibendes Denkmal unserer Prosaliteratur, hat nachhaltig auf weite Kreise des Nordens gewirkt. Mit Klarheit und Schärfe wies er nach, daß alles, was die Gebildeten als Religion mißachten, nichts sei als der Inbegriff erstarrter Formeln und äußeren Kirchenthums; daß aber dadurch die Religion im tiefsten Sinne nichts von ihrer Hoheit verloren habe. Diese hat ihre Wurzel im Gemüth, ist Sehnsucht nach dem Unendlichen, ist das Gefühl der Abhängigkeit von diesem. Gott lebt im All, aber auch in unseren Ideen und im Gewissen als lebendiger Geist; einig werden mit ihm kann man nur mit der Anschauung und dem Gefühl, Unsittlichkeit und Selbstüberhebung sind mit dieser Einheit nicht zu vereinen.

Während der Franzosenherrschaft war Schleiermacher einer von den begeisterten Verfechtern des nationalen Gedankens. Im Streben nach der Einheit der religiösen Anschauungen gehörte er zu jenen, welche den hundertjährigen Zwiespalt zwischen den Reformirten und Lutheranern durch eine allgemeine evangelische Union wieder auszugleichen suchten. Friedrich Wilhelm III. Bestrebungen auf diesem Gebiete führten zu einer Einigung (1817),

welche jedoch schon am Beginn der nächsten Epoche wieder gefährdet werden sollte. Aus dem Bestreben, einen gemeinsamen Boden für die getrennten Confessionen zu finden, ist Schleiermachers bedeutendstes Werk, der „christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" (1821) hervorgegangen. Der Glaube wird erklärt als Lebensgemeinschaft zwischen Gott und Menschen mit Christus als dem Vermittler, in dessen sittlich reinem Leben das Gottesbewußtsein vorbildlich für die Christenheit offenbar geworden sei. Die Dogmen sind die Ergebnisse der Religionsauffassung früherer Zeiten und dürfen deßhalb einer Neuauffassung des religiösen Gefühls nicht hemmend in den Weg treten; diese müsse sich die ihr gemäßen Formen suchen. Ueberwindung des Bösen, Fortsetzung von Christi vorbildlichem Leben durch jeden Einzelnen und dadurch Einigung mit Gott, sind die eigentliche sich immer vollziehende Erlösung und Selbsterlösung der Christen.

Durch Schleiermacher, welcher das religiöse Gefühl, wie die wissenschaftlichen Forderungen zu befriedigen strebte, wurde der Grund zu einer neuen Theologie gelegt, deren hauptsächlicher Ausgangspunkt Berlin war, und die auch auf den Begründer der neuen historisch-kritischen „Tübinger Schule" Fr. Chr. Baur nicht ohne Einfluß geblieben ist. Dieser trat jedoch erst im dritten Jahrzehnt hervor; doch schon vor ihm beginnt man die Thatsachen der biblischen Geschichte schärfer zu untersuchen, um den thatsächlichen Kern herauszulösen, und versucht es, die Entwicklungsstufen der alt- und neutestamentlichen Schriften zu bestimmen.

Auch innerhalb des Katholicismus rührte es sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts trotz der in ihrer Art gewaltigen Organisation dieser Kirche. Wohl verhinderte diese, daß die geistige Bewegung solchen Umfang gewann, wie im Protestantismus, und das religiöse Leben des Volkes umbildete, aber sie vermochte dennoch nicht, jede freie Bewegung zu hemmen. — In Frankreich trug die allgemeine Strömung in der höheren Gesellschaft, zu der ein großer Theil des Klerus gehörte, viel dazu bei, den Ideen Voltaires und der Encyklopädie auch in der Geistlichkeit Anhänger zu verschaffen. So weit ging die „Aufklärung" im deutschen Katholicismus nicht, aber schon im siebenten Jahrzehnt wurden Stimmen laut, welche thatkräftig die Unabhängigkeit vom Drucke des päpstlichen Primats forderten. Maria Theresia stellte sich, trotz ihrer Frömmigkeit, jedem Eingriff des Papstes entgegen, wo es sich um den Staat handelte, Joseph strebte im Staate die vollständige Beseitigung der kirchlichen Macht an, und selbst innerhalb des deutschen Episcopats erstand eine Partei, die vier Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg — welche 1786 in der sogenannten Emser Punktation erklärte, daß das Papstthum, unbeschadet des Primats der Kirche, auf die unbedingte Herrschaft verzichten müsse.

Die geschichtliche Entwicklung ließ keinen dieser Gedanken zur Reife kommen; der Rückschlag gegen die Revolution, die nöthig gewordene Verbindung Napoleons mit dem Papste, und dann die romantische Restauration

brachten die Jesuiten und mit ihnen das Papalsystem wieder zur Geltung. Als Pius VII. wieder nach Rom gekommen war, erstanden alle alten Einrichtungen: alle geistlichen Orden wurden hergestellt, zuerst jener der Jesuiten (7. Aug. 1814); die Congregation zur Reinhaltung des Glaubens; die Inquisition u. s. w. In allen katholischen Ländern fand das Papstthum willige Werkzeuge, in allen Ständen, besonders im Adel und im Bauernstand; in einzelnen Staaten, wie in Frankreich und in Baiern, wuchs sein Einfluß durch „Concordate" und durch die Vereinigungen von Laien und Priestern, welche in ersterem Lande bald eine ungeheure Ausbreitung fanden. Aber trotz allem wurde auch die katholische Theologie von dem wissenschaftlichen Geiste der protestantischen beeinflußt, so feindlich sie derselben entgegentrat, so eifrig sie für Rom kämpfte, so tief auch einige ihrer geistvollsten Vertreter sich in den Sumpf abergläubischer Mystik verirrten.

Schon im vorigen Abschnitte wurde auf die geistige Gährung innerhalb des Judenthums aufmerksam gemacht. Wie überall, so war auch in diesem Bekenntniß trotz den Bemühungen Moses Mendelssohns eine ziemlich starke Partei von Gleichgiltigen, welche dem nüchternen Rationalismus huldigte. Andere hatten sich, wie auch schon berührt worden ist, einer Phantasiereligion zugewendet, und mancher war, um den das Judenthum belastenden Fesseln zu entgehen, zum Protestantismus übergetreten. Wie tief damals, am Ende des vorigen Jahrhunderts, unter den Juden das Bewußtsein ihrer gedrückten Lage war, beweist eine Flugschrift („Sendschreiben an Herrn Oberconsistorialrath und Probst Teller zu Berlin von einigen Hausvätern jüdischer Religion"), welcher bald mehrere von ähnlicher Tendenz folgten. Sie warfen die Frage von einem Massenübertritt zum Christenthum auf, das „Sendschreiben" behandelte denselben Punkt mit größerer Gründlichkeit und Schärfe und nebenbei mit achtungfordernder Würde. Der Verfasser entwirft zuerst, nach der Einleitung, eine Reihe von Sätzen, welche er als allen Religionen gemeinsam hinstellt, und versucht den Nachweis, daß dieselben auch im Mosaismus enthalten seien. Die Ceremonialgesetze seien nur zeitliche Formeln und unwesentlich, deßhalb könnten sie auch abgeworfen werden, besonders wenn sie als Hinderniß der Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten gelten sollten. Aber die weitere Ausführung ermangelt jedes geschichtlichen Blickes — der Verfasser und die Partei, in deren Namen er spricht, erklären sich bereit, gewisse Formen des Protestantismus anzunehmen, aber als Formen und nicht als Symbole des Eingeständnisses, daß sie sich den Dogmen der Kirche unterwürfen.

Noch ehe Teller geantwortet hatte, erschienen mehrere Streitschriften von geringer Bedeutung. Die Broschüre des Consistorialraths war von edler Milde bestimmt und betonte mit Recht, es sei seltsam, daß die „jüdischen Hausväter" sich nicht genügen lassen, innerhalb ihrer eigenen Religion das Gute fortzubilden und die unedlen Auswüchse zu beseitigen. Auf die Frage der staatsbürgerlichen Gleichstellung ließ sich Teller nicht ein.

Schärfer trat in einer anonymen Flugschrift Schleiermacher auf, indem er vom allgemein religiösen, wie vom christlichen Standpunkte aus das Anerbieten dieses halben Uebertritts mit Ernst und Witz zurückwies. Schon sei die Zahl der gleichgiltigen Christen eine ungeheure, da wäre es Thorheit, der christlichen Gemeinschaft noch ein „judaisirendes Christenthum" einzuimpfen, dessen Vertreter zum großen Theil aus nur äußerlichen Gründen den Glaubenswechsel vornehmen würden. Viel nöthiger wäre es, die Gemeinschaft von allen gleichgiltigen Mitgliedern zu befreien, um so an „intensivem Christenthum" zu gewinnen. In Bezug auf die Forderung der bürgerlichen Gleichheit, wie sie der Stamm in den vereinigten Staaten von Nordamerika und in Frankreich genoß, befürwortete Schleiermacher die Beseitigung der bestehenden Scheidewand und die Zulassung gemischter Ehen. Das ist in Preußen dreizehn Jahre später (Edikt vom 11. März 1812) geschehen.

Die unklare Gährung dauerte im Judenthum ziemlich lange — erst am Ende dieses Zeitraums begannen sich die fortschreitenden Elemente zu sammeln und gab Leopold Zunz (geb. 1794) den Anstoß zur Begründung einer wissenschaftlichen Behandlung der jüdischen Religion.

Noch sind in Kürze zwei Erscheinungen hervorzuheben, welche mit der philosophischen und religiösen Bewegung vielfach im Zusammenhange stehen, die Fortschritte auf dem Gebiete des Erziehungswesens und die Geheimbünde. Auf dem ersteren hatte England durch Locke und Frankreich durch Rousseau den ersten Anstoß gegeben, aber in Deutschland wurden die Ideen am thatkräftigsten ergriffen und so ausgebildet, daß sie später ihre Rückwirkung äußerten. Auch auf diesem Gebiete ist es hauptsächlich das protestantische Deutschland, in welchem sich diese wichtige Bewegung vollzog. Noch ehe Rousseau den „Emile" geschrieben hatte, war man bei uns bemüht gewesen, die Erziehung der Jugend zu vertiefen und nach edleren Zielen hinzuleiten; hier hat der gemäßigte Rationalismus, vor allem in Preußen, sehr günstig gewirkt. Die Schriften Rousseau's, des „Bürgers von Genf", gaben diesen Bestrebungen einen neuen Anstoß und Joh. Basedow war der erste Apostel derselben. Mit der Gründung des „Philantropinums" (1774) in Dessau gewannen seine Gedanken eine bestimmte Form. Die Religion wurde ohne jeden confessionellen Beigeschmack gelehrt, nichts anderes betonend, als die Erkenntniß Gottes als des Allvaters und seine Verehrung durch werkthätige Menschenliebe; in dem übrigen Unterricht wurde der Gedächtnißkram beseitigt und die Anschauung durch Abbildungen aller Art belebt; aber auch den Körper suchte man durch Abhärtung zu kräftigen. Die Art, wie Basedow seine Principien ausführte, hatte manche Schäden im Gefolge — denn die ganze Erziehung war doch zu äußerlich, als daß man in ihr lange eine Lösung der Streitfrage hätte sehen können. Aber doch war die Begeisterung berechtigt, mit welcher Männer, wie Gellert, Lavater, Lessing und Kant von den neuen Grundsätzen sprachen. Rasch folgten dem Philantropin An-

stalten ähnlicher Art — zwar hielten sie sich nicht lange, aber sie hatten eine günstige Folge: man war zur Ueberzeugung gekommen, daß mechanisches Auswendiglernen ohne jede Bedeutung für die Bildung des Geistes sei; daß man den Sinn für lebendige Anschauung nähren, den Körper nicht vernachlässigen, die angeborenen Naturanlagen nicht durch Pedanterie verkümmern dürfe.

J. H. Campe (geb. 1746, gest. 1818), der Umarbeiter des „Robinson", setzte besonnener als Basedow dessen Bemühungen weiter fort, während eine Reihe von Schriftstellern durch schlichte volksthümliche Bücher unmittelbar auf die untersten Stände zu wirken suchte. Besonders F. Eberh. v. Rochow (1734 in Berlin, † 1805) war bestrebt, durch die auf seinen Gütern errichteten Musterschulen und durch Schriften den Bauernstand zu heben und die niedere Volksschule zu verbessern, deren Aufblühen im deutschen Norden zum Theile auf ihn zurückzuführen ist. Neben Rochow ragt hervor Christ. Salzmann (1744—1811), der Gründer der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal im Gothaischen.

An diese Richtung schlossen sich die ersten Institute für Blinde und Taubstumme in unserer Heimat an — vorangegangen war Frankreich, wo 1784 die erste private Schule für Blinde begründet worden war; dann folgte Wien 1808 und darauf eine Reihe von ähnlichen Stiftungen im ganzen Deutschland. Die erste Taubstummenanstalt wurde in Paris 1760 nach dem System des Abbé de l'Epée errichtet; vollständig unabhängig von ihm begründete Samuel Heinicke (geb. 1729, gest. 1790) das deutsche System und die Anstalt in Leipzig (1778), welche Muster für die gleichen Schulen in Wien, Prag und Berlin wurde — im letzten Orte und in Schönhausen war Prof. Eschke der unermüdliche Leiter, welcher seiner Anstalt das ganze Vermögen opferte, bis Friedrich Wilhelm III. (1798) dieselbe zu einer königlichen und ihn zum Direktor erhob.

Als der edelste und größte unter den Pädagogen des 18. Jahrhunderts, als der eigentliche Begründer des modernen Volksschulwesens steht Joh. Heinr. Pestalozzi oben an (geb. 1746 in Zürich, gest. 1827). Von Rousseau war auch er begeistert worden — in uneigennütziger Menschenliebe hat er alle seine Kräfte dem schönen und großen Ziele der Volkserziehung und Lehrerbildung gewidmet. Rein im Herzen wie ein Kind, Idealist im vollsten Sinne, entbehrte er zwar des praktischen Weltblicks, und so scheiterten viele, ja alle seine Unternehmungen, aber seine Ideen, Kinder eines reinen Geistes und eines warmen Gemüths, wirkten still und mächtig immer weiter, regten ernste Denker an, der Frage der Volkserziehung näher zu treten, und gaben den Anlaß zur Gründung von echt humanen Anstalten, wie Kleinkinderbewahranstalten, Bildungsschulen für die unteren Stände, Unterstützungsvereinen für Wittwen und Waisen. Pestalozzi's bedeutendste Nachfolger, Friedrich Fröbel (geb. 1782) und Fr. Ad. Diesterweg (geb. 1790) waren

schon in dieser Epoche in seinem Sinne thätig, traten aber erst im dritten Jahrzehnt selbstständig hervor. Wir werden dann auf sie zurückkommen.

Wie in dieser von Rousseau angeregten Bewegung trotz einzelner Verirrungen der Humanitätsgedanke, in welchem sich alle edlen Geister der Zeit begegneten, zum sieghaften Ausdruck gelangte, so war auch er es, welcher das eigentliche Princip der Freimaurer und zum Theile auch der Illuminaten bildete. Die letzteren waren von einem Ingolstädter Professor, Adam Weishaupt, 1776 gegründet worden und nahmen einige Zeit neben dem viel älteren Orden der Freimaurer eine bedeutende Stellung ein — Pestalozzi gehörte ihnen an, und wie es scheint, wenigstens ist die Angabe noch nicht vollständig widerlegt, auch Goethe und Herder. Doch schon 1784 begann, hauptsächlich durch jesuitische Einflüsse, der Kampf gegen sie in Baiern, um 1790 waren die Illuminaten verschwunden, ihr Gründer starb aber erst 1830.

Der Freimaurerbund hatte in allen Ländern mehr oder weniger Krisen durchzukämpfen; mystische Schwarmgeister, Schwindler aller Art, wie der Graf von Saint Germain, Cagliostro, Casanova drängten sich ein; die Jesuiten ebenfalls; es entstanden die mannigfaltigsten, zum Theile unsinnigsten Spielarten des Ordens, und politische und religiöse Tendenzen — welche das reine Maurerthum ausschließt — Alchymie, Geisterseherei und Mysticismus fälschten das System des Bundes, bis um die Mitte des neunten Jahrzehnts wieder ein reinerer, nur humane Zwecke verfolgender Geist eine Regeneration bewirkte. Eine neue Wendung trat durch die romanischen, besonders italienischen Logen ein, als sich der Bund der Carbonari bildete, dessen Wirksamkeit schon betont worden ist, und nun von neuem politische und revolutionäre Zwecke sich einschlichen und so das Mißtrauen der Regierungen wieder erweckten.

Wie tief die Geheimbünde besonders in das deutsche Leben eingriffen, davon gibt uns die deutsche Literatur ein Zeugniß, denn nicht nur in den tollen Ritterromanen am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts, sondern auch in Goethe's „Wilhelm Meister", in Werken Schillers, Jean Pauls und Anderer treten uns Gestalten entgegen, welche den Einfluß der Zeitstimmung bezeugen.

Siebentes Kapitel.

Die Bewegung auf den wissenschaftlichen Gebieten.

Das ganze Ringen des modernen Geistes läßt sich darstellen als ein Versuch, mit Hilfe von Einzelnerfahrungen, zufälligen wie beabsichtigten (Experimenten), eine einheitliche Anschauung vom Leben im All zu gewinnen. Die religiösen Ansichten hatten von jeher auch Kosmogonien entwickelt, d. h. es versucht, aus einem bestimmten Werdensprincip die Fülle der Erscheinungen zu erklären. Das mochte Jahrtausende hindurch genügen. Aber schon im Alterthum hatte sich gezeigt, daß die von der Volksphantasie empfundenen, durch sie verkörperten Naturkräfte, welche später auch Vertreter sittlicher Mächte wurden, langsam in sich zerfielen und zwischen dem Glauben der Menge und der Erkenntniß der Gebildeten eine tiefe Kluft sich aufthat, welche durch nichts auszufüllen war. Der Menschengeist muß seiner innersten Natur nach danach streben, Erkenntnisse zu gewinnen, er muß in Kampf mit der Ueberlieferung gerathen und sich derselben, mag sie durch religiöse Satzungen noch so sehr geheiligt erscheinen, entgegenstellen.

Die Vergangenheit hat bei allen geschichtlichen Völkern wissenschaftliche Erkenntnisse der Natur aufgespeichert, in Aegypten, im Orient, in Griechenland und später bei den Arabern, welche für unsere Cultur von viel höherer Bedeutung sind, als man anzunehmen pflegt. Aber dieses große Wissen war doch durch die religiösen Anschauungen nach irgend einer Richtung hin oft eingeengt; man suchte, wenige Denker ausgenommen, alle Widersprüche auszugleichen, oder man hatte keine Ahnung davon, wie einzelne Erkenntnißsätze in streng logischer Fortentwicklung den religiösen Satzungen widersprechen müßten. Das ganze spätere Mittelalter ließ besonders in den christlichen Ländern die Naturwissenschaft immer mehr zurücktreten und erst im 15. Jahrhundert erlitt die feststehende kirchliche Weltanschauung durch die Entdeckung Amerika's, dann durch Kopernikus, welcher die Erde aus ihren Angeln hob, und sie als Stern unter den Sternen erklärte, einen gewaltigen Angriff. Bis dahin war das ganze All die dienende Magd der Erde; die Sterne, der Mond und die Sonne hatten Tag und Nacht zu erhellen, und umkreisten, dem Gebote Gottes gehorchend, die Erde, auf welcher allein sich das Geschick des Alls vollzog. Oben der Himmel, unten die Hölle — so stand Alles

unbeweglich fest. Jetzt auf einmal sollte die Erde nichts sein als ein Stern, welcher ebenfalls um die Sonne kreiste. Damit begann der Himmel und die Hölle zu beben, damit erhielt die alte Ueberlieferung den ersten Stoß. Die Kirche nahm den Kampf gegen die gefährliche Anschauung auf, aber trotz allem vermochte sie die weitere Bildung einer neuen Weltansicht nicht zu hemmen. Langsam erwachten die Naturwissenschaften wieder aus dem Schlafe und legten Erfahrung zu Erfahrung — im Norden und Süden, in West und Ost erstanden Männer, welche trotz aller Kämpfe unermüdlich nach Erkenntniß rangen und immer bestimmter wurde gegen das Ende des 17. Jahrhunderts der Ruf nach „Freiheit der Forschung" hörbar. Die ersten drei Viertel des 18. vollendeten die Befreiung des nach Erkenntniß ringenden Geistes; die Liebe zur Natur wuchs und mit ihr die Naturwissenschaften. Gerade der materialistische Geist, welcher auf sittlichem Gebiete besonders in Frankreich so tief schädigend gewirkt und die Philosophie verflacht hatte, war hier von sehr bedeutendem Einfluß, weil er die Beobachtung der Wirklichkeit schärfte und zu einer systematischen Anordnung des riesig angewachsenen Stoffes drängte. Es galt die Einzelbeobachtungen zu sammeln, zu untersuchen und zu vereinigen.

Die Ergebnisse, welche der Forschung auf diesem Gebiete von ungefähr 1760—1820 zu Theil geworden sind, auch nur zu nennen, ist eine vollständige Unmöglichkeit. Keine einzige der naturwissenschaftlichen Disciplinen ist in diesem regen Wetteifer zurückgeblieben; viele der größten Errungenschaften des modernen Geistes wurzeln in diesem Zeitraum; neue Zweige der Naturerkenntniß wurden begründet. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, Schritt für Schritt die Entwicklung im einzelnen zu verfolgen, es muß genügen, auf einige der hervorragendsten Männer hinzuweisen, einige jener Thatsachen anzuführen, an welche sich im weiteren Verlaufe weltbewegende Entdeckungen und tiefgreifende Aenderungen der Weltanschauung knüpfen. Gar manche großartige Errungenschaft, die rein wissenschaftlich betrachtet von hoher Bedeutung war, mußte übergangen werden, weil sich dieselbe, wie die Polarisation des Lichtes oder das Gesetz der constanten und multiplen Proportion in der Verbindung der chemischen Elemente, auf einem kleinen Raume nicht darlegen ließ.

Die Hauptaufgabe ist es zu zeigen, wie die Naturwissenschaften an der Schwelle des Jahrhunderts auf einmal den größten Theil der strebenden Geister in ihren Dienst bringen, wie die unklare Sehnsucht nach der Natur, welche besonders in Rousseau Gestalt gewonnen hatte, dem Drange nach klarer Erkenntniß des Weltalls weicht; wie sich in weitesten Kreisen das Interesse langsam diesen Wissenschaften zuwendet und auf das Leben Einfluß gewinnt. Die Naturwissenschaften sind es vor allem, welche der geistigen Physiognomie unseres Jahrhunderts die bezeichnenden Züge eingeprägt haben; sie sind es, welche unbewußt dem romantischen Zuge der Zeit entgegen-

wirkten und den Grund zu einer neuen Weltanschauung zu legen begannen. Langsam erzogen sie ein neues, dem Realen zustrebendes Geschlecht, veränderten langsam die Stimmungen der Lebenden und bereiteten Revolutionen vor, welche erst in einem späteren Jahrhundert beendet sein werden. Je mehr Philosophie und Theologie einerseits und die Naturwissenschaften andrerseits sich entzweiten, desto mehr mußte sich auch der Geist des Materialismus verbreiten. So sind am Beginn einer der glänzendsten Epochen der Geschichte die Keime eines großen Kampfes zwischen zwei Weltanschauungen vorhanden, der alten supranaturalistischen und der neuen naturalistischen, des Kampfes zwischen den Gesetzen der wirklichen Natur, und der kirchlichen, mythisch-symbolischen Weltansicht. *Dieser geistige Kampf bildet den tiefsten Inhalt der modernen Zeit; er ist die kurze Formel für das ganze Jahrhundert.*

Drei Männer sind es vor allem, an welche sich die Weiterentwicklung anschloß: Buffon, Linné und Cuvier — sie haben einer wissenschaftlichen Systematik des Thier- und Pflanzenreichs die Bahn gebrochen, der letzte zugleich eine neue Wissenschaft, die Kunde der alten „vorsintfluthlichen" Thierwelt begründet.

Buffon, ein Franzose (1707—1788), ist mit den Anfängen seiner großen Naturgeschichte 1749 hervorgetreten. Seine Hypothesen und Grundsätze waren wissenschaftlich nicht haltbar, aber dennoch sind seine Werke von großem Einfluß geworden, weil ihre Form eine vollendete war und die lebensvolle Darstellung des Stoffes sehr viel dazu beigetragen hat, das Interesse für das Thierreich in großen Kreisen zu beleben.

Viel bedeutender hat auf die Entwicklung der Naturwissenschaft Karl von Linné (geb. 1707 in Rashult, † 1778) eingewirkt. Er stellte für die Thiere ein streng gegliedertes, mit Scharfsinn erdachtes System hin, indem er von dem Grundsatze ausging, daß der innere Bau die Eintheilung bedinge. In der Botanik hatte es schon vor Linné nicht an Versuchen gefehlt, das große Gebiet zu ordnen, besonders Tourneforts System herrschte bis gegen Mitte des Jahrhunderts fast allgemein, doch waren seine Eintheilungsgründe sehr äußerlich, die Bedeutung des Blumenstaubs als Vermittler der Befruchtung anerkannte er nicht. Die Geschlechtsorgane der Pflanzen wurden der Ausgangspunkt für Linné's System, welches den Ueberblick außerordentlich erleichterte. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Einführung der Benennungen für die Naturgegenstände, indem er die Bezeichnung aus dem Gattungs- und Artnamen bildete und ebenso bestimmte Ausdrücke für einzelne Theile der Thiere und Pflanzen und für die Formen dieser Theile zur Geltung gebracht hat. Da er aber sein Pflanzensystem nur auf ein,

wenn auch sehr wichtiges Organ, auf die Sexualblätter, begründete, geschah es, daß er andere Verwandtschaftszeichen übersah, und dadurch oft in einer Gruppe verschiedene Arten vereinte, oder die Arten der gleichen Gattung in verschiedene Gruppen vertheilte. Wohl erkannte er selbst allmälig die Mängel seines künstlichen Systems, ohne dieselben jedoch überwinden zu können. Neben ihm suchten auch Andere die Grundzüge eines natürlichen Systems zu finden, aber ohne Erfolg; erst Antoine de Jussieu (geb. 1748, † 1836 in Paris) gelang es, das erste dieser Art aufzubauen, welches durch de Candolle 1813 weitergeführt worden ist.

Buffon.

Für die Zoologie wurde Cuvier von besonderer Bedeutung. Er ist 1769 in Mömpelgard, welches damals noch deutsch war, geboren und in Deutschland erzogen; als Schillers Genosse befand er sich einige Zeit auf der Karlsschule in Stuttgart. 1795 trat er in französische Dienste und ist 1832 gestorben. Linné's Thiersystem war auch zu einseitig von einem Organ, dem Herzen, ausgegangen und hatte den Bau desselben und das Blut als Unterscheidungsmerkmale benützt. Cuvier gründete seine Neuanordnung, welche in gewissen Grenzen noch heute gilt, auf die typischen Baupläne, welche in der Thierwelt hervortreten und unterschied vier Hauptgruppen:

Wirbelthiere, Weichthiere, Gliederthiere, Strahlthiere,

Linné.

welche er in zwei höhere Gruppen einordnete: Thiere mit Wirbeln und rothem Blut und ohne Wirbel mit weißem Blut. Außerordentliche Unterstützung fanden seine Bemühungen dadurch, daß er durch die vergleichende Thieranatomie die Typen schärfer zu erfassen und zu begrenzen suchte. Mit einem bewunderungswürdigen Scharfsinn begabt, vermochte er es auch, ein Bild jener verflossenen Erdepochen zu gestalten, deren Ueberreste im letzten Viertel des Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich zu ziehen begannen. Für die Geschichte der Menschheit ergab sich zunächst eine wichtige Frage: „Hat der Mensch mit jenen Thieren gelebt, welche heute ausgestorben sind?“

Um die Forschungen auf diesem Gebiete zu verstehen, ist es nöthig, auf

Cuvier.

den Stand der Geologie, der Kunde von der Geschichte des Erdballs, einen Blick zu werfen.

Auch auf diesem Felde hatte sich die kirchliche Anschauung lange als ein Hinderniß der freien Forschung erwiesen; besonders in England, wo gegen die Neige des 17. Jahrhunderts die Geologie begabte Forscher beschäftigt hatte, wirkten die theologische Richtung und das Bestreben, die biblische Sintfluth mit der Wissenschaft in Einklang zu bringen, so störend ein, daß die geologische Forschung ins Stocken kam.

Deutschland wurde um ca. 1750 wieder der Ausgangspunkt eines frischeren gesunderen Strebens. — Anknüpfend an ältere Anschauungen versuchte man es, durch Beobachtungen der Gebirge und der inneren Lagerungen derselben zu einer Erkenntniß der Bildung der Erdkruste zu gelangen; G. Füchsel entwarf die erste geognostische Karte, welche wir besitzen, jene von Thüringen; er stellte die Anschauung auf, daß die ungleich gelagerten Schichten ursprünglich horizontal gewesen wären und durch Hebung oder Verschiebung entstanden seien. Wohl war auch das Ausland wieder thätig, aber doch war es ein Deutscher, Gottl. Werner († 1817), welcher nicht nur das erste wissenschaftliche System der Mineralogie begründete (1780), sondern auch der Geologie einen neuen Anstoß zur Weiterentwicklung gab und, eigentlich der erste hier nach einem systematischen Aufbau der Wissenschaft strebte. Durch langjähriges Beobachten und Messen der Lagerungen

der Gesteine gelangte er zum Begriff der „Formation", wie er Reihen von Schichten nannte, die regelmäßig übereinander entstanden waren, und erklärte jede solche Formation als das Ergebniß einer Epoche in der Bildungsgeschichte der Erdkruste. Als das eigentliche Agens der Bildungen nahm er Einwirkungen des Wassers, neptunische Einflüsse an, und begründete so die Geologenschule der Neptunisten. Aber sehr frühe fand er Gegner, unter ihnen auch Füchsel — in England entstand durch James Hutton († 1797) der sogen. Vulkanismus, welcher behauptete, daß besonders die krystallinischen Gesteine nur durch Einflüsse des Feuers im flüssigen Zustand emporgetrieben sein können. Während diese gleichfalls einseitige Ansicht sich in England weiterentwickelte und zu werthvollen Ergebnissen gelangte, standen sich die zwei Schulen in Deutschland schroff gegenüber, bis auch hier eingehende Untersuchungen und deren Ergebnisse zu einer ruhigeren Auffassung hindrängten. Leopold von Buch (1774—1853), als Schüler Werners zuerst Neptunist, mußte durch seine Beobachtung der Basalte in Italien und in der Auvergne den Zusammenhang derselben mit Vulkanen und damit die Unzulänglichkeit des einseitigen Neptunismus erkennen.

Mit der Entwicklung der Geologie mußte sich auch das Interesse an verschiedenen Funden organischer Abstammung steigern, welches allgemeiner wurde, als man die Frage über den Urmenschen aufzuwerfen genöthigt war. Schon 1732 hatte der deutsche Forscher Scheuchzer das „Beingerüst eines in der Sintfluth ertrunkenen Menschen" durch einen Holzschnitt bekannt gemacht. Aber das bei Oeningen gefundene Skelett wurde von Cuvier als das eines Salamanders erkannt und so dieser Zeuge der Sintfluth beseitigt. Aber die Frage selbst war damit nicht erledigt. 1774 hatte der Pfarrer Esper in der Gailenreuther Höhle mitten unter Knochen des Höhlenbären und andrer ausgestorbener Thiere unter plumpbehauenen Steinwaffen und Werkzeugen auch Menschenknochen gefunden; ähnliche Funde wurden noch später gemacht, ihre Wichtigkeit von einzelnen Forschern geahnt, die Frage besprochen, aber nicht entschieden. Indessen hatte sich Cuvier der Betrachtung der untergegangenen Thierwelt, vor allem der Säugethiere zugewendet. Mit einer Phantasie und Kenntniß, welche einzig dastehen, gelang es ihm die Knochenfunde nicht nur zu erkennen, sondern aus denselben ganze Skelette von Thieren zusammenzusetzen, für welche die gegenwärtige Thierwelt kein Vorbild bieten konnte.*) Um so gewichtiger mußte sein Ausspruch in die Wagschale fallen,

*) Ganz besonderes Aufsehen erregte es, als Cuvier aus den Knochen, welche man in den Steinbrüchen des Montmartre gefunden hatte, einen Dickhäuter aus den älteren Tertiärepochen zusammenstellte, welcher in sich die Kennzeichen des Rhinozero's, Tapirs und Pferdes vereinte. Einige Zeit später wurde bei Pantin das fast vollkommen erhaltene Gerippe desselben Thieres gefunden und dadurch der Beweis geliefert, wie sicher Cuvier dasselbe Geschöpf aus den Funden zusammengestellt hatte.

Leopold v. Buch.

als er sich (1810) gegen den präadamitischen Menschen aussprach. Auch spätere Funde, das Kinnbackenbruchstück, welches bei Cannstatt zu Tage gefördert worden ist, und die auf der Insel Guadeloupe ausgegrabenen, in Kalkstein inkrustirten Knochen vermochten für Cuvier die Frage nicht zu lösen, obwohl er die Möglichkeit, der Mensch könne mit fossilen Thieren zugleich gelebt haben, nicht ganz von der Hand wies; viele seiner Anhänger bestritten auch diese, während zu derselben Zeit unbedingte Vertheidiger des vorsintfluthlichen Menschen auftraten. So blieb die Angelegenheit unentschieden, bis Funde in der Höhle von Durfort (Gard-Departement) im Jahre 1821 den Streit von neuem entbrennen ließen.

Wie die Kenntniß der Erde, so gewann auch die des Himmels im Anschluß an Newtons Theorie. Die größte Geistesthat des unsterblichen Forschers war es, daß er die Schwerkraft (Gravitation) als das gesetzgebende Prinzip in der Bewegung der Weltkörper erkannt und nachgewiesen hat. Von ihm

P. de Laplace.

aus vollzog sich erst der Aufschwung der Astronomie, an welchem sich Gelehrte aller Länder betheiligten, P. de Laplace (1749—1827), K. F. Gauß (1777—1855) u. s. w. Von weitgehendem Einfluß wurde auf diesem Gebiete auch die Vervollkommnung der Instrumente, besonders durch Erfindung der achromatischen Fernröhre. Die älteren Linsen hatten den Uebelstand, daß sie kein reines Bild des Objektes gaben und das Licht nicht durchließen, ohne es zum Theil in Farben zu zerstreuen. Es galt deßhalb zu hindern, daß sich das weiße Licht in Farben zerlege. Newton hatte die Möglichkeit, das zu bewirken, geläugnet, Holl und nach ihm Dollond (1737 und 1757) lösten die Frage, indem sie Linsen aus verschiedenen Glasarten zusammensetzten.

Der Astronom Fr. Wilh. Herschel (geb. 1738 in Hannover, † 1822) erbaute die ersten Riesenteleskope, mit welchen er 1781 den Uranus, vier Jahre später den Saturn entdeckte und die „Nebelflecke" beobachtete. Es

Joseph Priestley.

gelang ihm durch die verbesserten Apparate, viele derselben als Sternhaufen nachzuweisen, während andre bei jeder Vergrößerung unauflöslich blieben. Das bewog ihn, die Ansicht auszusprechen, daß die letzteren den mattleuchtenden Urstoff darstellen, aus welchem sich Fixsterne bilden müssen; einen Beweis vermochte er nicht beizubringen und so fand er um so mehr Widerspruch, als sich einzelne Nebelhaufen mit Hilfe noch schärferer Instrumente als Sternhaufen erwiesen. Erst eine spätere, unendlich wichtige Entdeckung sollte den Beweis ermöglichen, daß die „planetarischen Nebelflecke" wirklich gasförmig im Weltraume schweben. Bis zum Jahre 1804 hatte Herschel 2500 Nebelflecken verzeichnet. Auch um die Beobachtung der „Doppelsterne", welche nur durch scharfe Teleskope als aus zweien oder mehreren Sternen bestehend erkannt werden können — auch der Polarstern gehört zu ihnen — hat er sich große Verdienste erworben.

Noch mehr wurden die Beobachtungen erleichtert, als Joseph von

Fraunhofer (geb. 1787 in Straubing, † 1826 in München), der berühmteste Optiker der Neuzeit, den Bau der Fernrohre und die Herstellung der Linsen, letztere durch neue Methoden der Schleifung und Prüfung, verbesserte. An seinen Namen knüpft sich noch eine Entdeckung, welche über ein Menschenalter später von hoher Bedeutung werden sollte. Der Engländer Wollaston hatte schon 1802 beobachtet, daß in den Spektralfarben, in welche sich das reine Sonnenlicht zerlegen läßt, dunkle Linien vorhanden sind. Fraunhofer machte die Beobachtung zum zweiten Male, unabhängig von dem Vorgänger, und untersuchte dieselben eingehender (1814 u. 1815). Diese Linien werden als Fraunhofer'sche bezeichnet. Ihre hohe Wichtigkeit sollte sich erst in späterer Zeit zeigen.

Wie auf den andern Gebieten der Naturwissenschaften, haben sich auch auf dem der Chemie große Fortschritte vollzogen. Als der eigentliche Begründer dieser Disciplin ist Ant. Laurent Lavoisier zu nennen, welcher 1743 in Paris geboren, als ein Opfer der Schreckensherrschaft Robespierre's 1794 sein Leben unter der Guillotine enden mußte. Er hat als der erste den Grundsatz von der Erhaltung der Materie aufgestellt und nachgewiesen, daß die chemischen Veränderungen, welchen ein Objekt unterworfen wird, das Gesammtgewicht desselben nicht verändern. Seine vielen Versuche zeigten, um es einfacher auszudrücken, daß das Gewicht eines aus verschiedenen Stoffen bestehenden Körpers gleich ist dem Gesammtgewicht aller Bestandtheile, in welche er sich auf chemischem Wege zerlegen läßt. Im Zusammenhange mit diesen Untersuchungen entwickelte er seine Theorie der Verbrennung (zuerst 1777). Bis dahin herrschte die Ansicht G. Stahls († 1734), die Brennbarkeit sei durch das Vorhandensein eines bestimmten Stoffes, des „Phlogiston", bedingt, welcher sowohl bei der Verbrennung, wie bei der Fäulniß aus den Körpern entweiche. Indessen war durch die Entdeckung des Sauerstoffs (durch Priestley und Scheele) die Grundlage zu einer neuen Theorie geliefert worden. Lavoisier erkannte, daß eine Verbrennung nur in sauerstoffhaltiger Luft möglich sei, daß der Sauerstoff das Athmen bedinge und im Körper auch einen Verbrennungsprozeß einleite, welcher durch die aufgenommene Nahrung weiter unterhalten wird. Durch seine Untersuchungen mit der Wage wurde Lavoisier zugleich der Begründer einer neuen Methode, der quantitativen Untersuchungen, welche für seine Wissenschaft epochemachend geworden ist.

In die Epoche bis 1820 fallen auch die ersten bedeutenden Arbeiten von Joas Berzelius (1779—1848), welcher an Lavoisiers Bestrebungen anknüpfte und das Gebiet der Chemie mit ausdauerndem Fleiß und scharfem Geiste erweitert und bebaut hat. Die große Geistesarbeitskraft, welche auf dem Felde der Chemie allseitig bewiesen wurde, die reichen Ergebnisse derselben lassen sich in kurzen Zügen nicht darstellen; England, Frankreich und Deutschland sind es vor allem, wo eine rege Thätigkeit die kostbarsten Ergebnisse

der Forschung zu Tage förderte; lebendiger Verkehr der einzelnen Gelehrten untereinander ermöglichte eine gegenseitige Anregung und unterstützte den friedlichen Wetteifer unter den Vertretern aller Nationen in denselben Jahrzehnten, als Napoleon die Verhältnisse des ganzen Welttheiles erschütterte.

Ebenso bedeutend wie in der Chemie waren die Errungenschaften der Physik, welche zum Theile auch für die erstere von Wichtigkeit geworden sind. Besondere Pflege fanden Elektricität und Magnetismus, Wärme und Licht*). 1789 hatte Galvani, Professor in Bologna, die Einwirkung der

Alexander Volta.

Elektricität auf präparirte Froschschenkel wahrgenommen und dieselbe durch die Annahme einer thierischen Elektricität erklärt. Ihm trat Alex. Volta in Pavia entgegen und wies nach, daß diese Art der Elektricität durch Berührung — nicht Reibung — zweier verschiedener Metalle entstehe; daß die „elektromotorische Kraft" der einzelnen Metalle verschieden sei und die Größe der Berührungsflächen keine Steigerung dieser Kraft bewirke. 1800 setzte Volta die nach ihm benannte Säule aus Kupfer- und Zinkplatten, zwischen welche ein mit Flüssigkeit (Kochsalzlösung, oder Wasser mit etwas Schwefelsäure)

*) Die meist bedeutenden Entdeckungen über Wärme und Licht und ihr gegenseitiges Verhältniß fallen erst in den nächsten Zeitraum und werden dort berührt werden.

angefeuchtetes Läppchen gelegt war, zusammen und construirte bald darauf eine galvanische Batterie aus einigen veränderten Apparaten, die aber auf gleichem Prinzip beruhten.

Eine der wichtigsten Errungenschaften, welche die Chemie schon 1800 der Voltasäule verdanken mußte, war die Entdeckung zweier Engländer, daß durch dieselbe auf eine bestimmte Art das Wasser in seine zwei Bestandtheile, Wasserstoff und Sauerstoff, zerlegt werden könne. Damit war der Ausgangspunkt für die „elektrochemische Zersetzung", die „Elektrolyse" gefunden, deren Gesetze im nächsten Zeitraum Faraday feststellen sollte.

1820 beobachtete Hans Christian Oersted (1777—1851) die Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Magnetnadel, begründete damit den Elektromagnetismus und legte so die Grundlage für eine der größten Erfindungen des Menschengeistes: die Telegraphie.

Es ist schon im vorigen Abschnitt darauf hingewiesen, daß die Naturphilosophie Schellings auf die Wissenschaft nicht ohne Einfluß geblieben ist, und die durch dieselbe verbreiteten, oft phantastischen Gedanken besonders bei den Vertretern der streng exakten Forschung ein stets wachsendes Mißtrauen hervorriefen. Aber trotzdem stehen einige der deutschen Vertreter der Naturphilosophie als bedeutende Individualitäten in der Geschichte ihrer Epoche. Die Fülle der Einzelnerrungenschaften war schon damals überwältigend; schon damals machte sich das Bedürfniß geltend, aus denselben einen Kosmos, ein Weltbild zu gestalten, welches das Werden und Sein des Alls von einem höheren Standpunkte aus erfasse und darstelle. Unter den Werken dieser Art steht am höchsten das „Lehrbuch der Naturphilosophie" (1809—1811) von Lorenz Oken (geb. 1779 in Bohlsbach, † 1851 in Zürich). Dieser Naturforscher schloß sich in seinem System im allgemeinen an Schelling an und erfaßte die Aufgabe von dem Grundsatze, daß sich im Naturganzen eine fortschreitende Entwicklung bis zum bewußt Geistigen vollziehe — aber er besaß einen großen Vortheil gegenüber dem Philosophen durch sein ausgedehntes fachmännisches Wissen. Entspricht sein Buch auch nicht mehr der gegenwärtigen Forschung, so fesselt es dennoch durch den eigenartigen Geist des Verfassers.

Neben ihm ist G. R. Treviranus, der Anatom und Physiolog, zu nennen (1776—† 1837 in seiner Vaterstadt Bremen), dessen „Biologie" — Lehre vom Leben — am Ende dieses Zeitraums abgeschlossen wurde.

An diesen Vertreter der naturphilosophischen Schule knüpfen sich die Anfänge der Zellentheorie. Man hatte zwar schon gegen Ende des 17. Jahrh. bei Pflanzen Beobachtungen über deren inneren Bau angestellt, ohne daß sich eine wirkliche Pflanzenanatomie daran geknüpft hätte — man sprach nur aus, daß die Zelle das einfachste Element der Pflanze sei. 1772 hatte der Italiener Corti im flüssigen Inhalt der Zellen sogar eine auffällige rotirende Bewegung wahrgenommen, ohne damit die weitere Aufmerk-

Alexander v. Humboldt.

(Nach einem Stich von J. L. Raab, im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.)

ſamkeit zu erregen. Treviranus veröffentlichte 1805 ſeine eigenen Beobachtungen in einer kleineren Schrift „Vom inwendigen Bau der Gewächſe", in welcher er nachwies, daß die Gefäße der Pflanzen aus Zellen entſtehen, indem ſich junge Zellen aneinanderreihen und nach Auflöſung der Scheidewände zu Röhren verſchmelzen; 1807 machte er dieſelbe Wahrnehmung wie Corti und es mußte natürlich allmälig die Frage nach der Entſtehung der

Zelle in ihm auftauchen. Er und Andre stellten Theorien auf, welche keine Lösung brachten; auch erwiesen sich die damaligen Mikroskope und die Technik der Präparation der kleinen Zellgebilde als unzulänglich. So trat die Frage langsam in den Hintergrund, um erst 1830 in Deutschland von neuem aufzutauchen.

In diese Epoche fällt das Auftreten eines Mannes, welcher mehr als alle andern Naturforscher in sich einen universellen Geist besaß: Alexanders von Humboldt (geb. 1769 in Berlin). Ein vielseitiger trefflich geleiteter Unterricht hatte schon dem Jüngling neben einer Fülle positiver Kenntnisse den Drang in die Seele gelegt, das Einzelne zusammenzufassen und philosophisch zu durchdringen; der Umgang mit bedeutenden Männern der verschiedensten Gebiete schärfte den Blick für das geistige Leben, in welchen Formen es sich immer offenbaren mochte. Georg Forster, Klopstock, Leop. von Buch, Goethe und Schiller, in Italien Volta, in Frankreich Gay-Lussac, Cuvier und viele Andre traten dem jungen Forscher näher und wirkten auf die Entwicklung seiner Individualität ein. Mit strengster Wissenschaftlichkeit beschäftigte er sich mit den thatsächlichen Ergebnissen der Einzelforschung und betheiligte sich selbst an ihr, aber er strebte danach, einen höheren Standpunkt zu finden, von welchem aus das Ganze als eine lebendige Einheit zu überschauen war.

Mai 1799 trat er mit dem später berühmt gewordenen Botaniker Aimé Bonpland (1773—1858) seine große Reise nach Südamerika an, von welcher er am 3. August 1804 nach Europa zurückkehrte. Bald darauf begann er mit Bonpland die Ausarbeitung des riesigen Werkes, das über die Ergebnisse der Expedition Bericht gab. Kaum hat irgend eine andre Reise, unternommen zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung, jemals eine derartige Ausbeute geliefert, kaum hat ein andrer Gelehrter je mit Augen gesehen, wie Humboldt sie besaß, mit solchem allseitigen Interesse einer die Gegenstände in sich aufgenommen, wie er. Es sind wenig Gebiete der Naturwissenschaften, die er nicht betreten hat; er machte über 700 Ortsbestimmungen und 459 neue Höhenmessungen; er bereicherte die Botanik um die Kenntniß von 3600 neuen Arten der Phanerogamen und schuf einen neuen Zweig der Wissenschaft in der Pflanzengeographie; er begründete die Hydrographie, die Kunde von der Verbreitung und den Eigenschaften der Gewässer, von den Meeresströmungen und der Temperatur derselben. In der Pflanzengeographie wies er nach, wie die Höhenverhältnisse und das Klima mit der Verbreitung der Pflanzen zusammenhängen. Die Geologie verdankt ihm vielfache Anregungen; ursprünglich Anhänger des Neptunismus, war er durch Buch auf die Bedeutung der Vulkane hingewiesen worden und hatte in Amerika Gelegenheit gefunden, nach dieser Richtung hin Beobachtungen zu machen. Er erkannte, daß die vulkanischen Kräfte der Erde mit der höheren Temperatur, welche unser Erdkörper in früheren Epochen gehabt hat, zusammenhängen müssen, daß im

Ganzen überall die gleichen Gesetze die Bildung der Erdrinde bestimmten; er sprach es aus, daß die Herde der Vulkane tief im Innern der Erde in Verbindung stehen und nur dadurch die Erscheinung erklärt werde, daß Erdbeben oft auf sehr große Entfernungen hin sich fortpflanzen können. In Verbindung mit diesen Forschungen standen jene über das Klima; hier legte er die Grundlage zur vergleichenden Klimatologie, indem er seinen Blick auf die Wärmevertheilung auf der Erde lenkte. Es ist wunderbar zu sehen, wie Humboldts Geist das Einzelne erfaßt, es sogleich mit Verwandtem in Beziehungen setzt, und von beiden aus den Blick wieder nach einem Höheren lenkt; niemals hat ihm der Theil an sich Werth, wenn er denselben nicht als das Glied einer Kette erkennt, welche wieder mit allgemeinen großen Gesetzen verbunden ist. Aber das ist nicht das Einzige, was ihn auszeichnet, — das Wort des englischen Dichters Pope, von Wieland kurz gefaßt in dem Spruch: „Der Menschheit eigenes Studium ist der Mensch" — es wirkt in Humboldt als leitendes Prinzip. Sein Geist faßte das Werden und Sein der Erde in Hinsicht auf den Menschen auf; er forschte nach, wie sich die Geschichte und die Sprache, die Sitten und die Kunst jener Völker des alten Mexiko und Peru zu den Einflüssen der sie umgebenden Natur verhalten — hier zeigt sich der Einfluß Georg Forsters und seines Werkes über die Weltumseglung mit Cook —; er machte sich bekannt mit der Lebensweise und mit der Sprache der südlichen Indianerstämme, studirte die Verhältnisse der spanischen Colonien, ihren Handel, ihre Agricultur, ihre Verfassung, sogar die bei ihnen häufigsten Krankheiten. Und das Alles verstand er mit scharfem Sinn mit den natürlichen Daseinsbedingungen zu vereinen und aus ihnen zu erklären. Und zu allen diesen Eigenschaften gesellte sich noch eine Darstellungsgabe ersten Ranges, welche besonders in dem einen Theile des großen Reisewerkes „Ansichten der Cordilleren und der Denkmäler der eingeborenen Völker von Amerika" in glänzender Weise zur Geltung kommt. Hier fühlt man, daß der Gelehrte nicht als kleinlicher Pedant, sondern als phantasiebegabter Dichter sich der Natur entgegenstellte, als lebendiger Geist dem lebendigen Geiste des Alls zugänglich, ergriffen von der farben- und gestaltenreichen Welt, im tiefsten Wesen eine schaffende, künstlerisch empfindende Natur. Das Werk begann 1807 zu erscheinen und war erst 1827 vollendet, doch sind einzelne Theile Bruchstücke geblieben*). Bei der Ausarbeitung haben sich die bedeutendsten Gelehrten betheiligt, wie der Physiker Arago, Gay-Lussac, Cuvier u. s. w. — es ist in französischer und lateinischer Sprache abgefaßt; nur von dem »Essai sur la géographie des Plantes« machte Humboldt selbst eine deutsche Bearbeitung, welche er Goethe gewidmet hat; das Blatt der Widmung stammt von Thorwaldsens Hand.

*) Ein vollständiges Exemplar, 20 Foliobände und 10 Quartbände mit Stichen, zum Theil illuminirt, kostete an 8000 Mark.

James Cook.

Der entscheidende Zug, welcher sich schon jetzt voll und ganz in Humboldt bekundete, war es, an der Hand der Thatsachen das Weltall als Ganzes zu begreifen. Damit trat er sowohl dem pedantischen Formelwesen entgegen, von welchem selbst ein Linné im engeren Gebiete nicht freizusprechen ist, als auch der naturphilosophischen Schule, welche ohne solch umfassende Kenntniß die Welt nach rein abstrakten Prinzipien aufbauen wollte, wie es Schelling, Oken und in Frankreich St. Hilaire gethan hatten. Viele seiner Ansichten sollten im Laufe der Zeit widerlegt werden, seine Methode dagegen ist geblieben und je reicher, ja erdrückender die Ergebnisse der Einzelforschung geworden sind, desto mehr muß sich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß zur Klärung und Neuordnung derselben wieder ein Humboldt nöthig ist.

Vom Nov. 1805 an weilte der Gelehrte zwei Jahre in Berlin, dann zog er wieder nach Paris, wo er sich nun mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1827 aufhielt, unermüdlich thätig mit der Herausgabe des Reisewerkes beschäftigt.

Im Zusammenhange mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften steht die Erweiterung der Weltkenntniß durch Reisen und Durchforschung weniger oder noch gar nicht bekannter Gegenden. Eine hervorragende Stellung unter

den Reisenden nimmt James Cook ein (geb. 1728 in Marton in Yorkshire, getödtet von Eingeborenen der Sandwichsinseln Febr. 1779). Er hat zuerst Neu-Seeland und Neu-Guinea als Inseln nachgewiesen und hat besonders die Südsee und das Südpolarmeer durchforscht. Die Genauigkeit seiner Beobachtungen war mustergiltig. Das wissenschaftliche Interesse tritt bei den Reisenden immer entschiedener hervor; es gilt nicht mehr, einer Befriedigung der Neugierde, sondern der Erkenntniß genug zu thun; durch Beobachtungen, welche aller Orten angestellt werden, wird das Interesse für die vergleichenden Naturwissenschaften gesteigert, die Kenntniß der Fauna und Flora gemehrt; Physik und Geologie gewinnen in gleicher Art. Auch hier ist Humboldts Reise von größter Wichtigkeit, weil sie das Muster einer wissenschaftlichen Weltbetrachtung aufgestellt und die Theilnahme vielen Erscheinungen zugewendet hat, welche bis dahin wenig Beachtung gefunden hatten.

Andrerseits macht sich die Steigerung der allgemeinen Theilnahme an den Naturwissenschaften bemerkbar durch die Zunahme der Vereine, welche sich mit denselben beschäftigen. Die chronologischen Tafeln I und II am Schlusse des Kapitels gewähren eine Uebersicht von den wichtigsten Gründungen dieser Art und von den meist bedeutenden Reisen.

Zum Schlusse muß noch einer Erscheinung gedacht werden, welche einerseits mit den Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zusammenhängt, andrerseits die Erregbarkeit der Epoche vor und nach der Revolution kennzeichnet, — ich meine den Mesmerismus, Sonambulismus und verwandte Verirrungen.

F. A. Mesmer (geb. 1734) hatte schon im 7. Jahrzehnt eine Schrift über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper veröffentlicht und im Zusammenhange damit eine Theorie des „thierischen Magnetismus" entwickelt. Später ließ er sich in Wien nieder und begann seine praktische Thätigkeit; zuerst wandte er Magnete zu Streichungen der Kranken an, dann suchte er seine Kuren durch die bloßen Hände zu bewirken. Der Gedanke selbst war nicht neu, denn schon Theophrastus Paracelsus hatte den Magneten zu Heilzwecken in Anwendung gebracht. Mesmer nahm an, daß im Körper selbst ein Fluidum, der Lebensmagnetismus, bei einzelnen Individuen besonders kräftig ausgebildet, vorhanden sei. Die Sache erregte großes Aufsehen und wurde in der Oeffentlichkeit durch Streitschriften vertheidigt und bekämpft. Allmälig kam Mesmer in den Verdacht des Betrugs und zog es vor zu verschwinden, um in Paris wieder aufzutauchen (1778). Hier gewann er nach einigen Kämpfen eine große Anhängerschaft, trotzdem die Akademie wie die medicinische Fakultät sich entschieden gegen ihn aussprachen. Gerade der übertriebene Materialismus war es, welcher dem Aberglauben Unterstützung lieh. Bald bildeten sich die sogenannten „harmonischen Gesellschaften" — bis 1787 waren es in Frankreich allein 30 — welche sich zum Zwecke setzten, den Mesmerismus praktisch anzuwenden und durch

Streitschriften und eigene Zeitungen für ihn zu wirken. Angehörige der vornehmsten Gesellschaftskreise drängten sich an Mesmer und unterwarfen sich seiner Behandlung; um sich die unmittelbare Magnetisirung jedes einzelnen Kranken zu ersparen, erfand er das „magnetische Baquet", ein großes Becken mit Sand oder zerstoßenem Glas und Wasser gefüllt, welches er für ein Reservoir der magnetischen Kraft hielt oder nur dafür ausgab. Die Patienten tauchten Eisenstäbe hinein, durch welche nach Mesmers Lehre der Magnetismus in sie strömte. Derartige Baquets wurden in den Clublokalen aller harmonischen Gesellschaften aufgestellt. Aus dem Mesmerismus und vielleicht unter unmittelbarer Theilnahme Mesmers entwickelte sich der „künstliche Sonambulismus"*). Der Magnetiseur versetzte eine Person durch bestimmte Bewegungen der Hände dem Körper entlang, durch Kreisbewegungen der Hand um das Haupt derselben in einen künstlichen Schlaf; angeblich sollte sie dann in demselben des Hellsehens fähig sein, mit dem Magen lesen können u. s. w. Zumeist waren es Frauen und Mädchen, welche sich zu dem Experimente hergaben. In allen Kreisen der gebildeten Gesellschaft, welche doch sonst so skeptisch war, wurde das Magnetisiren Mode. Der Marquis von Puységur, der erste Ausüber der geheimnißvollen Kunst, suchte zuletzt sogar Bäume in magnetischen Zustand zu versetzen.

Bald wurde es offenbar, daß die harmonischen Gesellschaften, welche weibliche wie männliche Mitglieder aufnahmen, sich nicht nur mit dem Mesmerismus befaßten, sondern auch als Deckmantel galanter Abenteuer unzweideutigster Art benützt wurden, und daß die magnetischen Experimente oft zur Befriedigung gemeinster Lüsternheit dienten. Endlich wurde der Unfug so groß, daß die Regierung an die Akademie wie an die medicinische Fakultät den Befehl ergehen ließ, den Mesmerismus zu untersuchen. Die Commissionen — auch Lavoisier war Mitglied derselben — arbeiteten fünf Monate, stellten Experimente an, und erklärten danach in einer Denkschrift (Aug. 1784) die Lehre Mesmers als selbstsüchtige Charlatanerie, seine Heilmethode als geradezu schädlich. Mesmer wehrte sich dagegen vergeblich — aber trotzdem bestanden die Harmonien, besonders in den Provinzen, weiter fort; ja ein Herr Le Dru in Paris legte sogar ein Hospital an, in welchem er Arme ohne Entgelt nach den Prinzipien Mesmers behandelte. Der Sonambulismus trieb ungestört sein Unwesen weiter fort, bis die Revolution, wenigstens in Paris, diesem Treiben ein Ende machte.

Viel stärkere Wurzeln gewann die Hellseherei in Deutschland, wo die Sturm- und Drangperiode ähnliche Erscheinungen schon früher unterstützt hatte. Im 8. Jahrzehnt war Joh. Jos. Gaßner, Pfarrer in Klösterle, als Teufelsbanner aufgetreten und hatte ungeheuren Zulauf, nicht nur von

*) „Künstlich" zum Unterschied vom natürlichen, dessen bekannte Erscheinung das Schlafwandeln ist.

Bauern, sondern auch von Vertretern der vornehmsten Stände gefunden. Die Sache machte so viel Lärm, daß endlich Kaiser Joseph den Bischof von Regensburg anwies, den Teufelsbanner zur Ruhe zu weisen, der damals (1775) eben in der genannten Stadt seine Künste zum Besten gab, und nach Daniel Schubarts Worten: „Kröpfe durch Handauflegen" vertrieb. Zuletzt sprach selbst der Papst ein Verbot aus und Gaßner zog sich auf eine sehr einträgliche Dechantei zurück. Schon damals wurde der thierische Magnetismus mit den „Wundern" des Pfarrers in Verbindung gebracht.

Die romantische Strömung seit der Mitte des letzten Jahrhunderts unterstützte den Glauben an das Eingreifen übernatürlicher Kräfte; die Dichtungen des Romantikers Tieck sind voll von derartigen Zügen schon in einer Zeit, wo die Naturphilosophie noch nicht in das Bewußtsein weiterer Kreise gedrungen war. So ist es begreiflich, daß nach Gaßner noch eine Reihe von „Geistersehern" mit Glück auftreten konnte und der Glaube an sie, obwohl mehrere geradezu als Betrüger entlarvt wurden, nicht leicht zu beseitigen war. Lavater vertheidigte den magnetischen Sonambulismus; später beschäftigten sich die meisten der Naturphilosophen mit ihm und jeder suchte nach einer Erklärung des Phänomens; Treviranus behauptete, durch die Handbewegungen des Magnetiseurs entstehe zwischen demselben und der Sonambule eine Art von Magnet, dessen beide Pole die zwei Personen seien; andere suchten den Grund in der Verschiedenheit der „Lebensenergien" — womit für eine unklare Wirkung nur eine unklare Ursache gesetzt war —; wieder andre legten den Vorgängen rein seelische Beziehungen zu Grunde und erklärten den Willen des Magnetiseurs als das Wirkende. Seitdem ist die Angelegenheit immer wieder hervorgetreten und führte allmälig zur Bildung des „Spiritismus" in seiner modernen Gestalt. Die Entwicklung wird in den folgenden Büchern darzulegen sein.

Zur Modesache wurde in diesem Zeitraum auch die Phrenologie durch Fr. Jos. Gall (geb. 1758 in Tiefenbrunn, † 1828). Auch hier war der Grundgedanke, daß bestimmte Geistesthätigkeiten ihren Sitz in bestimmten Theilen des Gehirnes haben, kein neuer. Gall erhob nur seine Anschauungen zu einem umfassenden System, welches jedoch an dem Grundirrthum krankte, daß die Form des Schädels dem Bau des Gehirnes entspreche. Besonderen Anklang fand die Phrenologie in jenem Land, welches sich sowohl gegen den Mesmerismus wie gegen die Hellseherei sehr ablehnend verhalten hatte, in England — dort wurde das Interesse für die neue Wissenschaft ein allgemeines und schon 1820 wurde die erste „phrenologische Gesellschaft" gegründet.

Neben der Naturwissenschaft steht an Bedeutung für das Leben der Nationen als die wichtigste die Volkswirthschaftslehre (Nationalökonomie). Dieselbe beschäftigt sich als Wissenschaft mit den Prinzipien, von deren Durchführung der Wohlstand eines Volkes abhängt; weil diese Prinzipien sich aber nach den Verhältnissen der Staaten, der Länder richten müssen, von der

Natur des Volks und der natürlichen Beschaffenheit des Landes abhängen, ist es begreiflich, daß sie nicht immer und überall dieselben sein können.

Schon unter der Herrschaft des Absolutismus hatte man sich mit der Frage beschäftigt, wie der Nationalreichthum gesteigert werden könnte. Das geschah jedoch nicht in der Absicht, die Durchschnittszahl der Wohlhabenden zu heben, sondern um Mittel zur Aufrechthaltung der absoluten Staatsmacht und ihrer Mittel, in erster Linie der Armee, zu gewinnen.

Das erste nach einzelnen Richtungen hin ausgebildete System der Volkswirthschaft war das „Mercantil- oder Fabriks-System", welches schon im 17. Jahrh. in Frankreich durch den Minister Colbert angewendet wurde. Der Glanz Frankreichs erforderte sehr große Mittel, welche auf dem Wege der einfachen Besteuerung nicht aufzubringen waren; ebensowenig genügte die Hebung der Agricultur. So wandte Colbert Alles an, um die kleine wie die große Industrie zu fördern. Das geschah vorerst durch staatliche Beförderung der Ausfuhr und Beschränkung der Einfuhr, so weit diese nicht Rohprodukte ins Land brachte; im übrigen hielten hohe Zölle fast jedes Einbringen bearbeiteter Produkte des Auslandes ab, während Ausfuhrprämien besonders den Fabrikanten unterstützten, neue Canäle und Straßen den Verkehr nach den Grenzen erleichterten. Es ist begreiflich, daß dadurch die Ausfuhr über die Einfuhr gehoben wurde, daß mehr Edelmetalle in das Land als heraus kamen und somit die „Handelsbilance" eine günstige war.

Je schärfer dieses System ausgebildet wurde — es geschah mehr durch die Praxis als durch die Theorie — desto weniger bekümmerte sich der Staat um den Bauer. Frankreich erzeugte zum großen Theile Luxusbedürfnisse und versorgte mit ihnen von Perrücken bis zur fürstlichen Zimmereinrichtung fast ganz Europa; es kam viel Geld herein und so schien der Erfolg die Richtigkeit des Systems zu bestätigen, während doch Millionen verarmten.

Bis ungefähr 1750 bezweifelte Niemand die Richtigkeit desselben. Da trat endlich in der Stimmung ein Rückschlag ein, welcher durch François Quesnay († 1774) eingeleitet wurde. Dieser führte in einer Reihe von Schriften die Anschauung aus, daß nur Grund und Boden den eigentlichen Reichthum einer Nation bilden, nur sie einen wirklichen Reinertrag geben, nur die Landwirthe und Grundeigenthümer produktive Kräfte seien, während Fabrikanten und Kaufleute, Künstler und Gelehrte keine Vermehrung des Gesammtvermögens zu Stande bringen, auch nichts Neues erzeugen, sondern nur die Formen des Vorhandenen in mannigfaltiger Weise verändern, und deßhalb „unproduktiv" sind.

Schon in dem Grundgedanken, wie ihn Quesnay 1758 aussprach, lag ein demokratisches, ein revolutionäres Prinzip, welches in der Weiterentwicklung als System der „Physiokratie"*) immer bestimmter zu Tage trat.

*) Aus dem Griechischen. So viel als „Herrschaft der Natur".

Die ganze Bewegung läuft mit jener der Entwicklung der Rousseau'schen Gedanken parallel. Wie die neue Volkswirthschaftslehre die „Herrschaft der Natur" als das Bestimmende betrachtet, so strebt auch der „Bürger von Genf" danach, das Natürliche zur Herrschaft zu bringen; wie die Physiokraten erklärten, daß die persönliche und dingliche Freiheit, also die Beseitigung der Hörigkeit und Freiheit des Bodens nothwendig seien für das menschenwürdige Dasein der großen Masse des Volkes, so sprach Rousseau den Gedanken der Volkssouveränität aus. So arbeiteten beide Richtungen auf die Freilassung des dritten Standes hin, ehe noch der Abbé Sièyes den Begriff desselben schärfer ausgesprochen hatte.

Ein sehr bedeutender Theil der Errungenschaften der Revolution: Abschaffung der Leibeigenschaft, Gleichheit vor dem Gesetz, Aufhebung des Zunftzwanges und der Grundlasten, ist bereits in dem physiokratischen System klar ausgesprochen; die sociale Revolution, welche, wenn auch weniger bemerkbar, mit der politischen Hand in Hand ging, hat manche ihrer Waffen aus der Rüstkammer der Physiokraten geholt.

Aber das System, obwohl es sich eine zahllose Anhängerschaft in allen Ländern*) gewann, war ebenso einseitig wie der Mercantilismus, weil es den Werth der Gewerbe und des Handels gänzlich verkannte, und vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus ebenso unhaltbar. Es zeigte sich auch bald genug, daß es ein Irrthum sei, die Erzeugnisse des Bodens als die alleinige Quelle des Staats- und Volkswohlstands, das Rohprodukt als das einzige wirkliche Erzeugniß zu betrachten.

Aber dennoch bildet der Physiokratismus ein hochwichtiges Glied in der Entwicklung der staatswirthschaftlichen und politischen Anschauungen, denn er half mit, den Feudalismus zu brechen.

1763 befand sich unter den Zuhörern von Quesnay in Paris ein Schotte, Adam Smith (geb. 1723 in Kirkaldy, † 1790); 1776 erschien von demselben „Eine Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums". Die Grundgedanken dieses epochemachenden Werkes sind in Kürze folgende:

„Der Reichthum einer Nation besteht in der Summe aller Tauschwerthe, deren Urquelle die Arbeit ist. Diese steigert die Erzeugung der Rohprodukte, formt und verändert dieselben und macht sie zum Gegenstande des Handels. Der Werth eines Gutes ist mitbestimmt durch die auf dasselbe verwendete Arbeit, welche den natürlichen Preis desselben regelt. Aber weil noch das Angebot und die Nachfrage um ein bestimmtes Erzeugniß hinzukommen, so ist es natürlich, daß der natürliche Preis und der Marktpreis nicht immer übereinstimmen.

*) In Deutschland besonders den Markgrafen von Baden, Karl Friedrich, welcher der erste war, der die Leibeigenschaft aufhob und schriftstellerisch für die neue Lehre wirkte; auch Joseph II. hing ihr an.

„Aber auch der natürliche Preis ist kein einfaches Ergebniß von Rohproduktenwerth und Arbeitslohn, sondern er besteht aus drei Addenden: erstens aus dem Antheile des Grundeigenthümers, welcher den Rohstoff liefert, dann aus dem Antheile des Capitalisten, der die Mittel für die Arbeit gibt, und zuletzt aus dem Lohnantheil des Arbeiters. Jeder dieser einzelnen Theile ist für sich mannigfaltigen wenn auch bestimmbaren Schwankungen unterworfen und kann steigen oder fallen.

„Somit wird das Werthergebniß der jährlichen Gütererzeugung, also das jährliche Gesammteinkommen einer Nation unter die drei produzirenden Klassen, Grundbesitzer, Capitalisten und Arbeiter vertheilt. Der günstigste Stand tritt dann ein, wenn das Geld wohlfeil, d. h. der Zinsfuß niedrig, der Arbeitslohn und die Grundrente hoch sind. Capital ist gesammeltes Arbeitserzeugniß, je größer der Vorrath desselben ist, desto mehr fällt der Zinsfuß. Die Mittel zur Erlangung des Capitals sind Beschränkung der Bedürfnisse des Einzelnen, Verringerung der unproduktiven Bevölkerungsklassen, Vermehrung und Vervollkommnung der Arbeit. Das letztere wird erreicht durch Arbeitstheilung.

„Der Staat darf nicht den Erwerb, sondern er muß das Einkommen Aller besteuern, er muß die Freiheit des Erwerbs im Innern und des Verkehrs nach Außen von allen Schranken befreien, damit durch die freie Concurrenz in Angebot und Nachfrage die Marktpreise sich so viel als möglich den natürlichen Preisen nähern können. Aber doch darf nicht unbedingte Handelsfreiheit als Grundsatz aufgestellt werden. Wenn irgend ein Industriezweig für ein Land von besonderer Wichtigkeit ist, dann könne er durch Zölle gegen die ausländische Concurrenz geschützt werden; ebenso wenn durch dieselben irgend ein Zweig zu besserer Ausbildung angespornt werden soll u. s. w."

Die Bedeutung des Systems von Smith stieg von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, jemehr es in innigste Verbindung mit der gesammten Entwicklung der Industrie und des Welthandels trat, je mehr die Ideen der Arbeitstheilung, der freien Concurrenz und die Anschauungen von Smith über das Capital zur thatsächlichen Anwendung kamen. Aber in dem System lagen auch Keime, welche sich gefahrdrohend entfalteten, je größer die Bedeutung des Maschinenwesens zu Tage trat. Die unbedingte Concurrenz mußte allmälig den Kleinen zum Opfer des Großen werden lassen; je reichere Mittel die Anwendung der Maschinen verlangte, je mehr Arbeit diese selbst übernahmen, desto mehr trat die Uebermacht des Capitals hervor, desto klaffender wurde der Riß zwischen Reich und Arm, desto zahlreicher das Arbeiterproletariat zunächst in England.

Das System hatte ursprünglich das Wohl der Meisten im Auge gehabt, und glaubte die sociale Frage gelöst zu haben, weil es die Arbeit des Individuums zur Anerkennung brachte. Aber das Werk von Smith war

theoretisch entstanden, als die Maschine noch nicht die absolute Beherrscherin der Industrie war, und es wurde Praxis, während die mechanische Kraft in steigendem Fortschritt die menschliche zu ersetzen begann und damit auch den Begriff der „Arbeit" zum Theile umwandelte. So sank der Arbeiter, nicht zuletzt durch das streng durchgeführte System der Arbeitstheilung, selbst zum mechanischen Handlanger hinunter, er wurde ein unmerkbarer Bruchtheil in einer Rechnung von Millionen, er verlor seinen individuellen Menschenwerth.

Ungefähr in dieselbe Zeit als die Physiokraten und Rousseau auftraten, als das Bürgerthum, der dritte Stand, zu erstarken begann, in derselben Zeit, als die späteren „Encyklopädisten", vor allem Diderot, ihre ersten belangreichen Schriften veröffentlichten, tauchten die ersten Theorien des modernen Socialismus in Frankreich auf. Von besonderer Bedeutung sind zwei Werke, „Das Gesetzbuch der Natur" (»Code de la Nature«, 1755) und „Ueber Gesetzgebung" (»De la Législation ou Principes des Lois«, 1776).

Alle jene Träume und phantastischen Ideale, welche schon so oft im Laufe der Geschichte die Massen verführt haben, alle jene Prinzipien, die, im Kerne oft von warmer Menschenliebe zeugend, im unversöhnlichen Gegensatze zur Menschennatur stehen, sie finden sich im erstgenannten Buche ausgesprochen. Der Verfasser, Abbé Morelly, geht von dem falschen Grundsatze aus, der Mensch sei von Natur gut — auch hier ist wohl der Einfluß Rousseau's anzunehmen — und erst durch die Entwicklung der gesellschaftlichen Einrichtungen verdorben worden. Dieselben haben das Eigenthum erzeugt und durch dasselbe die Selbstsucht, auf welche allein sich auch die geltende ungerechte Sittenlehre begründet hat. Die alte Gesellschaft müsse beseitigt werden, und eine neue sich auf die Anerkennung folgender Grundsätze stützen: Es gibt nur gemeinsame Güter, kein individuelles Eigenthum, in welcher Form immer; der Einzelne arbeitet für die Gesammtheit und erhält von dem allgemeinen Ertrage der Arbeit so viel, als sein Bedürfniß fordert. Das Volk wird nach Familien, Stämmen, Provinzen gegliedert, welche alle, wie jeder Einzelne, vollständig gleiche Rechte haben. Zur Ehe ist jeder verpflichtet, in den ersten zehn Jahren ist der Bund unlöslich; die Kinder bleiben nur in der früheften Zeit bei den Eltern, dann treten sie in den Arbeiterstaat ein. Keine Beschäftigung befreit von der Pflege des Ackerbaues, wenn auch Wissenschaften und Künste sich frei entwickeln können; nur jene, die keinen offenkundigen Nutzen bringen, wie Theologie und Philosophie, sind zu beseitigen — die Religion wird beschränkt auf die Lehre einer einfachen, verständlichen Moral, die in wenigen Sätzen alles Nöthige vereint.

Die wohlmeinende Absicht, durch diesen Idealstaat das Loos der „Armen und Elenden" zu bessern, ist unverkennbar; ebenso zeigt sich der Einfluß der Anschauungen des Quesnay in der Stellung, welche dem Ackerbau angewiesen wird. Aber zugleich offenbart sich die vollste Verkennung der Menschennatur, wie sie als Resultat der Geschichte erscheint; es offenbart sich zugleich,

wie wenig der Verfasser den Gegensatz fühlte, welcher zwischen dem Gedanken der „absoluten Gleichheit" und der Anerkennung des „individuellen Bedürfnisses" lag. Aber von Bedeutung war es, daß wieder gegenüber einer zerklüfteten Gesellschaft von der „Rechtsgleichheit" Aller, von der Arbeitspflicht Aller gesprochen wurde.

Aehnliche Gedanken wie Morelly verfocht auch schon seit 1748 der Urheber des zweiten oben genannten Werkes, Gabriel de Mably. Auch er spricht den Grundsatz der unantastbaren Rechtsgleichheit aus und anerkennt dabei die Verschiedenheit der Fähigkeiten wie der Bedürfnisse, also gerade die Quellen, welche immer und immer wieder Ungleichheit erzeugen müssen. Wenn auch diese und andere Werke verwandten Inhaltes bei ihrem Erscheinen praktisch belanglos waren, wenn sie auch in jenen Ständen, deren Wohl sie hauptsächlich im Auge hatten, sehr selten gelesen worden sind, so liefern sie doch den klaren Beweis, wie sich die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse ernsteren Geistern unabweisbar aufdrängte. Sie verstanden den Druck, welcher auf den unteren Ständen lastete, sie sahen die tiefe Kluft zwischen den Genießenden und den Darbenden, den Uebermuth der Herrschenden und die Rechtlosigkeit der Beherrschten, aber sie konnten sich nur durch Träume über den Druck der Wirklichkeit erheben. Jedoch selbst diese Träume, einzelne in poetischer Form, waren dennoch nicht gefahr-, nicht machtlos, denn sie brachten Tausenden die Gegensätze der Zeit zum Bewußtsein.

Die Erklärung der Menschenrechte von 1789 wie die Constitution von 1791 sprachen den Grundsatz der Gleichheit aus, die letztere anerkannte aber auch das individuelle Eigenthum als eine rechtlich zu schützende Errungenschaft; dieselbe Anschauung herrschte in der Verfassung von 1793, nahm zwar in der Wirklichkeit doch eine andere Form an, aber der Genuß aller politischen Rechte war streng unabhängig von irgend welchem Eigenthum gehalten. Hier fing die Reaktion schon 1795 an, indem der Vollgenuß der Bürgerrechte wieder an individuelles Eigenthum geknüpft wurde. Aeußerlich war die Revolution eine politische gewesen, ihre inneren Gründe waren jedoch theilweise socialer Natur; es konnte nicht ausbleiben, daß sich dieselben in irgend einer Weise bemerkbar machten. Das geschah in der Verschwörung des Baboeuf, welcher nach dem Sturze Robespierre's die Ultraradikalen für seine Anschauungen gewonnen hatte, und seine Partei 1795 um viele derjenigen verstärkte, denen durch die neuen Bestimmungen die thätige Theilnahme am Staatsleben verkürzt worden war. Baboeuf predigte den vollsten Communismus. In dem wahren Musterstaate dürfe es kein Eigenthum, keinen Reichen, keinen Armen geben; selbst der Geist der Einzelnen müsse durch die gleichmäßige Erziehung so geformt werden, daß jede Individualität verschwinde; die Städte müssen zerstört werden, denn sie seien Quellen des Elends und der Ungleichheit, der Ackerbau habe die einzige Beschäftigung sämmtlicher Bürger zu bilden; alle Kirchen, Wissenschaften, Künste seien

abzuschaffen. Die Partei des Narren, welcher sich Cajus Grachus nannte, war groß genug, um eine sociale Revolution in Scene zu setzen. Mai 1766 sollte die Verschwörung losbrechen, ward aber verrathen. Das Haupt Baboeufs fiel und damit trat auch für einige Zeit der Communismus in den Hintergrund, um sich in einer neuen Form auszubilden, in Fourierismus und Saint-Simonismus. Wohl fällt die theoretische Entwicklung dieser socialen Systeme zum großen Theil in die Zeit vor 1820, aber wirkliche Bedeutung erreichten beide erst in der nächsten Epoche.

In England wurde der erste Versuch gemacht, das Loos der Arbeiter zu bessern — es geschah durch Robert Dale Owen (1771—1858), welcher ebenfalls (1812) ein neues communistisches System aufstellte. Seine Versuche hängen innig mit der Steigerung des englischen Fabriksproletariats zusammen — es wird ihrer noch später zu gedenken sein.

Vor allem in Frankreich sollen von nun an die socialen und communistischen Ideen immer wieder auftauchen, sobald die revolutionäre Strömung an Stärke gewinnt; es wird allmälig offenbar, daß der moderne Staat nicht von rein politischen Standpunkten aus geleitet werden könne — die volkswirthschaftliche Frage tritt immer entschiedener hervor und der vierte Stand beginnt sich zu bilden.

Wie auf den Gebieten der Naturwissenschaft die romantische Strömung der Zeit in der Naturphilosophie und in phantastischen Verirrungen ihren Ausdruck gefunden hat, so zeigt uns auch die Volkswirthschaftslehre eine ähnliche Erscheinung, deren Vertreter Adam Müller ist (geb. 1779 in Berlin, katholisch seit 1805, gestorben 1829 in Wien). Seine nationalökonomischen Ansichten entwickelten sich ursprünglich in einem berechtigten Gegensatz zu Adam Smith; er sah die sittlichen Gefahren des englischen Systems, welches das geistige Capital fast gar nicht in Betracht zog und das Individuum zur Maschine herabdrückte. Aber seine Heilmittel waren noch gefährlicher als die Krankheit und durchaus Erzeugnisse der unbedingten Reaktion. Müller betonte mit den Physiokraten den Landbau als die sachliche Grundlage des Staats, aber wollte ihn streng feudalistisch geregelt: Befestigung des Großgrundbesitzes und Leibeigenschaft des Bauernstandes, dazu strenge Zunftbestimmungen für die Gewerbe, Begünstigung des Binnenhandels und Gilden für die Kaufmannschaft. Damit kennzeichnete er als sein Ideal den alten Feudalstaat mit festgehaltenen Standesunterschieden und nach allen Richtungen hin durch theologische Anschauungen bestimmt. Sein System gesellt sich ergänzend zu jenem der östreichischen Hofkanzlei und ihres mächtigen Leiters — die Rückkehr zum Mittelalter allein verbürgt ihm die Wiederherstellung jener göttlichen Ordnung, jenes „natürlichen Gleichgewichts", welches durch die Revolution und durch Napoleon erschüttert worden war.

Das Streben nach freierer Erfassung des Stoffes, nach systematischer

Anordnung desselben, welches sich uns in den Naturwissenschaften wie in der Volkswirthschaftslehre gezeigt hat — denn auch die letztere sucht allgemeine Gesetze für die Fülle der Einzelnerscheinungen — tritt auch auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung zu Tage. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ist die Geschichte fast überall nichts mehr als eine geistlose Anhäufung von Daten. Erst im Laufe des 18. wird die Wichtigkeit des Quellenstudiums, der Zusammenhang der politischen Bewegungen mit der Culturentwicklung geahnt; man beginnt den Stoff genetisch zu erfassen, indem man nicht nur die Ereignisse hinstellt, sondern auch den Quellen derselben nachspürt. Noch waren die Forscher vielfach eingeengt, da sie zumeist von Fürsten abhingen, aber doch regte sich langsam der kritische Sinn und die Unabhängigkeit des Urtheils. Sowohl die Geschichte der Staaten wie jene der Kirche und der Alterthumswissenschaft zeigen schon am Ende der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Erwachen einer neuen Epoche. Wohl am meisten bezeichnet es den Beginn des kritischen Geistes in Deutschland wie in Frankreich, daß die politischen Schriftsteller das Prinzip der unbeschränkten Fürstenmacht nicht mehr unbedingt als göttliche Einrichtung erfassen, sondern die Berechtigung desselben prüfen. Bei uns haben in dieser Richtung die Schriften Friedrichs d. Gr. einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, obwohl gerade in Preußen selbst sein Beispiel vielleicht am wenigsten auf die politische Literatur gewirkt hat. Dazu traten die Einwirkungen von Montesquieu und Voltaire.

So sehen wir in Deutschland und in der Schweiz den Widerstand des Volksgeistes gegen den Despotismus der Fürsten und des Aristokratenregiments wachsen; schon 1755 betont der Schweizer J. Iselin die Nothwendigkeit, die Vereinigung aller Gewalten in einer Hand hintanzuhalten und die Rechte des Bürgers zu erweitern, damit er Theil erhalte an dem Staatsleben. Justus Möser (geb. 1720 in Osnabrück) wirkte in ähnlichem Sinne für die Stärkung der Volksrechte und für Belebung des politischen Sinns. In seinen „Patriotischen Phantasien" (1774), einer Sammlung kleinerer Aufsätze, bot er, beeinflußt von dem Geiste der englischen Wochenschriften, ein durchaus volksthümliches Buch, welches die verschiedensten Seiten des nationalen Lebens berücksichtigte. Zwar vermochte er sich von gewissen feudalen Ansichten nicht ganz frei zu erhalten, auch er ist von der Nothwendigkeit der Leibeigenschaft überzeugt und will nur dem Erbgesessenen politische Rechte zuerkennen, er fordert die Erhaltung der Volksreligion als eines „Kappzaums für den Pöbel", aber in gewissem Widerspruch mit derartigen Ansichten verlangt er die Selbstverwaltung der Gemeinden, Schwurgerichte, Bildung eines Volksheeres und unbeschränkten Freihandel.

Auf die eigentliche Geschichtsschreibung in Deutschland haben fremde Werke vielfach eingewirkt; auch hier ist der Einfluß Voltaire's ein bedeutender gewesen. Dieser war es, welcher zuerst in umfassender Weise Geschichte als Culturgeschichte erfaßte — im »Siècle de Louis XVI« und

Eduard Gibbon.

im »Essai sur les mœurs et l'esprit des nations« (1750 und 1756). Das innere Leben der Völker, ihre sittlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse, ihre Fortschritte in Kunst und Wissenschaft berücksichtigt er in weitestem Umfange; ihm gebrach zum vollkommenen Historiker nichts als Gerechtigkeit und die Erkenntniß, daß jede Epoche aus sich selbst beurtheilt werden müsse.

Voltaire's und Montesquieu's Methode war zunächst von Bedeutung für England, wo David Hume, Robertson, Gibbon und Andre die Einwirkung der französischen Muster bekunden; besonders des letzteren „Geschichte vom Niedergang und Verfall des römischen Reiches" (1776—1788) ist in vielen Anschauungen von Montesquieu („Betrachtungen über die Ursachen der Größe

IOH. WINKELMAN

der Römer und ihres Verfalls", 1734) abhängig und in der Art der Darstellung vollständig französisch.

Die zahlreichen Uebersetzungen ausländischer Werke über Geschichte regten auch bei uns an; Hinweise auf Montesquieu's und Voltaire's Geschichtsbücher sind häufig, Einflüsse derselben nicht schwer zu erkennen. Aber obwohl eine Reihe begabter Männer sich der Darstellung der politischen Vergangenheit zuwandte, wie Justus Möser; obwohl das Quellenstudium immer eifriger betrieben wurde, erstand doch das erste bedeutende Geschichtswerk nicht auf dem politischen Gebiete, sondern auf jenem der Kunst, nicht durch fremde Vorbilder bestimmt, sondern durchaus selbstständig und höchstens in Einzelnheiten angeregt: es ist die „Geschichte der Kunst des Alterthums" von Joh. Winkelmann (1764).

Die Bedeutung des Werkes läßt sich hier nur andeuten. Was dieses trotz verschiedener Mängel im einzelnen als Ganzes noch heute nicht übertroffene Werk vor allen auszeichnet, ist, daß es uns die geschichtliche Entwicklung, das Werden der Kunst vorführt. Mit feinstem Sinne schildert Winkelmann die Anfänge, das Steigen und den Verfall der Kunst bei den alten Völkern, den Einfluß des Klima's und der Religion auf die Erziehung der Phantasie und des Volkscharakters; die Entstehung des Stils als des naturnothwendigen Ergebnisses aller dieser Bedingungen. Aber mit der Entwicklung des geschichtlichen Werdegangs ist zugleich die Darstellung des ästhetischen Gehalts der Kunst auf das Innigste verknüpft. Er beurtheilte die alten Kunstwerke, besonders jene der Antike, nicht als Alterthümer, sondern als Schöpfungen der Phantasie, deßhalb vertiefte er sich in das Wesen der Schönheit, als deren höchste Offenbarung ihm die plastischen Werke der griechischen Kunst galten; er untersuchte, wie sich die Natur zur Kunst verhalte, behandelte den Einfluß des Materials auf die einzelnen Künste. Winkelmann war kein trockener Gelehrter, sondern eine phantasiereiche Natur, im tiefsten Wesen ein „nachgeborner Grieche" und deßhalb erschloß sich ihm das Geheimniß jener hellenischen Kunst, von welchem die vorhergehende Zeit kaum eine Ahnung gehabt hat.

Die Wirkungen der Ideen Winkelmanns waren tiefe und bleibende. Es wird noch nöthig sein hinzuweisen, wie dieselben auf Lessings, Goethe's und Schillers Entwicklung eingewirkt, wie sie die Anschauung von der Antike verändert und den „Zopfstil" beseitigt haben; dort werden auch einige der Irrthümer in Winkelmanns Anschauungen gezeigt werden. Hier genüge die Bemerkung, daß der Einfluß des Kunstforschers das Studium des Alterthums, seiner Geschichte und Literatur allmälig vertiefte, daß er der Darstellung der griechischen und römischen Poesie und der Literaturhistorik überhaupt neue Bahnen anwies und der ganzen Geschichtsschreibung ein Muster hingestellt hat.

Der weitern Entwicklung der politischen Geschichtsschreibung schließt sich

vornehmlich an A. L. v. Schlözer († 1809) und Ludw. Timotheus Spittler (1782—1810) an; beide haben den Vorzug, daß sie durch entschiedene Auffassung der eigenen Zeit und durch Theilnahme an den Strömungen derselben den Blick für die Vergangenheit schärften. Der erste hat durch seine „Staatsanzeigen" (1782—1793) außerordentlich viel dazu beigetragen, den freieren politischen Sinn in Deutschland zu wecken und hat das Treiben der Hintertreppenpolitik und die Akte der Beamtenwillkür und der despotischen Launen der kleinen Tyrannen schonungslos angegriffen und enthüllt. In Hinsicht auf die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte hat er den Grund zu jener Forschung gelegt, welche nicht nur auf Quellen zurückgeht, sondern diese selbst in Hinsicht auf Echtheit und Tendenz strenge prüft, ehe sie dieselben für ihre Zwecke verwendet. Spittler betonte in seinen Werken besonders die Entwicklung der staatlichen Einrichtungen und der Kämpfe um dieselben. Ursprünglich war er mit kirchengeschichtlichen Untersuchungen aufgetreten und hatte mit seinem vorurtheilslosen „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (1782) bedeutenden Erfolg errungen, dann wandte er sich, ohne die kirchliche Bewegung aus den Augen zu verlieren*), der politischen Geschichte zu. Besonders seine vielen kleineren Aufsätze, welche kaum eine bedeutende Frage der zeitgenössischen Politik unberührt lassen, haben viel zur Aufklärung weiterer Kreise beigetragen. Was er immer und überall forderte, war die ruhige, dem Charakter der einzelnen Stämme angepaßte, zielbewußte Entwicklung, das Streben nach politischer Freiheit innerhalb der monarchischen Regierungsform.

Berühmter noch als Schlözer und Spittler war Johannes v. Müller (1752—1809), welcher jedoch keinen Einfluß auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Historik gewonnen hat.

Die zwei bedeutendsten Kräfte, welche als die eigentlichen Begründer der neuesten deutschen Geschichtsforschung zu betrachten sind, Schlosser und Niebuhr (Beide 1776 geb.), treten zwar schon in der Zeit vor 1820 auf, aber ihre Hauptwerke und Wirkungen gehören der folgenden Epoche an. Auch Karl v. Rotteck (geb. 1775) und Friedr. v. Raumer (geb. 1781) haben ihre Laufbahn so ziemlich gleichzeitig mit den zwei genannten begonnen, aber die Wirksamkeit Rottecks begann früher ihren Einfluß auf weitere Kreise zu äußern. Er und Raumer repräsentiren zwei Parteien des deutschen Liberalismus, wie sich dieser nach den Befreiungskriegen unter den Einflüssen der

*) Zwei Aussprüche über Rom verdienen in Erinnerung gebracht zu werden: „In der Lage, in der wir mit dem Papste sind und von jeher waren, hat man sich vor nichts mehr zu hüten, als vor einem ordentlichen Vertrage. Er fixirt zu viel unser Verhältniß zu dem römischen Hofe, ohne daß sich der Papst in seinem Verhältniß zu uns gleich dauernd fixiren läßt" — „Dem Römer ist nichts zu klein, was er noch nehmen kann, und nichts zu groß, was er nicht an ergriffenen kleinen Fäden nachzieht."

Restauration und Reaktion auszubilden beginnt. Die erste unbestreitbar fortschrittlich, aber einseitig, die zweite ohne Entschiedenheit, nicht selten romantisch angehaucht und deßhalb leicht zu Compromissen geneigt oder durch Halbheit schädigend. — Wir werden diesen Geschichtsschreibern in dem zweiten Buche näher treten, ebenso den bedeutendsten Historikern Frankreichs, welche zumeist erst nach 1820 hervortreten.

Ein hervorragendes Verdienst hat sich die französische und englische Wissenschaft durch Pflege und theilweise Begründung der orientalistischen Studien erworben. Vor allem ist zu nennen Silvestre de Sacy (geb. 1758 in Paris, † 1838), welcher als der Führer der Bewegung auf diesem Gebiete zu bezeichnen ist. Er hat die Grundsteine zur Kenntniß der altarabischen Sprache und Literatur gelegt und durch Ausgaben wie Uebersetzungen den Einfluß vermehrt, welchen orientalische Poesien auf die moderne Literatur gewonnen haben. Eine ganz neue Wissenschaft wird durch die Expedition Bonaparte's nach Aegypten begründet: die Aegyptologie. 1798 wurde die Inschrift von Rosette gefunden, welche denselben Text in zwei Arten der altägyptischen Schrift mit einer griechischen Fassung aufwies (1803 veröffentlicht). Der Fund regte den Scharfsinn der Gelehrten an; Sacy, der Schwede Akerblad, der Engländer Th. Young beschäftigten sich damit, das Räthsel zu lösen, aber erst 1822 kam Klarheit in die Frage durch die Untersuchungen J. Champollions des Jüngeren.

Auch ein Deutscher ragt unter den Orientalisten dieser Zeit hervor, Joseph v. Hammer-Purgstall (geb. 1774 in Graz). Von bedeutendem Einfluß auf die deutsche Literatur wurde seine Uebersetzung des persischen Dichters Hafis (1813), denn an sie knüpfen sich die morgenländischen Dichtungen Goethe's; ebenso ist Rückerts reiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Orientalistik auf die unmittelbare Anregung Hammers zurückzuführen.

In England entwickelt sich am Beginn des Jahrhunderts das Studium der altindischen Sprache und Literatur, das Sanskrit, welches bald auch in Deutschland und Frankreich Wurzel faßt. Besonders wichtig ist dasselbe geworden, weil es als die neben dem Zend älteste erhaltene Sprache der Arier und als Stammmutter der romanischen, griechischen, deutschen und slavischen Sprachen zu betrachten ist. Das spezielle Studium des Deutschen begründete Jacob Grimm (geb. 1785 in Hanau); doch erscheint eines seiner Hauptwerke, die „Grammatik", nur zum kleinsten Theile in dieser Epoche.

Bezeichnend für die steigende Bedeutung der Wissenschaften für das öffentliche Leben ist die große Zahl der Lehranstalten, welche überall erstehen; besonders muß hervorgehoben werden, daß die realistischen Fächer, die unmittelbar mit der Entwicklung der modernen Technik Hand in Hand gehen, an Ausdehnung gewinnen und die Errichtung eigener Schulen nothwendig machen. Tafel III und IV geben eine Uebersicht der hervorragenden Schöpfungen auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens.

Tafel I.

(Zu Kap. VII.)

Die wichtigsten Reisen bis 1820.

Asien.

1792 Macartney in China.

1803—6 v. Krusenstern untersucht Theile der Inseln Sachalin und Jesso und die Kuriten.

1808—9 Elphinstone in Afghanistan.

1819 N. Muraw iews Expedition nach Chiwa und Entdeckung des alten Oxusbettes.

1820—21 Witschurin von Kjächta (russ. Stadt an der chinesischen Grenze) aus nach Peking.

Afrika.

1768—73 James Bruce reist durch Nubien und Abyssinien und entdeckt den Tsanasee (Quelle des blauen Nils).

1793—96 Brownes als erster Europäer in Darfur (östl. Sudan; jetzt ägyptisch).

1795 Mungo Park dringt zu den Quellen des Senegal, Gambia und zu dem oberen Nil.

1798 Bonaparte's Expedition in Aegypten.

1798—99 Bornemann als erster Europäer in Murzuk (in Oase Fezzan).

1805—6 Mungo Park zum Niger bis in die Nähe von Timbuktu (Hptst. von Massena). Park ertrank 1807 im Niger.

1816 Smith am Congo (Fluß in Nieder-Guiana).

1815—19 Caillaud dringt bis zu den Nilkatarakten, von

1819 an bis n. Sennaar.

Amerika.

1789 Mackenzie entdeckt den nach ihm benannten Fluß.

1800—2 Humboldt und Bonpland in Venezuela, Granada und Quito.

1803 Humboldt in Mexiko.

1815—28 Jones im östlichen Patagonien und auf dem Rio Negro.

1817—20 Martius in Brasilien.

1819—22 John Franklin zu Lande bis zum Kupferminenfluß (im britischen Nordamerika).

Australien.

1770 Cook an der Ostküste. Veranlaßt durch seine Berichte die Colonisation derselben.

1801 Baudin und Freycinet bis zum Vandiemensland, welches einige Jahre vorher zum ersten Male umschifft worden war.

1815 Evans entdeckt den Maquerie in Neu-Süd-Wales.

1817—22 Parker Kings Reise vom Carpentariagolf bis über das Nordwestcap.

Oceanien.

1769—74 Cook u. Banks und die zwei Forster auf den Gesellschaftsinseln ꝛc.

1779 Cook entdeckt die Sandwichsinseln.

1786 La Perouse nimmt die Samoa-Gruppe auf.

1804 Krusenstern untersucht die Marquesasinseln.

1816 Kotzebue, Chamisso und Eschholtz untersuchen den Marschall-Archipel (Rodackinseln).

1818 Freycinet auf den Ladronen.

Polarländer.

1772 Cook gelangt im Südpolarmeer bis zum 71° s. Br. und hält weiteres Vordringen für unmöglich.

1778 Cook versucht durch die Beringstraße zur Baffinsbai zu gelangen.

1780 Bacstroem dringt bis zum 82° n. Br.

1815—18 v. Kotzebue wiederholt Cooks Versuch von 1778.

1818 Franklin und Buchan nördlich von Spitzbergen bis 81° 30'.

1819 W. Smith entdeckt die Süd-Shetlands-Inseln.

1819—20 Parry und Richardson entdecken die Barrow-Str. und Prinz-Regent-Bucht.

(Zu Kap. VII.)

Tafel II.

Wichtigſte naturwiſſenſchaftliche Vereine bis 1820.

Deutſchland.

1779	Naturforſchende Geſellſchaft in Halle.
1790	Botaniſche Geſellſchaft in Regensburg.
1793	Geſellſchaft der naturforſchenden Freunde in Berlin.
1797	Geologiſche Geſellſchaft in Jena.
1808	Naturforſchende Geſellſchaft in Hanau,
1816	in Marburg,
1817	in Altenburg.
1817	Senkenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt a. M.

Frankreich.

1732	Société d'Histoires naturelles in La Rochelle.
1818	Société Linnéenne in Bordeaux.

England.

1788	Linnean Society in London.
1807	Geological S. Ebenda.
1808	Wernerian Soc. in Edinburg (mineralogiſche u. geologiſche Geſellſchaft).
1819	Microscopical-Soc. in London.
1820	Astronomical Royal Society in London.

Rußland.

1803	Chemiſche Geſellſchaft in Riga.
1804	Phyſikaliſch-mediciniſche in Moskau.
1805	Naturforſchende Geſellſchaft in Moskau.
1817	Kaiſ. mineralog. Geſellſchaft in Petersburg.

Schweiz.

1746	Zürich.
1786	Bern
1811	Aargau.
1817	Baſel.
1815	Allg. „ſchweizeriſche naturforſchende Geſellſchaft“, zu welcher die Cantonvereine als Mitglieder gehören.

Amerika.

1812	Societies of natural sciences in Philadelphia,
1818	Cincinnati,
1819	New-York.

(Zu Kap. VII.)

Tafel III.

Univerſitäten.

Deutſches Sprachgebiet.		Ausland.	
1802	Landshut in Baiern.	1791	Philadelphia.
1805	Bern.	1795	Institut national Paris.
1810	Berlin.	1802	Neueinrichtung der Dorpater Hochſchule.
1811	Frankfurt a/O. mit Breslau vereinigt.	1804	Charkow (Rußland).
1815	Wittenberg mit Halle vereinigt. (Halle war 1806 von Napoleon aus Furcht vor dem dort herrſchenden patriotiſchen Geiſte aufgelöſt, vom König Jerome 1808 wieder eröffnet, 1813 von Napoleon nochmals geſchloſſen worden.)	1804	Kaſan „
		1808	„Université de France“ Paris.
		1813	Chriſtiania.
		1813	Neueröffnung der Hochſchule in Moskau.
	Aufgehoben wurden in der Zeit folgende Hochſchulen:	1813	Helſingfors.
		1816	Warſchau.
1809	Rinteln, Altdorf und Helmſtädt.	1819	Charlotteville (Virginien).
1810	Salzburg.	1819	Petersburg.
1810	Innsbruck*).		
1815	Paderborn.		

*) Aufgehoben während der bairiſchen Herrſchaft; 1826 wieder eröffnet, aber vorläufig nur mit zwei Fakultäten (der juriſtiſchen und philoſophiſchen).

(Zu Kap. VII.)

Tafel IV.

Polytechniſche Schulen und Fachanſtalten.

(1745)	Aelteſtes Polytechnikum in Braunſchweig gegründet.
(1763)	Erſte Forſtſchule in Ilſenburg am Harz.
1795	Ecole polytechnique in Paris.
1798	Bauakademie in Berlin.
1800	Forſtakademie in Dreißigacker, gegründet von Herzog Georg von Meiningen.
1801	Polytechniſche Schule in Prag.
„	K. Ackerbauſchule in Petersburg.
1802	Landwirthſchaftsſchule in Celle (Hannover).
1803	„ in Weihenſtephan (Baiern).
1810	Forſtakademie in Tharand, gegründet von H. Cotta.
1811	Joanneum in Graz.
1811	Bergakademie in Klausthal am Harz. (Freiberg war 1766 eröffnet.)
1815	Polytechniſche Schule in Wien.
1818	Ackerbauakademie in Hohenheim (Württemberg).
1820	Gewerbeakademie in Berlin.

Achtes Kapitel.

Die Literatur bis um 1820.

Es ist natürlich, daß die schöne Literatur bei den verschiedenen Völkern durch die Eigenart und die geschichtliche Entwicklung derselben beeinflußt worden ist und ein mehr oder minder scharf ausgebildetes, nationales Gepräge erhalten hat. Aber wie sehr auch das Geistesleben verschieden sein mag, ist es doch möglich, gewisse gemeinsame Ausgangspunkte und Strebungen bei den drei Nationen nachzuweisen, welche an der Spitze der geistigen Bewegung standen: bei den Engländern, Franzosen und Deutschen.

Der Beginn des 18. Jahrhunderts ist fast überall durch steife Nüchternheit und Verkünstelung bezeichnet. Genial schaffende Dichter fehlen ganz, deßhalb gewinnen überall die überlieferten Formen, der Regelzwang an Bedeutung und bestimmen das Wesen der Dichtung um so mehr, als dieselbe zumeist mit der gebildeten Gesellschaft verknüpft ist und sich nur sehr selten an weitere Kreise wenden kann. In England wie in Frankreich ist es vornehmlich der Adel, für welchen ein großer Theil der Dichter thätig ist, in Deutschland die Gelehrtenwelt. Diese Beschränkung mußte überall zu einer gewissen Verknöcherung führen, sie mußte die freie Selbstbestimmung der Phantasie in Hinsicht auf die Stoffwahl, wie auf die Formenbehandlung in Fesseln schlagen, sie mußte den Geschmack einseitig werden lassen und der nüchternen Verstandesthätigkeit eine Stellung im poetischen Schaffen einräumen, die immer Epochen des Stillstands oder des Rückschritts bezeichnet, d. h. auf dem Gebiete der Dichtung, denn von der Blüte derselben läßt sich niemals ein sicherer Rückschluß auf die allgemeine Blüte einer Nation ziehen.

Die Geistesthätigkeit eines Volkes kann zu keiner Zeit rastlos in einer Richtung hin das Ziel suchen, sie bedarf der Pausen und des Wechsels. Ist das Kapital von dichterischer oder künstlerischer Schöpfungskraft vorläufig ausgegeben, so tritt überall und zu allen Zeiten eine Epoche der Abspannung und der Sammlung ein, während sich auf anderen Gebieten das Erstarken andrer Geistesfähigkeiten bekundet und vollzieht; es tritt an die Stelle eines künstlerischen Ideals ein wissenschaftliches, ein staatliches, religiöses oder soziales Ideal, das die besten Kräfte des Volkes in seine Dienste nimmt und die anderen Strebungen mehr oder minder in den Hintergrund drängt, weil es auch die allgemeine Stimmung, den Geschmack, beeinflußt. Kurz, es schafft

ein Klima der Meinungen, in welchem nur bestimmte Ideen wachsen und gedeihen können, andre aber entweder ganz verkümmern oder nur im steten Kampfe gegen die herrschende Strömung sich erhalten.

So erscheinen Zeiträume, in welchen die realen Verhältnisse des Staatslebens oder der Völkerbeziehungen, in welchen sociale Umwälzungen den größten Theil der geistigen und materiellen Volkskraft für sich beanspruchen, allen künstlerischen Bestrebungen ungünstig, wenn sich dieselben nicht in den Dienst der herrschenden Idee begeben. Aber dennoch ist dieser Stillstand stets mit einer inneren Kräftigung verbunden. Neue Anschauungen werden angesammelt, manches Schwankende befestigt, manches Verrottete zerstört, und zuletzt die Phantasie, nachdem sie gerastet hat, innerlich bereichert und vertieft. Die rein materielle Strömung hat ihre geschichtliche Aufgabe vollendet und langsam bildet sich im Gegenkampfe mit dem alten ein neues Klima der Meinungen, in welchem sich wieder die künstlerisch schaffende Kraft frei bethätigen kann. Diese Ausgleichung ist stets von Stürmen begleitet, und solche traten auch in allen den genannten Literaturen ein, als das lange gefesselte individuelle Bewußtsein sich gegen die Satzungen der Vergangenheit aufzulehnen begann, nur war bei den Romanen der Geist, bei den germanischen Stämmen das Gemüt das revolutionäre Element. Aber nur in Deutschland, welches am längsten geistig gerastet hatte, am stärksten in die Fesseln der Nüchternheit eingeschnürt gewesen war, erwuchsen aus dem Gefühlssturm einige große Genien, welche Mustergiltiges schufen.

Auf die Epoche des Sturms folgte, zum Theil in ihr wurzelnd, die Romantik als die dritte Phase der Entwicklung. Elemente derselben waren schon, besonders in Deutschland, aber auch hie und dort in England, vorhanden, lange bevor die große Revolution und dann Napoleons Gewaltherrschaft hereinbrachen. Diese zwei sind die gewaltigsten Hebel der Bewegung geworden, welche man als Romantik bezeichnet. In die faulig gewordenen Verhältnisse des politischen Lebens auf dem Festlande fegte auf einmal das wilde Gewitter hinein und erschütterte überall die Geister. Nichts, was als heilig und unantastbar überliefert war, erschien ungefährdet, Keime des freien Denkens wurden über ganz Europa hin verweht. Aber noch tiefer als die Erregung war dann der Umschlag der Stimmung, denn alles schien dem Ansturm der entfesselten Leidenschaften zum Opfer fallen zu sollen. Es wankten die Throne, aber auch die ruhegewohnten Völker fürchteten den Losbruch ähnlicher Katastrophen; es wankten die Begriffe des herkömmlichen Rechts, aber auch die der wahren Gerechtigkeit und Menschlichkeit; es zitterte das Priesterthum, aber auch die Religion. Das alles drängte die Phantasie der Völker zur Vertheidigung des Bestehenden hin, es verband die Fürsten, sonst uneins unter sich, alles in Bewegung zu setzen, um eine Schutzwehr gegen die gefährlichen Ideen aufzurichten; es einigte die Priesterschaft aller Bekenntnisse und aller Länder zum Kampfe. Und so erfolgte außerhalb Frankreichs eine

Stärkung des monarchischen Staatsbegriffs und der Kirche, welche durch die Stimmung der Völker zum Theile unterstützt wurde.

In diese Strömungen fiel das Auftreten Bonaparte's und der wachsende Druck seiner Gewaltherrschaft. Wie ein Schicksal brach er herein und erschütterte mehr noch als die Revolution die bestehende Ordnung der Dinge; er mißachtete die „Legitimität", um sich ihr zuletzt zu unterwerfen; er mißachtete die Völker und rief das nationale Bewußtsein auf, wo er es bedurfte, bis es auch dort wuchs, wo es ihm verderbenbringend war. Er wollte sich die Kirche unterwerfen und schloß mit ihr zuletzt ein Bündniß, weil er ihre Macht erkannte. Aber seine Gewaltherrschaft, seine Mißachtung jedes fremden Rechtes, rief zuletzt alle Gegner in Waffen, Kirche, Staat und Volk, letzteres aber war das Mittel, jene die Leiter der Bewegung, welche sie zu dem gewünschten Ziele lenkten: zur Herstellung des vorrevolutionären Europa's; es wäre ihnen aber nie gelungen, hätte in den Völkern nicht die Sehnsucht gelebt, endlich wieder zur Ruhe zu gelangen, ihre nationale Selbstständigkeit und einen Halt für die schwankenden Geister zu erringen. Das nationale Gefühl war gewaltsam wachgerufen worden und mußte aus dem Wirrsal der Gegenwart in die Vergangenheit sich zurücksehnen; die phantasiebegabten Menschen wurden durch die zerrissene Zeitstimmung dazu gezwungen, jener Epochen zu gedenken, in welchen scheinbar zwischen Volk, Fürsten und Kirche, zwischen Geist und Herz Friede geherrscht hatte. Und von hier aus vollzog sich der Drang nach dem Mittelalter, der Hang zum absoluten Staat und zur absoluten Kirche, zum Katholicismus. Aber diese Bewegung konnte mit vollster Folgerichtigkeit sich nur in den Kreisen der Gebildeten vollziehen, und mußte zu einer inneren Spaltung in den Völkern selbst führen, mußte die aus ihr hervorgehende Literatur mit dem Volksgeiste im engeren Sinne in einen Gegensatz bringen: darum ist die Romantik in Literatur und Kunst trotz nationaler Stoffe mit wenigen Ausnahmen unvolksthümlich und künstlich geworden, darum verlor sie zuletzt überall, wo sie auf die herrschenden Kreise sich stützte, den Zusammenhang mit dem Volksgeiste und stellte sich ihm feindlich gegenüber; darum verlor sie die Fühlung mit der thatsächlichen Wirklichkeit und versank in haltlose Phantastik.

Das Fortwirken der revolutionären Gedanken war trotz allem nicht mehr aufzuhalten und wurde durch den Fortschritt der Philosophie und der Wissenschaften, durch das Wachsen des kritischen Geistes unterstützt. So bildeten sich in dem jüngeren Geschlechte, welches seit ungefähr 1790 aufwuchs, eine innere Zerrissenheit, welche sich um so mehr ausbreitete, als die vom 18. Jahrhundert überkommene Stimmung geeignet war, in demselben Individuum die größten Gegensätze zu pflegen. Ein frischer Drang nach Lebensgenuß neben Lebensverachtung, begeisterte Schwärmerei für Humanität und Gleichheit vereinigt mit krankhaftem Selbstbewußtsein, unklares Streben nach unklarem Ziel; das Bedürfniß, sich an ein Höheres anzulehnen und daneben

Oliver Goldſmith.

eine Zweifelſucht, die bis zur Frivolität ging: das waren die Elemente, aus welchen ſich gerade einige der hervorragendſten Naturen widerſpruchsvoll zuſammenſetzten. So wurde der Sturm zum „Weltſchmerz“ und dieſer ein wichtiger Beſtandtheil in dem Schriftthum aller Länder, theils mit der Romantik vermiſcht, theils in ſcharfer Prägung für ſich ausgebildet.

Die politiſche und kirchliche Reaktion konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Literaturen bleiben. Zwar erreichte derſelbe erſt nach 1820, zum Theil nach 1830 ſeinen Höhepunkt, aber ſchon zu Ende des Zeitabſchnitts machte er ſich in Frankreich und Deutſchland bemerkbar. Die reine Poeſie wurde ſeltener und Tendenzen aller Art begannen den Inhalt verſchiedener Dichtungsarten zu beſtimmen und ſchädigten den äſthetiſchen Werth.

In England (vergl. S. 15 u. ff.) war durch Richardson und Young, den Dichter der „Nachtgedanken", die sentimentale Richtung zur Herrschaft gelangt; neben ihr entwickelte sich die humoristische und satirische eines Sterne, Fielding und Smollet. Sowohl der Gemütsüberschwang, wie die Satire und der Humor entbehrten zumeist der einfachen Schlichtheit; die Charakteristik der Gestalten war übertrieben, die Darstellung der Begebenheiten, obwohl nach Realität strebend, doch entweder so unklar und unplastisch oder so übertrieben scharf, daß die dichterische Wahrheit Schaden leiden mußte. Im Zusammenhange damit stand die Art des Ausdruckes: die empfindsame und rührselige Schönrednerei und das starke Hervortreten der Dichter, welche mit ihren Gedanken und Empfindungen, mit ihren witzigen und sentimentalen Betrachtungen die schlichte Entwicklung des Stoffes vielfach schädigten. Doch der realistische Sinn der englischen Phantasie unterstützte bei manchem Dichter auch in dieser Zeit das Streben nach Wiedergabe des Wirklichen, wie es neben anderen Oliver Goldsmith in seinem „Vikar von Wakefield" bewiesen hat.

Mit der Veröffentlichung der alten Dichtungen durch Percy war der Blick wieder auf das Volksgemäße hingelenkt worden. Der Einfluß des amerikanischen Krieges wie jener der Revolution unterstützte die Rückkehr zum nationalen Wesen und stärkte den Drang nach Ursprünglichkeit, nach frischem Leben in der Poesie. In der Lyrik hatten Künstelei und Vorliebe nach Beschreibungen lange fast unbeengt geherrscht. Die von Macpherson gefälschten, aber doch poetisch nicht unbedeutenden Gesänge des „Ossian", die Volkslieder Percy's und ähnliche Schöpfungen hatten schon im siebenten Jahrzehnt das Erwachen eines neuen Geschmacks bewirkt, aber erst William Cowper († 1800) und Robert Burns († 1796) leiteten eine neue Epoche der englischen Dichtung ein, indem sie, unbekümmert um die als Muster geltenden Arbeiten einheimischer und fremder Dichter, unmittelbar aus ihrem Inneren schöpften und in der Darstellungsart nach dem schlichten Ausdruck der inneren Welt hinstrebten. Aber während Cowper Naturwüchsigkeit und Kraft aus Haß gegen das Herkömmliche übertrieb, hat Burns bewiesen, daß auch Schönheit und Harmonie sich mit dem volksgemäßen Inhalt vereinigen lassen. Burns ist ein echtes Kind des Volkes und dabei zugleich ein echter Dichter. Dichten und Leben war ihm Eins; auf freiem Felde, hinter dem Pflug, in den Wäldern des Hochlandes entstanden seine schottischen Gedichte, im vollsten Sinne Volkslieder, echt menschlich im Inhalt, schlicht in Liebe und Leid, im Bewußtsein des Manneswerthes, voll kerniger Frische im Ausdruck, voll sinnlicher Anschaulichkeit im Bilde. Schon die erste Auflage (1786) fand eine freundliche Aufnahme. Dem Dichter war es nicht vergönnt, für sich selbst ein Glück zu erringen, denn er starb 37 Jahre alt in dürftigen Verhältnissen, nicht ganz ohne Schuld an dem eigenen Untergang. Was seine Lieder und Balladen vor allem auszeichnet, ist, daß er trotz dem Scharfblick für die Wirklichkeit niemals nüchtern und prosaisch wird.

Walter Scott.

Das Kleinſte, was ſein Gemüt erfaßt, wird vom Zauber echter Poeſie belebt und erhält einen goldigen Schimmer der Idealität, ohne doch jemals die Wahrheit der Linien dadurch zu verlieren. Dieſe Verbindung von naturgemäßer Unmittelbarkeit und vollendeter Harmonie der Form und des Inhalts war es, was den Geſängen des Dichters nicht nur die Herzen des Volkes gewann, ſondern zugleich die ganze Weiterentwicklung der engliſchen Lyrik maßgebend beſtimmte; Walter Scott, Thomas Moore und die ſogenannte „Seeſchule“ *) ſind von ihm beeinflußt worden.

*) Der Beiname „Seeſchule“ oder „Seedichter“ (Lake-Poets) ſtammt von der Landſchaft an den Seen in Cumberland, wo Wordsworth, Southey und Coleridge längere Zeit lebten.

Die Vertreter der letzteren, deren Haupt William Wordsworth (1770—1850) war, sind in ihren Gedichten die Fortsetzer des Kampfes gegen die verkünstelte Poesie; besonders Wordsworth strebte mit vollstem Bewußtsein nach dem schlichten Ausdruck der Empfindung und nach Schmucklosigkeit der Schilderung in den „Lyrischen Balladen", welche er seit 1798 veröffentlichte; in nicht so reichem Maße dichterisch beanlagt, wie Burns, verfiel er oft in nüchterne Trockenheit, ja wurde nicht selten im Streben nach dem Volkston platt in der Form.

Feuriger und schwungvoller waren Sam. Tayl. Coleridge (1772 bis 1834) und Robert Southey (1774—1834); beide zeigen in ihren Jugendwerken und in ihrem Leben den Einfluß, welchen die französische Revolution auch in England auf das jüngere Geschlecht ausgeübt hat. Coleridge trug sich einige Zeit mit dem Plane, auf einem Gebiete Nordamerika's einen Freistaat zu begründen. Sein Drama „Robespierre's Sturz" (1798) spiegelt jene vollkommen unklare Gährung, in welcher er damals sich befand. Mit der Begründung einer Häuslichkeit kehrte ein ruhigerer Geist in ihn ein und lenkte seine Phantasie in stillere Bahnen. Von besonderem Einfluß wurde auf ihn ein Aufenthalt in Deutschland, der ihm unsere Literatur und Wissenschaft erschloß; durch Schriften über sie, durch Uebersetzungen und Kritiken begründete er den innigeren Geistesverkehr zwischen den beiden Völkern.

In den meisten seiner Gedichte überwiegt trotz der reich entwickelten Sprache der edel gehaltene volksthümliche Geist; seine Balladen zeichnen sich durch die Energie aus, mit welcher er Gestalten und Situationen aus dem Stimmungshintergrunde herausgearbeitet hat. Aber auch ihn erfaßte der romantische Geist und gab seiner späteren Lyrik, vielleicht nicht ohne Mitwirkung deutscher Einflüsse, jene Eigenart, die man als „Mondscheinpoesie" bezeichnet.

Eine ähnliche Entwicklung ist bei Southey nachweisbar, welcher von revolutionärem Sturm und Drang ausging und dann vollständig Romantiker wurde. Wie mancher der deutschen Zeitgenossen hatte er eine mehr weiblich empfangende, als männlich schaffende Phantasie, welche, vom Neuen rasch entflammt, sich oft von fremden Vorbildern anregen ließ und dabei die Klarheit verlor.

In derberer Weise bekundet sich der romantische Zug in der Romandichtung; das Ritterthum tauchte wieder auf, Gespenster erhielten die Rolle des Schicksals, abenteuerlicher Zauberspuk mußte als Reizmittel dienen. Gr. Lewis war der Hauptvertreter dieser Ritter- und Schauerromantik, welche zwar nicht ohne Einwirkungen geblieben ist, aber ästhetische Bedeutung nicht besitzt.

Den Zug in die Ferne bekundete als erzählender Dichter auch Thomas Moore (1789—1852) in „Lalla Rookh" (1817)*); hier wie in verschiedenen

*) Es verdient Erwähnung, daß der Dichter für dieses Werk ein Honorar von 3000 Pfd. Stlg. erhalten hat.

andern Dichtungen tritt die Romantik in ihre Rechte; in den lyrischen Gedichten („Irische Melodien") ist das Volksthümliche herrschend; Tiefe mag man vermissen, aber die Anmuth und Sinnigkeit der Auffassung, der gleitende Rhythmus sind bezaubernd. Diese Vorzüge besitzen auch die „Abende in Griechenland", bei dem gleichen Mangel an Tiefe und Mark. Am meisten bedeutend ist Moore als Satiriker. Hier entfaltet sich seine Phantasie am freiesten und am reichsten; hier steht ihm ein Reichthum an Tönen zu Gebote, welcher Staunen erweckt. Die Gegenstände seiner Angriffe sind ebenso reichhaltig: mit köstlicher Ironie macht er sich über die Anzahl der schriftstellernden Damen lustig, verspottet das äußere Formelwesen der anglikanischen Hochkirche, den Eigennutz ihrer Bischöfe, verspottet die Hochtories, besonders in der beißenden Humoreske „Zukunftsmeeting der brittischen Vereinigung von 2836", wo er die Kirchenfürsten und die englischen Peers als vorsintflutliche Thiere auftreten läßt. Am höchsten steht er als Satiriker in den „Fabeln für die heilige Alliance", wo er das ganze diplomatische Gaukelspiel mit unerbittlichem Hohn überschüttet. Wohl stört sein irisches Gefühl nicht selten die Ruhe des Urtheils; vom rein künstlerischen Gesichtspunkte urtheilend, wird man dennoch seine Satiren stets unter die besten zählen müssen.

Als die zwei größten Dichter Englands in dieser Epoche sind Scott und Byron zu nennen, der romantische und der moderne Poet, beide in so scharfer charakteristischer Ausprägung, daß sie als Typen gelten können. Die Anfänge Walter Scotts (geb. 1771 in Edinburg, gest. 1832 in Abbotsford) sind einerseits durch Burns, andrerseits durch deutsche Dichter, wie Bürger und Goethe, bestimmt. Des ersteren gespenstig düstere „Leonore", selbst durch das Studium der Sammlung Percy's beeinflußt, wirkte tief auf den jugendlichen Dichter ein; das beweisen die verschiedenen Balladen, die er bis gegen 1801 geschrieben hat. Aber ebenso erfaßte ihn Goethe's „Götz", den er 1799 in einer noch jetzt geschätzten Uebersetzung dem englischen Publikum zugänglich machte. Die Eindrücke desselben wurden besonders für die Romane bedeutsam.

Scott ist als Lyriker begabt, aber unselbstständig; als Romanschriftsteller hat er dagegen eine bedeutende Eigenart entfaltet. Mit dem „Wawerley" betrat er 1814 das Gebiet, auf welchem er die größten Erfolge erringen sollte. Fast alle seine hervorragenden Schöpfungen („Guy Mannering", „Der Alterthümler", „Die Presbyterianer", „Braut von Lammermoor", „Ivanhoe") gehören der Zeit bis 1820 an — die späteren Arbeiten leiden mit Ausnahme des „Kenilworth" und „Quentin Durward" bereits unter der hastigen Produktion.

Scott ist Tory und Romantiker, aber mehr aus ästhetischer Freude an der Vergangenheit, als aus starrem Prinzip; er liebt excentrische Charaktere, versteht es aber auch, sie so eingehend zu zeichnen, daß sie verständlich werden.

Lord Byron.

Eine große Kenntniß der Außenseite vergangener Zeiten ermöglicht ihm die geschichtliche Stimmung zu erzeugen, mit welcher er die Helden umgibt. Ein starkes Naturgefühl macht sich in den Schilderungen geltend. Wo er, wie im „Quentin Durward“ und „Ivanhoe“, seine Kräfte zu einigen versteht, dort gibt er lebensvolle glänzende Culturbilder im organischen Anschluß an die Erlebnisse, welche die Entwicklung der Hauptgestalten bestimmen. Mit Geschick verwendet er hervorragende geschichtliche Personen (Ludwig XI. im

„Quentin Durward", Cromwell und Karl II. im „Woodstock") mehr im Mittelgrunde der Ereignisse, ohne sie mit ihrem ganzen Innenleben zum Mittelpunkte zu machen.

Den Vorzügen stehen gleich gewichtige Mängel entgegen, welche im Laufe der Zeit sich schädigend vordrängten: der historische Kleinkram, die Beschreibung von Oertlichkeiten, Gewändern und Sitten wird unkünstlerisch aufgehäuft, und dadurch statt lebendiger Bilder archäologisches Notizenwerk geliefert; Betrachtungen, manchesmal humoristisch gefärbt, fallen aus der Composition des Ganzen; die Breite der Gespräche wird nicht immer durch dramatischen Inhalt ersetzt — ein Uebel, an welchem der ältere englische Roman seit Richardson gelitten hat.

Am kräftigsten tritt die Romantik hervor, wenn Scott, um die Wirkung düster gehaltener Gestalten zu steigern, eine tief traurige, aber großartige Naturscenerie zu Hilfe nimmt („Walladmor") oder geheimnißvolle Charaktere in gespenstiger Beleuchtung auftreten läßt (Alchimist im „Kenilworth"). Derartige Stimmungen weiß er meisterhaft zu treffen; sie sind ein Nachklang seiner Jugenddichtungen.

Ueber ihn hinaus ragt die Gestalt des Lords Georg Noel Gordon Byron (geb. 22. Jan. 1788 in London, gest. 1824 in Missolunghi), in welchem sich die Zerrissenheit des Zeitalters ganz verkörpert hat. In der Seele dieses Mannes lagen alle Gegensätze der Epoche und der Menschennatur nebeneinander; er lebte dahin im Zwiespalt mit der Welt, weil er niemals die Einigung mit sich zu erringen vermochte. Fieberhaftes Verlangen nach Sinnengenuß und Weltverachtung, Begeisterungsfähigkeit und kalte, alles zerstörende Zweifelsucht, Verzweiflung an dem Ewigen und Verlangen nach demselben — sie haben noch nie in eines Menschen Seele so unvermittelt neben einander gelebt, wie in der Byrons, denn ihm fehlte das einzige, was Einheit erzeugen kann, der ethische Wille, die klare Weltanschauung. Diese Mängel sind es, welche das Gesammtbild eines der größten Dichter des Jahrhunderts schädigen. Es ist nöthig, daß ich hier einen Augenblick abschweife, um einem gerade heute weitverbreiteten Irrthum entgegenzutreten. Man muß es zum Ueberdruß hören, daß Poesie und Sittlichkeit nichts mit einander gemein haben. Das ist eine jener Halbwahrheiten, welche in ein Zeitalter passen, das den Blick für den tiefsten Zusammenhang aller geistigen Potenzen im schaffenden Künstler entbehrt. Jene Kraft, welche alle Einflüsse des Daseins und alle Ergebnisse des inneren Lebens zur Einheit sammelt, ist die Phantasie, welche bei dem Künstler als schöpferischer Drang auftritt. Die Ausübung desselben muß bei wirklichen Dichtern die Art und Zusammensetzung der Phantasie bekunden, die vollendeten Werke werden für den zergliedernden Seelenforscher Verräther der dichterischen Individualität, sie werden den Reichthum und die Armuth des Ich's verrathen, um so mehr verrathen, je leidenschaftlicher die Schöpfungen selbst sind. Keine noch so

große formale Kunst, nicht die schönste Sprache, nicht der vollendete Versbau, nicht sprühender Witz werden im Stande sein, den Mangel eines einheitlichen, geläuterten Willens zu verbergen, die Verirrungen der ethischen Lebensanschauung zu verhüllen — der sittliche Mangel, sittlich im höchsten Sinne genommen, setzt sich allüberall in einen künstlerischen Mangel um, weil die individuelle ethische Anschauung einen Bestandtheil der künstlerischen Phantasie bildet. Jene Ethik, welche der Dichter im Leben bethätigt, auch ohne sie in jedem einzelnen Falle sich selbst erst in Grundsätzen vorzustellen, jene Ethik, die den tiefsten Inhalt seiner menschlichen Persönlichkeit bildet, sie wird, ohne daß er es weiß, zugleich die treibende Macht jener Gestalten werden, in welche sich glühend das eigene Empfinden ergießt. Auf allen Gebieten, in welchen der Mensch als Ganzes, sein Inneres in Thaten umsetzend, auf die Bühne des Daseins tritt, ist die Einheit von ethischem Willen und schöpferischer Kraft das Höchste, bei dem Dichter tritt als Drittes die Harmonie des Werkes hinzu, welche Mißklänge im Einzelnen ja nicht ausschließt. In diesem Sinne ist Byron nicht zur höchsten Stufe der Vollendung gelangt, auf welcher ein Shakespeare, ein Goethe stehen, denn er hat diese innere Einheit, welche nur nach ernsten Kämpfen zu erreichen ist, niemals errungen — und diese Zerrissenheit des ethischen Bewußtseins spiegelt sich in fast allen seinen Werken, in allen seinen Helden: diese können, wie er, in heißem, leidenschaftlichem Sturm rasen, aber allen fehlt der gestählte Wille, welcher den Sturm bändigt und sich vor dem tragischen Untergang, ein Sieger über die Dämone der eigenen Brust, wahrt und rettet. Solche Naturen sind den Elementen verwandt, welche in wilder Empörung losbrechen und mit Zerstörung ihre Bahnen zeichnen; sie müssen austoben, weil unabänderliche Gesetze sie dazu zwingen, sie entfalten eine gewaltige Kraft, aber ihnen fehlt das selbstgesetzte Ziel.

Die ersten Arbeiten, welche Byrons Ruf eigentlich begründeten, waren die ersten Gesänge von „Childe Haralds Pilgerfahrt" (1812), „Der Giaur", „Die Braut von Abydos", „Der Corsar", und „Lara". Man darf nicht übersehen, daß sie alle zu einer Zeit entstanden, als Byron sich in den wildesten Strudel des Londoner Lebens geworfen hatte; nur der Beginn des „Harald" gehört der Zeit der Reise in Kleinasien und Griechenland an. Es ist eine große Natur, welche aus den kleineren Dichtungen spricht; diese Phantasie voll Glut und Kraft, dieser jähe Wirbel der Leidenschaft ergreift auch den Leser. Aber alle Helden, der Giaur, Konrad und Gulnare, Lara sind wie Vulkane, welche die Gluten ihrer unbändigen und doch willensschwachen Seelen zum Himmel schleudern, um dann ausgebrannt zusammenzusinken. Ueberall nur wilde Verbrechen, manchesmal im Hintergrunde lauernd ein unheimliches Räthsel, das sich schwer auf unsere Seele legt; einzelnes ergreifend, aber doch mehr quälend; nirgendwo ein fester Halt in diesem dämonischen Wirbel, kaum hie und da ein schnell verschwindender Sonnenstrahl,

ein sanfterer Laut, welcher wie der Klageruf einer ängstlichen Möve mitten im entfesselten Toben des Meeres klingt.

Dieser Welt gegenüber ist der trostlose Grundgedanke der „Pilgerfahrt" berechtigt. Alles Dasein ist Lüge und Trug und Schmerz, die Völker selbst sind Ruinen; in Spanien, wie in Italien und Griechenland alles ein weites Trümmerfeld. Hohn und Verschlossenheit sind die einzigen Waffen gegen die Erbärmlichkeit einer Welt, die sich selbst vernichtet; nur die Natur bleibt sich gleich, nur der Augenblick ist unser.

Noch trostloser klingt der „Manfred" (1817), jener Nachhall von Goethe's „Faust". Aber Byron war nicht der Mann, den Faust in sich durchzuleben von dem titanischen Drange nach Erkenntniß und Genuß bis zur tiefen Einkehr in die ewig unzerstörbaren Grenzen, welche dem gewaltigsten Geiste gesetzt sind; er war nicht so groß, um zu erkennen, daß den Titanen aus seinen Qualen nur zwei ernste Genien erlösen können: selbstlose Liebe und Pflicht. Darum jenes im Grunde zwecklose Wüthen und Klagen, jenes schwächliche Schwanken zwischen Zweifel und Glaube, darum jene trostlose Selbstvernichtung des Geistes. Die Phantasie erscheint vom Fieberwahn gehetzt, Manfred selbst als ein Rohr im Sturme, trotz aller selbstbewußten Phrasen, trotz aller Unbändigkeit innerlich kraftlos und zerstört. Und im Hintergrunde lauert, wie in „Lara", ein unheimliches Verbrechen wie ein Nachtgespenst.

Die Kehrseite dieses Weltschmerzes ist der Hohn — und dieser feiert das wilde Fest im „Don Juan"; die Fackel der brennenden Satire setzt den Holzstoß in Brand, auf welchem der Dichter das ganze Zeitalter mit seiner Verkommenheit, aber auch zum Theil die Ideale der Menschheit aufgeschichtet hat, um sie zu verbrennen — es bleibt nichts zurück als kalte, todte Asche. Vernichtender Witz, großartige Schönheiten, wie sie nur ein echter Dichter ersinnen kann, sind auch hier; manchmal zuckt auch der Glaube an die Möglichkeit idealer Güter auf Augenblicke empor, aber das Ergebniß des Ganzen ist so düster, wie nur möglich: Verzweiflung an der Welt, an dem lebenden Geschlecht, an der Hoffnung einer besseren Zukunft. Mir erscheint das vielbewunderte Werk werthvoll als ein Glaubensbekenntniß, aber nicht als Kunstwerk, so schön auch die Form ist: im Uebrigen keine Entwicklung eines Stoffes, keine Selbstbeschränkung, keine innere Harmonie, nicht ein Stückchen positiver Empfindung.

Die Verneinung herrscht auch durchaus in den kleineren Satiren; es ist ein dämonischer Jubel der Zerstörungslust; der Witz ist genial und rücksichtslos, mag er sich gegen die Erbärmlichkeit der Politik, gegen die flache Schöngeisterei, gegen die Gesellschaft wenden, oder die Jämmerlichkeit der literarischen Zustände Englands geißeln, aber immer und immer ist's der gleiche Mangel, welcher die Wirkung schwächt: wir fühlen, daß in des Dichters Geist nicht der begeisterte tiefe Glaube an die Wirklichkeit jener sittlichen

Mächte lebt, welche alle Stürme der Zeiten überwinden und immer wieder die Nacht, der Sonne gleich, zerstreuen. Diese Ueberzeugung ist's, welche allein der Satire die höchste Würde zu verleihen vermag, sie allein zeigt uns hinter den Wetterwolken und dem blitzflammenden Himmel den Gott, der auch Segen spendet.

Bezeichnend für den Mangel an intensiver Willenskraft sind sämmtliche dramatische Produkte Byrons, sowohl die beiden „Mysterien": „Kain" und „Himmel und Erde", als auch „Werner", „Sardanapal", die zwei „Foscari" und „Marino Faliero". In den zwei ersten strebt die losgelassene Phantasie umsonst nach Klarheit des Gedankens — es ist ein glühender Strom flüssigen Metalls, welches dahinbraust ohne eine Form zu finden und in Schlacken erstarrt; die geschichtlichen Dramen zeigen einzelne großartige Stimmungen, aber keine festgegliederte Handlung, keine energisch ausgearbeiteten Charaktere, welche durch die Leidenschaft zur That, durch die gewollte That zum Verderben schreiten. Vielleicht am meisten bezeichnend ist „Werner", in welchem uns das Leben wie in einem Hohlspiegel verzerrt entgegentritt und das Schicksal zur Fratze wird, wie es lange vor Byron in Deutschland geworden war.

Nochmals sei es gesagt, Byron war eine seltene Dichternatur; er verstand es wie wenige die Menschenseele zu erschüttern, sein eigenes Wesen mit dämonischer Macht zu entfalten. Seine Sprache ist von einer vollendeten Schönheit, seine Phantasie großartig, ob sie schreckt oder schmeichelt; kein Dichter der Weltliteratur hat wie er die trostlose Oede zerrissener Geister gezeichnet, keiner aber so wie er das grause Schicksal enthüllt, das die Glaubenslosigkeit in sich birgt. Ich meine damit keine Confession, sondern den Glauben an die Kraft des Reinen und Großen im Menschen, den Glauben an die sieghafte Kraft des Ideals im Laufe der Geschichte. Wer sich diese Religion zerstört, vernichtet sich selbst, er gleicht einem Manne, der sich blendet, um sagen zu können, es gäbe keine leuchtende Sonne.

Trotz allem Mitleid, trotz aller Bewunderung, welche man dem Menschen, dem Dichter zollen muß, wird er stets als der vollendete Vertreter einer kranken Zeit gelten; wird der Einfluß Byrons, den die Strömungen der Epoche unterstützten, immer ein verderblicher genannt werden müssen. Byron hat zuerst das Wort für jenes schwerste Leiden des Jahrhunderts gefunden, welches als Pessimismus auftrat, zum Materialismus führte und zuletzt zu jenem Wahnsinn ausarten sollte, welcher das große, alles verschlingende Nichts als Erlösung hingestellt hat. An Byron schließt sich in allen Literaturen eine Reihe von Dichtern des ethischen Unglaubens, der inneren Zerrissenheit; die meisten hochbegabte Naturen, aber willensschwach, genußgierig und weltmüde, haltlos nach irgend einer Stütze ringend und von der eigenen Leidenschaft zu Tode gehetzt.

Diese Naturen sind die Erzeugnisse einer Epoche, in welcher zwei Welt-

alter kämpfend zuſammenſtoßen. In Kirche und Staat, in der Geſellſchaft, in der Philoſophie und der Wiſſenſchaft wirken tiefeinſchneidende Gegenſätze; die materialiſtiſche Philoſophie Frankreichs hatte die Negation faſt überall zum Grundſatz erhoben, und die Materie als das Herrſchende hingeſtellt, während der kritiſche Idealismus in Deutſchland das geiſtige Ich auf den Schild hob. Beides ſind Extreme geweſen, beide bezeichnen aber die mächtigſten Strömungen der Zeit, welche zu gleicher Zeit auf viele der jugendlichen Geiſter einwirkten. Und darum bildet der Widerſtreit zwiſchen idealen Strebungen und fieberndem Hang nach den Freuden des Lebens das treibende Motiv der Verzweiflungspoeſie. Das 18. Jahrhundert hatte ſo unendlich viel Neues hervorgebracht, daß der Intellekt des Zeitalters übernährt wurde und die Gehirne an einer Krankheit litten, welche man als geiſtige Hypertrophie bezeichnen kann. Zugleich hatte ſich aber auch das Gefühlsvermögen krankhaft geſteigert und nur eins blieb zurück in der Entwicklung: der ruhig ſtrebende Wille. Denn über der Epoche entluden ſich nach einander die wildeſten Wetter, die Revolution, Napoleon und dann die Reaktion, welche alle ein Ziel verfolgten, die Unterdrückung der für ſich thätigen, frei ſchaffenden Energie, der Selbſtbeſtimmung. Tyranniſch waren alle Mächte der Epoche, die Revolution ebenſo, wie das Kaiſerthum und die Reſtauration; die Kirche wie der Staat. Und deßhalb konnten ſich ſo wenig männlich klare Individualitäten entwickeln, deßhalb konnte die Kraft ſo ſelten geeint nach einem Ziele ſtreben, deßhalb wurden ſelbſt hochbegabte Dichter von den zerſtörenden Einflüſſen der Zeit ergriffen und pflanzten dann durch ihre Werke jene Zweifelſucht und jenen Weltſchmerz fort, welche in der nächſten Epoche das Phantaſieleben bei den meiſten Völkern faſt ausſchließlich beherrſchen ſollten. Byrons Weſen bildet die Formel, mit welcher ſich alle folgenden „problematiſchen Naturen" auflöſen laſſen, obwohl keine ihm an Genialität und Leidenſchaft gleichzuſtellen iſt.

Noch ein engliſcher Dichter trägt die hektiſchen Züge ähnlicher Stimmungen an ſich: Percy Byſſhe Shelley (1792—1822). Ueberreizung des Gehirns, Krankhaftigkeit des Gefühls und Mangel an jedem ſittlichen Willen ſind die Beſtandtheile ſeines Weſens. Mit achtzehn Jahren ſchrieb er eine Unterſuchung über „die Nothwendigkeit des Atheismus", eine vollkommen unklare, aber leidenſchaftliche Streitſchrift. Ein Jahr ſpäter heiratete er bei dem Schmied von Gretna Green ein ſechzehnjähriges Mädchen; die Ehe war ebenſo unglücklich als jene Byrons, und ſchon 1813 wurde ſie wieder getrennt. Darauf reiſte er einige Jahre mit einer geiſtig bedeutenden Geliebten, welche er 1816 zu ſeiner Gattin machte. Von 1818 an lebte er in Italien.

Shelley's Dichtungen ſind alle phantaſiereich, aber innerlich wie äußerlich haltlos. Von der „Königin Mab" bis zum „Prometheus" und den „Cenci", dieſem Drama, welches nur für Byron als das größte Werk ſeit Shakeſpeare gelten konnte, zeigt ſich eine ſteigende Gewalt über die Sprache,

aber alle Empfindungen und Gedanken, alle Bilder sind haltlos, oft verflüchtigt sich alles in leise wogende phantastische Nebel. Auch Shelley kann leidenschaftlich losbrechen, aber seine Leidenschaft stammt nur aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen. Er flucht dem Dasein, und er träumt von Idealen — darin gläubiger als Byron — aber alle seine Ideale sind traumhaft und unfaßbar, ja nicht selten völlig unverständlich.

Die poetische Literatur Frankreichs tritt in der vorrevolutionären Epoche in die zweite Linie zurück und räumte die Führerschaft der eleganten Modephilosophie ein. Diese unterwarf sich allmälig alle Gattungen der Dichtkunst und verwandte dieselben für ihre Zwecke. Die Classiker des Drama's, besonders Racine, wurden nachgeahmt, aber selbst innerhalb dieser Form kamen die Zeittendenzen, vor allem durch Voltaire zu Wort. Die Bemühungen, die überkommenen akademischen Gesetze durch die Rückkehr zu den altgriechischen Tragikern zu brechen, wie es J. Bapt. de Chateaubrun versuchte, blieben ohne tiefere Wirkung; der Versuch, Shakespeare für Frankreich zu gewinnen, war ganz erfolglos. Entsprechend der steigenden Bedeutung des Bürgerthums entwickelte sich das Schauspiel, welches seine Conflikte dem Familienleben der mittleren Stände entnahm; der lehrhafte Zweck beherrschte die Entwicklung des Stoffes und die Art der Charakteristik; die Stimmung war weichmüthig und weinerlich selbst in den besten Stücken dieser Gattung, in Diderots „Natürlichem Sohn" und in seinem „Familienvater". Darum auch der Gattungsname „Rührstück" (comédie larmoyante). Dem Lustspiel der Epoche fehlt es fast ganz an Frische und ganz an Humor; in den Arbeiten herrscht eine erzwungene Rococo-Lustigkeit ohne Grazie. Mehr Geist entwickeln jene Lustspiele, in welchen satirische Absichten vorwalten.

Dieser letzteren Gattung gehören die zwei meist bezeichnenden Stücke an, in denen schon die Revolution wetterleuchtet, „Der Barbier von Sevilla" und „Die Hochzeit des Figaro" von Pierre Aug. Caron de Beaumarchais († 1799). Von geradezu geschichtlicher Bedeutung ist das zweite Stück, in welchem Napoleon später mit Recht „die Revolution schon in Thätigkeit" gesehen hat. Mit einem Witze, scharf und geschmeidig wie eine Damascenerklinge, trat Beaumarchais auf die Bühne; mit einem Lächeln des Hohns und doch mit vollendeter Anmuth sprach er jene Sarkasmen gegen den bevorzugten Staud und stellte sich entschieden auf die Seite der Unterdrückten. 1785 wurde das Stück — eine beißende Ironie des Zufalls — bei Hofe aufgeführt; im Théâtre français erlebte es unter dem Jubel der Zuschauer 68 Vorstellungen.

Im naturgemäßen Gegensatze zu dem Kampfgeist, welcher in Beaumarchais' Lustspielen, aber auch in ernsten Dramen, besonders in jenen von Marie Joseph Chénier († 1811) zu Worte kam*), steht die idyllische

*) Vor allem in seinem „Charles IX", welches Drama sich gegen das Königthum wendete, und 1789 mit Begeisterung aufgenommen worden ist.

Stimmung, welche aus den Wirkungen Rousseau's hervorgegangen ist. Der herrschenden Unnatur gegenüber mußte sich die Sehnsucht nach einem Leben entfalten, in welchem die künstlichen Satzungen einer verderbten Cultur beseitigt seien. Griffen die thatkräftigen Geister zu den Waffen der Satire, so die sentimentalen — auch in Frankreich gab es eine empfindsame Strömung — zur Idylle und flüchteten mit ihrer Phantasie in eine erträumte Idealwelt. Aber die Auffassung von Unschuld und Natur, wie sie aus den herrschenden Stimmungen hervortrat, mußte selbst unwahr und gekünstelt sein. Ein Deutscher war es, Geßner, dessen Werke, früh übersetzt, auf die ersten französischen Idylliker Einfluß gewannen; er selbst war ein vollkommener Rococodichter, wenn auch stark von Klopstocks Gemütsüberdrang beeinflußt. Weniger unnatürlich als Geßners Nachahmer war Bernardin de Saint-Pierre (1737—1814), in welchem der Drang nach Ursprünglichkeit in „Paul und Virginie" und in der „Indischen Hütte" kräftiger zu Tage trat. So bedeutend sich diese Werke von einem großen Theil der zeitgenössischen Literatur abheben, so poesievoll die auch von Humboldt in einer späteren Zeit gerühmten Schilderungen der tropischen Natur sind, so sollte man doch endlich aufhören, in ihnen ein naives Abbild echter Natur zu sehen, denn auch „Paul und Virginie" ist im tiefsten Wesen noch vom Geiste der ästhetischen Unwahrheit beeinflußt und in der Empfindung weichlich und verweichlichend.

Die lyrische Poesie der vorrevolutionären Zeit spielt keine bedeutende Rolle, denn es fehlt die ursprüngliche Einfachheit der Empfindung; einerseits überwiegt das Deklamatorische in Oden; der Inhalt wird von den Zeitströmungen bestimmt und neigt dem Lehrhaften zu oder übertreibt das beschreibende Element. Im leichteren Lied ist die angeborene Anmuth des französischen Geistes vorhanden, aber stark mit Frivolität versetzt und ohne eigentlich dichterische Leidenschaft. Diese Poesie und die satirischen Epen erheben sich trotz allem Geist sehr selten über den Werth einer feineren Unterhaltungsliteratur; die von englischen Vorbildern beeinflußten beschreibenden Gedichte leiden wie in allen Literaturen unter dem Hauptmangel der Gattung, der Langweile.

Den breitesten Raum nimmt der Roman ein, wo die Einflüsse von Richardson zur sentimentalen Richtung Anlaß gaben, welche durch Rousseau's Geist einen neuen bedeutungsvolleren Stempel erhielt. Aber die Werke dieses Mannes stehen trotz ihrer tiefen Wirkungen doch ziemlich vereinsamt da. Die Zeitverhältnisse mit ihren Gegensätzen drängten entweder zum satirischen Roman, wie Voltaire ihn pflegte, oder zum frivolen, welcher dem Geschmack der vornehmen Kreise zusagte. Crebillon der Jüngere († 1777) hatte mit einigen Arbeiten dieser Art („das Sopha", „Ah, welch' Mährchen") den Ton angegeben. An ihn schlossen sich nun eine Reihe von Autoren an, deren Phantasie nur in den Darstellungen des Geschlechtsgenusses in allen Formen sich wohl fühlte. Den Tiefpunkt dieser Literatur bilden die Werke

des Marquis de Sade († 1814, „Justine oder die Unglücksfälle der Tugend", „Juliette oder die Freuden des Lasters"), in welchen sich der Wahnwitz einer verfaulten Einbildungskraft offenbart. Napoleon ließ den Verfasser in das Irrenhaus schaffen, aber seine Romane erlebten dennoch und erleben heute noch neue Auflagen. Etwas weniger ekelhaft, aber doch gleich verlottert sind die Arbeiten von Choderlos de Laclos († 1803, „Gefährliche Liebschaften"); mit einer Art von Naivität ist die Verderbtheit der Zeit in den „Liebschaften des Ritters Faublas" von Louvet de Couvret († 1797) gezeichnet, welcher Roman in der Darstellung des männlichen Hauptcharakters große Kraft bekundet. Mit satirischer Absicht hat Rétif de la Bretonne († 1805) die Fäulniß der Epoche aufgedeckt, besonders in den „Zeitgenossen" und im „Verdorbnen Landmann"; das letzte Werk vornehmlich zeichnet die Verdorbenheit mit brennenden Farben und mit einem Realismus, welcher Schauder erweckt. Aber auch hier fehlt jedes kräftige ethische Bewußtsein in den Gestalten, es findet kein Ausgleich gegenüber der cynischen Offenheit statt und so wirkt das Ganze doch mehr frivol als satirisch. Die Tugendromane, welche dieser Literatur sich absichtlich entgegenstellten, sind kraftlos und matt, ihre als Muster hingestellten Helden sentimentale Schwächlinge, deren Tugend sehr flach wurzelt.

Wenn man die Literatur vor der Revolution charakterisiren will, so lassen sich ihre Merkmale kurz zusammenfassen: Reichthum an Geist und Witz, elegante Darstellung, flache Empfindung und fast vollständiger Mangel an sittlicher Tiefe und ursprünglicher Kraft. Die großen Geisteskämpfe auf philosophischem und politischem Gebiete hatten alle übrige, rein poetische Kraft aufgezehrt und beherrschten die Epoche; das Leben war zu fieberhaft vorwärtsdrängend, um eine Blüte der dichterischen Volkskraft zu ermöglichen.

Das mußte noch mehr in der Zeit der Revolution gelten, welche die Poesie fast ganz in den Hintergrund drängte. Wo die Gedanken der Zeit in der Lyrik und im Drama unbedingten Ausdruck finden, ist von poetischem Werthe keine Spur zu entdecken; nur sehr wenige Erzeugnisse sind vom Standpunkte einer ästhetischen Betrachtung stichhaltig, wie Jos. Rougets de l'Isle (1760—1835) Marseillaise, 1792 in Straßburg geschaffen, und die Gedichte von André Chenier (guillotinirt 1794), dem Bruder des früher erwähnten Dramatikers. An Schönheit und Anmuth der Sprache steht er den Besten gleich, an freierer Bewegung in Bezug auf den Versbau, an Wärme und Tiefe der Empfindung übertrifft er alle Mitstrebenden; was ihn unserem Geschmack so nahe bringt, ist, daß er frei bleibt von jenem theatralischen Wesen, welches in der ernsteren Lyrik der Franzosen damals wie jetzt eine so große Rolle spielt.

Nirgendwo tritt dasselbe so in den Vordergrund als in der eigentlichen Revolutionslyrik, in jenen zahllosen Hymnen, welche auf fliegenden Blättern verbreitet wurden, oder für bestimmte Gelegenheiten, wie den Cultus der

Vernunft, gedichtet waren. Hier herrscht oft die vollste Phrasentrunkenheit und eine Ueberschätzung der eigenen Größe, die manchesmal komisch wirkt. In einer „Hymne an die Natur und die Vernunft" (Fliegendes Blatt aus der Buchdruckerei des Municipiums) lautet der Anfang der letzten Strophe:

„Si l'Europe nous contemple
Présentons lui les vertus.
Aux Peuples servons d'exemple
Après les avoir vaincus."

Ecouchard-Lebrun († 1807), der am meisten gefeierte Hofdichter des revolutionären Volkes, hat sich in solchen vollklingenden und doch leeren Phrasen überboten.

Seltsam wirkt es, die weichmüthige und rührselige Zerflossenheit zu bemerken, welche einen nicht geringen Theil der literarischen Erzeugnisse der Revolutionszeit kennzeichnet. Von besonderem Interesse sind die verschiedenen Almanache, vor allem „Les concerts républicains ou choix lyrique et sentimental" (Paris 1795) von Louis Mercier, welcher, ursprünglich Jacobiner, sich schon zur Zeit der Abstimmung über den Tod des Königs von der extremen Partei losgesagt hatte. Seine Begeisterung für die Republik war groß aber ganz mit Empfindsamkeit durchsetzt, die sich in den von ihm herrührenden Schäferstücken des Almanachs bekundet und recht seltsam mit der blutigen Freiheitsliebe und dem Tyrannenhaß der andern Beiträge zusammenstimmt. Eine Art von Novelle, „Die Nächte Zélaries", ist in der Stimmung so süßlich und sentimental, daß sie ebenso gut in einem deutsch-romantischen Musen-Almanach hätte stehen können. Den gleichen Charakter der Empfindsamkeit tragen die kleinen, sehr sorgfältig geschnittenen Kupfer an sich.

Der Pariser Witz ruhte auch während der Schreckenszeit nicht; selbst die Mächtigen der Tage wurden in „Chansons" verspottet und sogar die Guillotine, die blutige Herrin der Zeit, wurde als tauglicher Gegenstand für Gassenhauer benützt; ein großer Theil dieser Erzeugnisse des Augenblicks, wie die „Carmagnole", „Ça ira" und die Spottlieder auf die Königin sind roh und gemein.

Den gleichen Gegensatz von blutigem Republikanismus und weichlicher Zerflossenheit zeigt das Drama der Revolutionsjahre. Chénier war sehr bald unpopulär geworden; sein „Karl IX.", welcher die Revolution mit „Figaro's Hochzeit" literarisch angekündigt hatte, erschien bald zu matt, denn man lechzte nach mehr Blut, oder wollte die republikanischen Ideen mehr gefeiert haben. So entstanden theils die furchtbarsten Ausgeburten, andrerseits die Römerdramen mit ihren deklamirenden und philosophirenden Helden. Und daneben setzte sich die weinerliche Komödie fort.

Das Kaiserreich drängte die freie Literatur immer mehr zurück, je straffer Napoleon die Zügel der Herrschaft anzog. Er duldete keine selbstständige Individualität und begünstigte nur solche Dichter, welche seine

Frau v. Staël.
Nach François Pascal Gerard.

Person und seine Ideen feierten. Pomphaftes Phrasenwerk ist das meiste. Die „classisch-deklamatorische Richtung" wurde gepflegt, weil ihre kühle Formenstrenge und ihr Pathos keine leidenschaftliche, tiefere Begabung forderten.

Das meist bedeutende Talent war Frau v. Staël (1766—1817), welche mit dem Kaiser in steter Fehde lebte. In ihr findet der Gegenkampf zuerst eine thatkräftige Vertreterin. Sie ist von Rousseau ausgegangen, aber war männlicher als er; überwogen bei ihm Phantasie und Empfindung, so bei ihr das Denkvermögen, aber sie bleibt trotzdem Weib mit plötzlich aufflammender Begeisterung, mit Leidenschaft. Als Schwärmerin für den Constitutionalismus haßte sie Napoleon und haßte den nüchternen materiellen Zug, welcher das französische Leben beherrschte; in dem deutschen Geiste, in seinem Idealismus und seiner Pflichttreue sah sie eine Rettung aus den Wirren der Zeit. Darin wurzelt die große Bedeutung ihres Buches „Ueber Deutschland", welches trotz seiner Schwächen, trotz der durch die deutsche Romantik hie und da gefärbten Urtheile stets seine geschichtliche Bedeutung

behalten wird; es hat zuerst nachdrücklich die Franzosen auf den Geistes- und Herzensreichthum des östlichen Nachbars aufmerksam gemacht und ihre Selbstüberschätzung in die richtigen Grenzen zurückgewiesen; es war aber zugleich lehrreich für Deutschland selbst zu sehen, wie es sich im Geiste einer bedeutenden Natur des andern Volkes spiegle. Ganz vorzüglich sind zum Theile die Beobachtungen über das deutsche Gesellschaftsleben besonders der Großstädte, welches sie in seinen guten und schädlichen Eigenschaften treffend wiedergab.

Als Dichterin hat sie vornehmlich durch zwei Romane Ruf gewonnen: „Delphine" und „Corinna oder Italien". In den Hauptgestalten liegen die Keime der „genialen Frau", welche seitdem in allen Literaturen eine so große Rolle spielen sollte. Die Staël schlug zuerst das Thema der Emancipation des Weibes an, in dieser Form wenigstens und mit der bestimmten Absicht, damit sociale Wirkungen hervorzurufen. Aber die Geisteshoheit der Dichterin bewahrte sie, die „Freilassung" ihres Geschlechtes als Vernichtung der sittlichen Ideen aufzufassen, wie es später geschehen ist, denn ein Schimmer ernster Idealität umkleidet das Seelenleben der stolzen, schönen Corinna, die mit ruhelosem Geist nach Glück und Harmonie des Herzens strebt.

Die politischen und literarischen Schriften vollenden das Bild der seltenen Frau; auch sie leiden an einzelnen Gebrechen, an der Vorliebe für überkommene Ideen, aber die thatkräftige Bekämpfung des materialistischen Geistes, des Formelkrams in Leben und Literatur sichern der Staël die Achtung der Nachwelt.

Auch in Frankreich kam die Romantik zur Herrschaft, und schärfer als in England, weil sie in ihrem ersten Vertreter sich mit voller Entschiedenheit auf die christlich-katholischen Anschauungen stützte, wie sie sich in seinem Geiste darstellten. Dieser Chorführer der Romantik ist François Aug. Vicomte v. Châteaubriand (geb. 1768 in der Bretagne, gest. 1848 in Paris). Die revolutionären Gedanken hatten ihn als Jüngling ergriffen, die blutigen Folgen derselben ihn aus Paris vertrieben. 1791 bereiste er das nördliche Amerika, wo sowohl seine ursprünglichen republikanischen Sympathien, wie seine Naturliebe neue Nahrung empfingen. Nach seiner Rückkehr 1792 focht er unter Condé und mußte nach England fliehen, wo er unter sehr ärmlichen Verhältnissen seine schriftstellerische Laufbahn mit einem größeren Essay über Revolutionen begann. Hier schon bekundet sich der echt romantische Zwiespalt seines Wesens: dem Herzen nach ist er Monarchist und Aristokrat, der Enthusiasmus des Kopfes wendet sich aber den Ideen der Freiheit zu. Diese beiden Gegensätze haben sich in Châteaubriand immer gleich kräftig erhalten. Seine phantasievolle und weiche Natur hatte sich von je gegen den reinen Materialismus gewehrt; er hatte ein religiöses Bedürfniß, aber als Dichter mehr, denn als schlichter Gläubiger. Unter dem Einfluß seiner Mutter kehrte er nach inneren Kämpfen zum Katholicis-

Chateaubriand.

mus zurück, dessen erste Frucht „Der Geist des Christenthums“ war (1802). Die Episode aus demselben, „Atala“, von Rousseau wie von Saint-Pierre beeinflußt, hatte er ein Jahr vorher veröffentlicht und damit einen großartigen Erfolg errungen, welcher bewies, wie die Romantik dem Geschlecht im Blute lag. Der zweite Titel des ganzen Werkes, „Von den Schönheiten der christlichen Religion“, ist bezeichnend für den innern Gehalt. Der Verfasser begreift das Christenthum weniger als ein dogmatisches Gebäude, denn als ein ästhetisches, befriedigendes Kunstwerk; er stellt es nicht dar vom Standpunkt des schlichten, gläubigen Gemüts, sondern des schwärmerischen, ästhetisirenden Dichters. So geht auch schließlich alles Religiöse in weichliche Schönseligkeit über. Aber gerade diese Eigenschaft und die eigen-

Lamartine.

thümliche Melancholie, welche das Werk kennzeichnen, verbürgten den tiefen Eindruck auf das französische Geistesleben, weil sie mit der Abspannung der Zeit zusammentrafen. Außerdem war die Form glänzend, die Naturschilderung voll Farbe und Phantasie.

Schon das Extrem berührt das zweite Werk „Die Märtyrer“ (1809), in welchem der Dichter es darzustellen versuchte, wie die christlichen Anschauungen jenen der Antike nicht nur an moralischem, sondern auch an poetischem Werth überlegen seien. Ein phantastisches Werk ohne lebendige Charaktere, voll schrulliger Allegorien, schön in Einzelnheiten, aber unbefriedigend und düster als Ganzes. Das Gedicht ist eine echt romantische Schöpfung schon in seinem Grundgedanken, in dem Kampfe gegen die heitre Formenklarheit und Sinnlichkeit der Antike; echt romantisch zugleich durch

jene weltmüde Stimmung, jene tiefversteckte Unbefriedigung; man fühlt, daß selbst das vertheidigte religiöse Ideal nicht im Stande ist, die innere Leere ganz auszufüllen.

Aus diesen Stimmungen ist jener „René" entstanden, in welchem sich noch vor Byrons ähnlich gearteten, aber stürmischeren Naturen die Krankheit der Zeit offenbart: neben der mattherzigen Weltmüdigkeit die Anbetung des eigenen Ichs, Ueberschätzung der eigenen Kraft und Mangel an ethischem Wollen; egoistische Genußsucht und Herzenskühle trotz aller hochgespannten Hoffnungen. Und wie raffinirt ist nicht der Gedanke, den Helden in der Seele der eigenen Schwester eine so heiße Liebe wecken zu lassen, daß das Mädchen im Kloster Rettung vor sich selbst sucht und dort stirbt! René hat in sich gar nichts Festes, als die eitle Selbstbewunderung, die sich in ihrer ganzen Nacktheit in jenen Worten des Briefes an die Geliebte offenbart: „Ja, wenn du mich verlierst, wirst du Wittwe bleiben, denn wer könnte dich mit jener Glut erfüllen, die von mir ausgeht, auch wo ich nicht liebe?"

Reiner als poetische Schöpfung ist die „Atala", von großer Schönheit in den Naturstimmungen, von eigenartigem Reiz in der Charakteristik, ergreifend mit dem wehmuthsvollen Abschluß. — Châteaubriand hat als Dichter eigentlich keine Entwicklung durchgemacht, denn er blieb stets auf dem Boden seines ersten großen Werkes stehen. Am reinsten erscheint seine Romantik in der kleinen Dichtung „Die Abenteuer des letzten Abencerragen", einer wahrhaft glänzenden Darstellung des spanisch-maurischen Ritterthums mit seiner orientalischen Farbenpracht und einem mährchenhaften Reiz, welcher den Stoff und die Auffassung ebenso wie die Sprache durchdringt. Hier erscheint auch die leise Melancholie, welche sich gegen den Schluß hin steigert, innig mit dem Ganzen verbunden. — Die politischen Schriften Châteaubriands sind für die Beurtheilung des Mannes von großer Bedeutung, denn sie enthüllen ganz klar die Zwiespältigkeit seines Wesens und die phantastische Unklarheit seiner Ziele. Ihn hat in seinen Meinungen niemals der wirkliche Lauf der Ereignisse bestimmt; er war als Staatsmann durchaus Dilettant. Seine Anschauung vom Staatsleben lauft auf das vollkommene Unding eines liberalen Absolutismus hinaus, auf eine Mischung von Revolution und Feudalstaat, alles von romantischen Nebeln umhüllt. Auch hier zeigt sich der Mangel eines festen Mittelpunktes, eines bestimmten Wollens in dieser schillernden Natur.

Viel schärfer trat der christlich-monarchische Geist in der Lyrik von Alphons de Lamartine hervor (geb. 1790, gest. 1869), welcher durch seine „Poetischen Betrachtungen" (Méditations poétiques. 1820) und ähnliche Dichtungen der Zeitströmung entgegenkam, wie sie in den vornehmeren Kreisen herrschte. Wenn man, besonders als Deutscher, diesen Arbeiten gegenüber gerecht sein will, muß man ganz die Erinnerung an das beseitigen, was wir in Hinblick auf Schiller „Gedankenlyrik" nennen und muß sich in

die Zeitstimmung zurücksetzen. Lamartine war unter religiösen Einflüssen im Glauben an das Gottesgnadenthum der Könige groß geworden; Tasso, der Dichter des befreiten Jerusalems, Ossian, der Poet der düstern Nebelstimmung, und Châteaubriand waren die Lehrer seiner Phantasie gewesen; er bewunderte die Werke einer Reihe von halben Philosophen, welche ganz auf der Seite der politischen und katholischen Reaktion standen.

Aber das matte Geschlecht, zu welchem auch er gehörte, liebte eine gewisse Ruhe; es forderte für alle Gefühle und Gedanken eine salonfähige Erscheinung, es wollte keine starke Leidenschaft, keine herbe Eigenart, keine kühne Selbstständigkeit des Denkens, sondern nur die Darstellung dessen, was ihm selbst angenehm war. Melancholie und Fleischlosigkeit der Empfindungen waren äußerliche Mode in der feinen Welt; es war ein Sport geworden für Naturschönheiten zu schwärmen, über Gott und fromme Gefühle zu sprechen — was ja im verborgenen Privatleben zu nichts verpflichtete. Und diese Stimmungen fanden ihren vollendeten Ausdruck in Lamartine's Dichtungen. Seine Sprache klingt wunderbar; über den Naturbildern liegt eine an Ossian-Macpherson erinnernde Stimmung, wenn auch etwas gedämpft und salonmäßiger; die religiösen und philosophischen Betrachtungen sind sehr schwungvoll und in jener leisen Dämmerung und Verschwommenheit gehalten, welche unfertige, erregbare Naturen außerordentlich anzieht und ganz geeignet ist, bei so vollendeter Form die Phantasie in einen ästhetischen Rausch zu versetzen.

So wird das Aufsehen begreiflich, welches die ersten „Meditationen" erregten; die Auflagen folgten einander mit großer Raschheit; bis 1824 waren 45,000 Exemplare ins Publikum gekommen und der Dichter sah sich plötzlich als Stern des Tages begrüßt.

Bei schärferer Betrachtung verblaßt die Poesie Lamartine's zu bloßem Schein; französische Kritiker haben bei ihrem fast immer das Urtheil bestimmenden Nationalstolz von ihrem Standpunkte aus Recht, den Dichter zu preisen, aber eine sachliche Beurtheilung, welche durch die schöne Form in das Wesen eindringt, wird ruhiger sprechen müssen. Es ist unläugbar, daß in einzelnen Gedichten der Sammlung von 1820 die geniale Anschauung manchesmal aufzuckt, daß einzelne Bilder und Stimmungen ergreifen, aber zumeist überwiegt die schön geformte Phrase. Die Grundgedanken seiner Betrachtungen über Gott, Unsterblichkeit und Vergänglichkeit des irdischen Glücks sind weder neu noch bedeutend; nirgendwo fühlt man den Nachklang tieferschütternder Geisteskämpfe, nirgendwo tritt uns ein auf sich selbst gestelltes Leben eines freien schöpferischen Geistes entgegen; ja nicht selten sind die so klangvoll ausgedrückten Gedanken im Kerne hohl und gewöhnlich — hinter dem Purpurmantel, vom Winde der Schönrednerei geschwellt, enthüllt sich ein ärmlicher Körper ohne Muskeln und Mark. — Wir werden dem Dichter noch in der nächsten Epoche begegnen.

Béranger.

Bedeutungsvoll war das Auftreten Châteaubriands und Lamartine's durch die Bresche, welche beider Schaffen in den verwitterten und doch scharf vertheidigten Bau des „classischen" Regelzwanges legte. Sie ebneten den Weg zu einer neuen Poesie, ebenso wie die Staël, diese mehr durch den Inhalt, jene durch die Form ihrer Werke.

Was die zwei genannten Dichter für die vornehme Welt, war Casimir Delavigne (1793—1843) für das königstreue, aber liberal angehauchte Bürgerthum. Seine Anfänge wurzeln ganz in den Ueberlieferungen der falschen Classicität; allmälig machte er aber der romantischen Stimmung Zugeständnisse, ohne jedoch die ursprüngliche Manier ganz aufzugeben. 1815 trat er mit den ersten drei seiner „Messéniennes" auf, in welchen er dem durch Waterloo und die Besetzung Frankreichs beleidigten Nationalstolz Worte lieh. Sie begründeten seinen Ruf. Ein französischer Kritiker nennt

die Gedichte „l'expression d'un besoin réel" — das sind sie, aber auch nur das. Er ist als Dichter durchaus mittelmäßig, das stets bereite Echo der Stimmung in den liberalen Bürgerkreisen, voll Vaterlandsliebe, was unbedingte Achtung verdient, aber gar oft ein nüchterner Deklamator, ohne jene Farbenglut eines Lamartine; dabei von nationalen Vorurtheilen so befangen, daß er sich zu offenbaren Unwahrheiten hinreißen läßt. Als Dramatiker war er sehr thätig, doch fallen die meisten übrigens belanglosen Werke in das dritte und vierte Jahrzehnt — am längsten hat sich das Lustspiel „Die Schule der Greise" (1823) erhalten.

Eine viel größere Bedeutung hat ein Dichter, der als Kind des Volkes in seinen „Chansons" der treueste Ausdruck der Eigenart desselben geworden ist: Pierre Jean Béranger (1780—1857) — er ist einer der größten, in vielen Beziehungen der erste Lyriker Frankreichs: er verkörpert alle liebenswürdigen Seiten und manche Schwächen seines beweglichen Volkes. Schlicht in der Sprache und dabei doch Künstler in der Form, geistreich und scharf mitten im Lächeln, froh und dem Augenblicke lebend, warmherzig, hie und da leichtfertig und auch ziemlich lüstern — so stellt sich sein Gesammtbild in jenen Liedern vor, welche unmittelbar aus der Mitempfindung mit dem Alltagsleben des Volkes entstanden sind. Für unser deutsches Empfinden mag manches Lied vielleicht zu weit gehen („La bacchante", „La bonne fille"), aber selbst hier liegt in der Naturwüchsigkeit und der leichten Komik ein versöhnender Zug. Und der Sänger kann auch unter Lachen und Spott ernste Wahrheiten sagen, wenn er seinen Blick auf die politischen Verhältnisse hinwendet, wenn er, scheinbar harmlos, mit köstlicher Ironie die Restauration mit ihrem Adel („Le marquis de Carabas", „L'enfant de bonne maison", „Nabuchodonosor") angreift, die heilige Alliance, die unbedingten Anhänger der Regierung, das Treiben der Congresse und die Censur verspottet. Niemals wird er abstrakt; er zeichnet eine jede Richtung in einem genrehaften Bilde, in Sprache und Darstellung voll Leben und Witz. Und wo er seinem Freiheitsgefühl und seinen allgemeinen Empfindungen Ausdruck verleiht, dort schlägt sein Herz voll und warm den Rhythmus mit; man fühlt immer und überall den freien unabhängigen Mann, welchem seine Ueberzeugungen höher stehen, als äußere Vortheile. Um die Wirkung seiner Opposition zu vermehren, beging er nur einen Mißgriff, indem er in der Zeit der schlaffen Restauration die Erinnerungen an den äußeren Ruhm der napoleonischen Herrschaft wach zu erhalten suchte. Damit begründete er den verhängnißvollen Cult der napoleonischen Ideen, den er später selbst bitter bereuen sollte.

Darin wurde er von mehreren andern satirischen Dichtern unterstützt, besonders von A. Barthélemy und Méry, welche jedoch nach der Mitte des nächsten Jahrzehnts auftreten. Um 1820 bestehen in Frankreich bereits die Anfänge eines die „Ordnung" bekämpfenden Schriftthums; die Bekanntschaft

mit fremdländischen Werken und Dichtern, Scott, Byron, Shakespeare, aber auch Schiller, Amadeus Hoffmann, Herder, Goethe gewinnt an Verbreitung, verstärkt die Bewegung gegen die falsche Classicität und führt der Neuromantik entgegen, welche im dritten Jahrzehnt bestimmend in die literarischen Kämpfe eingreifen sollte.

Die Blütezeit der deutschen Literatur gehört ganz dem 18. Jahrhundert an, aber im merkwürdigen Gegensatze zu allen andern Literaturen ist ihr Ideen- und Gefühlsgehalt zum größten Theile nicht der Abglanz der eigenen Epoche — die großen Dichter gehören bis auf Klopstock und Wieland den Zeiten an, welche „da kommen sollen"; sie sind leider in vielem noch heute „Bürger der Zukunft". Die Entwicklung unserer Poesie schließt sich an die Namen Klopstock, Lessing, Herder, Wieland, Goethe und Schiller; die oben Genannten vertraten am meisten bestimmte Strömungen und haben sich denselben nie entrungen, die andern dagegen arbeiteten sich aus ihrer und über ihre Zeit heraus und verkörperten in ihrem Sein jene Ideale, welche immer nur das Besitzthum weniger gewesen sind, aber für alle Zeiten als Ziel der ernsten Geister gelten werden. Die fremdländischen Zeitgenossen tragen alle in scharfer Ausprägung die Züge ihrer Epoche und ihres Volkes; sie schreiten mit den Parteien und kämpfen in den Reihen derselben mit; ihre Ideale sind von den herrschenden Strömungen bestimmt und fallen mit denselben; sie sind zeit- und volksgemäß, weßhalb sie auch augenblicklich tiefer wirken und auf allgemeines Verständniß rechnen können. Die Schriftsteller Englands und Frankreichs lebten in einem Staate, sie wirkten in Literaturen, welche niemals ganz und gar den Zusammenhang mit den großen Strömungen des politischen Geistes, mit den Forderungen des wirklichen Lebens verloren hatten.

Dieser Zusammenhang fehlte in Deutschland jenen Zeiträumen ganz, aus welchen sich nach langen Kämpfen unsere classischen Schriftsteller losgerungen hatten; ihnen fehlte auch die Einheit eines nationalen Geistes. Bei uns gab es keinen Staat, sondern nur Stämme, es gab keine politischen Ideale, kein einheitliches Volksleben, keine Bedürfnisse des bürgerlichen Daseins, welche durch Mitarbeit der Einzelnen verwirklicht werden konnten. So sehr man nach manchen Richtungen hin auch diese Thatsachen beklagen mag, so bewiese es doch Mangel an Einsicht, zu verkennen, daß gerade aus ihnen der große ideale Schwung der Auserwählten hervorgegangen ist. Sie drängten die Phantasie und den schaffenden Geist weit über die beschränkten Grenzen des socialen und politischen Lebens hinaus, wo es keinen Zwang gab, und die individuelle Freiheit und Leidenschaft des Gemüts, der nach Wahrheit ringende Forschergeist sich ungehemmt entwickeln konnten. Wurden

so auch viele Fragen des wirklichen, alltäglichen Lebens unbeantwortet gelassen, so fanden sich doch Lösungen für andre, an die der ideale Fortschritt der Menschheit mindestens ebenso innig geknüpft erscheint, als an jene Probleme politischer Freiheit und staatlicher Selbstbestimmung, welche in Frankreich und England die Geister beschäftigten. Die Helden des deutschen Geistes schlugen ihre Schlachten für die höchsten Ideale des Daseins, welche allen kommenden Zeitaltern, allen Völkern leuchten werden; sie wirkten für die Zukunft ihres Volkes nicht nur, sondern der gesammten Menschheit. Was sie aber vor allem scharf von den französischen Autoren scheidet, ist der bejahende Geist, welcher ihr Streben beseelt. Sie kämpfen gegen vorhandene Schranken und stürzen sie, aber der ethische Wille ist in ihnen lebendig und der sittliche Idealismus leitet sie auf die Höhen der Menschheit; sie sind nicht nur Zerstörer, sondern Schöpfer, sie stellen vor die Augen der Welt positive Ideale der Schönheit, Geistesfreiheit und der reinsten Sittlichkeit hin. Man halte es für keine Grille des Verfassers, wenn er den letzten Punkt so oft betont. Der ethische Grundzug des deutschen Nationalcharakters war einige Zeit zurückgetreten, vom vierten Jahrzehnt gewann er wieder an neuer Kraft; zuerst machte er sich nur als spießbürgerliche nüchterne Moral geltend, vertiefte sich dann immer mehr und mehr zu reiner Sittlichkeit und bestimmte als solche, zum Theil unter den Einflüssen Kants, die gestaltenschaffende Phantasie unsrer Dichter. Die größten Schöpfungen Lessings, Schillers und Goethe's zeigen uns die Vereinigung künstlerischer und ethischer Probleme, zeigen den tiefempfundenen Einklang der höchsten Schönheit und höchsten Sittlichkeit. Ist die letztere in der dort erreichten Gestaltung trotz ihrer Allgemeingiltigkeit die Schöpfung des germanisch-protestantischen Geistes, so hat die Formenschönheit sich unter dem Einfluß der Antike entfaltet.

Die nüchterne Gelehrtendichtung der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ahmte antike, vor allem römische Formen nach, sah dieselben aber durch die Brille der französischen Aesthetik; Lyrik und Drama tragen die Kennzeichen des Zopfstils. Dann begann man die Griechen, besonders Anakreon, den anmuthigen Sänger des Weins und der Liebe, nachzuahmen, aber auch nur äußerlich; nicht mehr nüchtern zopfig zwar, aber in der spielenden Art des Rococo, nicht ohne Zierlichkeit, jedoch gehaltlos. Erst Winkelmann erschloß das Verständniß der Antike, und in Goethe's Geist vollzog sich die Vermählung der Formenschönheit und des deutschen Gemüts.

Die folgende Darstellung, ein Versuch, die Entwicklung unserer Literatur in den Hauptzügen zu zeichnen, kann auf die mittleren und kleineren Geister nur insoweit Rücksicht nehmen, als sie den Durchschnittsgeschmack der Zeit kennzeichnen.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß neben der steifen Nüchternheit des Geisteslebens auch Einflüsse englischer Dichter, Richardsons und der

Klopstock.

Humoristen und das Naturevangelium Rousseau's dazu beigetragen haben, die Gährung in der jüngeren Generation einzuleiten.

Der Dichter Gellert hat zuerst die Sentimentalität durch seine Lustspiele und den Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin" in weitere Kreise geführt. Aber in seiner liebenswürdigen Beschränktheit lag kein befreiendes Element. Das kam erst durch Fr. G. Klopstock und G. Ephr. Lessing in die Literatur.

Die ersten drei Gesänge der „Messiade" Klopstocks (1748) bilden einen Markstein in der Geschichte unserer Poesie. Zum ersten Male seit langer Zeit hatte ein Dichter die Begeisterung als Führerin sich erwählt und einen großen Stoff ergriffen. Ueberströmend, nicht selten zerfließend, war die Empfindung; ein jugendlicher Enthusiasmus für Gott und Sittlichkeit durch-

glühte das religiöse Epos und brach die Schranken der Nüchternheit, welche die deutsche Phantasie so lange eingeengt hatten. Zugleich lieh die Begeisterung der Sprache einen hohen Schwung und bereicherte dieselbe durch neue Anschauungen und Worte. So hat Klopstock nicht nur das Empfinden weiter Kreise vertieft und die unklare Sentimentalität auf ein bestimmtes Gebiet hingeleitet, sondern auch den Stil der höheren Dichtungsarten begründet. In seinen „Oden" feierte er alle hohen Ideen, für welche sich die Jugend begeistern kann, Liebe und Freundschaft, Männlichkeit und Freiheit, Natur und Dichtung, Vaterland und Gott. Dieser tiefwurzelnde Idealismus seines Wesens war es, der die Herzen der deutschen Jugend entzündete, er ist es, der Klopstocks unsterbliches Verdienst bildet. Aber noch war die herrschende Stimmung zu weich, deßhalb gewannen die Gedanken bei dem Dichter keine plastische, energische Form; über allem liegt ein leiser Duft, der oft die Linien verwischt, die Einbildungskraft ist zu unruhig, zu sehr vom Gefühl bestimmt, und deßhalb gelingt es ihr auch nicht, die innere Welt in festgeformten Gestalten darzustellen, deßhalb erweckt sie in den Hörern und Lesern nur Empfindungen, groß aber unbestimmt, und keine Anschauungen.

Ein weiteres Verdienst Klopstocks beruht in der Pflege der Vaterlandsliebe. Es gab kein Deutschland und so mußte die patriotische Begeisterung des Dichters sich in die Vergangenheit wenden. Die falschen Anschauungen über das „Bardenthum" und das Erwachen der altnordischen Göttersage trugen dazu bei, der Vaterlandsschwärmerei ein unklares Gepräge zu geben. Die alten Götter waren für das Volk todte, leere Namen, die nordische Mythologie war demselben ein Maskenspiel und konnte deßhalb keine tieferen Wirkungen auf weite Kreise ausüben. Aber selbst die Verirrungen Klopstocks, welche so viele Nachahmer fanden, waren nicht werthlos, denn sie erweckten in der deutschen Jugend im Norden und Süden die Liebe zu dem idealen Deutschland. Viel trug zu der Erhebung des nationalen Gefühls Friedrich der Große bei, den nicht nur Preußen, sondern Europa bewunderte. Unter dem Eindruck seiner Thaten dichtete Gleim die „Kriegslieder", dichteten Ewald v. Kleist († 1759), J. Fr. v. Cronegk, K. W. Ramler patriotische Lieder, schrieben Thomas Abbt („Vom Tode fürs Vaterland", 1761), J. G. v. Zimmermann („Vom Nationalstolze", 1758), Justus Möser u. A. ihre Schriften, welche eine Stärkung des deutschen Selbstbewußtseins anstrebten.

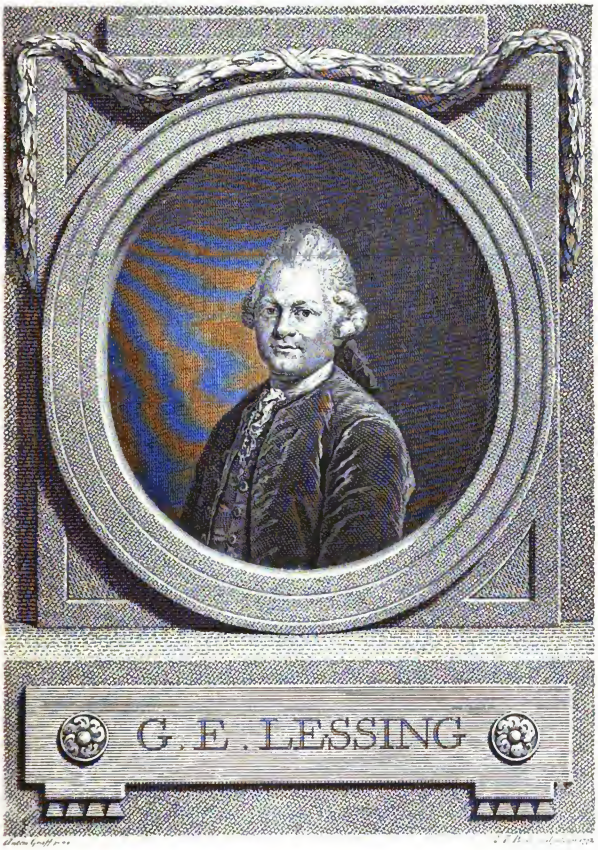
Aber trotz allem drohten der Entwicklung der Literatur mannigfache Gefahren; noch immer galten die französischen Dichter als unübertreffliche Muster, noch herrschte vollkommene Unklarheit über das Wesen der Poesie und ihr Verhältniß zu den Schwesterkünsten. Hier sollte Gotth. Ephr. Lessing (1729—1781) mit mächtigem Geiste die Ketten brechen. Es gibt wenige Dichter, deren Entwicklungsgang so klar vor uns liegt. Auch er ist aus der nüchternen Stimmung hervorgegangen. Seine ersten Stücke und

Gedichte zeigen ihn in den Banden der gottschedisch-französischen Anschauungen; aber schon regte sich in seinen jugendlichen Kritiken das Erwachen eines scharfen, unabhängigen Geistes. Er ahnt die Bedeutung Shakespeare's, er spricht die Anschauung aus, das Drama sei befähigt, die höchsten Ideen der Philosophie und Religion zu gestalten. Das war 1750, zu einer Zeit, wo eine derartige Ansicht an der üblichen Modedramatik nicht die geringste Anknüpfung finden konnte. Schon 1751 offenbart sich der kühn nach Wahrheit ringende Geist in der Beurtheilung religiöser Fragen; schon sieht er und spricht er aus, daß die Formen der Bekenntnisse und die verschiedenen „Offenbarungen" das religiöse Denken verflacht haben, daß sie die Entwicklung einer freien, echt menschlichen Sittlichkeit hindern.

Mit „Miß Sara Sampson" beginnt die zweite Epoche in Lessings Selbsterziehung, denn sie zeigt ihn befreit von dem französirenden Formalismus seiner Jugendwerke. In diesen war er vom lehrhaften nüchternen Geiste beherrscht und construirte seine Menschen nach fremden Mustern, Bühnengestalten ohne individuelle Leidenschaft und Kraft. Hier zuerst dringt er in die Menschennatur tiefer ein, zerbricht die Fesseln der „drei Einheiten" des französischen Dramas und strebt nach naturwahrer Sprache. Aber wir sehen ihn beeinflußt von der rührseligen Stimmung der Zeit, welche sich am meisten in der moralisirenden Weinerlichkeit bei Sir William und dem alten Diener offenbart.

Die volle theoretische Befreiung von diesen Stimmungen und die Erkenntniß vom Wesen der Handlung fand Lessing erst durch die „Literaturbriefe" (1759) und die „Abhandlungen über die Fabel". Er weist nach, daß die Lehrhaftigkeit als solche sich mit der Poesie nicht verträgt, daß die dramatische Handlung in den Leidenschaften wurzeln müsse, daß die Phantasie das Recht habe, auch geschichtliche Stoffe frei zu gestalten. Ueberall besteht Lessing darauf, daß Werk und Mann Eins sein sollen, daß der Dichter im höheren Sinne wahr und sittlich sein müsse.

Ergänzend tritt zu den genannten Untersuchungen der „Laokoon", an welchem zuerst auch Winkelmanns Einfluß in einem größeren Werke zu Tage trat. Der berühmte Kunstforscher hatte in seiner „Geschichte" (vergl. S. 197), noch mehr aber in den schon 1755 erschienenen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" mehrere verhängnißvolle ästhetische Irrthümer begangen. Der eine derselben bestand darin, daß er an dem Gedanken festhielt, Poesie und Malerei (d. h. bildende Kunst im allgemeinen) hätten das gleiche Stoffgebiet. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht darzuthun, den Unterschied der malerisch-plastischen und der dichterischen Auffassung eines Stoffes nachzuweisen, das war der Hauptzweck des „Laokoon". Die Malerei kann nur einen Moment darstellen und muß diesen ihren Mitteln gemäß wählen, so daß uns in ihm das Vor und Nach zum Bewußtsein kommt. Die Poesie soll nicht mit den


G. E. LESSING

Schwesterkünsten durch Beschreibungen wetteifern wollen, weil sie nicht im Stande ist, ein Ganzes auf einmal vor die Phantasie zu stellen, sondern nur Theil nach Theil. Schildern kann der Dichter nur andeutungsweise durch Handlungen.

Im innigsten Zusammenhange mit den gewonnenen Erfahrungssätzen steht „Minna von Barnhelm". Der Dialog, welcher in „Sara Sampson" oft langgesponnen und beschreibend war, ist hier kurz charakteristisch und vorwärtsstrebend, die Handlung durchaus dramatisch. Aber zugleich ist jedes moralisirende Element ausgeschlossen und damit der Bruch mit der Vergangenheit vollendet (1767).

Jetzt erst hatte Lessing die volle Freiheit seiner Anschauungen gewonnen und wandte sich in der „Dramaturgie" gegen das zeitgenössische und das classisch-französische Drama. In Einzelnheiten verkannte er, daß jede Kunst mit dem Nationalcharakter zusammenhängt, das hat sein Urtheil manchesmal zu streng gemacht, aber mit vollster Berechtigung wies er nach, daß die französische Kunstlehre die Lehren der griechischen Poetik des Aristoteles vollständig äußerlich aufgefaßt habe, daß die großen bewunderten Dichter wie Voltaire, Corneille, Crebillon im innersten Kerne unnatürlich und ihre Tragödien alles nur nicht echt tragisch seien. Ihnen gegenüber wies er auf die Antike und auf Shakespeare hin, nicht damit man sie nachahme, sondern damit man von ihnen lerne, wie die Natur, die Leidenschaften, das tragische Schicksal aufzufassen sind.

An die Auffassung vom Tragischen, wie sie in der Dramaturgie vorliegt, schließt sich „Emilia Galotti" an, in welcher er es versucht, die innige Verbindung von Charakter, Handlung und Schicksal durchzuführen.

Wir sehen, wie bei Lessing die Erkenntniß durch vertiefte Geistesarbeit errungen und dann zu dichterischen Thaten umgesetzt wird; das ist auch mit „Nathan dem Weisen" der Fall. Die Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente", wie seine frühere Beschäftigung mit theologischen Fragen, hatten auch seine Phantasie angeregt; er war kein trockener Gelehrter, dem nur das todte Wissen werthvoll war; bei allem, was er ergriff, war ihm der lebendige und belebende Geist die Hauptsache, und naturgemäß mußte er es ihm auf religiösem Gebiete um so mehr sein. Die sich in Thaten offenbarende Liebe war ihm der Kernpunkt der Religion, sie galt ihm als die Kraft, welche die äußeren Satzungen, welche die Menschen trennen, allein zu überwinden vermag. Von seinem hohen Standpunkte aus konnte er in den Confessionen nur die Durchgangspunkte zur Religion, nicht diese selbst erblicken, sie aber war ihm das vollendete Menschenthum, das sich in Thaten der Liebe und der Pflicht Eins weiß mit seinem Gotte. Diese Gedanken sprach er im „Nathan", in dem Aufsatze über „die Erziehung des Menschengeschlechtes" aus; sie sind das Vermächtniß eines der edelsten und männlichsten Geister unseres Volkes, welcher uns zugleich ein leuchtendes Vorbild aufgestellt hat, wie der Ein-

Wieland.

zelne seinen Geist, sein Herz und sein Wollen durch Selbsterziehung zu harmonischer Einheit hinanleiten könne.

Die Verdienste Chr. M. Wielands (geb. 1733) sind in erster Linie formale. In der Jugendzeit war er zuerst zwischen Pietismus und französischer Freigeisterei hin und her geschleudert worden, bis die ersten Gesänge von Klopstocks Messiade seine Phantasie für einige Zeit in „seraphische" Stimmungen versetzten. Aber niemand, dem es sonst ernst ist mit der Kunst, kann lange im Widerspruch mit der eigenen Natur leben; diese forderte auch bei Wieland ihre Rechte. Englische und französische Einflüsse traten in die schwankende Stimmung; durch den Umgang mit der vornehmen Gesellschaft auf dem Gute des Grafen Stadion, Warthausen, wurde der Bruch mit der Vergangenheit beschleunigt.

Sie verlangen auch meinen Nahmen in diesem dem Andenken
Ihrer Freunde gewidmeten Buche, und ich setze ihn, zum
Unterpfande der aufrichtigen Hochschätzung und Liebe, welche
Sie während Ihres allzukurzen Hierseyns meinem Herzen auf
immer abgewonnen haben, auf eben dasselbe Blat, das Sie
an einen meiner liebenswürdigsten und geliebtesten Freunde
erinnert, und mir das Vergnügen gegeben hat, zu sehen daß
er auch der Ihrige ist.

Weimar den 6ᵗ Februar. 1791. C M Wieland.

Wieland eroberte der deutschen Literatur die geschmeidige, weltmännische Leichtigkeit, und prägte dieselbe in der Sprache wie in der Auffassung und Wahl der Stoffe aus. Die Sprache ist trotz einer gewissen Breite anmuthig und gewandt; sie weiß zu scherzen und versteht es auch ernstere Gedanken in gefälliger Weise wiederzugeben; sie ist zugleich genug bildlich und farbenreich, um als Ausdrucksmittel im künstlerischen Sinne dienen zu können. Andrerseits sind die Stoffe nicht frei von einer leichten Lüsternheit und oft mit halb philosophischen Betrachtungen verwebt. Diese Eigenschaften haben hauptsächlich dazu beigetragen, den vornehmen Kreisen Theilnahme für die deutsche Dichtung einzuflößen. Die Begabung Wielands war sehr beweglich und führte ihn auf verschiedene Gebiete; mit starker Leidenschaft hat er keinen Stoff ergriffen, aber jedem und jeder Stimmung eine anmuthende Seite abgewonnen. Er ist nach mancher Richtung eine Rococonatur: anmuthig, sinnlich erregbar, nicht tief, liebenswürdig. Darum ist bei ihm auch die Darstellung des antiken Lebens, welche er in seinen Romanen seit „Agathon" gegeben hat, nur äußerlich, darum sind alle sittlichen Probleme, die er im Lebenslaufe seiner Helden darstellt, nur oberflächlich gelöst. Darum auch lebt er niemals ganz in seinen Stoffen. Daraus entwickelte sich in den romantischen Dichtungen, besonders „Gandalin" und „Oberon" (1780) sind zu nennen, jene leise Ironie der Behandlung, welche übrigens vor allem dem zweiten Werke, der Perle von Wielands Dichtungen, einen eigenartigen Reiz verleiht.

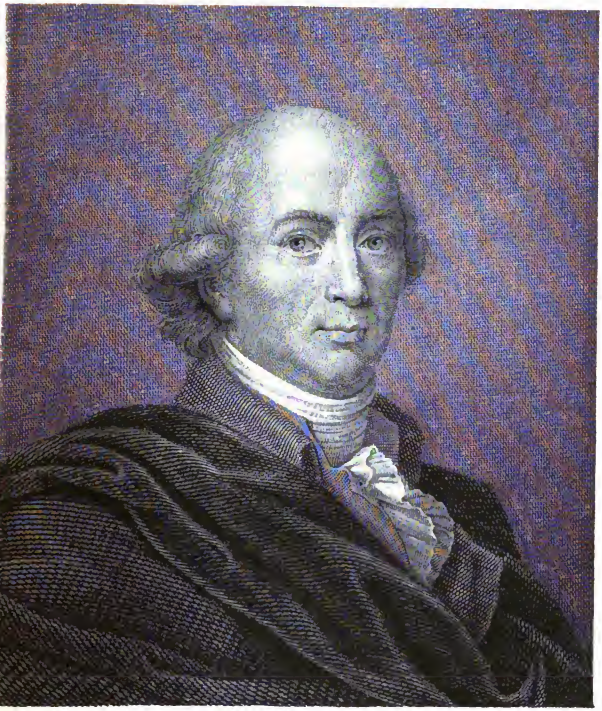
Sowohl an Klopstock wie an Wieland schlossen sich Schulen an; der „Göttinger Hainbund" oder doch einige Mitglieder desselben setzten die lyrische Poesie im Sinne des ersteren fort; Wielands Art fand Nachahmer in Thümmel und andern Talenten niederen Ranges; nur die klare, festgefugte Eigenart Lessings war nicht dazu geschaffen, in dieser äußeren Art zu wirken, so mächtig auch seine Werke gerade die bedeutendsten der jüngeren Dichter, zunächst Herder und Goethe, erfaßten. Die Ursachen sind leicht ersichtlich. Während die drei ersten Begründer der neuen Literatur mit ihren Anfängen noch dem fünften und sechsten Jahrzehnt angehören, wo der Sturm und Drang sich erst vorbereitete, trafen die jüngeren Geister mit ihrer Entwicklung in die Zeit der losbrechenden Erregung. Da mochte sie wohl Klopstocks Empfindsamkeit ergreifen, aber die Gedankenklarheit und der männlich in sich beruhende Geist Lessings mit seinen bestimmten Kunstzielen und der Herrschaft über sich wirkte auf sie erkältend. Sie wollten nichts hören von jener Geistesarbeit, welche Schritt für Schritt zur Erkenntniß der Mittel und zur Herrschaft über sie führt, nichts hören von jener strengen, sittlichen Selbstbestimmung, welche in Lessing sich vorbildlich gestaltet hat.

Schon habe ich auf verschiedene Gründe hingewiesen, welche die Entfesselung des Gefühls bedingten; sie seien hier in Kürze zusammengefaßt. Richardson und die Rührkomödie, Youngs Nachtgedanken und Ossians „Ge-

fänge", dann Klopstocks begeisterte Empfindsamkeit hatten die „Sentimentalität" gemeinsam mit Sterne's und Fieldings Romanen genährt. Dazu gesellten sich die wachsende Bekanntschaft mit Shakespeare, für welche Wielands und dann Eschenburgs Uebertragung von Wichtigkeit wurden, und die Einflüsse der Naturschwärmerei Rousseau's. Young hatte eine Schrift „Gedanken über Originalwerke" verfaßt, in welcher die Natur und Homer als die Lehrer der Dichter und „Originalität" als das Ziel gepriesen wurden; Percy hatte die Ueberbleibsel alter englischer Dichtungen veröffentlicht und dadurch den Blick auf die Volkspoesie hingelenkt. Alle diese neuen Strömungen ergossen sich nach Deutschland und brachten eine um so stärkere Erregung in den jungen Talenten zu Stande, als die gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse keine freiere Bewegung der Geister gestatteten. So drängte sich der ganze jugendliche Enthusiasmus auf literarischem Gebiete zusammen und brach hier los. Aber dieses unklare Drängen bedurfte eines Anstoßes und dieser ward zuerst von Joh. G. Hamann (1730—1788) und hauptsächlich durch Joh. Gottf. Herder (1744—1803) gegeben. Der erstere, der „Magus des Nordens", war eine gährende, phantastische Natur, kein scharfer Denker, aber ein ideenreicher Ahner, welcher sein Evangelium von der unbedingten Freiheit der Phantasie, von dem geheimnißvollen „Etwas" der Dichterkraft besonders in einer Schrift von 1762 verkündigt hatte. Er pries in einer wirren Sprache, in abgebrochenen Sätzen die Leidenschaften als den Ursprung neuer Bilder und Gedanken, er forderte, daß in „die Orgien der Leidenschaften und in die eleusinischen Geheimnisse der Sinne" eingeweiht sein müsse, wer das tiefste Wesen der Künste begreifen wolle.

Herder war durch persönlichen Verkehr von Hamann angeregt und auf die „Urpoesie" hingewiesen und mit Shakespeare und Ossian bekannt gemacht worden. Eine tiefe Gährung bemächtigte sich des empfindungs- und phantasiereichen Jünglings, als deren erstes Ergebniß die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" zu betrachten sind (1767) — zwei Jahre darauf folgten die „Kritischen Wälder", der erste derselben im Anschluß an den „Laokoon", welcher auf Herder tiefen Eindruck gemacht hatte. Diese Schriften waren ganz geeignet, die Jugend zu entflammen, weil sie vor allem Ausflüsse des Gefühls und der Phantasie waren. Zu ihnen gesellten sich „Von deutscher Art und Kunst" (1773), „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes" und „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit".

Der Grundzug dieser Arbeiten, zugleich der innerste Kern von Herders Individualität, war Begeisterung und Phantasie. Er entwickelte seine Gedanken nicht wie Lessing auf dem Wege der Dialektik, Schluß an Schluß stellend, trotz aller scheinbaren Seitensprünge das Ziel im Auge, sondern war ein dichterischer Denker, voll Ahnungen in Bildern denkend, und dichtend im Denken. Wohl zwang er sich manchmal zu logischen Entwicklungen, aber



G. v. Kügelgen pinx. Herder. Faustin Anderloni sc.

mitten in ihnen erwachte der Poet und suchte durch kühn entworfene Bilder, durch Allegorien und Parabeln das zu beleben, was er auf dem Wege folgerichtiger Untersuchungen nicht erreichen konnte. Mehr noch als die Form erfaßte der Inhalt das junge Geschlecht. Herder führte den Satz Hamanns, „Poesie sei die Muttersprache des Menschengeschlechtes", erst so durch, daß derselbe Einfluß gewann; er wies noch vor dem Erscheinen der Sammlung von Percy auf die Volkspoesie immer und immer hin; er betonte den natio-

nalen Charakter der Schöpfungen fremder Völker und forderte denselben von der deutschen Poesie; uns könne nicht Nachahmung, sondern nur das Streben nach Natur, „Originalität" fördern. Nicht heiße es, Shakespeare, welcher allein den Modernen vollständig entspreche, geistlos zu copiren, sondern seine Art zu erkennen. Hier beging Herder einen verhängnißvollen Irrthum, indem er sich von den englischen Königsdramen des großen Britten verführen ließ, „Handlung" im dramatischen Sinne, wie Lessing sie erklärt hatte, mit „Ereigniß" zu verwechseln, welches das Wesen der erzählenden Dichtung ausmacht.

Die folgenden Werke („Stimmen der Völker", 1778—1779, „Vom Geiste der hebräischen Poesie", 1783, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", 1784 u. ff.) trugen in ihrer Art dazu bei, das Verständniß der Poesie zu vertiefen. Die berühmte Sammlung der Volkslieder hat die zeitgenössische Lyrik beeinflußt und bereichert, indem sie auf die Unmittelbarkeit der Empfindung und auf die Volksthümlichkeit der Form hinwies; die Abhandlung über die hebräische Poesie wurde von größter Wichtigkeit für die Beurtheilung der Bibel: Herder wies die Poesien derselben als „nationale Mythendichtung" nach, welche als künstlerische Werke vom ästhetischen Standpunkte aus zu betrachten seien, er eröffnete aber damit zugleich für den Theologen eine neue Art der Bibelkritik.

Die letzten Werke, „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (1784 und 1791), und „Briefe zur Beförderung der Humanität" (1793—1797) zeigen Herder von jenem idealen Glauben an den Fortschritt der Menschheit beseelt, welchen auch Lessing getheilt hat. In immer neuen Wendungen führt er den Gedanken aus, daß die thatkräftige Liebe das mächtigste Mittel zur Vervollkommnung, Humanität in stets edlerer Form des Daseins höchstes Ziel sei; daß die Erziehung dahin zielen müsse, den Willen der jugendlichen Seelen zum Streben nach diesem Ziele zu kräftigen. Das Christenthum als „Evangelium zur Glückseligkeit aller", der „verzeihenden Duldung" enthalte die Lehren von der „Humanitätsreligion", nicht das Christenthum „des Formeldienstes und der unfruchtbaren Satzungen".

So treffen Lessing und Herder auf verschiedenen Wegen am gleichen Ziele zusammen, der Mann des Gedankens und der Mann des phantasiereichen Gemüts, sie reichten sich die Hände in der Erkenntniß des sittlichen Menschheitsideals, dessen Verwirklichung allein die Erlösung von dem Weltleid bedeutet.

Das Beweglichste im Menschenherzen ist das Gefühl, demgemäß bekunden sich neue Stimmungen im Geistesleben am frühesten in der Lyrik. Hier trat auch der Sturm und Drang zuerst hervor. Gottfried August Bürger wurde von den ersten Schriften Herders tief erfaßt und sah nun auch sein Ziel in einer volksgemäßen Dichtung: 1774 erschien die „Lenore" und flog in wenigen Monaten durch das halbe Deutschland, ihr folgten dann die andern

Balladen, „Das Lied vom braven Mann", „Der wilde Jäger" u. s. w. Math. Claudius, Ludwig Hölty (1748—1776), Joh. Heinrich Voß, Daniel Schubart, Maler Müller u. A. wurden von der Strömung erfaßt und rangen danach, für das Gefühl den unmittelbarsten Ausdruck zu finden. Wohl wurden auch viel Phrasen gemacht, die Freiheits- und Vaterlandsschwärmerei artete nicht selten in Aberwitz aus, das Volksthümliche wurde in Roheit, in Cynismus oder in flacher Witzelei gesucht, aber im allgemeinen zeigte sich, daß in Wahrheit ein neues, frischeres Leben erwacht sei.

Etwas später als in der Lyrik brach der Sturm im Drama hervor, nur der „Ugolino" von Gerstenberg (1768) hatte schon als früheres Wetterleuchten das nahende Wetter verkündet. Aeußerlich in der Form durch Lessing bestimmt, war das Stück in seinem inneren Stoff — dem Hungertode des Helden und seiner Kinder — der gewaltsame Ausbruch eines gährenden Talentes. Shakespeare wurde der Prophet des jungen Geschlechts und Goethe's „Götz" das Werk, welches die Begeisterung der jungen Stürmer zu hellen Flammen auflodern ließ. Reinhold Lenz (1750?—1792) kündete in seinen „Anmerkungen über das Theater" (1774) allen Regeln den Kampf an, Lebensbilder möge der Dichter zeichnen, ohne sich an herkömmliche Gesetze zu binden. Der Theorie gemäß dichtete er seine Dramen, deren erstes „Der Hofmeister" die Kraftgenies entzückte. „Das ist einmal ein Werk voll deutscher Kraft und Natur!" ruft Dan. Schubart in seiner „Deutschen Chronik" (Aug. 1774) aus. Aber schon bei dem nächsten Stück von Lenz, „Dem neuen Menoza", im Oktober desselben Jahres traf er das Richtigere, als er schrieb: „Um Originale zu werden, werden sie albern."

Aber die Erregung war im Steigen und nicht aufzuhalten. Die späteren Werke von Lenz wie die Dramen von Maximilian Klinger (1752—1831), dem begeisterten Verehrer Rousseau's, von H. L. Wagner, von Maler Müller und Anderen zeigen nicht nur die ästhetische, sondern auch die sittliche Haltlosigkeit dieser Sturmgenies, welche sich allen Satzungen des Lebens und der Kunst gegenüber rasend gebärdeten.

Im Namen Shakespeare's wurde die vollste Regellosigkeit als Regel verkündigt; eine ungeordnete Fülle von Begebenheiten lose um eine oder mehrere Gestalten gruppirt; das Gräßliche oder Quälende trat an die Stelle des Tragischen, und der innere Zusammenhang zwischen Wille, That und Schicksal wurde zerrissen. Die Leidenschaft erschien niemals künstlerisch beherrscht, sondern brach vulkanisch hervor, oft ohne Ziel und Zweck zu phrasenhafter Wildheit gesteigert. Die Helden wollen alle irgend etwas Großes und wissen nicht recht was, sie sind voll „Kraftgenie", ohne recht zu wissen, was sie damit anfangen sollen. Ihr unruhig begehrendes, maßlos ausschweifendes Ich ist der Gott, zu welchem sie beten; voll Eitelkeit und Selbstüberhebung, dabei willensschwach, fehlt ihnen in allen Conflikten das Bewußtsein irgend einer sittlichen Pflicht. Nicht selten glaubt sich der Leser einer Schaar von

Wahnsinnigen gegenüber, welche aus dem Irrenhaus gebrochen ist. Bei tieferen Grundgedanken, wie in Müllers Faust, sinkt die Phantasie, unfähig einer plastischen Gestaltung, zuletzt kraftlos in sich zusammen. Unbändiges Wollen und schwächliches Können liegen überall dicht neben einander; viele einzelne Schönheiten, geniale Gedankenblitze, das Ganze aber immer ein wogendes Chaos ohne Form und Gestalt. Deßhalb fehlt auch der künstlerische Bau — in manchen Werken von Lenz, Klinger und Wagner sind alle Rücksichten auf die Bühne abgeschüttelt, da drängen und hasten die Scenen, manche nur aus wenigen abgebrochenen Worten bestehend, wie im Fieber gehetzt vorüber, und andermal werden Kleinigkeiten mit breitester Ausführlichkeit wiedergegeben.

Vom Standpunkte ruhiger kritischer Erwägung aus sind alle diese Sturmdramen ästhetisch werthlos zu nennen; ihre Bedeutung liegt im übrigen fast nur darin, daß sie uns eine Strömung deutschen Geisteslebens schildern und die Herrschaft der unpoetischen Nüchternheit zerbrechen helfen. Sie zeichnen uns ein ringendes Geschlecht, das sich im bürgerlichen, staatlichen und geistigen Dasein durch drückende Ueberlieferungen beengt fühlt. Es ahnt das Große in Shakespeare, in Homer, in Rousseau; es empfindet die Vorurtheile der Zeit, das Recht des Individuums, sich seinem eigenen Wesen gemäß zu entfalten und auszuleben; es fühlt den Druck, welchen die unbedingte Herrschermacht auf die Freiheit der Völker ausübt, aber das alles ist nur eine dumpfe Empfindung, welche die revolutionäre Unzufriedenheit mit der Zeit erzeugt und in wilden Ausbrüchen die ruhige Thatkraft vernichtet, den sittlichen Blick verdunkelt und das Bewußtsein zerstört, daß die individuelle Freiheit des Menschen wie des Künstlers sich voll nur unter der Herrschaft der ethischen und ästhetischen Vernunft entfaltet.

Die Kraftgenies fanden viele Gegner, den witzigsten in Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799). Aber Spott und Ironie sind keine Waffe gegen eine derartige Bewegung, hier konnten nur dichterische Thaten wirken, welche dem Geschlechte wieder die Harmonie als die Seele edler Kunst vor Augen führten. Diese Aufgabe lösten Goethe und Schiller. In ihnen erreichte das dichterische Vermögen des deutschen Volkes wieder einen Höhepunkt. Klopstock, Lessing und Herder hatten Großes gethan, aber über sie hinaus war ein ästhetischer Fortschritt möglich nicht nur, sondern nothwendig. Klopstock war so geartet, daß sich, abgesehen von den Nachahmern, in ihm selbst die Uebertreibung der Richtung vollzog; seine Poesie konnte das Gleichgewicht des Geistigen und Sinnlichen nicht erreichen, weil sie im Kerne zu phantastisch, in der Form zu künstlich war. In Lessing und Herder aber, so verschieden sie unter sich waren, überwog die Kritik, keiner von beiden war ein schaffendes Genie im höchsten Sinne des Wortes; ihre dichterischen Schöpfungen beruhten weniger in der inneren Anschauung und dem unmittelbaren Gestaltungsdrang, als in der Einsicht vom Wesen und den Gesetzen der

Kunst. Sie mußten einen großen Theil ihrer Geisteskraft aufwenden, Altes zu stürzen und die Bedingungen für eine neue Poesie zu schaffen. Da droht dem mühsam Gewonnenen die Zerstörung durch jene gährenden Talente, welche an die Stelle ästhetischer, in der Natur der Kunst begründeter Gesetze das Belieben des übermüthigen Ichs setzen. Wie für das sittliche Dasein der eherne Pflichtbegriff nothwendig geworden war, um dem Drange einen Damm zu setzen, so für die Poesie ein wirkliches Genie, welches den verzerrten Gestalten und Gefühlen das Muster vollendeter Harmonie entgegenstellte. Dieses Genie war Wolfgang Goethe, das Mittel, die wilden Geister der Formlosigkeit zu bannen, war die Antike und ihr klares Stilbewußtsein, verbunden mit der Volksthümlichkeit des inneren Gehalts.

Der große Dichter, der größte der modernen Zeit seit Shakespeare, an allumfassendem Geiste von Keinem erreicht, war auch ein Kind des Sturms. Das ganze drängende Chaos der Zeitgedanken hatte sich in die Seele des Jünglings ergossen und dort das Empfinden tief aufgewühlt. Schon in der Frühzeit seiner Entwicklung strebte die Phantasie dem eingebornen Gesetze folgend danach, das Erlebte festzuhalten, und es als harmonisches Bild von sich loszulösen. Stärker als bei allen Genossen ist in ihm der Drang nach Natur und Freiheit, aber stärker zugleich der formgebende Wille, stärker das ethische Bewußtsein. „Götz von Berlichingen", der „Werther" (1773 und 1774) sind die Hauptwerke seiner Sturmzeit, aber schon der zweite offenbart jene künstlerische Gestaltungskraft, welche sich nicht dem inneren Sturm widerstandlos gefangen gibt, sondern das Selbsterlebte klar und thatkräftig als einen vom Dichter selbst unabhängigen Organismus darstellt. Auch Goethe litt unter dem Fieber der Empfindsamkeit, aber er sah darin keinen normalen Zustand, sondern eine Krankheit; deßhalb ließ er den Werther tragisch enden. Was für ihn Selbstbefreiung war, wirkte auf die Epoche in andrer Weise und entfesselte, aber beschleunigte zugleich die Krisis; Nachahmungen tauchten allüberall auf und bewiesen, wie blitzgleich das Werk die Nerven der Zeitgenossen betroffen habe.

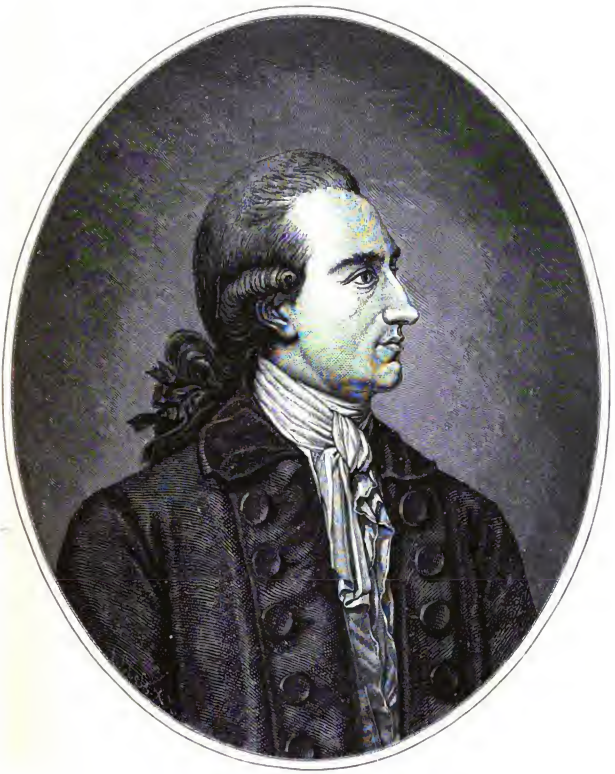
Aber schon in dieser Periode entstanden auch viele jener Schöpfungen, wie die Fragmente des „Prometheus", „Mohamets Gesang", „Künstlers Abendlied" und manche kleinere lyrische Lieder, mit welchen sich der Genius weit über das Geschlecht der Mitlebenden emporhob. Das war auch ein „Sturm und Drang", aber jener des Frühlings einer gottgeliebten Natur, in welcher die Kräfte sich im geheimnißvollen Weben sammeln. Und nun hob sich die Gestalt Goethe's, immer klarer ihrer Ziele bewußt, leuchtender und leuchtender empor. Was er durch Winkelmanns und Lessings Schriften nur in dämmernden Umrissen erkannt hat, die vollendete Harmonie des Inhalts und der Form, die vornehme Selbstbeherrschung der Phantasie, das ward ihm offenbar in der „heiligen Roma". Der Zauber der Schönheit in den Werken der bildenden Kunst, die in sich ruhende Schönheit der Antike

Blumen reicht die Natur es windet die Kunst
sie zum Kranze.

Weimar den 31 Jan. 1791.

Goethe

Aus dem Stammbuche des Schauspielers Heinrich Beck, Freund Schillers und Iffiands.



Goethe. Gemalt von May 1779.
Das Originalgemälde befindet ſich im Beſitz des Freiherrn Carl v. Cotta.

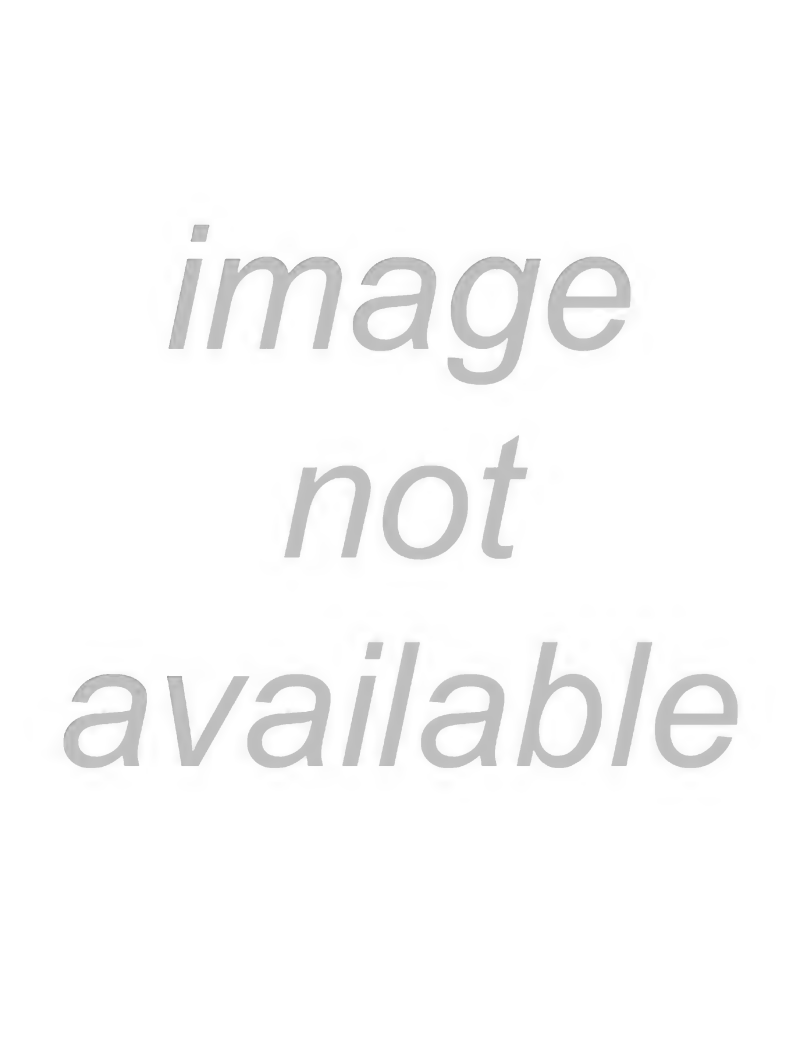


image
not
available

und die Formenanmuth Raffaels übertrug sich von dem genießenden auf den schaffenden Geist, und es entstand die metrische Bearbeitung der „Iphigenie". „Egmont" und „Tasso" wurden gefördert und dann in Deutschland vollendet; die „Römischen Elegien" zeigten den Nachklang der italienischen Zeit und bewiesen, daß griechische Formenschönheit und deutsche Tiefe und Kraft sich zu vollendetem Einklang verbinden können. Aber alle diese Schöpfungen legten dar, wie Goethe's Phantasie alles eigene Empfinden und Erleben in sich aufnahm und die Wirklichkeit als Quell der Dichtung betrachtete. Doch bescheiden trat der Poet überall hinter seine Gestalten zurück, er ließ sie wachsen ihrem eigenen Wesen gemäß, bis sie als unabhängige Gebilde losgetrennt sich selbst getreu ihr Dasein im Reiche des Schönen vollenden konnten. Und als nach Jahren ununterbrochenen Schaffens und vieler innerer und äußerer Kämpfe sich eine leise Ermattung des großen Geistes bemächtigte und sein Herz sich vereinsamt fühlte, da führte ihm ein gütiges Schicksal den Mann zu, an welchem er bis jetzt ruhig und kühl vorbeigegangen war: Friedrich Schiller. Die ideale Frische des Jüngeren gab ihm neuen Schwung, er vollendete „Wilhelm Meisters Lehrjahre" und begann mit dem Freunde gemeinsam jenen Feldzug gegen alle Jämmerlichkeiten des deutschen Lebens mit den „Xenien".

Indessen hatte Voß mit der Homerübersetzung zum ersten Male ein getreues Bild der griechischen Epen gegeben und die Idylle „Louise" geschrieben; Erinnerungen des Aufenthalts auf Sicilien traten hinzu und es entstanden die Elegien und Idyllen, darunter „Hermann und Dorothea", dann im Wettkampfe mit Schiller die Balladen von der schönen „Müllerin" die „Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere" u. s. w., jene vollendeten Vorbilder von machtvoller Empfindung und ruhiger Formenschönheit. — Größer und weiter wurde da der Kreis, den Goethe's Geist umschrieb, im „Wilhelm Meister" und dann in „Fausts" erstem Theil umfaßte er zuletzt Erde und Himmel. Im „Faust" vollendete sich der titanische Drang des Jahrhunderts; in brausender Jugendfülle hatte der Dichter den ersten Gedanken gefaßt; stille war er in allen Geisteskämpfen und -Wirrungen mit ihm gewandelt und gewachsen. Wohl hatten auch andre mit und vor ihm den hochmüthigen Ueberdrang der Epoche in der gleichen Gestalt verkörpern wollen, aber keiner von ihnen vermochte sie zu bannen, denn keiner von ihnen hatte mit so umfassendem Herzen in sich den Kampf zwischen himmelstürmendem Geisteskrotz und der sittlichen Weltordnung durchgemacht, wie Goethe. Aber erst der Greis fand die volle, die einzige Lösung des Faustproblems und sprach sie im zweiten Theile der Dichtung aus: Selbstbeschränkung, die sittliche That für das Ganze können allein von jenem Sturme erlösen, welcher nur zerstörend wirken kann. Dem mächtigsten Geiste sind Gesetze auferlegt, die er nicht mißachten darf, ohne die Ordnung des Seins zu stören und das Opfer der dämonischen Mächte der eigenen Brust zu werden; es gilt die

Selbstsucht zu tödten und in den gegebenen Grenzen menschlicher Kraft für die Menschheit zu schaffen und für ihre Ideale zu wirken.

Und wie hier sich das Bild eines Menschendaseins zum Weltbilde vergrößerte, so war es auch im „Wilhelm Meister". Im ersten Theile stellte der Dichter dar, wie sich der Held aus haltlosem unklaren Idealismus, erzogen durch die Schicksale und die wachsende Erkenntniß, zur sittlichen Selbstständigkeit, zu einem pflichtgeführten Dasein entwickelt; in den „Wanderjahren" wendet sich der Dichter dazu, die Entfaltung eines staatlichen Organismus zu zeichnen, in welchem alle Bürger ihre Kräfte zu gemeinsamem Wirken vereinigen.

Wie Goethe war auch Schiller aus dem Sturm hervorgegangen. Ossian, Shakespeare, Rousseau, „Götz" und „Werther", Gedichte von Schubart, Klingers „Zwillinge" hatten seine Phantasie genährt. Diese selbst war aber anders geartet, als jene seines großen Genossen, denn während jener schon als Knabe und Jüngling frei und ungehindert dem Leben entgegentrat, drängten hier die Verhältnisse allen leidenschaftlichen Drang in die Seele, in die Gedankenwelt zurück, wo sie allein volle Freiheit finden konnten. Als die erste Dissertation des jungen Mediciners zurückgewiesen worden war und er, der sich nach dem Leben sehnte, sich gezwungen sah, noch ein Jahr in der Akademie zu bleiben; als er (14. Dez. 1779) an der Seite des Herzogs Karl August den schönheitstrahlenden gefeierten Dichter des „Werther" erblickte, da kam er zum Bewußtsein des Drucks und die zurückgehaltenen Flammen des Trotzes, sie brachen mit den „Räubern" aus seiner Seele. Dieses Drama, die Gedichte der „Anthologie", dann „Fiesko" und „Kabale und Liebe" sind die vorzüglichsten Werke der Sturmzeit Schillers. Mehr oder minder sind sie alle die Kriegserklärung einer freiheitsdürstenden Natur, welche sich mit allen Satzungen der Zeit in Staat und Leben im schmerzenden Widerspruche fühlt. Sie kennt das Leben nicht und wenig die Menschennatur, aber sie trägt in sich das Ideal freien sittlichen Daseins des Einzelnen wie der Völker und mißt an demselben das Seiende. So ist vieles unwahr, übertrieben, gährend in Form und Inhalt, ja bis zur Häßlichkeit verzerrt. Aber überall schlägt dasselbe große Dichterherz, welches die Qualen der Zeit mit hundertfacher Stärke in sich empfindet, welches in gesundem, sittlichem Zorne gegen alle Niedertracht, gegen alle schalen Ueberlieferungen auflodert, die das freie Menschengefühl einschnüren und es dem Wahn zum Opfer bringen. Stürmisch wie der Gedankeninhalt und das Gefühl war auch die dramatische Kraft der Jugendwerke, aber im ganzen zeigte sich überall eine mächtige, leidenschaftliche Begabung, wie sie bis dahin Keiner in solchem Maße besessen hatte.

Das Studium der Geschichte und der antiken Poesie wirkten beruhigend und klärend auf den Dichter ein. Schon der „Don Carlos" zeigt eine Wandlung, denn nicht mehr wie in den früheren Stücken offenbart sich der

A. Graff pinx. Schiller. G. M. Müller sc.

Idealismus nur durch Verneinung des Beſtehenden und Wirklichen, ſondern er ſprach ein poſitives Ideal des Zukunftſtaates aus. So unreif daſſelbe auch ſein mochte, es ſtellte als Ziel die Verbindung von Freiheit und Menſchenthum hin, es lenkte den Humanitätsgedanken auf das Gebiet des ſtaatlichen Lebens. Die Geſchichtswerke, beſonders der „Abfall der Niederlande“ und „Der dreißigjährige Krieg“ machten mannigfache Studien nöthig,

welche den Geist des Dichters zu einer festeren Gestaltung des Daseins drängten. In gleicher Art half die Antike den Sturm zu lindern; schon „Die Götter Griechenlands" (1789) und „Die Künstler" zeigen die Einheit von Gedankeninhalt und dichterisch empfundener Form, welche auch die 1795 entstandenen Gedichte „Das Ideal und das Leben", „Würde der Frauen", den „Spaziergang" u. s. w. zu den edelsten Schöpfungen deutscher Dichtung gesellt. Schiller war kein Lyriker in der Art Goethe's, denn seine Phantasie fühlte sich nicht beruhigt in der Gestaltung des Einzelngefühls oder einer ganz dem Leben entnommenen Scene, sondern strebte immer über diese Grenzen zum Allgemeinen empor. Nur in den Balladen, wo die dramatische Kraft dem Dichter zu Hilfe kommt, hält er sich an den Stoff, aber auch hier („Bürgschaft", „Kraniche des Ibykus", „Ring des Polykrates") ist es zunächst nicht dieser, der den Geist des Poeten lenkt, sondern der ethische Grundgedanke. Dieser bildet die mächtigste Triebkraft in dem ganzen Wesen des Dichters, er erklärt auch den Einfluß, welchen Kant auf die Entwicklung Schillers gewonnen hat. Aber die ästhetische Empfindung wehrte sich gegen jenen starren Pflichtbegriff Kants, der in seiner Einseitigkeit alle Freude am schönen Dasein zu vernichten schien. So suchte Schiller in seinen herrlichen Untersuchungen „Ueber Anmuth und Würde" (1793), „Ueber das Erhabene", in den „Briefen über die ästhetische Erziehung" (erweiterte Bearbeitung 1795) den Kampf zwischen Pflicht und Naturtrieb zu beseitigen und an seine Stelle den Einklang von Sittengesetz und Sinnlichkeit zu stellen. Die Sittlichkeit müsse das Ergebniß des ganzen Menschen, des sinnlichen und geistigen sein, sie müsse sich als Neigung zur Pflicht offenbaren. Wo sich der ethische Wille dem Triebe ruhig überlassen kann, dort entstehe die „schöne Seele", deren ganzes Dasein Sittlichkeit und Anmuth vereine. Diese Harmonie sei jedoch ein schwer zu erreichendes Ideal, denn sie werde durch die Sinnlichkeit oft gestört; im Kampfe mit derselben erstarke die Vernunft — die immerwährende Bethätigung der sittlichen Kraft führe zum Siege der geistigen Freiheit und damit zur Würde.

Im Zusammenhange mit diesen Ideen steht zum Theile die ästhetische Untersuchung „Ueber naive und sentimentale Dichtung" (1796). Naivität ist überall, wo die reine Natur den Sieg über das Künstliche erringt. Dieser Zustand kann aber nicht stets erhalten bleiben; die ursprüngliche naive Einheit der Menschennatur wird durch die Cultur unterbrochen; in ihr macht die Nachahmung des Wirklichen den Dichter, wie es bei Homer der Fall ist; ohne sie aber die Erhebung des Wirklichen zum Ideal, so weit diese möglich ist. Der naive Dichter ist unübertrefflich in der Einfalt der Form und in der Wiedergabe des Sinnlichen und Körperlichen, der sentimentale, welcher sich nicht mehr Eins fühlt mit der Natur, übertrifft ihn an Reichthum des Stoffes und der Ideen. Man kann deßhalb auch nicht die Vorzüge des Einen vom Andern fordern, nur die vollendete Cultur

Bauerbach N. 8. Dec. 1782.

Theuerster Freund,

Ist kann ich Ihnen mit aufgeheiterterm Gemüth schreiben, denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung ganz meiner Seele zu leben, und ich werde sie sehr benutzen. Da ich alle Nothwendigkeiten und auch die Bequemlichkeiten habe, so habe ich eine Zeitlang für nichts zu sorgen, als mich zu einem grosen Plan rohends auszubilden. Diesen Winter seh ich mich genöthigt nur Diäste zu seyn, weil ich auf diesem Weg meine Umstände schnelle zu rangieren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin will ich ganz in mein Handwerk versinken.

Bei meiner neulichen schnellen und heimlichen Abreise war es mir nicht möglich persönlich von Ihnen mein bester Freund Abschied zu nehmen. Ich thue es ist, und sage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnehmung an meinen Schicksalen meinen aufrichtigsten Dank. Meine damalige Verfassung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu stellen, und so unangenehme Erfahrungen mir auch dabei aufstiessen, so bin ich doch durch die Bewährung einiger Wenigen genug schadlos gehalten. Geben Sie mir einmal Gelegenheit schätzbarster Freund, Ihnen zu beweisen, daß Sie sich für keinen Alltagsmenschen interessierten.

Sie werden zu den grosen Verbindlichkeiten, die Sie mir bis jetzo schon auflegten, noch die gröseste hinzufügen, wenn Sie meinen zurückgelassten Freund und Landsmann in Ihren Schutz nehmen. Ich

weiß nicht ob er in Mannheim zu bleiben gesonnen ist. Wenn Sie aber glauben, daß ihm solches angerathen werden kann, so unterstützen Sie ihn mit Ihrem Rath und Ihren Empfehlungen. Sie thun es mir.

Sie waren so gütig mich Ettlingern zu empfehlen. Dadurch erweisen Sie mir einen wahren Dienst, denn außerdem daß ich zu meinen Produkten einen rathlichen Verleger wünschte, wird mich Ettlinger auch mit Büchern versehen können, welche selbst anzuschaffen bei gegenwärtigen Umständen für mich ohnmöglich ist.

Wenn Sie den Druck meines Fiesko beschleunigen können so verbinden Sie mich sehr. Sie wissen, daß nur das Verbot, Schriftsteller zu seyn mich aus wirtembergischen Diensten getrieben hat. Wenn ich nun von dieser Seite nicht bald in meinem Vaterland von mir hören laße, so wird man meinen Schritt grundlos und unnütz finden. Befördern Sie es sobald Sie können. In höchstens 14 Tagen haben Sie Vorrede und Zuschrift.

Ist leben Sie wohl, und seyen die freundschaftlichen Gesinnungen die Sie mir zu Mannheim zeigten auch abwesend fort. Empfehlen Sie mich Ihrer schätzbaren Mademoiselle Tochter, und nehmen von mir die Versicherung daß ich mir aufhören werde zu seyn

Ihr aufrichtigster Schiller

Wenn Sie mir schreiben, so seyen Sie so gütig den Brief Meiern zum Einschluß zu geben, oder den seinigen in den Ihren zu schließen.

Anmerkung. Der Brief ist an den Mannheimer Verleger Schwan gerichtet; der zurückgelassene Freund ist Andreas Streicher, der treue Genosse von Schillers Flucht aus Stuttgart.

wird wieder zu jener natürlichen Einheit zurückkehren und die vollendete sentimentalische Dichtung zur Naivität.

Von 1799—1804 wurden die „Wallenstein-Trilogie", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Braut von Messina" und der „Tell" vollendet. Mit ihnen schenkte der Dichter seinem Volke eine Reihe von Werken, welche trotz allem Wechsel des Geschmacks ihren frischen Geist nicht einbüßen sollten. Schillers Eigenart war nicht dazu angethan, im Sinne Shakespeare's nur die Leidenschaften des Herzens zum Ausgangspunkte tragischer Conflikte zu benützen und sich streng an den individuellen Charakter zu halten, denn er gestaltete sich Menschen und Schicksal aus der Idee derselben heraus. Dadurch ist nicht selten der Wirklichkeit ihr Recht gekürzt worden, aber der hohe Ernst der Anschauung, die Weite des Blicks, der Gedankenreichthum und der echt dramatische Geist des Ganzen lassen die Dramen in ihrer Art ebenso bedeutend erscheinen, als jene des Britten. Es ist eine im vollsten echten Sinne adelige Natur, welche sich in ihnen offenbart, und am mächtigsten dort hervortritt, wo sie einen Theil ihres eigenen Wesens, ihrer Ideale in die Gestalten der Phantasie legen kann.

Ein Zug ist noch kurz hervorzuheben. Schon in „Wallenstein" ist des Helden Schicksal nicht allein in *seinem Thun* begründet, denn auch die Verkettung der äußeren Verhältnisse spielt mit, um den Untergang herbeizuführen. Ebenso in „Maria Stuart" und in der „Jungfrau". Aber erst in der „Braut von Messina" tritt das antike Schicksal, welches die Schuld der Ahnen an den Kindern rächt, in ganzer Herbheit hervor, wie sie im allgemeinen dem Geiste der modernen Humanität nicht entsprach. Aber bei Schiller waltet auch hier der echte Künstlergeist, welcher selbst das grausam Erschütternde in die Linien der Schönheit zu zwingen weiß. Sein Schicksal war keine Karikatur, wie sie es mit dem Siege der romantischen Stimmung bei vielen Dichtern werden sollte.

Goethe und Schiller sind die einzigen Sieger über den Sturm und Drang. Die Ideale der Zeit, zu deren Gestaltung die geistige Entwicklung hindrängte: Einigung der antiken Schönheit mit dem edel-volksthümlichen Inhalt, volle Harmonie des Dichters mit seinem Stoffe, Bändigung des leidenschaftlichen Dranges durch ein edles Maß — diese Ideale haben erst durch sie bestimmte Form gewonnen. Beide sind in ihrem Wesen verschieden; Goethe nimmt die Wirklichkeit in sich auf, alle Tiefen und Höhen des menschlichen Daseins in sich vereinend. Er muß alles in seinem Gefühle durchleben, was er als Kunstwerk aus sich gestalten will; alles ruht fest und sicher auf dem Boden der Wirklichkeit — seine Phantasie *sieht zuerst das Leben und dann die Idee*.

Schiller aber empfindet zuerst die Idee und sucht zu ihr das Leben, — die Welt der Gedanken ist seine Heimat, zu welcher er das wirkliche Dasein emporzuziehen strebt, während jener, dem Prometheus gleich, den Göttern

das heilige Feuer raubt, um die vielgestaltige Welt zu beleben und sie zu höherem Dasein zu wecken. So suchten beide auf verschiedenen Wegen das gleiche Ziel: Versöhnung des Ewigen mit dem Irdischen, so traten sich beide ergänzend zur Seite. Was das Zeitalter an Keimen großer Gedanken und idealer Strebungen sowohl in rein künstlerischer, als auch in sittlicher Beziehung in sich trug, es ist in den Werken dieser beiden Genien zur Frucht gereift. In einer Epoche der Zerfahrenheit fassen sie alles zusammen, was ihrem Geschlechte und den kommenden Enkeln als Stütze und Beispiel in Kunst und Leben dienen konnte. Sie verkörperten die schönsten Seiten des deutschen Volkes, die Tiefe des Gemüts, den leidenschaftlichen Drang nach Wahrheit, den sittlichen Idealismus, und sie strebten als Menschen nach Freiheit und Würde, als Künstler nach Einheit von Form und bleibendem Gehalt. Keine Zweifelsucht vergiftete ihren Glauben an den Sieg der idealen Mächte, welche tief im Völkerleben wirken, ihren Glauben an den Emporgang des Menschengeistes.

Dieser positive Gehalt ihres Wesens ist's vor allem, was sie hoch über die zeitgenössischen Dichter aller andern Völker, aber auch des eigenen erhebt, er ist's, der uns hoffen läßt, daß ihr Geist in besseren Tagen noch einmal die Führung unseres Volkes mit übernehmen werde, um es aus dem Zustande der inneren Zerrissenheit und des Materialismus retten zu helfen.

Neben den beiden großen Dichtern dauerten Sturm und Drang fort und wurden nach manchen Richtungen hin immer ideenloser. Die Nachahmungen von „Werthers Leiden", von „Götz" und von den „Räubern" beherrschten die Durchschnittsliteratur, an welcher sich der größte Theil des Publikums belustigte; die Ritter- und Räuber-Dramen und -Romane gewannen eine unglaubliche Verbreitung, andrentheils herrschte ein philiströser Zug in der Unterhaltungsliteratur. Es ist bezeichnend genug, daß ein innerlich so verlotterter Mensch wie Kotzebue (1761—1819) seit 1790 der Liebling des Publikums war und seine Stücke an Erfolg jene von Schiller überboten. Die rohe Romantik der Ritter- und Räubergeschichten brach plötzlich wie eine Krankheit nach den Räubern los; es ist mehr als ein Zufall, daß die drei Hauptvertreter dieser Gattungen, Gottl. Cramer († 1817), Heinr. Spieß († 1799) und Aug. Vulpius († 1827) alle in denselben Jahre 1782 in die Literatur eingetreten sind. Dieser rohe Geschmack verbreitete sich bis in unser Jahrhundert; H. Zschokke's „Abällino, der große Bandit", zuerst als Roman, dann als Drama — als solches sogar in Weimar bejubelt (1793), und des Vulpius „Rinaldo Rinaldini" (1799), welches Machwerk an Erfolg dem „Werther" nicht nachstand, bezeichnen die Steigerung dieser wachsenden Geschmacksroheit.

Mit F. C. Schröder und W. Iffland war die bürgerliche Komödie auf einen besseren Weg gekommen; aber ihre Erfolge wurden durch jene Kotzebue's überboten, der seit „Menschenhaß und Reue" das Repertoire der

Iffland.

deutschen Bühnen beherrschte. Weichliche Empfindsamkeit und innerliche Frivolität sind die bezeichnenden Eigenschaften seiner Werke: „Libertinage mit Empfindelei verwässert", so nennt das vornehmste kritische Blatt der Epoche, die Jenaische „Allgem. Literaturzeitg." dieses Gemisch schon 1793. — Die Proteste der Kritik verhallten wirkungslos.

Eine andre Seite des Geschmacks enthüllt sich in der Vorliebe an Parodien und Travestien, wie solche schon in der früheren Sturmzeit entstanden waren, und dann in Kortums „Jobsiade" und Blumauers „Aeneis" ihre Fortsetzung fanden; auch diese beiden Werke sind in demselben Jahre 1784 erschienen.

Ergänzend tritt zu diesen Zügen die Weiterentwicklung des Sentimen-

talen hinzu, das sich in der Lyrik Fr. Matthissons († 1831) und A. Tiedge's († 1840) offenbart und in der gewöhnlichen Almanachpoesie seine Pflege findet.

Sehr wenig gesunde Strebungen machen sich bemerkbar; zu diesen gehört die Belebung der Dialektdichtung durch M. Lindenmayer († 1783) in Oestreich, Karl Grübel in Nürnberg, besonders aber durch Joh. Pet. Hebel und den Schweizer J. M. Usteri. Diese Bewegung hängt innig mit dem Rousseau'schen Drange nach Natur zusammen. Kräftige Persönlichkeiten sind selten; in Joh. Gottfr. Seume (1763—1810) liegt ursprüngliche Thatkraft, aber sie entbehrt auch bei ihm des festen Ziels; energischer entfaltet sich Klinger, der einstige Stürmer; er hat den Drang bezwungen und sich zum Manne gehärtet; doch seine innere Festigung, die sich in den Romanen und besonders in den „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur" bekundet, hat etwas Starres, Verhärtetes an sich.

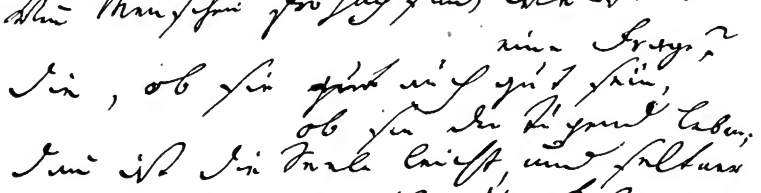
Als charakteristisch für die Durchschnittsliteratur, welche die geistige Nahrung des größten Theiles unserer Nation bildete, können folgende Eigenschaften gelten. Die dichterischen Persönlichkeiten sind zumeist verflachte Naturen von geringer Selbstständigkeit und sehr mangelhafter ästhetischer Durchbildung; ihre Weltansicht ist unklar und zerfahren, sie sind unfähig, sich zu den Höhen emporzuarbeiten, wo in einsamer Größe Lessing, Herder, Goethe und Schiller stehen. Besonders klar bekunden sich die schädigenden Einflüsse der Zeitstimmungen in dem Mangel gefestigten Willens und sittlichen Ernstes. Diese Mängel der ethischen Persönlichkeit setzen sich in ästhetische Gebrechen um und treten in den dichterischen Erzeugnissen zu Tage. An der Stelle gesunder Empfindung steht verschwommene Empfindelei; Roheit der Form gilt für Kraft, witzelnde Flachheit für Humor; die hohen sittlichen Ideale treten zurück und überall macht sich mehr oder minder verhüllt Frivolität und Sinnlichkeit bemerkbar. Statt des ernsten Schicksals, welches im Wesen des Menschen wurzelt, beginnt im Drama und Roman der launische Zufall zu walten; mystische Motive in rohester Form, Geister und Gespenster greifen in die Entwicklung ein; rohe Effekte müssen innere Wirkungen ersetzen; die Schilderung einfacher Conflikte verliert ihren Reiz und die Macher suchen nach derber Würze, ohne Kenntniß der Menschennatur, ohne künstlerische Ziele.

Diese Bewegung auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur spielt sich zu derselben Zeit ab, als Herder, Goethe und Schiller wirken; sie bezeichnet den Verfall des deutschen Geisteslebens in den großen Kreisen des Volkes, den Mangel sittlicher Kraft im individuellen und staatlichen Dasein, den Verfall, welcher sich auf der Wahlstatt von Jena und im „Rheinbunde" ganz offenbaren sollte, welcher dem Cäsaren die Unterjochung unsres Vaterlandes möglich gemacht hat. Wohl waren Keime der Gegenbewegung vorhanden, die zuletzt für einige Zeit die Herrschaft antreten sollte, aber doch unfähig war, den weiteren Verfall aufzuhalten. Das ganze Geschlecht trägt,

Hölderlin.

wenige große Menschen ausgenommen, auf seiner Stirne die Zeichen sittlicher Schwäche und Zerrissenheit, es kann sich wohl für Augenblicke erheben, aber ist nicht fähig zu andauernder ethischer Thatkraft.

In diesen Geistesstimmungen werden die ersten literarischen Romantiker groß. Ihre Strebungen sind zum kleinsten Theile Neuschöpfung — das Verfehlte und Schwächliche wurzelt fast ganz in den Ausartungen der Sturmzeit, die meisten ihrer besseren Ziele waren schon früher angedeutet, ja klar ausgesprochen. Ehe dieselben kurz besprochen werden können, ist's nöthig, mit einigen Worten zweier Dichter zu gedenken, welche in mancher Hinsicht den Uebergang zur Romantik bilden: Jean Paul Fr. Richters (1763—1825) und Fr. Hölderlins (geb. 1770, gest. nach 36jähriger Geistesumnachtung 1843 in Tübingen).



Ein Spruch Hölderlins aus der Zeit seiner Geisteskrankheit.

Auch Jean Paul ist im innersten Kerne Stürmer. Rousseau hatte ihn tief erfaßt und in ihm den Gegensatz zwischen Herz und Welt mitbegründet, den er nie ganz überwinden konnte. Dazu traten die Einflüsse der englischen Humoristen und ihrer deutschen Nachahmer, besonders Hippels. Drückende Lebenssorgen trieben die Phantasie des Jünglings immer mehr in eine geträumte Welt, aus welcher sich allmälig die ersten seiner Schöpfungen gestalteten. Sein Empfinden ist tief und warm, seine Phantasie reich, seine Stimmungen sind humoristisch, aber der ganzen Welt, welche er im Geiste aufbaut, fehlt die ästhetische und sittliche Energie, darum haben seine Romane keine klare Kunstform, darum seine Menschen keine rechten Schicksale — sie besitzen Nerven, aber keine Muskeln. Das bekundet ihre ganze Lebensführung: nirgendwo klare Ziele, mannhafter Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit; nirgendwo die Entwicklung eines Wesens zu jenem echten ruhigen Idealismus, welcher die unabänderlichen Gesetze des Seins anerkennt, aber in entschiedener Thatkraft vorwärts strebend, sich die sittliche Freiheit erringt und bewahrt. Die Weltflucht erscheint diesen überspannten Naturen als einzige Erlösung — der Dichter läßt sie hinwelken am „Weltschmerz", wahnsinnig werden oder sich in die erdenmüde Stimmung indischer Büßer einspinnen — das einzige Glück eines gewissen inneren Gleichgewichts leiht seine Phantasie den „Armen im Geiste", welche sich in engster Beschränkung „glücklicher, nicht glücklich"*) fühlen. Nicht in einem einzigen Werke Richters gelangt ein Held zu jener Weltanschauung, welche stetige Bethätigung des sittlichen Wollens verlangt, wie sie im „Meister", im „Faust" u. s. w. angestrebt ist, trotzdem der Dichter sich ähnliche Probleme stellt, wie Goethe: Wie verhält sich die schrankenlos ausschweifende Sehnsucht des Individuums zum Weltgesetz und zur Nothwendigkeit? Wie das Ideal zur Wirklichkeit? Wo liegt das Glück? Es sind faustische Gedanken — aber Jean Paul war nicht im Stande sie zu lösen; weil er selbst niemals in vollem Sinne Mann geworden ist, läßt er selbst seine liebenswürdigsten Gestalten, wie „Walt" in den „Flegeljahren", auf halbem Wege stehen bleiben. Vor allem beweist Eins, daß der Dichter Kind einer kranken Zeit war: am besten gelangen ihm die Zerrissenen, wie Liane und Linda und der schöngeistige Wüstling Roquairol im „Titan"; seine Natur, selbst der Einheit entbehrend, dringt hier mit dämonischem Tiefblick in einzelne Züge ein; zumeist jedoch fehlt seiner Charakteristik jene feste Klarheit, deren Mangel die Menschen zu oft in Duft und Mondenschein auflöst.

In einer anderen Form zeigte sich das tiefe Ungenügen am Dasein in den Werken des unglücklichen Hölderlin. Auch bei ihm hatten Gedanken Rousseau's gezündet und ihm den Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und der Phantasie verschärft. Ossian, Schubart und Schiller waren des Jünglings Lieblinge, besonders mächtig zog ihn der Idealismus des letzteren an.

*) Vorrede zu „Quintus Fixlein".

Aber ihm fehlte, was sein großer Landsmann sich errungen hatte, die sittliche Thatkraft. Unfähig den Kampf mit sich siegreich zu vollenden, blieb er im Leben in dem Zwiespalt zwischen Neigung und Pflicht, flüchtete er in der Kunst in ein idealisirtes Hellenenthum, um doch zuletzt selbst an diesem zu verzweifeln. Der Held seines Romans „Hyperion" verliert alles aus Mangel an sittlicher Energie und sucht zum Schluß Ruhe in thatloser Naturschwelgerei; das Ich, zu kraftlos, durch Thaten seine Selbstständigkeit zu erringen, zerfließt schwärmerisch im Allgott der Natur. Die oft wunderbare Formenschönheit und Empfindungstiefe der Schöpfungen Hölderlins sind nicht im Stande die innere Haltlosigkeit des Dichters zu verbergen.

Die Zwiespältigkeit in ihm und in Richter ist nicht verletzend, weil in Beiden ein Stück idealen Glaubens lebendig ist — bei den ältern Romantikern dagegen tritt die Zerrissenheit mit der Forderung auf, man möge sie für gesund halten, und hält den Mangel jedes sittlichen Wollens für den Ausgangspunkt einer neuen Ethik, den Mangel jeder klaren Form für den Keim einer neuen Kunst. Wie die erste Sturmperiode von ungefähr 1770—1780 gegen die Errungenschaften Lessings zu Felde gezogen war, so bekämpfte die Romantik als Fortsetzerin des Sturms den Classicismus Schillers und Goethe's, wenn sie auch den letztern auf den Schild hob und zum Theile vom Studium der Antike ausging. Der Zusammenhang der Romantik mit dem Sturm und Drang von 1770—1790 ist unschwer nachzuweisen. Die Abwendung von der Antike, die ironische Behandlung der Stoffe, die Freude am poetischen Glanze des Mittelalters, an der Verwendung des Wunderbaren, Gespenstigen; die Ueberhebung des Ichs gegenüber den sittlichen und künstlerischen Gesetzen; die eitle Selbstbespiegelung und dabei die Flucht vor der That: alle diese Züge sind in den Sturmdichtern vorhanden und setzen sich in der Romantik fort, aber ebenso bei einigen Vertretern der „Schule" das Streben nach „Volksthümlichkeit" in der Lyrik und in der Erzählung, die Liebe zu fremden Literaturen.

Die drei ersten Romantiker waren Aug. Wilh. Schlegel (1767—1845), sein Bruder Friedrich (1772—1829) und Ludwig Tieck (1773—1853), aber nur die zwei letzteren haben in Dichtungen das Wesen der neuen Richtung klar ausgeprägt. Besonders bezeichnend sind Tiecks „Abdallah" (1792), „William Lovell" (1795—1796), „Karl von Berneck" (1797), einige seiner Märchen und Märchendramen, und dann Fr. Schlegels „Lucinde" (1799).

Schon im „Abdallah" zeigt sich eine krankhafte Verzerrung der Phantasie in den grauenhaften Spukgeschichten und der ungesunden Ueberspanntheit des Gefühlslebens. „William Lovell", sowohl in der Form als im Grundgedanken und in einzelnen Gestalten vom „Paysan perverti" des Rétif de la Bretonne beeinflußt, ist besonders beachtenswerth. Der Held kann die Verwandtschaft mit dem Prinzen in Lessings „Emilia" nicht ganz verläugnen, denn auch er beschönigt seine Sinnlichkeit mit schönseligen Redensarten, aber

A. W. v. Schlegel.

er wird dann roher Genußmensch, ohne jeden Halt, nur von gemeiner Lüsternheit von Weib zu Weib getrieben. Man könnte diese und einige ähnliche Gestalten für einen noch jungen Dichter gut gezeichnet nennen, wenn nicht alle Vertreter der Tugend ebenso haltlos wären wie sie. So ist der Lovell mit dem Mangel an jeder sittlichen Kraft in seinem ästhetischen Müßiggang, mit seinen schönen philosophischen Phrasen mehr als nur ein Geschöpf der Phantasie; es steckt ein Stückchen von allen hervorragenden Romantikern in ihm; er ist zugleich einer der älteren Vorgänger von den Gestalten Byrons und aller anderen Weltschmerzfiguren, die im dritten und vierten Jahrzehnt in fast allen Literaturen epidemisch aufgetreten sind. Keine einzige Individualität des Romans ist scharf gezeichnet, keine gesunde Empfindung der Wirklichkeit gemäß; nur das Krankhafte, fiebrische Sinnlichkeit oder die grauenerregenden Selbstbetrachtungen halbverrückter Charaktere zeigen jenes Unsagbare, was beweist, daß sich der Dichter viel einiger mit dem Krankhaften als mit dem Gesunden gefühlt hat — das Zerrissene weiß er zu schildern, das Ganze nicht, dem Verneinenden leiht er viel mehr überzeugungskräftige Worte, als dem Bejahenden.

Noch schärfer tritt der Mangel an ethischer Willenskraft in dem Drama

„Karl von Berneck" hervor. Das Verbrechen eines Ahnherrn ragt gespenstig in die Handlung, und der Held wird schuldlos zum Verbrecher. Dieses Drama führt die Reihe jener Stücke an, in welchen das Schicksal zur widerlichen Karikatur wird, wie zuweilen bei Spieß. Schiller mit seiner hohen, strengen Auffassung von Schuld und Sühne ist schuldlos an jenen Verirrungen der „Schicksalskomödie"; dieselben wurzeln ganz in der Romantik und in jener ethischen Schlaffheit, die mit derselben Hand in Hand ging. Wie es fast allen Dichtern der Schule in ihrem ganzen Dasein an der sittlichen Selbstgestaltung fehlte, so mangelte auch ihren Geschöpfen der männliche Wille. Darin spiegelt sich zugleich die geschichtliche Stimmung bis zu den Befreiungskriegen wieder — diese unterbrachen für kurze Zeit die herrschende Mattherzigkeit und es kräftigte sich in merkwürdiger Uebereinstimmung die Auffassung des Willens in der Literatur; kaum aber war die Restauration in Thätigkeit, so verschwand diese Erscheinung und das Schicksalsdrama trat seine Herrschaft mit doppelter Kraft an.

Ich kehre zu Tieck zurück. Die 1797 erschienenen „Volksmärchen" hielten sich nur zum kleinsten Theil in den Grenzen einfacher Schlichtheit, im allgemeinen zeigen auch sie das Vorwalten krankhafter Stimmungen, sei es in zerflossener Sentimentalität, in künstlicher Naivität oder in der übermäßigen Verwendung schauerlicher Motive, welche den reinen Reiz des Märchens vernichten. Selbst die Schönheiten dieser Sammlung vermögen selten voll und ganz zu ergreifen, man fühlt nur zu oft, daß sie nicht Naturprodukte der Phantasie, sondern zumeist gekünstelte Schöpfungen sind, daß die Berechnung mehr als die innere Anschauung Theil an ihnen hat. Am stärksten aber tritt der Zwiespalt von Bildungskraft und Reflexion dort hervor, wo die romantische Ironie lebendig wird, wie in den Märchendramen („Gestiefelter Kater", „Verkehrte Welt" u. s. w.). Hier ist alle Naivität und alle echte Poesie auf dem Altar des Witzes hingeschlachtet, eines Witzes, welcher nicht selten oder zumeist außerhalb der literarischen Kreise vollkommen unverständlich war. In das Weben der dichterischen Einbildungskraft greift immer und immer die witzige Reflexion ein, der Dichter hält sich für wichtiger als seine Gestalten und schiebt sie bei Seite, um sein Ich mit dem bengalischen Sprühfeuer zu beleuchten. Dadurch entstand ein Gegensatz, welcher den Mangel einheitlicher Schöpfungskraft offenbarte und die „romantische Ironie" gebar. Unfähig, an die Gebilde der Phantasie, wie alle ganzen Dichter, zu glauben, spielte er mit ihnen und zerstörte in eitler Selbstüberhebung die Kunstform. So ist die „Ironie" der Romantiker ein Beweis poetischer Armuth; aber sie wird in den mühsamen Versuchen, das unklare Streben der Schule systematisch darzustellen, als die „absolute Freiheit des genialen Subjekts" bezeichnet und so an die Stelle positiver ästhetischer Ueberzeugungen, wie Lessing, Goethe und Schiller sie besaßen, die Willkür zum Gesetze erhoben.

Ludwig Tieck.

Zieht Tieck die letzten Schlüsse aus den gekünstelten Grundsätzen in der äußeren Erscheinung der Kunstwerke, so Fr. Schlegel die letzten in Bezug auf das romantische Sittlichkeitsideal in der „Lucinde". Schon in der ersten Zeitschrift*), in welcher die Romantiker ihre ethischen Träumereien ausgesprochen hatten, sondern sich gewisse Schlagworte, welche deutlich die seltsame Auffassung der sittlichen Ideen bekundeten. Friedrich erhob dieselbe zu

*) „Athenäum". Das Nähere wird bei Besprechung der kritischen Zeitschriften mitgetheilt werden.

einer literarischen Thatsache in der „Lucinde", welche er selbst als eines „der künstlichsten Kunstwerkchen" bezeichnete. Von einer Form ist gar keine Rede, dem Roman fehlt der Stoff, dem Stoffe die Menschen und diesen Knochen sowohl wie Fleisch; sie sind aus schönen Phrasen und erlogenen Empfindungen zusammengesetzt, denen die „göttliche Ironie" beigemischt ist. Als Gewürze dient eine freche, überreizte Lüsternheit, welche den Schleier von Vorgängen herabzerrt, die eines Freudenhauses würdig sind. Doppelt abstoßend wirkt diese Sinnlichkeit, weil sie sich mit ästhetischen und philosophischen Fetzen behängt und weil sie keine Phantasieverirrung, sondern ein Abbild von Erlebnissen ist, die im bürgerlichen Leben vieler Romantiker sich wiederholten — so oft auch einzelne richtige Gedanken über Prüderie und die Nothwendigkeit der Liebe für die Ehe betont werden, im allgemeinen ist die „romantische Ethik" ebenso wie die romantische Kunstlehre auf dem Grundsatze aufgebaut, daß dem „genialen Subjekt" alles gestattet sei. Man sieht, wie innig sich an diesen Punkten Sturm und Drang mit der Romantik berühren.

Eine besondere Seite derselben ist die Hinneigung zum Katholicismus. In der früheren Epoche hatte die Nüchternheit zur religiösen Schwärmerei gedrängt (Jacobi, Lavater), jetzt vereinte sich mit ihr die ästhetische Schönseligkeit und führte dazu, daß man selbst in der Religion einen „Kunstgenuß" suchte. Dem kam am meisten der Katholicismus entgegen. Aber noch ein zweiter mächtiger Beweggrund lag in der schon oft betonten Willensschwäche des Geschlechtes, welche so viel mit der Freiheit des genialen Ichs liebäugelte. Den haltlosen Naturen bot das römische Christenthum mit seinem festgegliederten Dogmenbau und der klugen Nachgiebigkeit den sinnlichen Schwächen gegenüber eine Stütze, wie sie der vielfach gespaltene Protestantismus, trotz der romantischen Färbung einzelner Bekenner, nie geben konnte.

Nicht zuletzt wirkten die Umkehr der Phantasie in das Mittelalter und die Sehnsucht nach irgend etwas Feststehendem mit, um die Bewegung erstarken zu machen. Aber diese romantische Religiosität wurzelte fast überall nur in der Phantasie; sie war nicht — oder doch selten — in dem Bedürfniß des gläubigen Gemüts, sondern nur in einem Rausch der Einbildungskraft begründet, deßhalb blieb sie auf die ethische Erziehung der Individuen ohne jeden veredelnden Einfluß, deßhalb brachte sie auch in der Dichtung keine Vertiefung mit sich.

Schon in Tiecks „Lovell" treten vereinzelt Aussprüche auf, die eine Hinneigung zum Katholicismus bekunden; sogar der Diener des Helden klagt sich an, daß er in Rom in den schönen Kirchen bei dem herrlichen Gesang „eine Art von Andacht gespürt habe"*). Aber erst in Leop. v. Harden-

*) Tiecks „Schriften" 1828. 6. Bd., S. 181.

berg (Novalis 1772—1801) verkörpert sich zum ersten Male und wohl am schönsten jener phantastisch-religiöse Zug — seine Seele war rein, deßhalb treten die weniger anmuthenden Erscheinungen bei ihm noch zurück. Sowohl seine „Hymnen an die Nacht", wie die „Geistlichen Lieder" sind zumeist echt empfunden und in dichterischer Sprache geschrieben; aber doch liegt auch hier auf allem ein mystischer Schleier, und man fühlt, daß auch diese liebenswürdige Natur innerlich kränkelt.

Am schärfsten bekundet sich der Hang zum Katholicismus in den Werken Zacharias Werners (1768—1823), welcher nach einem zügellos ausschweifenden Leben 1811 in Rom den Uebertritt zum Papstthum vollzog. Seine ursprüngliche, dramatische Begabung war groß, aber immer mehr verirrte er sich in trübe Mystik, in Kunst und Leben niemals Herr seiner selbst. Darum fehlt auch seinen Helden der Wille, darum ist er's, welcher mit dem Drama „Der 24. Februar" alle vorhandenen Elemente der Schicksalstragödie zu einem Schauerstück vereinigte, in welchem die Menschen wie das Spielzeug in der Hand eines boshaften, grausamen Dämons erscheinen. Die Wirkung entschied und eine Reihe von Nachahmern drängte sich hervor — unter ihnen nur einer, welcher bald den Ausgang aus dieser Romantik gefunden hat, Franz Grillparzer (geb. 1791) mit seiner „Ahnfrau".

In Achim v. Arnim († 1831), Clemens Brentano (1778—1842) und Amadeus Hoffmann (1776—1822), besonders in den zwei letzteren, setzte sich das Fieber der Romantik im Anschluß an Tieck weiter fort. „Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter" von Brentano (1801), „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" von Arnim (1810) und Hoffmanns „Phantasiestück in Callots Manier" (1816) und „Nachtstücke" (1817) offenbaren das Steigen der Krankhaftigkeit in den Stoffen und in der Behandlung. Alles Einfache und Natürliche erscheint verbannt; hie und da nur wird ein reiner Ton angeschlagen, aber er klingt nie aus; besonders in dem Roman Brentano's, den er selbst einen „verwilderten" betitelt hat, versinkt die dichterische Vernunft in einem tollen Wirrwarr. Hindern schon bei ihm und Arnim mystische Elemente jede klare Entwicklung der Stoffe und jede bewußte künstlerische Beseelung, so ist das noch mehr bei Hoffmann der Fall. Seine Phantasie schafft nicht im dichterischen, sondern meist im pathologischen Wahnsinn; sie fühlt sich am wohlsten, wenn sie alle Ketten der Mäßigung zerbricht und ihre grauenhaftesten Gebilde im Wirbel durcheinander schüttelt. In allen seinen Gestalten walten an Stelle des selbstbewußten Geistes die dunklen elementaren Mächte der Menschenbrust, darum liebt er es, Nachtwandler und Wahnsinnige zu zeichnen, aber nicht als Künstler, welcher auch den Sturm mit ruhiger Hand malt, sondern selbst mit ergriffen von der Geisteskrankheit seiner Geschöpfe. Wie oft auch in seinen Novellen hohe Begabung erkennbar ist, niemals geben sie reinen, unverbitterten Genuß.

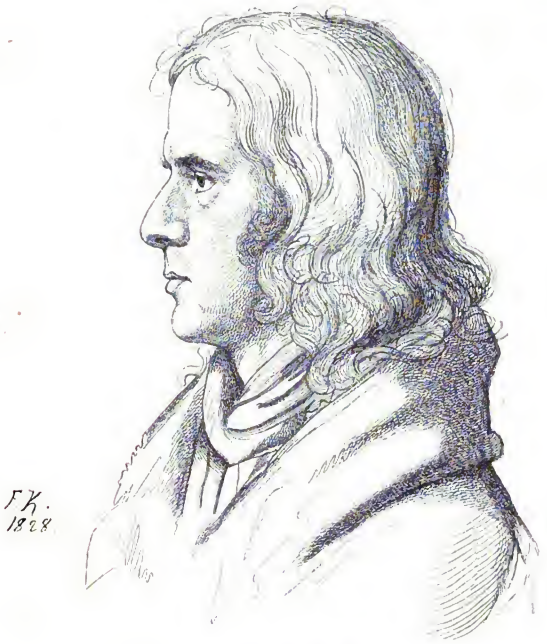
Wie bei Brentano, so wurzeln auch bei ihm die Mängel des Dichters in den Mängeln des Mannes. Beide Naturen waren haltlos und Sklaven ihrer Leidenschaften und Phantastereien, beide entbehrten jeder klaren Weltanschauung, jeder Lebensführung.

Ihnen gegenüber wirkt Adalb. v. Chamisso (geb. 1781 in Boncourt, Frankreich) doppelt erfreulich — die schädigenden Einflüsse der Romantik haben ihn nur äußerlich gestreift; er befreite sich auch davon, doch gehören jene seiner Lieder, die ihn deutschen Herzen theuer gemacht haben, erst dem nächsten Zeitraum an. — Wie sehr die Zerrissenheit auch tief angelegte Naturen ergriff, zeigt Heinrich v. Kleist (1776—1811), als Dichter der größte aller Romantiker. Aber auch in seiner Seele fehlte die einigende Kraft des willensstarken Geistes und in seiner Phantasie verwebte sich echte Schöpferkraft mit dem Glauben an mystische Züge der Menschennatur, welcher um so mehr an Einfluß gewann, je tiefer der Dichter sich aus der Wirklichkeit in die verdunkelte Seele zurückzog. Unraft kennzeichnet sein Leben; er konnte sich zu plötzlicher Hoffnung aufraffen, aber nicht zu ruhiger Thatkraft. Dazu trat der Schmerz über die Entwürdigung des Vaterlandes, zuletzt Lebensverachtung, die ihn zum Selbstmorde trieb. Die ersten Dramen schon zeigen die krankhafte Ueberreizung des Gefühlslebens trotz einzelner hoher Schönheiten; die Grauentragödie „Familie Schroffenstein" (1805) enthält in der Schicksalsauffassung ähnliche Keime, wie Tiecks „Karl von Berneck". Dunkle Motive spielen in der „Penthesilea", welche trotz des antiken Stoffes ein echtes Sturmdrama ist, eine wichtige Rolle, ebenso wie im „Käthchen von Heilbronn" und im „Prinzen von Homburg". Der letztere ist die reifste Schöpfung des Dichters, in der Charakteristik von bewunderungswerther Kraft; bezeichnend ist's, daß die entscheidende That, aus welcher sich die Krisis entwickelt, im Zustande des gehemmten klaren Selbstbewußtseins geschieht. Eines großen Dichters würdig ist die Art, wie die vaterländische Tendenz mit dem gesammten Stoffe auf das innigste verwoben ist. Diese Einheit fehlt der „Hermannsschlacht", welche mehr als eine zornflammende Satire auf die erbärmliche Zeit der Fremdherrschaft, denn als reines dramatisches Kunstwerk gelten kann.

Energische Kraft zeichnet die Erzählung „Michael Kohlhaas" aus; unter den kleineren Novellen ist manche fein, doch nicht frei von romantischer Mystik.

Bei de la Motte-Fouqué (1777—1843) verschwimmt die Ritterromantik in Dramen und Romanen zu einem matten Brei, nur das Märchen „Undine" fesselt durch zarte Sprache und durch Anmuth.

Einen frischeren, männlicheren Geist bekunden die Dichter der Befreiungskriege, neben dem wackeren Arndt Max v. Schenkendorf (1783—1817), Theodor Körner (1791—1813) und der tiefinnige Jos. v. Eichendorff (1788—1857), als Lyriker einer der ersten unserer Literatur. Bemerkens-



A. v. Chamisso.

werth ist sein vor der Erhebung entstandener Roman „Ahnung und Gegenwart", weil auch er die tiefinnere Unzufriedenheit und Schwäche des Geschlechtes wiederspiegelt. Mangel an Thatkraft bestimmt das Schicksal der Hauptgestalten — sie suchen Rettung durch die Weltflucht, eine geht in das Kloster, die andere tödtet sich und noch eine reist nach Aegypten, um dort Magie zu studieren (!). Allüberall dieselben Motive seit dem „Lovell", welcher auch nur durch das entscheidende Duell gehindert wird, auf ein einsames Landgut zu ziehen, um von der Welt frei zu werden, überall derselbe energische Gegensatz zu dem Grundgedanken des „Wilhelm Meister" und des „Faust": Selbstversöhnung durch pflichtgetreue That.

Die Romantik fand ihr Echo in der Alltagsliteratur und verflachte schon am Ende des zweiten Jahrzehnts, noch mehr im folgenden. Gegen die romantische Formlosigkeit begann ein Gegenkampf durch die Neubelebung der Antike bei Grillparzer („Sappho" erschien 1818), dann bei Platen und Waiblinger; die sog. schwäbische Schule L. Uhland, Justin. Kerner und Wilhelm Hauff hält sich frei von den Uebertreibungen der Romantik und strebt, besonders Uhland in seinen Liedern und Balladen, nach frischerer Volksthümlichkeit, aber die herrschenden Stimmungen wirken selbst bei jenen Dichtern nach, welche sich dem Zeitgeiste, damals mehr als je „der Herren Geist", entgegenstellen. Der Druck regt das jüngere Geschlecht auf, einzelne Brandraketen steigen in die schwüle Luft hinauf (Platens „Abschied an die Zeit" 1820; Chamisso's Spottlied gegen die Censur 1822); die Unzufriedenheit, das Unbehagen häuft sich an und zerstört die einheitliche Entwicklung der Talente; Einflüsse Byrons verbinden sich mit den älteren der Romantik, es wächst der Weltschmerz und mit ihm der Witz. Zerrissenheit muß auch das Merkzeichen der nächsten Epoche werden.

Noch ist's nöthig, der Verdienste der Romantiker zu gedenken. Im Anschluß an Herders und Goethe's Ideen setzten sie die Bestrebungen fort, den Gedanken der Weltliteratur zu verwirklichen; zwar spielten auch hier die katholisirenden und mystischen Neigungen eine große Rolle, besonders der spanischen und indischen Dichtung gegenüber, zum Theil fand man oder glaubte man doch in manchem fremden Werk, wie in des Cervantes „Don Quixote" die „göttliche Ironie" zu finden. Aber jedenfalls wurde der Gesichtskreis der Nation erweitert; die Shakespeareübersetzung von Schlegel und Tieck bildet das eherne Denkmal dieser Bestrebungen.

Ebenso förderte die Romantik das Studium der mittelalterlichen deutschen Dichtungen, — doch ist nicht zu vergessen, daß auch hier schon vorgearbeitet war. Von Bedeutung wurden diese Bemühungen für die Entstehung der deutschen Philologie und Literaturgeschichte; der große Begründer derselben, Jakob Grimm, hat die ersten Anregungen aus dem romantischen Lager empfangen. Zugleich eröffneten die Arbeiten der Gebrüder Schlegel die Möglichkeit einer vergleichenden Literaturforschung; besonderes Verdienst erwarben sich die beiden durch die Einführung des Sanskrit-Studiums, von welchem die vergleichende Sprachforschung ausgegangen ist.

In Italien herrschte um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Nachahmung der Franzosen noch viel mehr als in Deutschland. Erst durch Carlo Goldoni († 1793) und Carlo Gozzi († 1806) kam ein frischerer Geist in das Drama. Der erste hatte sich nicht ohne den Einfluß Molière's entwickelt, aber diesen eigenartig gebildet und die übernommene Richtung der „Charakterkomödie" in nationaler Weise weitergeführt. Sowohl der Witz, wie die Gestalten sind italienisch, die Gabe der Erfindung sehr reich. Schon um 1780 waren die meisten seiner Stücke (im Ganzen sind's an 200) sowohl

Carlo Goldoni.

in Frankreich wie in Deutschland bekannt und wurden in Bearbeitungen bei uns sehr oft gegeben.

Gozzi verdrängte ihn mit seinen dramatisirten Märchen für einige Zeit aus der Gunst des Publikums; Schiller machte ihn durch die „Turandot" in Deutschland bekannt; Tieck fand an den phantastischen Stücken besonderes Gefallen und ist in seinen Märchendramen unmittelbar durch Gozzi beeinflußt. Dafür gewannen Iffflands und Kotzebue's Rührstücke und Lustspiele eine ziemlich weite Verbreitung in Italien, weniger durch Uebersetzungen als durch Nachahmungen.

Die Revolution blieb nicht ohne Einfluß, brachte aber auch hier Ent-

täuschung hervor; aber die Herrschsucht Frankreichs weckte den nationalen Geist, wie in Deutschland und Spanien, so auch hier. Man strebte die Sprache von Gallicismen zu reinigen, man bekämpfte den Einfluß der französischen Vorbilder und wies auf die Dichter des italienischen Mittelalters hin. Wohl hatte das einerseits viel gekünstelte Schöpfungen zur Folge, aber es gab den Anstoß zu größerem Ernst. Classiker und Romantiker stritten auch hier miteinander. Als Tragiker wirkte Graf Vittorio Alfieri († 1803), in republikanischem, aber zugleich vaterländischem Geiste. Er war mehr Patriot, als Dichter; jeden Reiz der Sprache, jeden Schmuck bildlicher Anschauung verschmähend, übertrieb er die herbe Einfachheit zu sehr, raubte dadurch den bei ihm seltenen Scenen weicheren Gefühls die Anmuth und machte das Scharfe noch schärfer, das Wilde noch wilder. Und trotz aller Energie, welche in seinen Gestalten zu leben scheint, ist auch er nicht frei von der Zerrissenheit, denn er liebt es, alle seine Helden, welche das Edle vertreten, in Verzweiflung zu Grunde gehen zu lassen, oder treibt sie zu finsterer Entsagung („Filippo", „Virginia", „Antigone"), so daß nicht einmal der Glaube an das Ideal gerettet erscheint. Selbst wo er mächtig ergreift, ist der Eindruck mehr schauerlich und unheimlich als schön. Seine Manier fand einen Nachahmer in Vinc. Monti († 1828), dem Manne aller Ueberzeugungen, dessen Muse dem Papst, der Revolution und Kaiser Napoleon zu dienen verstand.

Begann auch der Inhalt der Dramen ein nationaler zu werden, die Formen waren noch von der falschen französischen Classicität bestimmt — deutsche wie englische Dichtungen unterstützten das Streben nach freierer Bewegung, bis endlich nach den weniger glücklichen Versuchen Andrer Graf Alessandro Manzoni (1784—1873), als einer der Führer italienischer Neuromantik, mit seinem Trauerspiele „Il Conte de Carmagnola" (1820) auf diesem Gebiete eine wohlthätige Bewegung in das Dasein rief. Andre einflußreiche Werke werden später zu erwähnen sein.

Eine eigenthümlich schwankende Gestalt war Ugo Foscolo (1778—1827), für hohe Gedanken und edle Gefühle leicht begeistert und doch von gemeinen Leidenschaften vielfach verunreinigt; menschenhassend und weltmüde, dabei sentimental. Sein meist bedeutendes Werk „Die letzten Briefe des Jakob Ortis" („Ultime lettere di Jacopo Ortis" 1802) ist in Inhalt und Form von „Werthers Leiden" beeinflußt, vereint aber ein politisches Element mit der Liebe. Kraft und Leidenschaft der Empfindung sind vorhanden; der Haß gegen alle Mächte, die das Vaterland unterdrücken, findet zündenden Ausdruck, aber man fühlt auch in diesem Werke und in seinem Helden den Mangel an sittlicher Thatkraft, welchen ich als Zeitkrankheit bezeichnet habe. Da wird auch jener Zug der Lebens- und Weltverachtung erklärbar, welcher aus den Gedichten des zweiten Werkes „Die Gräber" (1808) spricht: das Dasein ist nicht die Mühe werth, ist der Grundgedanke des Ganzen.

Vittorio Alfieri.

Wie bei uns Kleist, so erlag in Italien einer der edelsten Dichter dem bösen Dämon der Zeit, Graf Giacomo Leopardi (1798—1837). Er trat in dieser Epoche 1818 mit zwei Gedichten auf, deren eins „All' Italia" wie ein Blitzstrahl in die Herzen der Vaterlandsfreunde traf. Noch nie hatte der Schmerz über Italiens Verfall, über die Schwäche des Geschlechts, der wehmuthsvolle Stolz über den Ruhm der Vergangenheit sich in so glühender, formschöner Sprache geäußert. Wir werden sehen, wie in den nächsten Jahrzehnten alle Saiten auf des Dichters Lyra, bis auf jene der Verzweiflung reißen.

Am tiefsten unter den romantischen Literaturen stand in der zweiten

Hälfte des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts die spanische. Unter dem erbärmlichen Karl IV. und dem noch erbärmlicheren Ferdinand VII. sank das einst so reiche Geistesleben Spaniens zusammen. Sein mächtigster Feind war der gallische Ungeist, welcher Kunst und Leben unterjochte. Es galt als Forderung der feinen Sitte, alles Volksthümliche zu verachten und sich unbedingt der französischen Classicität zu unterwerfen. Nur schüchtern regten sich einzelne Talente und wagten im Geist ihres Volkes zu denken und zu dichten. Die Kämpfe mit Frankreich ließen das nationale Bewußtsein erstarken, dessen edelste Blüthe die „Vaterlandslieder" („Cantos patrioticos") des Juan de Arriaza sind († 1837). Das Meiste, was bis 1820 geschaffen wird, geht aus dem Kampfe gegen den fremden Geist hervor — erst in der nächsten Epoche treten jene Dichter auf, welche auf eine Stelle in der Weltliteratur Anspruch erheben können.

Das Geistesleben der slavischen Völker zeigt am Ende des vorigen Jahrhunderts im Süden und Norden das langsame Erwachen des nationalen Bewußtseins; doch treten die großen polnischen Dichter zumeist nach 1820 auf, nur einige der russischen sind hier zu nennen. Die Literatur des Czarenreiches war erst in den Anfängen und dennoch entbehrte sie jeder Volksthümlichkeit, was bei dem eigenartigen Bildungsgange begreiflich ist. Wurde auch das heimische Schriftthum unterstützt, so beherrschte Frankreich doch so unbedingt den Geschmack der besseren und der vornehmen Stände, daß seine Werke auch den russischen Dichtern als Muster galten. Mit Derschawin († 1816) trat der nationale Gedanke energisch hervor, ohne aber im Stande zu sein, eine wirklich volksthümliche Poesie hervorzurufen. Bedeutender trat die Gestalt N. M. Karamsins (1765—1826) hervor, welcher sich sowohl als Geschichtsschreiber, wie als Novellist Verdienste erworben hat. Von sittengeschichtlichem Werth sind seine „Briefe eines reisenden Russen" (deutsch 1798 und 1802), trotzdem auch manche unnöthige Klatschgeschichte in ihnen aufbewahrt ist. Sie geben ein treues Bild der mannigfachen Einflüsse, die damals bis nach Rußland hin wirkten; besonders stark tritt der Nachklang aller jener Stimmungen hervor, die auch in Deutschland so tief drangen; Ossians, Rousseau's und Werthers Geist tauchen oft in den sentimentalen Betrachtungen auf; das Ganze erinnert an die „Empfindsame Reise", ist aber schlichter und gesunder.

Die ästhetische Einwirkung fremder Muster wurde durch W. A. Schukowsky (geb. 1783, gest. 1852 in Baden-Baden) weitergeführt, der durch zahlreiche Uebersetzungen deutscher Dichtungen (von Klopstock, Bürger, Schiller und Goethe) und englischer (besonders von Byron) von Einfluß auf die nächste Generation geworden ist. Dagegen übersetzte K. N. Batjuschkoff († 1855) hauptsächlich italienische Dichter und trug mit dem vorher Genannten viel dazu bei, die Sprache anmuthig und geschmeidig zu machen. So wurde die Neuromantik verbreitet, deren leitendes Gestirn Byron werden

sollte. 1815 gründeten die jüngeren Anhänger der neuen Strömung die Gesellschaft „Arsamas", und es begann der Kampf gegen die Vertreter des französischen Classicismus — die Hauptthaten fallen in die Zeit nach 1820.

Auch bei den nordgermanischen Völkern trat schon im vorigen Jahrhundert das Streben nach Belebung des volksthümlichen Geistes hervor. In Dänemark entwickelte sich das neuere Schriftthum unter starker Mitwirkung deutscher Einflüsse. Zuerst trat die Einwirkung Klopstocks hervor, welche in Joh. Ewald († 1781) ihren ersten Vertreter fand. Auf Grundlage der wiedererweckten altnordischen Dichtung wollte diese Schule eine neue Poesie gründen, welche aber nichts von bleibender Bedeutung hervorgebracht hat. Auch andre deutsche Dichter, Gellert, Geßner, aber besonders Wieland fanden Nachahmer. Unter ihnen ragt Jens Baggesen († 1826) hervor, der auch in deutscher Sprache geschrieben hat.

Am Anfang des Jahrhunderts begann unsre romantische Bewegung in Dänemark Schule zu machen, besonders durch H. Steffens, den Schüler Schellings, um welchen sich bald die jüngeren Talente, wie Adam Oehlenschläger (1779—1850, bekannt auch durch deutsche Werke, wie „Correggio"), N. F. Grundtvig (1783—1872) und Andre sammelten. Gedanken, welche bei uns etwa 30 Jahre früher die Phantasie des jüngeren Geschlechtes in Bewegung gesetzt hatten, Begeisterung für Shakespeare und Volkspoesie, gelangten zur Geltung, und es verbreitete sich zugleich die Pflege jenes „künstlichen Bardenthums" auf Grundlage der altisländischen Poesie und Mythe. Dazu gesellten sich aber Einflüsse Goethe's und Schillers — wenn auch nur formale, denn der allgemein herrschende Geist war in vielen Dingen zu rückschrittlich, um den Gedankengehalt jener zwei Dichter bethätigen zu können.

Oehlenschläger erhob sich bald zum Führer der dänischen Romantik und zum größten Dichter seines Volkes, übertrieb jedoch die Verwendung der nordischen Mythenstoffe trotz seines unzweifelhaften Talents. Aber das Nebelhafte und Riesige derselben ergriff vor allem die dänische Jugend; Baggesen, welcher gegen die Ausschreitungen seit 1815 zu Felde zog und sie vier Jahre lang bekämpfte, mußte zuletzt von allen Seiten angegriffen Dänemark verlassen. — Einen starken Einfluß übte auch Tieck aus, besonders durch seine Märchendramen mit ihrer Ironie, welche ohne Rücksicht auf den Stoff sich über Theater, Literatur und Gesellschaftsleben lustig machte, neben ihm Amadeus Hoffmann und Andre. Aber alle diese Einwirkungen erstarrten und wurden weder vertieft noch überwunden, so daß die dänische Romantik keinem neuen Anstoß wich und die Dichtung überhaupt den Zusammenhang mit dem Leben und den neuen Ideen immer mehr verlor.

Während in Dänemark der französische Geschmack nur vereinzelt sich fühlbar machte, war er in Schweden, besonders unter Gustav III. allgemein herrschend. Der König selbst war ein gewandter Prosaist. Nur selten regte sich ein eigenartiges Talent. Erst Th. Thorild († 1808) leitete als Kri-

tiker durch den Hinweis auf Shakespeare und Ossian, Klopstock und Goethe eine neue Richtung ein, welche durch den „Aurorabund" in Upsala, durch die sogenannten „Phosphoristen" — nach dem Titel ihres kritischen Organs — gefördert wurde; aber auch hier stieg seit Anfang des Jahrhunderts der Einfluß der deutschen Romantik, ohne segensreich einzuwirken. Neben den Phosphoristen entwickelte sich um 1810 eine anders gefärbte Romantik in den „Göterna" (Gothen), welche wie ihre Zeitgenossen in Dänemark eine neue Literatur auf altnordischer Grundlage aufbauen wollten. Als der bedeutendste Dichter des modernen Schwedens trat Esaias Tegnér (1782 bis 1846) auf, dessen Hauptwerke aber erst nach 1820 erschienen sind.

Zuletzt sei noch auf eine Literatur hingewiesen, welche sich erst Ende des 18. Jahrhunderts eine kunsttaugliche Sprache schaffen mußte, auf die Literatur Ungarns. Mit Mühe rang sie sich an Nachahmungen und Uebersetzungen zu einem selbstständigeren Dasein hinauf. Milton, Young, Klopstock, Gellert, Haller, Wieland, Müller (Verfasser des durch „Werther" hervorgerufenen Thränenromans „Siegwart") u. s. w. wurden übertragen; daneben alle möglichen antiken Schriftsteller. Bezeichnend ist, daß eines der ersten Werke der Unterhaltungsliteratur Ungarns der Roman eines erbärmlichen deutschen Vielschreibers, Hunolds (gest. 1721) gewesen ist und eine große Volksthümlichkeit gewinnen konnte. Der Kampf um die Bildung einer literaturfähigen Sprache macht die Werthlosigkeit der meisten Erzeugnisse begreiflich. Langsam griff man zu heimischen Stoffen, nachdem Josephs Germanisationsedikt (1784) das nationale Gefühl geweckt hatte; der kritische Geist regte sich und wandte der Sprache und dem Versbau fleißige Pflege zu. Ladisl. v. Szabo begründete die sangbare Lyrik mit seinen „Liebesliedern" (1791), aber erst mit Alex. Kisfaludy (geb. 1772) erstand ein wirklich bedeutender Dichter. Seine „Liebeslieder Himfy's", eine Art von Roman in Gedichten, enthalten Schöpfungen von bleibendem Werth; hier ist die volksthümliche Phantasie frei von den Fesseln der Nachahmung und wirkt mit dem vollen Zauber ihrer Eigenart.

Neuntes Kapitel.

Classicismus und erste Romantik in der bildenden Kunst.

In der ganzen Geschichte des künstlerischen Schaffens, in der Dichtung und der Malerei, in der Sculptur und Baukunst läßt sich der Einfluß der Zeitstimmungen nachweisen. Die schöpferische Kraft zieht — wenige Erscheinungen ausgenommen — die nährenden Säfte aus dem Boden der Epoche, aus dem geistigen Aether, welcher alles durchdringt und selbst Formen beeinflußt, die ihm nicht entsprechen. Dieser Aether erscheint nur leitungsfähig für gewisse Strömungen des Geschmacks, denen er die Wirkung ermöglicht, während er sich andern gegenüber vollständig gleichgiltig verhält; er vor allem bedingt den Erfolg selbst werthloser Schöpfungen und läßt andrerseits bedeutende unbeachtet bleiben.

Merkwürdiger jedoch als diese bekannte Erscheinung ist eine andre, welche man vielleicht in die Form eines bestimmten Gesetzes bringen könnte, weil sie, mehr oder minder scharf ausgeprägt, sich überall wiederholt. Die Zeitstimmung hat, wenn sie nicht sehr flüchtig ist und kaum entstanden wieder erstirbt, das Bestreben, auf alle Gebiete der Phantasiethätigkeit zu wirken. Naturgemäß muß sie sich der Ausdrucksmittel der Künste bedienen. Diese aber sind in ihrer Schwerkraft verschieden und setzen deßhalb einen verschieden starken Widerstand entgegen, so daß das schwerste Material am spätesten von dem Zeitäther durchdrungen wird. Als das beweglichste Mittel erscheint die Sprache und die ihr gemäße Kunst der Poesie; dann folgen Malerei, Plastik und zuletzt die Architektur, welche Ueberwindung der schwersten Massen fordert.

Dieser Entwicklungsgang läßt sich im Laufe der Geschichte mehrmals verfolgen, nirgendwo so klar als in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeit. Man kann genau sehen, wie die neuen Ideen zuerst durch das Ausdrucksmittel der Sprache zu Tage treten, aber noch die überkommenen Formen des griechisch-römischen Heidenthums benützen; wie sie dann im Anschluß an die alte Kunst und innerhalb des Formenkanons derselben langsam in der Malerei, dann in der Plastik und zuletzt in der Baukunst sichtbar werden, überall an das Vorhandene anschließend und es langsam umformend. Allmälig wurde aber die fortwirkende Ueberlieferung abgestreift, die Völker erwachten zu selbstständigem nationalem Leben und der Romanik folgte die Gothik. Die Erscheinung wiederholt sich. Schon herrschten die neuen An-

schauungen in der Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts, während man fast überall noch romanische Dome baute, und als in ihr der Verfall des mittelalterlichen Geistes schon entschieden zu Tage trat, um ca. 1250 war die bildende Kunst auf dem Wege zur Blüte. In gleicher Art offenbart sich der Geist der beginnenden Renaissance zuerst in dem beweglichsten Material und dann erst stufenweise emporschreitend in Malerei, Sculptur und Baukunst.

Die ganze Entfaltnng des neuzeitlichen Lebens brachte das Dasein in rascheren Fluß, deßhalb vollzieht sich der Kreislauf der wirkenden Ideen schneller als in der Vergangenheit, aber dieses Gesetz vom Widerstand des Kunstmaterials hat noch heute die gleiche Geltung, es ist in der Epoche des Classicismus und der Romantik ebenfalls nachweisbar.

Das Gebiet, welches ich hier mit dem Leser durchwandern soll, ist ebenso groß und umfassend, wie jenes der Wissenschaften und der Literatur, aber in einer Beziehung noch schwieriger darstellbar, weil sich die lebendige Anschauung durch Worte nicht vermitteln läßt und die Illustration nur Stoff und Linie, aber nicht die Farbe wiedergeben kann, welche den Einfluß der Zeitstimmungen ebenso bekundet, wie es die Formanschauung thut.

Die Wiederbelebung der Antike, welche im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts in Italien endlich klare Form gewonnen und langsam fortschreitend die Kunst der andern Völker beeinflußt hatte, war mehr als zwei Jahrhunderte für die Entwicklung der bildenden Künste maßgebend gewesen. Aber auch die Renaissance artete allmälig aus, in Italien zum Barockstil, in Frankreich etwas später zum spielenden Rococo, in Deutschland zuletzt zum nüchternen, schwerfälligen Zopf. Affektation und Unnatur herrschten in Plastik und Malerei, die edlen Renaissance-Ueberlieferungen waren erstorben und von der Antike kaum mehr als die Namen der Götter, Göttinnen und Helden zurückgeblieben. Die besten Künstler der Mitte des 18. Jahrhunderts haschen — wenige ausgenommen — nach sinnlicher Anmuth, die andern arbeiten mechanisch mit den überlieferten Formen fort; ernste Würde und Tiefe ist fast ganz verschwunden.

Für die Wiederherstellung eines edleren Stils gab es nur zwei Wege: Rückkehr zur Natur oder zur Antike. Aber die erste Möglichkeit war ausgeschlossen, weil das Geschlecht unfähig war, sich ruhig und objektiv dem Naturvorbild gegenüberzustellen. Den Beweis dafür liefern in der Malerei François Boucher mit seinen netten aber leeren Schäferstücken, und in der Literatur Geßner und seine französischen Nachahmer in den Rococo-Idyllen. Man mußte die Natur aus zweiter Hand studiren, um überhaupt zu stilvollerer Anschauung zu gelangen. Da aber die gesammte Bildung der Zeit mehr oder minder mit antiken Ueberlieferungen durchsetzt war, so mußten diese vorhandenen Elemente den Anknüpfungspunkt für die weitere Entwicklung bieten. Aber auch da war ein Individuum nothwendig, welches in sich die unbestimmte Sehnsucht der Zeit mit verdoppelter Kraft empfand und

das lösende Wort aussprach. Es war ein Deutscher, der Schustersohn aus Stendal, Winkelmann. Mit den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“ (1755) begann er den Kampf gegen die modische Kunst und wies auf die „edle Einfalt und stille Größe“ der Antike hin, pries die schöpferische Nachempfindung derselben als den Weg, den einst Michel Angelo und Raffael gewandelt seien und der auch jetzt allein zu einer höheren Kunst führen könne. Aber neben jenem, schon berührten Irrthum in Bezug auf die Vermischung der Stoffgebiete (s. S. 235) beging er noch einen zweiten, indem er die Allegorie empfahl, weil sie für das reifere Alter dieselbe Bedeutung habe, wie die Fabel für Kinder. Neun Jahre später erschien „die Geschichte der Kunst“ (s. S. 197), in welcher er den Kampf gegen Barockstil und Rococo fortsetzte, gegen jene Kunst, deren Figuren wie „der zu plötzlichem Glück gelangte Pöbel“ erscheinen; mit einer glühenden Begeisterung pries und schilderte er die plastischen Schöpfungen der Antike, welche er in Rom erst ganz kennen gelernt hatte.

Aber auch hier verfiel er in einen Irrthum, indem er die plastische Schönheit der Form, die selbst in der Leidenschaft an einen bestimmten Kanon gebunden erscheint, gegenüber der Charakteristik zu sehr in den Vordergrund stellte. Er erklärte die Schönheit als den „aus der Materie durchs Feuer gezogenen Geist“, verglich sie mit dem Quellwasser, das gar keinen fremden Zusatz besitze und verkannte die Bedeutung der Farbe. Wohl grenzte er selbst seine Anschauungen ein, indem er auch den Ausdruck der Leidenschaften als Gegenstand künstlerischer Wiedergabe gelten ließ, aber dennoch galt ihm die „Einheit und Einfalt“, die „Ruhe in der Leidenschaft“, die erhabene Formvollendung der griechischen Plastik so sehr als Ideal, daß er die Leidenschaft als Trübung desselben hinstellte.

Sein Werk war bald in die meisten europäischen Sprachen übersetzt und wirkte überall nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf die Kunst; es machte die Modeanschauung mißliebig und beeinflußte langsam den Geschmack. Man begann die Antike mit andern Augen zu betrachten, aber man überkam von dem neuen Propheten auch seine Irrthümer in Hinsicht auf die Allegorie und auf die Grenzen der Charakteristik.

So tritt die neue Strömung auch demgemäß zu Tage: die Irrthümer des Aesthetikers setzten sich in Mängel der Kunst um. Raffael Anton Mengs († 1779), durch seine Erziehung schon vertraut gemacht mit den Werken der Blütezeit italienischer Kunst, ward von Winkelmann beeinflußt; mit festem Willen mehr als mit Genialität begabt, strebte er nach der antiken Schönheitslinie, nach der größten Ruhe in der Composition, aber ihm fehlte die innere Empfindung, der belebende Geist, so daß schon bei ihm die Aeußerlichkeiten den inneren Gehalt übertrafen. Im Streben der alten Plastik nahe zu kommen, wurde er oft starr und unbeweglich und vernachlässigte die Farbe, so daß seine großen Bilder („Apoll und die Musen“ in der Villa Albani)

in Wahrheit aussehen, als wären es colorirte Gipsfiguren. Erst Asmus Carstens (1754—1798) erfaßte nicht nur die antike Form, sondern den Geist des Griechenthums; was er aus dem Studium der Dichter an Anschauungen gewonnen hatte, das wirkte auf seine Phantasie ein, aber es gab ihm nicht nur Stoffe, sondern zugleich eine edle Auffassung des inneren Gehalts. Die Ausstellung seiner Werke in Rom 1795 ward ein Ereigniß in der Geschichte der Kunst. In Rom selbst war schon damals die volle Verflachung des Mengs'schen Formalismus eingetreten; man bediente sich wohl des Modells, aber zwang die Natur dennoch in die Linien einer unverstandenen Antike und suchte durch theatralische Composition und rein äußerliche Technik zu wirken. Carstens dagegen drang auf das Innerliche, auf den Ideengehalt, auf die edle stilvolle Schönheit, welche nicht unmittelbar der Natur nachgebildet, sondern aus der Phantasie heraus gestaltet werden sollte. Die ausgestellten Zeichnungen („Die Parzen", „Gastmahl des Plato", „Die Argonauten" u. s. w.) erregten Aufsehen und erweckten Bewunderer, wie Gegner; doch gewannen die letzteren die Oberhand und erst nach Jahren wurde die Bedeutung des Künstlers voll erkannt.

Carstens' Größe beruht darin, daß er den Stoff im Sinne antiker Kunstübung von innen heraus gestaltete und ohne Rücksicht auf den modischen Geschmack nach einer ihm eigenen Formensprache rang. In seiner Auffassung der Stoffe, mochten dieselben nun wie im „Gastmahl" eine einfache Situation vorführen, sich zu wilder Bewegung steigern („Kampf der Titanen und Götter") oder im tiefsten Wesen symbolisch sein, zeigt sich überall ein hochstrebender Geist. Aber doch treten schon bei ihm jene Züge auf, welche späterhin der deutschen Kunst gefährlich werden sollten, wie sie es auch in der Literatur waren: die unbedingte Hingabe an die antike Welt riß eine Kluft zwischen dem Künstler und dem Volksgeiste. Auch die Ueberschätzung des Gedankens gegenüber der Erscheinung, wie die Hinneigung zur Symbolik sollte nicht ohne hemmende Folgen sein.

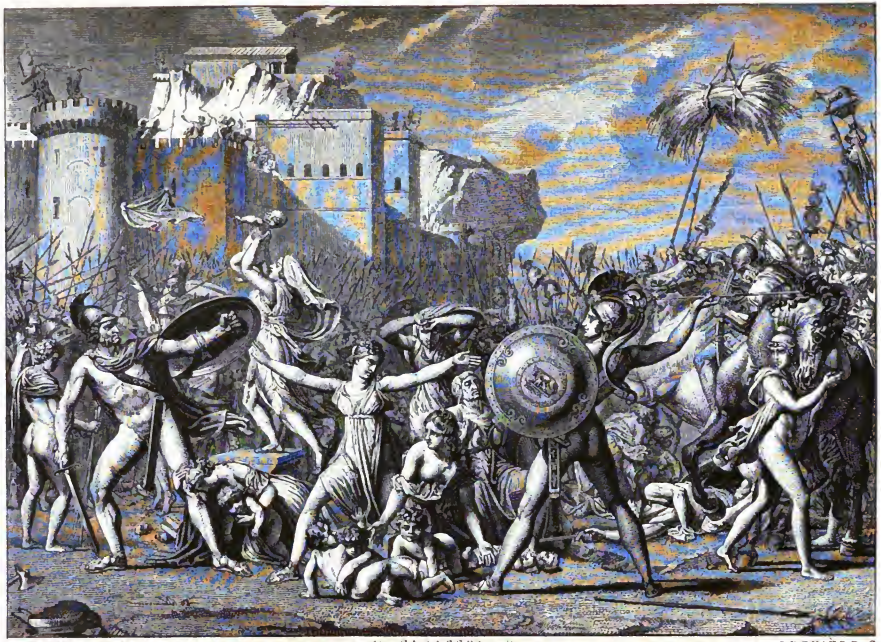
An Carstens schlossen sich Eberhard Wächter (1762—1852) und Gottlieb Schick (1779—1812), der erstere mehr mit seinen Sympathien, als mit seinen Werken. Vorgebildet in der Schule des Franzosen David, der später zu besprechen sein wird, hatte er eine andre Auffassung der Antike kennen gelernt, welche durch Carstens nicht mehr gebrochen werden konnte. Wächter war kein so entschiedenes Talent, um mit fester Thatkraft alle Einflüsse abzuweisen, und so schwankte er sein Lebenlang herum. Bedeutender war Schick, gleichfalls ein Schwabe, gleichfalls einige Jahre der Schule Davids angehörend. Aber er nahm nicht nur die größere technische Fertigkeit von Paris mit, sondern zugleich die Abneigung gegen das gespreizte, theatralische Wesen des dortigen Classicismus. In Rom, gegenüber den Kunstschätzen alter und jüngerer Zeit wurde er sich des Gegensatzes zwischen jenem und der Antike erst voll bewußt. Schon sein „David vor Saul die Leier spielend"

Bacchus und Ariadne. Von Gottlieb Schick.

(1803) beweist, trotzdem der Formgebung noch manches Akademische anhaftet, eine selbstständigere Auffassung, doch erst mit „Apollo unter den Hirten" und „Bacchus und Ariadne" erreichte er den Höhepunkt seines Könnens. Fehlt ihm auch die ernste Tiefe Carstens', so hat er vor ihm doch Eins voraus, die durchgebildetere, auf größerer Naturkenntniß beruhende Form. Auch er wurde von der Romantik ergriffen; auf seinem letzten Werke: „Christus als Knabe im Schooß eines Engels schlafend", sieht Jesus im Traum über sich ein Kreuz und streckt nach demselben seine Hände aus. Der Stoff kann in der Auffassung nicht romantischer gedacht werden, aber das classische Formprinzip ist dennoch in den Linien des jugendlichen Körpers bestimmend.

Auch die neuere Landschaftsmalerei wurde von dem Classicismus beeinflußt. Vor allem war es Jos. Ant. Koch (1768—1839), welcher, nicht ohne von Poussins († 1665) stilisirten Landschaften angeregt zu sein, auch

Macbeth. Von Joseph Anton Koch.



Die Sabinerinnen. Von J. L. David.

auf diesem Gebiete die ideale Composition zur Geltung brachte, jedoch zugleich neben diesem Streben die Achtung vor der Natur lebendig behielt. Wie Carstens gefordert hatte, daß jede Linie aus der Phantasie geboren, von ihr durchgeistigt sein müsse, so verlangte auch Koch die Mitwirkung der Einbildungskraft. Diese bekundet sich bei ihm in der großartigen Führung der Linie, und in der ernsten Auffassung des Naturvorbildes, welche Vorzüge selbst durch die harten Lokalfarben und das zerrissene Colorit nicht verkleinert werden. In Italien gewann er die volle Klarheit über seine Ziele, aber zugleich eine Bereicherung des Strebens, welche sowohl in der Vereinigung der Staffage mit dem Naturbild sich äußerte, als auch in den theilweise großartigen Compositionen zu Dante's „Göttlicher Komödie" zu Tage trat. Sein vielseitiges Talent gestattete ihm, fremde Einflüsse aufzunehmen, ohne seine Eigenart zu verlieren; selbst wenn er, wie in der Ideallandschaft mit der Macbeth-Staffage, romantischen Anregungen folgt, hält er an seiner Linienanschauung fest.

In der französischen Malerei eröffnete J. L. David den Kampf gegen den Manierismus (1748—1825). Auch für ihn wurde der Aufenthalt in Rom (seit 1775) entscheidend. Aber die Stellung der französischen Phantasie gegenüber der Antike war von je eine andre, als in Deutschland, am meisten hat hier das Drama der Classik Einfluß auf die Anschauung vom griechisch-römischen Wesen gehabt und das deklamatorische Pathos begründet, welches überall hervortrat, wo der Franzose antike Stoffe behandelte. Dieser nationale Zug zeigte sich auch in den ersten größeren Schöpfungen Davids, vor allem im „Schwur der Horatier". Die Auffassung ist auf den theatralischen Eindruck berechnet, die Formgebung von der antiken Plastik bestimmt. Aber ein ernsteres Naturstudium und eine größere Leidenschaft in der Wiedergabe des Augenblicks stellen das Gemälde über die Schöpfungen von Mengs. Der Erfolg des Bildes war ein großer, denn der Stoff entsprach der vorrevolutionären Stimmung, ebenso wie jener des folgenden Werkes „Brutus nach der Verurtheilung seiner Söhne". Die Verherrlichung der republikanischen Bürgertugend genügte als solche, die Theilnahme des Publikums zu gewinnen; das Aufsehen war jedoch ebenso in Künstlerkreisen bedeutend, weil die technische Behandlung eine größere Strenge zeigte, als man sie sonst gewohnt war.

David nahm an der Revolution thätigsten Antheil und zeichnete auch die Entwürfe für den dekorativen Schmuck der republikanischen Feste, so für jene riesenhaften Statuen, welche die symbolische Bedeutung der Feierlichkeiten darlegen sollten. Einmal waren die allegorischen Figuren des Atheismus, der Selbstsucht und Zwietracht zu einer Gruppe vereint; diese wurde in Brand gesteckt, sank zusammen und die Statue der Weisheit wurde sichtbar, vor welcher die von Robespierre geführte Prozession, viele Theilnehmer in römischem Costüm, die Hymne an das höchste Wesen anstimmten.

Eliſar. Von François Gérard.

Die Politik drängte bei David die künſtleriſche Thätigkeit in den Hintergrund; nur wenige Arbeiten ſtammen aus der Zeit von 1790—1795, unter ihnen jenes Tendenzbild, das den ermordeten Marat feiern ſollte. Die Schöpfungen unter dem Direktorium, beſonders „Die Sabinerinnen", zeigen die Zunahme der theatraliſchen Auffaſſung: die ganze Compoſition, jede einzelne Geſtalt und jede Bewegung hat etwas innerlich Unwahres, und der Claſſicismus der Linie erſcheint ſtarr und rein äußerlich. Bedeutender, obwohl auch antikiſirend ſind einige Porträts; das von Julie Recamier, welches den Leſern ſchon vorgeführt worden iſt, gehört zu den am meiſten charakteriſtiſchen des Meiſters.

Die Epoche des Kaiſerreichs war nicht geeignet, eine Vertiefung des

Classicismus herbeizuführen. Dem rhetorischen Drama, „welches hochtönenden Wortprunk für Poesie ausgab, entsprachen die pathetischen Bilder, bestimmt zur Verherrlichung des Herrschers. Auch David folgte dem neuen Stern, nicht zu seinem Vortheil. Denn sein Formprinzip hatte sich im Zusammenhange mit antiken Stoffen entwickelt, und stand im Gegensatz zu jenen Vorwürfen, die er jetzt behandelte. Mit Ausnahme des Reiterbildnisses Napoleons, welches sich in Berlin befindet, mangelt es allen dargestellten Staatsaktionen, besonders der „Kaiserkrönung" an innerem Schwung und innerer Hoheit; es sind kalte Repräsentationsstücke. Bei der Rückkehr der Bourbonen wurde David verbannt — er ließ sich in Brüssel nieder. Die letzten wieder dem antiken Stoffgebiet entnommenen Bilder bekunden die Verflachung seiner Eigenart.

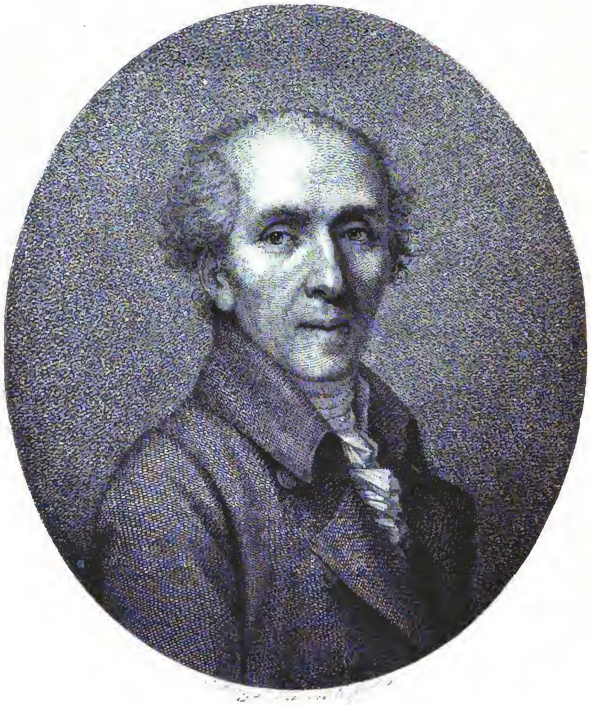
Die durch David eingeleitete Bewegung zog viele jüngere Talente in ihren Kreis und wirkte auch auf gleichaltrige Künstler ein, aber die eigentlichen Fortsetzer seiner Bestrebungen waren A. L. Girodet (1767—1824), F. Gérard (1770—1837) und J. A. Gros (1771— endete durch Selbstmord 1835).

Girodet wandelte anfangs auf den Pfaden des Meisters, entnahm seine Stoffe der Antike und behandelte dieselben im classischen Stil Davids. Aber leise klingt bei ihm bald ein romantischer Ton an, wie in „Ossian empfängt die Schatten französischer Generäle im Elysium". Noch stärker macht sich der wachsende Einfluß der Frühromantik in „Atala's Begräbniß" bemerkbar (1808). Wohl sind die Linien und Formen, wenn auch etwas flach, von antikisirenden Erinnerungen beeinflußt, aber im Ausdruck der Köpfe erscheint Davids nicht selten maskenhafte Starrheit gelöst und durch fast empfindsame Schwärmerei ersetzt. Die späteren Arbeiten zeigen eine schwankende Natur, welche weder mit der erlernten Anschauung brechen, noch aus sich selbst zu einer neuen gelangen konnte („Heerführer der Vendée").

Noch größere Hoffnungen als Girodet erregte bei seinem ersten Auftreten (1795) Gérard mit dem blinden Belisar, welcher den verwundeten Knaben, der ihn geführt hat, auf den Armen trägt und mit dem Stocke vorwärtstastend den Weg am Abgrunde hinschreitet.

Auch hier ist die Formauffassung und die Linie durch die antikisirende Anschauung beeinflußt, aber zugleich durch Kenntniß der Natur belebt, ebenso wie die Empfindung zwar gehalten, aber zugleich vertieft erscheint. Die Arbeiten der nächsten Jahre zeigen keinen inneren Fortschritt; in den Darstellungen aus der antiken Sage macht sich eine Verflachung des Geistigen bemerkbar, in den Situationsbildern aus der Geschichte („Schlacht bei Austerlitz" 1810, „Einzug Heinrichs IV. in Paris") tritt derselbe Mangel hervor. Dagegen sind Gérards Bildnisse durch eine vornehme Idealität ausgezeichnet, welche das Urbild zwar etwas über die Wirklichkeit emporhebt, aber die bezeichnenden Züge nicht vernichtet. (S. S. 221 Frau v. Staël.) Fast alle

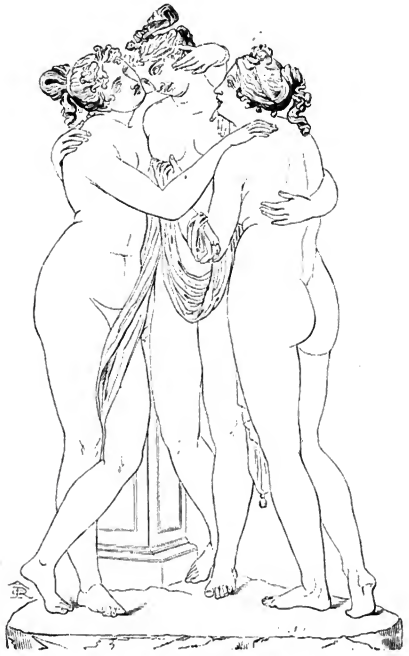
Napoleon bei den Pestkranken in Jaffa (Hauptgruppe). Von Jean Antoine Gros.



Ant. Canova.

bedeutenden Herrscher der Zeit haben sich von ihm malen lassen, weßhalb er den Beinamen »Le peintre des rois« erhielt, den die Schmeichelei in »le roi des peintres« umwandelte.

Auf dem Gebiete des geschichtlichen Repräsentationsbildes war Gros sein glücklicherer Nebenbuhler. Auch in ihm waren zwei entgegengesetzte Strebungen lebendig, wie in so vielen der schaffenden Geister dieser Zeit. Durch David in den Classicismus eingeführt, durch seine Anlage mehr auf



Die drei Grazien. Von Ant. Canova.

die Wiedergabe der Wirklichkeit hingewiesen, ist er niemals dazu gelangt, die seiner Natur gemäßen Kunstgrundsätze als feste Stützen für sein ganzes Leben zu erringen. Schon „Napoleon bei Arcole an der Spitze des Heeres" zeigt einerseits das Bemühen, die Geschlossenheit des classicistischen Stoffaufbaus zu sprengen, andrerseits das Streben nach gehaltenen Linien. Daraus entwickelte sich ein theatralisches Wesen, das auf den späteren Gemälden noch mehr zur Geltung kam. Am schärfsten tritt der innere Zwiespalt in der Hauptgruppe von „Bonaparte bei den Pestbefallenen in Jaffa" zu Tage.

Der eine Kranke, der sich an die Säule ankrampft, die Leichen im Vordergrunde, der Begleiter, welcher sich das Tuch vor den Mund hält —

alles das beweist einen Realismus, der den classischen Geschmack durchbricht, aber die Stellung Bonaparte's und des von ihm berührten Kranken, wie der Ausdruck beider ist vollständig bühnenmäßig. Die Werke seiner Spätzeit zeigen den Verfall, dessen Erkenntniß den erregbaren Künstler zum Selbstmorde trieb.

Auf dem Gebiete der Plastik war es ein Italiener, welcher zuerst mit größerem Erfolge die Befreiung vom Barockstil anstrebte: Ant. Canova (1757—1822). Auf der Kunsthochschule in Venedig war er ganz im Sinne des herrschenden Geschmacks vorgebildet worden und erkannte erst in Rom

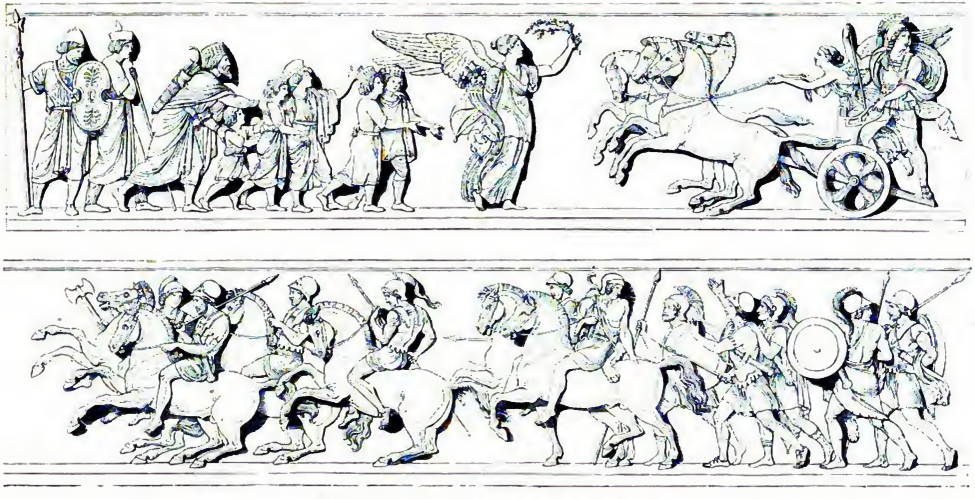
die Bedeutung der alten Kunst. Aber der gefallsüchtige Geist des Rococo, der Geschmack an weichlicher Anmuth lag zu sehr in seinem Wesen, als daß er die schlichte Einfachheit des Alterthums ganz hätte erfassen können. Wohl gelingt ihm die zierliche Anmuth seiner weiblichen Gestalten („Hebe", „Grazien"), aber das Nichtbewußtsein der Anmuth fehlt. Andrerseits übertreibt er die männliche Kraft, wo er sie nicht in Weichlichkeit zerfließen läßt, in seinen Ringern, im Herakles und Lykas u. s. w. Ueberall tritt das Geistige gegen die glatte Mache zurück. Trotz allem war sein Wirken bedeutungsvoll, denn es vernichtete den Geschmack an jenen süßlich lächelnden, sinnlich geschwellten, von Gewändern umflatterten Gestalten, welche in Frankreich, Italien und Deutschland gewerbsmäßig erzeugt wurden.

Neben Canova steht der herber geartete, aber tiefere J. Flaxmann (1755—1826), der Erneuerer der englischen Bildhauerei, welcher an einer seltenen Krankheit litt, an drängender Ueberfülle von Gedanken. Die Folge war, daß er die meisten Schöpfungen nur als Skizzen in einfachen Umrißlinien hinwarf — sie schließen sich an Homer, Aeschylus, Hesiod und Dante an; vielfach seltsam und befremdend, scheinbar leer, enthüllen diese merkwürdigen Arbeiten jedem, der sie tiefer prüft, eine bewunderungswerthe Kraft und Fülle des Innenlebens, eine echt antike Einfachheit. Aber die Vernach-

Ariadne. Von J. H. Dannecker.

lässigung der Form war dennoch ein künstlerischer Irrthum, welcher sich an den plastischen Arbeiten Flaxmanns gerächt hat, wenn dieselben auch die der zeitgenössischen Bildhauer seiner Heimat übertreffen. Auch er ist etwas von der romantischen Strömung berührt worden, als er sich der Darstellung religiöser Stoffe zuwandte; aber seine Formanschauung widersprach denselben, wie sein „Kampf zwischen St. Michael und dem Satan" überzeugend darthut.

Weniger bedeutend und selbstständig waren einige Deutsche, welche sich an Canova anschlossen, wie J. H. Dannecker (1758—1841). Die meisten seiner antikisirenden Werke sind anständige, aber nicht hervorragende Arbeiten, nur die „Ariadne auf dem Panther" (1806) ist anmuthig und im allgemeinen



Theile des Alexanderzuges. Von Albert Thorwaldsen.

Albert Thorwaldsen

viel einfacher durchempfunden, als die meisten Werke des berühmten Italieners. Unter den zahlreichen Büsten des Künstlers ist die seines Freundes Schiller die vorzüglichste. Die späteren Werke zeigen die schaffende Kraft im raschen Verfall; an die Stelle der Empfindung trat das Recept.

Von bedeutenderem Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Bildhauerei ist der Berliner J. G. Schadow geworden (1764—1850). Auch ihm gaben Rom und die Antike einen großen Anstoß, aber er ließ sich nicht durch das gefährliche Vorbild Canova's verführen, sondern ging von fleißigem Studium der Natur aus und betrachtete die Werke der alten Kunst nur als

Mittel, um die Wirklichkeit in stilvoller Weise erfassen zu lernen. Durch ihn erhielt die verrottete Zopfplastik Berlins den Todesstoß. Das erste Werk war 1790 das Grabmal des Grafen von der Mark, des natürlichen Sohns Friedrich Wilhelm II. und der Frau Ritz (Gräfin Lichtenau). Noch hatte sich Schadow von den ersten Eindrücken seiner Berliner Lehrzeit nicht ganz frei gemacht, aber der Einfluß der römischen Studien trat doch bedeutsam hervor. Viel freier und stilvoller ist das Viktoria-Gespann, welches auf dem Brandenburger Thor seinen Platz gefunden hat. Hier ist feuriges Leben mit edlem Maß verbunden.

Die realistische Anlage Schadows kam jedoch noch mehr in zwei Porträtstatuen zur Geltung, welche er 1793 und 1800 vollendete: Ziethen und der alte Dessauer. In beiden offenbarte sich der entschiedene Drang, mit Vermeidung aller antikisirenden Ueberlieferungen unmittelbar an die Natur anzuknüpfen, ohne jedoch die Wiedergabe des idealen Inhalts darüber ganz zu versäumen. Mit richtigem Gefühl empfand Schadow, daß diese zwei Charaktere sich ihrem Wesen nach gegen die antike Schablone sträuben und nur im Gewande ihrer Zeit dargestellt werden könnten.

Zeigt sich bei Schadow das erste Erwachen einer realistischen Auffassung, so bei dem Dänen Albert Thorwaldsen (1770?—1844) die Vollendung der neuen Classik. Von den Werken Carstens' tief ergriffen, strebte er danach, die Antike zu erfassen, ohne ihr Sklave zu werden. Mit der gleichen Hingabe an sein Ideal, wie jener, arbeitete er unverdrossen seinem Ziele entgegen. Viel markiger als Canova suchte Thorwaldsen Antike und Natur mit einander zu verbinden und die individuelle Charakteristik innerhalb der Schönheitslinien zu erreichen. Nicht immer ist ihm seine Absicht gelungen; mehrmals hat die genreartige Auffassung („Mercur", „Grazien", „Hirtenknabe") den stilvollen Eindruck gehindert, aber in vielen andern Werken, wie im „Ganymed", „Adonis", in der „Hebe" und „Psyche" offenbart sich eine so innige Verschwisterung von Form und Inhalt, eine so feine Empfindung für das Wesentliche der antiken Mythengestalt, daß diese Werke den Meister bedeutender als alle andern nach ähnlichem Ziele Strebenden erscheinen lassen. In diesen Schöpfungen waltet ein echt plastischer Geist, eine vornehme Ruhe trotz des inneren Lebens. Bewegter erscheinen Gruppenbilder, „Venus mit dem verwundeten Amor", oder die Schäferin mit dem Neste kleiner Liebesgötter. Aber auch hier, wo er sich mehr zu Canova hinneigt, ist er einfacher und kräftiger als dieser.

Sein Stilgefühl zeigt sich besonders klar in den verschiedenen Reliefsarbeiten, wie in dem berühmten „Alexanderzug" (1811).

Hier tritt sowohl der Einfluß Carstens', wie jener der Antike besonders erkennbar hervor; vielleicht hat Thorwaldsen Erinnerungen an den Parthenonfries zu wenig vermieden. Aber er erfaßte die Reliefdarstellung in streng griechischem Sinne als Flächenornament und vermied jedes Haschen nach

Amor. Von A. D. Chaudet.

perspektivischen Wirkungen. Ebenso hielt er an dieser Auffassung des Reliefstils fest bei den im besten Sinne volksthümlich gewordenen Medaillons „Tag und Nacht“ und den „Vier Jahreszeiten“.

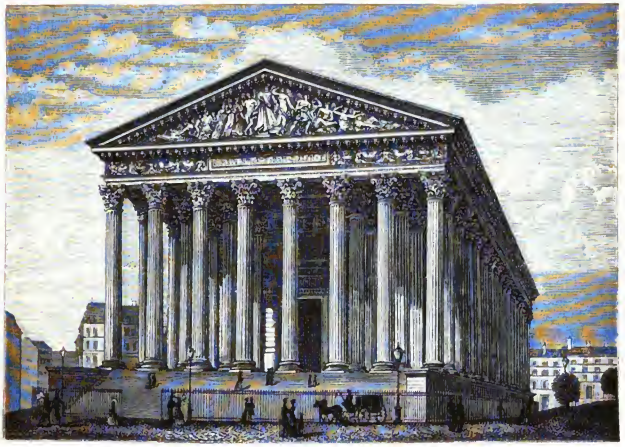
Die strenge classische Schulung bekunden auch die Statuen (Kurfürst Maximilian I. in München u. s. w.) und die Grabdenkmäler; auf den letztern wirkt trotz der formalen Schönheit die etwas unklare symbolische Auffassung der Gruppen störend. Die religiösen Werke gehören der nächsten Epoche an.

Auch in Frankreich wurde die Plastik vom Classicismus bestimmt. Die Anfänge desselben in den Werken von Gillet († 1791) und Julien († 1804, „Ganymed den Adler tränkend“) zeigen sich noch vor Canova, aber erst A. D. Chaudet (1763—1810) vollendete den völligen Bruch mit dem Zopfe

mit seinem „Sterbenden Krieger im Arme der Siegesgöttin" (1793) und verschiedenen andern Idealwerken. Obwohl er unläugbar Anmuth besitzt, wie vor allem sein „Amor mit dem Schmetterling" beweist, läßt er doch zumeist kalt; besonders seine Statuen, welche allgemeine Begriffe oder Empfindungen darzustellen suchen, wie „Die Ueberraschung" oder „Der öffentliche Unterricht" wirken sehr äußerlich. Bedeutender sind einige seiner Bildnisse, wie der Napoleon im Berliner Museum — hier ist die classische Formanschauung mit individuellem Leben gesättigt und der Charakter entschieden erfaßt. Im allgemeinen wurde der Classicismus in der französischen Plastik ebenso verflacht und theatralisch aufgebauscht, wie in der Malerei und Poesie — das Kaiserreich war nicht fähig, echte Idealität zu pflegen, denn es forderte äußeren Glanz und Prunk, welche zu allen Zeiten schädigend auf die Kunst gewirkt haben.

Wie in der Malerei und Bildhauerei, so kommt der Classicismus in der Baukunst zu Geltung. In Frankreich bedingte das Kaiserthum auch auf diesem Gebiete das Streben nach prunkvoller Massenwirkung, welche das Zurückgreifen auf römische Muster mit sich brachte und die Verwendung von feinerwogenen Details ausschloß. Obwohl auch hier kalte Pracht eine nicht geringe Rolle spielte, so sind doch einzelne Bauten, wie der »Arc de l'étoile« von Chalgrin, die Kirche Sainte Madeleine von Vignon Schöpfungen von mächtiger Wirkung und beweisen eine viel freiere Verwerthung des römisch-korinthischen Stils, als die gleichzeitigen classischen Bauten in England, welche mehrfach griechische Originale in einer geradezu widersinnigen Weise für moderne Kirchenbauten als Muster benützen.

Eine viel ernstere Auffassung vom Wesen der alten Baukunst brach sich in Deutschland Bahn. In Berlin durch Langhans, den Erbauer des Brandenburger Thors und an andern Orten durch andre Künstler in etwas nüchterner Weise eingeleitet, machte sich die Bewegung gegen den Zopf bald überall geltend. Aber erst in Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) erstand das Genie, welches eine neue Epoche der deutschen Baukunst begründen sollte. Mit 21 Jahren kam der Künstler nach Rom; aber merkwürdiger Weise waren es nicht die antiken Bauten, welche seine Seele fesselten, sondern die romantischen, denen er auf seiner Fahrt begegnet war, besonders der Dom von Mailand. Diese Stimmung hielt bei ihm über ein Jahrzehnt an und trat auch später hie und da noch hervor, zum Theil bedingt durch den regen Verkehr mit Dichtern der romantischen Schule, wie mit Clemens Brentano. Aber seine tiefste Anlage drängte zuletzt entscheidend zur Antike hin, aber nicht zur römischen, sondern zur griechischen Kunst. Das erste der Werke war die „Neue Wache" in Berlin. Schinkel steht den Vorbildern ungefähr ähnlich gegenüber wie Thorwaldsen oder Goethe: alle drei schufen wie die Griechen, aber sie copirten dieselben nicht; sie ahmten nicht einzelne Theile nach, um aus ihnen ein neues Ganze zusammenzusetzen, sondern ließen das



Die Kirche Sainte Madeleine in Paris. Erbaut von Vignon.

Gleichmaß der edlen Antike auf sich wirken, um dann unabhängig von ihr das eigene Ideal im Sinne des Griechenthums zu gestalten. Schinkel hat nicht wie die französischen Classicisten die Anlehnung an bestimmte Vorbilder gesucht, sondern sich eine Aufgabe frei gestellt und diese mit selbstständigen, aber antik empfundenen Formen gelöst, wie es Goethe, Carstens und Thorwaldsen gethan hatten. Eine größere Aufgabe bot ihm der Wiederaufbau des Schauspielhauses, das 1817 ein Opfer der Flammen geworden war. Die Arbeit war keine leichte, denn der Grundriß war zum Theile dadurch gegeben, daß die erhaltenen Grundmauern benützt werden mußten. Trotzdem hat der Meister hier seine künstlerische Kraft doppelt glänzend bethätigt.

Mit strengster Beobachtung der constructiven Gesetze der Griechen hielt er sich zugleich fern von allen römischen Motiven in den Einzelnheiten und schuf so einen Bau, welcher das moderne Bedürfniß mit der antiken Form zu einer befriedigenden Einheit verband. Den Gipfel seiner Kraft sollte er aber erst später erreichen: 1822 begann er die Entwürfe für das „Museum".

In einer andern Weise entwickelte sich die antikisirende Baukunst in München. Der Kronprinz Ludwig, begeistert für das Hellenenthum, hatte in seiner Jugendzeit alle Mittel angewendet, um antike Kunstwerke zu sammeln. Es stellte sich bald das Bedürfniß heraus, für dieselben ein wür-

Karl Friedrich Schinkel.

diges Heim zu schaffen; durch ein Ausschreiben wurden die Baumeister aufgefordert, Entwürfe für die „Glyptothek" einzusenden. Als Sieger aus der Wettbewerbung ging Leo v. Klenze (1787—1864) hervor und schon ein Jahr später konnte die Ausführung des Baues beginnen. An ursprünglicher Schaffenskraft hinter Schinkel stehend, weniger reich an Empfindung für die organische Entwicklung der Construktion wie des schmückenden Beiwerks, besaß er doch den Sinn für große monumentale Wirkungen und verstand

Das Schauspielhaus in Berlin. Erbaut von Karl Friedrich Schinkel.

die überlieferten Formen, wenn auch nicht immer streng und echt, zu schöner Einheitlichkeit zu verbinden.

Es ist schon mehrfach auf die leisen Einwirkungen romantischer Stimmungen hingewiesen. Wo sie hervortraten, bezeichneten sie überall den beginnenden Widerstand des modernen Gefühlslebens gegen die Kühle der Antike oder die Auflehnung der realistischen Formempfindung gegen die antikisirende Schablone. Nur Geister ersten Ranges vermochten es, den neuen Stoff mit der antiken Form vollständig zu versöhnen. Aber selbst diese konnten nicht immer der Gefahr entgehen, sich dem Volksgeiste zu entfremden. Der Classicismus hat einerseits in Poesie und bildender Kunst Schöpfungen hervorgebracht, denen die Dauer gesichert ist, im allgemeinen aber vermochte er kein ästhetisches Prinzip hervorzubringen, welches auf die Dauer belebend auf die gesammte Kunstübung zu wirken im Stande war. Die Gesetze, welche das Griechenthum auf der Höhe künstlerischer Entwicklung hingestellt hatte, waren ein Höchstes für eine Epoche, aber nicht das Höchste schlechthin. Denn seit jenen Tagen, wo die Akropolis in Athen erstanden war, wo Phidias gebildet und Sophokles gedichtet hatte, war der Menschengeist selbst ein andrer geworden. Für den ganzen Inhalt ihres Wesens hatten die Griechen nach jahrhundertlangem Streben eine gemäße Form gefunden, hatten gewisse Grundsätze erobert, welche ihre Geltung noch heute haben. Durch dieselben waren sie befähigt, Lehrer der kommenden Geschlechter zu werden, die in Unnatur versunkene Kunst wieder zu erziehen und zu höherem Sein emporzuleiten. Aber die gesammte Entwicklung des modernen Classicismus brachte es mit sich, daß nur Wenige zur Erkenntniß kamen, man müsse den Gehalt der neuen Zeit so erfassen, wie die Griechen den Gehalt ihrer Zeit, und daß die Meisten in der antiken Form das Erlösende erblickten. Man vergaß zu bedenken, daß diese Form sich aus einem andern Inhalt naturgemäß entwickelt habe und deßhalb mit dem Geistesleben einer neuen Epoche in einen Widerspruch treten müsse, daß dieses zuletzt die Fesseln sprengen werde, um sich die ihm gemäße Form zu suchen. Diesen Versuch der Befreiung hat die Kunstromantik, verschieden bei den einzelnen Völkern, eingeleitet, und die Bewegung nach diesem Ziel, eine künstlerische und organische Form für das moderne Dasein zu gewinnen, bildet die innere Triebkraft in der gesammten Kunst unseres Jahrhunderts. Diese Bewegung aber kann ihr vorläufiges Ende erst dann erreichen, wenn die geistigen Kämpfe, welche das lebende Geschlecht in feindliche Lager theilen, vollendet sind und die neue Weltanschauung sich gebildet hat (s. S. 169 u. 170), denn diese ist die unumgängliche Voraussetzung eines die gesammten Künste beherrschenden Stils.

Wie auf dem Gebiete der Literatur, eröffnete auch auf jenem der Künste Deutschland die Romantik, und wie die Antike in Winkelmann, so fand jene

in Wilh. Wackenroder (1773—1798) ihren ersten Propheten, wenn auch ähnliche Regungen schon von Herder und dem jugendlichen Goethe ausgesprochen worden waren. Wackenroder war eine reine, begeisterte Natur, erfüllt von tiefem Gemütsdrang. Obwohl er auch Empfindung für die Antike und die Künstler der italienischen Renaissance besaß, so war er seinem Wesen nach noch mehr der religiösen altdeutschen Kunst verwandt. Von ihm

Joh. Friedr. Overbeck.

stammen die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (1797), von Tieck herausgegeben, und ein großer Theil der „Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst“, welche gleichfalls von seinem Freunde veröffentlicht worden sind (1799). Hatte die Classik die Poesie und die bildenden Künste vom religiösen Volksgeiste in gewissem Sinne getrennt, so forderte Wackenroder eine innige Verbindung von Kunst und Religion, ja die schaffende wie die genießende Kunstbegeisterung galt ihm geradezu als eine Art religiöser,

christlicher Handlung, weßhalb ihm die volle innere Uebereinstimmung mit den darzustellenden Stoffen als eine unvermeidliche Nothwendigkeit erschien; der Künstler müsse — hier im strengsten Wortsinn — glauben, d. h. mit anderen Worten, er muß katholisch sein, wenn er christlich-religiöser Maler sein wolle.

Die mystische Begeisterung Wackenroders hat literarisch vornehmlich Tiecks „Sternbalds Wanderungen" und den „Heinrich von Ofterdingen" von Novalis hervorgebracht; in beiden wird das Mittelalter gepriesen, in beiden die poetische religiöse Stimmung desselben der plastischen, heidnischen Antike entgegengestellt. Wilh. Schlegel trat für die mittelalterliche Malerei in die Schranken; vielfach wurde von ihm und andern Romantikern auf die altdeutsche Poesie und deren Stoffe hingewiesen. Durch Fr. Schlegel wurden die Gebrüder Boisserée für die altdeutsche Kunst begeistert und sammelten nun in ganz Deutschland, was sie an Werken der altkölnischen Schule, der Schule van Eycks, an Bildern von Schön, Wohlgemuth, Dürer, Cranach, Holbein u. s. w. auftreiben konnten. So wurde die Aufmerksamkeit immer mehr auf jene vergessenen Schätze hingelenkt und die romantische Strömung, von der Literatur ausgehend, bemächtigte sich des Kunstgeschmacks und begann allmälig auf die schaffenden Talente einzuwirken. Wohl am meisten überzeugend wirkt die Thatsache, daß verschiedene Werke der Romantiker, wie „Sternbald", in jungen Gemütern den Entschluß wachriefen, sich der Kunst zu widmen, oder doch ihre Entwicklung bestimmten.

Der erste Bahnbrecher der Romantik war Friedr. Overbeck (1789 bis 1869). Schon in dem Knaben regte sich der Trieb zur romantischen Kunst; es gab eine Zeit, wo seine kindliche Phantasie ausgefüllt war mit „Madonnen und Christusbildern". 1806 kam er auf die Akademie nach Wien, wo noch der Classicismus im Sinne Mengs' und Davids die Schulanschauung vollständig beherrschte. Es kam zu einer Art von Rebellion, in Folge deren Overbeck und fünf andre junge Künstler von der Anstalt ausgeschlossen wurden und sich nach Rom begaben (1810). Overbeck hatte sein Atelier in einer Zelle des leerstehenden Klosters San Isidoro auf dem Monte Pincio aufgeschlagen, wohin ihm die meisten der Genossen und einige Zuzügler folgten. In diesem Gebäude war die Wiege der christlich-romantischen Malerei. Als Muster galten ihr vornehmlich die Werke Fiesole's und jene Schöpfungen Raffaels, welche er unter dem Einfluß der umbrischen Schule hervorgebracht hatte, doch bestimmten auch Einwirkungen altdeutscher Meister die Technik. In allen diesen Mustern, welche nicht der Zeit der höchsten Blüte angehörten, war es besonders die naive christliche Empfindung, welche anziehend und auch anfangs vertiefend gewirkt hat. Aber dennoch mußten hier gleichfalls die Gefahren hervortreten, welche immer sich entwickeln, wo man sich einer bestimmten Art zu sehen rückhaltslos anschließt. Was die Empfindung flüssiger machte, wirkte schädigend auf die Formanschauung ein. Man verlor die

Achtung vor der Natur, man vermied jede Correktur der überkommenen Formgebung durch dieselbe, man gab dem Geist zu viel und dem Körper zu wenig. Das führte naturgemäß zuletzt auch zur Vernachlässigung der Farbe, zur übertriebenen Anwendung des Cartons. Nicht als das geringste Motiv dieser Entwicklung ist's anzusehen, daß ein Theil der „Klosterbrüder" die Anschauung Wackenroders verwirklichte und zum Katholicismus übertrat.

Jul. Schnorr von Karolsfeld.

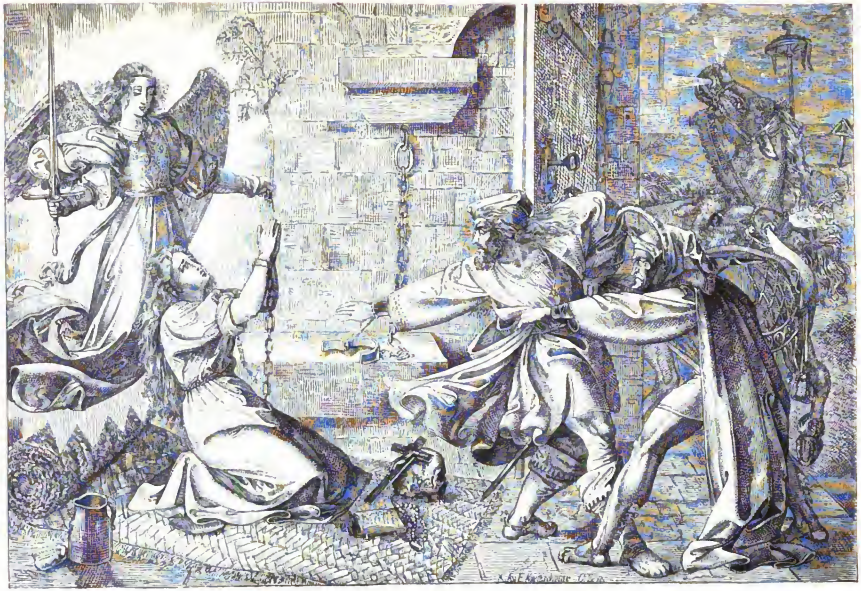
Es geschah aus der tiefsten Ueberzeugung, daß nur dieser Schritt zur vollen Einheit mit dem religiösen Stoffe führen könne. Damit war aber, wie bei manchem literarischen Romantiker, der Bruch mit dem modernen Zeitbewußtsein, wie es in der Kunst bald zu Tage treten sollte, vollzogen und eine Einseitigkeit begründet, die ebenso gefährlich war, wie der übertriebene Classicismus.

Seit 1810 vergrößerte sich der Kreis der deutschen Künstler um Over-

beck; es kam Wilhelm Schadow, dessen Bedeutung aber auf einem andern Gebiete als dem der religiösen Malerei sich zeigen sollte, es kamen ein Jahr später Peter Cornelius und der eine Enkel Mendelssohns Joh. Veit, der Sohn der Geliebten und späteren Gattin Fr. Schlegels. Der bedeutendere Bruder desselben Philipp Veit folgte erst 1815, nach ihm Schnorr von Karolsfeld. So traten nach einander die jungen Kräfte auf den Schauplatz, zum Theile der tiefen Unterschiede in ihrem Wesen noch nicht bewußt.

Peter Cornelius.

Als der meist bedeutende von ihnen ragt Peter Cornelius hervor (geb. 1783 in Düsseldorf, gest. in München 1867). Die Anfänge seiner Entwicklung waren gährend und unklar. Sein Ausspruch: „Wir haben den Kopf voll Phantasie, aber wir können's nicht machen" — ist scharf bezeichnend für die erste Epoche. Alle nur denkbaren Einflüsse durchkreuzten sich, Raffael, Dürer, Rubens, die Antike, aber aus diesem Chaos leuchtete doch ein ernstes, ehrliches Streben nach freier Eigenart langsam auf und es bildete sich ein wenn auch unbestimmtes Ideal deutscher Kunst. Klar bekunden die Zeichnungen zum „Faust" das Schwanken in der Form, wie die sich allmälig entwickelnde innere Einheit. In den frühesten Blättern zeigen sich



Schlußscene aus Goethe's Faust. Von Peter Cornelius.

die größten Gegensätze („Spaziergang im Garten" und „Scene in Auerbachs Keller") in einer das Auge verletzenden Schärfe; einzelne Gestalten sind in unglaublicher Weise verzerrt. Aber schon die nächsten Zeichnungen, welche während des Aufenthalts in Frankfurt ausgeführt worden sind, zeigen trotz der großen technischen Mängel die beginnende Ausgleichung, was besonders das Blatt „Gretchen in der Kirche" beweist. Und das in Rom entstandene „Faust bei Gretchen im Kerker" bekundet schon volle Selbstständigkeit und athmet deutschen Geist.

Alles was reizen kann fehlt; von Schönheit im Sinne der antiken Ueberlieferung ist keine Spur zu finden, aber das Ganze ist voll von Seele, die Gestalten Gretchens und des Engels greifen unmittelbar ans Herz, und man übersieht gerne Härten und Unrichtigkeiten gegenüber dieser tiefen, echten Empfindung, die sich offenbart. Hier hat nicht das Theater mitgewirkt, um dem Künstler die Scene zu beleben, sie ist aus der innersten Anschauung hervorgegangen, wenn auch die Charakteristik des überteufelten Mephisto dem Urbilde nicht entspricht.

Die erste Zeit fühlte sich Cornelius unglücklich in dem Lande mit dem warmen Himmel und den kalten Herzen, doch allmälig sah er in dem Verkehr mit Overbeck und den übrigen Nazarenern die gedrückte Stimmung schwinden. Mit eiserner Kraft wehrte er sich gegen die Einflüsse jeder Art und suchte seine Anschauung zu bewahren. Auch hier auf fremdem Boden war es wieder eine deutsche Schöpfung, welche ihn begeisterte, das Nibelungenlied, deren kraftvoller Geist seinem Wesen entsprach. Einige der Blätter, besonders die Ermordung Siegfrieds, und Chriemhilde, die Leiche des Gatten erblickend, sind von einer Gewalt, wie sie die deutsche Kunst seit Jahrhunderten nicht mehr entfaltet hatte. In wohlthuender Weise bekundete sich in ihnen der Einfluß des Naturstudiums und zugleich der Hang nach monumentaler Auffassung. Weniger großartig sind die Zeichnungen zu „Romeo und Julie", zum Theile unselbstständig, und einige in Oel ausgeführte religiöse Bilder. Aber immer klarer trat der echt nationale Geist des Künstlers hervor. Mit Schmerz entsagte Cornelius dem Plane, als Kämpfer mitzuwirken in den Jahren der Befreiung, aber er war des Sieges gewiß. In herrlichen Worten sprach er damals in Briefen seine begeisterte Liebe zur Heimat aus, ohne alle Floskeln; mit einer Schärfe und Kraft, welche selbst damals selten war, forderte er, daß der Genius der Nation alle Glieder erfüllen möge, weil der Glaube und die Gesinnung die mächtigste Stütze eines Volkes seien. Bald stand er, an Thatkraft und Geist allen überlegen, an der Spitze der Genossen, und nährte in ihnen die Begeisterung für eine echt volksthümliche Kunst, welche dem Aufschwung des nationalen Geistes entspreche. Als das Mittel bezeichnete er die Möglichkeit zur Ausführung großer Freskomalereien. Diese allein seien im Stande, in der Nation selbst die Theilnahme zu erwecken und zu den Herzen derselben zu sprechen.

Joseph wird von seinen Brüdern verkauft. Wandgemälde in der Casa Bartholdy. Von Joh. Friedr. Overbeck.

1815 war S. Bartholdy als preußischer Generalconsul nach Rom gekommen. Er machte Cornelius den Vorschlag, ihm ein Zimmer seiner Wohnung in der Casa Zuccaro — jetzt Casa Bartholdy — mit Fresken zu schmücken; der Künstler ergriff mit Feuereifer den Auftrag und sofort machte er sich mit Overbeck, Schadow und Ph. Veit an die Ausführung. Die größte Schwierigkeit bot die Technik, denn die Freskomalerei war so in Vergessenheit gerathen, daß man die wenigen erhaltenen Nachrichten erst durch Versuche erproben mußte und genöthigt war, manche Farbe auf gut Glück aufzutragen. Das Unternehmen gerieth erstaunlich gut; der Spott verstummte dem abgeschlossenen Werke gegenüber.

Man hatte die Geschichte des Joseph und seiner Brüder als Stoff gewählt. Auch hier zeigte sich Cornelius als der meist bedeutende unter den Genossen, besonders in dem Bilde der Wiedererkennung. Sowohl die Composition als auch die Auffassung der einzelnen Gestalten beweist den unermüdlich nach Selbstständigkeit ringenden Geist. Viel mehr gebunden von den Ueberlieferungen der altitalienischen Kunst ist Overbeck in „Joseph verkauft von seinen Brüdern".

Der Faltenwurf, die Behandlung des nackten Körpers und einzelne Stellungen, wie des jungen Kameelführers, sind unmittelbar von alten Vorbildern beeinflußt. Der innere Gehalt ist ziemlich unbedeutend, die Köpfe der Brüder in der Charakteristik etwas leer, die Anordnung der Gruppe langweilig. Besser fand sich Veit mit seiner Aufgabe ab, am wenigsten Schadow, der schon damals nach feinerer Ausführung des Colorits strebte und sich durch die Freskotechnik darin gehindert sah.

Die Wandgemälde erregten allgemeines Aufsehen; der Kronprinz Ludwig von Baiern hatte die Absicht, die jungen Künstler für eine ähnliche Aufgabe zu gewinnen; der preußische Gesandte, Niebuhr, stellte das Ansuchen an die Regierung, Cornelius und die Genossen in Berlin zu beschäftigen — aber diese hatte weder Lust noch Mittel und bewilligte nur 300 Thaler für ein Staffeleibild. Da kam plötzlich noch vor Vollendung der Arbeit für Bartholdy ein zweiter Auftrag von dem Marchese Massimi, ihm drei größere Räume seines Hauses mit Darstellungen von Scenen aus Dante, Tasso und Ariost zu schmücken. Veit hatte eine andre Arbeit übernommen, Schadow kehrte zur Staffelei zurück, Cornelius aber und Overbeck ergriffen mit Freude Massimi's Antrag; der erstere übernahm die Ausführung der Dantebilder, der zweite den Tasso-Cyklus, für Ariost wurde Julius Schnorr herbeigezogen. Jedoch nur die zwei letztern vollendeten die Arbeiten, jeder in seiner Art vorzüglich, Cornelius wurde verhindert, seine Entwürfe auszuführen, weil er dem Rufe des Prinzen Ludwig folgte, um in München die Ausschmückung der Glyptothek auszuführen. Kaum war er im September 1819 in der bairischen Hauptstadt angelangt, als ihm die preußische Regierung, durch Niebuhr bewogen, das Direktorium der Akademie in Düsseldorf anbot. Die

Verhältnisse ermöglichten es, daß Cornelius beide Stellungen vereinigen konnte. Wie sich der weitere Aufschwung der monumentalen Kunst in Deutschland vollzog, wird im nächsten Buche darzustellen sein.

Während sich auf römischem Boden eine neue deutsche Kunst vorbereitete, hatte die Romantik auch im Vaterlande auf die Malerei eingewirkt; ein nicht geringer Theil der mittleren Talente ließ sich von der Strömung so weit fortreißen, daß er nicht nur die Stoffe dem romantischen Mittelalter entnahm, sondern auch in der Form unmittelbar an die altdeutschen Werke anknüpfte. Andrerseits aber machte sich auch die Unklarheit in den Strebungen sehr bemerkbar und die classicistische Schablone wirkte noch bei vielen weiter. In bemerkenswerther Weise offenbarte sich die Strömung auf dem Gebiete der Landschaft. Wie dieselbe in der romantischen Poesie weniger nach ihren festen Umrissen und ihrer äußeren Form, sondern in ihren wechselnden Stimmungen aufgefaßt worden war, so geschah es auch in der Malerei. Man strebte danach, die Seele des Naturbildes wiederzugeben, die wechselnden Licht- und Farbenwirkungen oder den Zauber der Dämmerung zu ergreifen, kurz alles, was mehr auf das Gemüt als auf die Formanschauung wirkte. Diese Richtung der Landschaftsmalerei ist hauptsächlich von Dresden ausgegangen und von D. Friedrich (1785—1840) begründet worden.

Wie in der Malerei, zeigt sich die langsame Auflösung des strengen Classicismus auch in der Skulptur, tritt aber erst später hervor. An der Spitze steht Konr. Eberhard (1768—1859). Als Sohn einer Bildschnitzerfamilie von Hindelang war er nicht nur in frommer Gläubigkeit aufgewachsen, sondern auch an jene Formanschauung gewöhnt, welche sich in den Alpenländern von den Urvordern her von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte. Ein günstiger Zufall ermöglichte dem schon Einunddreißigjährigen den Besuch der Münchner Akademie, wo er natürlich ganz im Sinne des Classicismus herangebildet wurde, welchem er auch bis 1821 treu blieb, bis ein Aufenthalt in Rom und der Verkehr mit Overbeck und den Nazarenern die ursprüngliche Natur um so stärker hervortreten ließ.

Während sich so die Romantik immer mehr ausbreitete, setzte sich in der Berliner Plastik die durch Schadow eingeleitete Bewegung langsam fort. Das Denkmal Blüchers, welches der Meister für Rostock modellirte (vollendet 1819), fiel nicht besonders glücklich aus, ebensowenig, trotz der einheitlicheren Haltung, das Lutherdenkmal für Wittenberg. Indessen war ein zweiter Künstler hervorgetreten, von dessen Wirken die Fortentwicklung der Berliner Plastik beeinflußt werden sollte, Christ. Dan. Rauch (1777—1857). Das erste Werk, mit welchem er seinen Ruhm begründete (1814), war das Grabmal der Königin Louise in dem Mausoleum von Charlottenburg. Diese Schöpfung ist zwar von antikem Geiste angehaucht, jedoch aus einem durchaus gesunden Wirklichkeitsgefühl hervorgegangen.

Die schöpferische Kraft des Künstlers hatte sich in Rom an den Werken

des Alterthums gebildet, aber ihnen gegenüber die Freiheit des eigenen Empfindens bewahrt. So gelang es ihm, den überlieferten Formen auszuweichen und doch hohe Anmuth mit der Wiedergabe des Porträts, ideale Schönheit mit voller Realität zu vereinigen.

In der Architektur kam die romantische Strömung noch nicht thatkräftig zu Tage, trotzdem sich die Theilnahme auch den alten Bauwerken der Gothik

Vom Denkmal der Königin Louise im Mausoleum in Charlottenburg. Von Ch. D. Rauch.

zuwandte. Doch zeigten sich die Einflüsse auf einem verwandten Gebiete in den Formen der Möbel; in einigen Theilen des deutschen Südens wandten Baumeister der Kunsttischlerei ihre Aufmerksamkeit zu und zeichneten in sehr äußerlicher Auffassung gothischer Formen Einrichtungsgegenstände. In der Baukunst trat der ernstere romantische Geist zum Theile erst in einer Zeit hervor, wo die Malerei schon neue Wege einzuschlagen begann und die literarische Romantik ihre Herrschaft verloren hatte.

Wie in Deutschland, so galt es auch in Frankreich zunächst die volle Befreiung vom Classicismus zu erlangen. Aber entsprechend dem Volkswesen nahm, wie in dem Schriftthum, der Kampf eine andere Wendung, wie bei uns. Die französische Phantasie ist von jeher leichter geneigt gewesen, sich mit der Wirklichkeit zu verbinden und so faßte sie die Rückkehr zur Vergangenheit in einer andren Weise auf. Mochten die gewählten Stoffe auch dem Mittelalter und seinem Empfindungskreise angehören, so war es doch mehr die äußere Erscheinung, als das innere Gemütsleben, was die Künstler fesselte. So zeigt sich auf den Bildern Fred. Granets (1775 bis 1849), trotzdem sie in der Stoffwahl den bestimmenden Einfluß der romantischen kirchlichen Strömung bezeugen, viel mehr die Theilnahme an der äußern Charakteristik, als die schwärmerische Hingabe an die religiöse Stimmung. Zugleich tritt bei ihm, wie bei verschiedenen Mitstrebenden, bedeutsam der Zug hervor, alle Errungenschaften der zeitlichen Maltechnik zu benützen und weder sie noch die Formanschauung von irgend welchem alten Vorbild beeinflussen zu lassen.

J. Ingres.

Aber die Vertiefung der französischen Kunst schloß sich zuerst an einen Vertreter des Idealismus, an J. Ingres (1780—1867). Auch er hatte seine Kraft in Rom an der Antike und den Werken Raffaels geschult, ohne jedoch seine Anschauung an dieselben sklavisch zu binden. Sein Streben ging danach, die Natur zu reiner Schönheit emporzuheben, der Reiz der schönen Form stand ihm höher, als das geistige Leben. Schon seine frühen Werke — seit 1806 in Rom entstanden — bezeugen sein feines Gefühl für den Adel der schönen Erscheinung, wie „das badende Mädchen", und „Oedipus vor der Sphinx". Aber erst mit dem Bilde einer „Odaliske" und „Angelika von Rüdiger befreit" errang er 1819 den ersten Erfolg. Auch hier fesselt die ideale Schönheit, welche der Natur keine Gewalt anthut, sondern sie im Sinne der Antike in der größten Vollkommenheit zu erfassen sucht. Noch mehr Anerkennung gewann Ingres 1822 durch das „Gelübde Ludwigs XIII.", welches als Altarbild in den Dom der Vaterstadt des Künstlers, Montauban gekommen ist. Hier offenbarte sich die Einwirkung Raffaels in der Gestalt der Madonna, aber die Eigenart des Künstlers blieb dennoch bewahrt.

In demselben Jahre, wo Ingres zum ersten Male im Pariser Salon erschienen war, erregte das Werk eines bedeutend jüngern Malers Th. Géri-

Das Gelübde Ludwigs XIII. Von J. Ingres.

Der Schiffbruch der Medusa. Von Th. Géricault.

caults (1791—1824) außerordentliches Aufsehen. Es war „der Schiffbruch der Medusa“. Bei Gros wurde erwähnt, daß er auf dem Bilde „Bonaparte bei den Pestkranken“ trotz aller Stilisirung in der Zeichnung einem starken Realismus gehuldigt habe. Dieser war mit dem Werke noch übertroffen.

An Stelle der classicistischen Haltung trat hier die gänzliche Entfesselung der Leidenschaft, an die der studirten Gruppe die realistische Wiedergabe eines wildbewegten Augenblicks. Damit war der akademischen Auffassung eines David, Girodet und Guerin der Kampf angesagt. Die leidenschaftliche Erregtheit der Motive, verbunden mit einem sich stetig steigernden Realismus der Darstellung, bildete in der Malerei wie in der Poesie das hauptsächliche Kennzeichen der Neuromantik Frankreichs. Einige Jahre nach der Ausstellung des „Schiffsbruchs“ (1822) trat Eug. Delacroix mit seinem „Dante bei den Zornigen“ hervor und stand bald als Führer an der Spitze der neuen Bewegung.

Eugen Delacroix.

Wie in der Malerei, so traten auch in der Plastik realistische Strebungen dem überlieferten Classicismus früh entgegen. Jean David d'Angers (1789—1856), zuerst Schüler Davids, wandte sich bald der Bildhauerei zu und durchbrach trotz des Aufenthalts in Rom und des Studiums bei Canova die plastischen Schranken durch ein mächtiges Naturgefühl, welches ihn befähigte, im Porträt Bedeutendes zu leisten, aber ihn zur edlen Auffassung monumentaler Aufgaben unfähig machte. Neben ihm stand, wie Ingres neben Géricault, der Genfer Jean Pradier (1792—1852), welcher von der Classicität ausging, aber schon in seinen ersten Werken, einer „Nymphe“ und dem „Centaur mit einer Bacchantin“ (1819) nach einer frischern, etwas sinnlichen Formanschauung strebte.

Wenn man die bestimmenden Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich zusammenfaßt, so ergibt sich Folgendes: Bei uns geht die Entwicklung vor allem auf geistigem Gebiete vor sich; die subjektive Empfindung und das Gedankenhafte treten schon jetzt entschieden hervor und nur in wenigen Fällen (Schadow und Berliner Plastik) macht sich das Streben nach Beherrschung und Pflege der Technik energisch bemerkbar. Jenseits des Rheins aber treten Gedanke und Gemüt in die zweite Reihe; die Wirkung auf das Empfindungsleben des Beschauers beruht vornehmlich in starken Erregungen, welche nicht selten einen pathologischen Zug haben. Andrerseits

Einfahrt in den Humber. Von William Turner.

aber macht sich mit dem Realismus der rege Eifer geltend, die Maltechnik nach allen Richtungen hin auszubilden. Diese Unterschiede zwischen dem Kunstleben der beiden führenden Nationen werden von bestimmendem Einfluß auf die fernere Entwicklung; bei uns führte das Ueberwiegen des Geistes zuerst zu einem hohen Aufschwung der monumentalen Kunst, dann aber auch zur Vernachlässigung der äußeren Erscheinung, während in Frankreich allmälig das Gegentheil eintreten sollte.

Die Kunst der übrigen Völker ist fast belanglos. England brachte nur in William Turner (1780—1851) einen genialen Künstler hervor, welcher sich in seiner Art mit Flaxmann messen konnte. Die ersten Landschaften desselben zeichnen sich durch die Kühnheit des Lichtganges aus, was sich auch auf der hier wiedergegebenen „Einfahrt in den Humber" erkennen läßt. In späterer Zeit nahm die Farbenblindheit des Meisters zu und raubte seinem Colorit jegliche Geschlossenheit. David Wilkie und Leslie traten erst im dritten Jahrzehnt bedeutender hervor. In der Architektur entwickelte sich im Anschluß an die englische Form der Gothik ein regeres Leben. Italien und Spanien standen ganz im Hintergrund, der Osten, besonders Rußland, sah sich auf Hilfskräfte andrer Nationen angewiesen.

Zehntes Kapitel.

Die Musik.

Auf allen Gebieten geistigen Schaffens haben wir den deutschen Geist von der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach den höchsten Zielen ringen sehen. Durch Vollgehalt des Gedankens, durch tiefen Ernst gegenüber den größten Aufgaben der Menschheit hat er sich in der Dichtung und Philosophie an die Spitze der geistigen Bewegung des Zeitalters gestellt. In der Musik sollte der deutsche Gemütsdrang bleibende Formen gewinnen und mehr noch als auf allen anderen Gebieten die Führerschaft erlangen.

Als der erste in der Reihe der großen Componisten ist Christoph Willibald Gluck zu nennen (1714—1787). Zur Zeit seines Auftretens war die Musik im allgemeinen, die Oper im besonderen von zwei Stilen beherrscht. In Italien hatte sich seit Scarlatti († 1725) die Kunst immer mehr nach der formalen Seite ausgebildet und war im Inneren verflacht. Der Sänger drängte sich vor den Componisten, der sinnliche Reiz des schönen Gesanges vor den Seelengehalt. Jedes individuelle Leben ward durch die Flut der Melodie hinweggeschwemmt und an die Stelle echter Leidenschaft und dramatischer Wahrheit trat die feststehende Schablone, welche die Behandlung des Orchesters wie der Singstimme vollständig beherrschte.

In Frankreich dagegen machten sich die Zeichen eines neuen Stils bemerkbar. Schon Giovanni Lully († 1687), Italiener von Geburt, begründete in Paris die langsame Abwendung von der übertriebenen Pflege der sinnlich-schönen Melodie; wohl behielt er die Arienform bei, aber er strebte danach, den gänzlich zerrissenen innern Zusammenhang zwischen Wort und Ton wenigstens etwas herzustellen. Jean Phil. Rameau († 1764) schloß sich diesen Bemühungen an; bei ihm trat das Ringen nach Wahrheit im musikalischen Ausdruck schon deutlicher und bewußter hervor.

Die ersten Werke Glucks standen noch unter den Einflüssen der italienischen Schule; seit 1754 machten sich jedoch nach der formalen Seite auch solche der französischen bemerkbar. Aber trotz dieser äußeren Abhängigkeit bekundete er früh das Streben nach musikalischer Charakteristik. Die Oper „Orpheus und Eurydice“ (1762) bildete das Uebergangswerk zu dem neuen Stil. Noch ist eine durchgängige Vereinigung des lyrischen und dramatischen Elements nicht gewonnen; wo das erstere wie im ersten Akte überwiegt, dort zeigen

sich auch noch vielfache Anklänge an die italienische Schule; wo jedoch die dramatische Empfindung den Componisten ganz hinreißt, dort ist schon eine völlig selbstständige Eigenart vorhanden. Das beweist die Scene zwischen Orpheus und den Furien im Eingang des zweiten Aktes, eine Scene, welche noch heute ihre mächtige Wirkung nicht verfehlt. Der Gegensatz zwischen den erschütternden, sehnsuchtserfüllten Liedern des Helden und dem wilden „Nein" der höllischen Geister ist so tief durchempfunden, die sich steigernde Wärme und Glut im Gesang des Orpheus und der weichende Trotz der Unterirdischen so wahr und machtvoll wiedergegeben, daß hier die Vermählung von dramatischer Wahrheit und musikalischer Schönheit zum ersten Male verwirklicht erscheint.

Wie sich Gluck durch unermüdliches Vorwärtsstreben die Einsicht in das Wesen der dramatischen Musik errang, das beweist die Widmung der „Alceste" (1769). Hier spricht er mit voller Klarheit aus, daß die Musik die Bedeutung der Situationen und das individuelle Gefühl darzulegen habe; daß der Componist niemals lebendig bewegte Scenen durch eingelegte Ritornelle und Gesangskunststücke unterbrechen dürfe. Die Musik müsse sich der Poesie so anschließen, wie der Zeichnung die Farbe, welche die Gestalten belebt, aber nicht ihre Umrisse zerstört.

Man hört in solchen Worten deutlich die Anschauungen Winkelmanns durchklingen. Die Wiederbelebung des antiken Kunstgefühls durch Winkelmann und Lessing war auch auf Gluck, welcher regen Antheil an den geistigen Strömungen nahm, nicht ohne Einfluß geblieben. Auch er empfand, daß die Modeanschauungen über das Griechenthum, wie sie besonders von Frankreich ausgegangen waren, nicht richtig seien, und strebte nach Einfachheit und schlichter Größe. Daß er damit denselben Weg einschlug, welchen Lessing und Goethe wandelten, das beweisen neben „Alceste" die folgenden Werke: „Iphigenie in Aulis" (1774) und „Iphigenie in Tauris" (1778). Schon in der erstgenannten Oper tritt ein Moment bemerkenswerth hervor: die plastische Ausarbeitung der einzelnen Gestalten. Das zeigt am klarsten die Scene, in welcher Alceste den Entschluß faßt, für den kranken Gatten Admet sich dem Tode zu weihen. Die berühmte Arie ist mit dem Charakter in unlöslicher Weise verbunden; jedes unnütze Beiwerk ist vermieden und in einfacher Größe schließt sich die schmucklose und doch so ergreifende Arie an den Moment. In gleicher Weise ist es der Fall bei dem Abschied von den Kindern, wo der Schmerz und die zarte, innige Liebe in wunderbar einfacher Weise mit erschütternder Kraft zur Geltung kommen.

„Iphigenie in Aulis" ward zum ersten Male in Paris gegeben und errang glänzenden Erfolg, welcher erst durch jenen der zweiten „Iphigenie" überboten wurde. Diese erscheint als die größte Aeußerung seines Genius, sie ist der Höhepunkt der streng classischen Oper. Das rein äußere Mittel der musikalischen Technik ist hier vollkommen im Geistigen aufgegangen; bei allen

Jos. Haydn.
Nach einer Photographie von Mouilleron in Paris.

Gestalten schließt sich die Musik ganz und gar der Charakteristik an, und ist zum naturgemäßen Ausdruck des Empfindungslebens geworden, so daß sie niemals für sich selbst eine vom geistigen Gehalt des Ganzen unabhängige Bedeutung in Anspruch nimmt. Agamemnon, Klytämnestra, Iphigenie, Achill, jede dieser Gestalten ist ihrem eigenen Wesen gemäß behandelt und hat ihre musikalische Sprache. Aber diese selbst ist gleichmäßig edel und gehalten, sie verleiht dem menschlichen Gefühl Ausdruck von den zartesten Regungen bis zum auflodernden Haß und hält sich überall zugleich in den Grenzen stilvoller Schönheit.

Von bedeutendem Einfluß war Glucks Wirken auch auf die Technik der Composition — ein neuer Inhalt muß sich neue Formen schaffen und die alten vertiefen; das ist ein naturgemäßes Gesetz in allen Künsten. Gluck erinnert an Lessing, insofern auch bei ihm das kritische Denken von hoher Bedeutung für sein Schaffen geworden ist und er sich seiner Ziele voll und klar bewußt war. Diese Schärfe ließ ihn auch erkennen, daß der Chor der alten Oper für das Musikdrama, welches er anstrebte, werthlos, daß die Ouvertüre nur ein äußeres Anhängsel ohne inneren Zusammenhang mit dem inneren Gehalt der Oper war. Auf beiden Gebieten hat er als Reformator gewirkt und zugleich die Instrumentation vertieft, indem er einen Theil des allgemeinen Gefühlsgehalts in das Orchester verlegte, so daß dieses nicht nur die Stimmen begleitet, sondern die Vorgänge auf der Bühne miterlebt.

Aber trotz der gewaltigen Macht, welche in Glucks Werken sich offenbarte, war in der vollen Hingabe an die Oper mit antikem Stoff eine Grenze gegeben, die überschritten werden mußte, sollte die Musik überhaupt volksthümlich werden und der vorwärtsdrängenden Fülle des modernen Lebens entsprechen. Diese Aufgaben wurden von dreien Genien gelöst, welche alle Kinder der deutschen Erde sind: Haydn, Mozart, Beethoven.

Joseph Haydn (1732—1809) hatte als Kind seinen musikalischen Sinn an einfachen Volksliedern genährt; früh schon drängte ihn die Phantasie zur Gestaltung der kindlichen Gefühle, denn mit zehn Jahren schrieb er eine Messe, damals Chorknabe am Stephansdome in Wien. Die quellende Schöpfungskraft ist ihm stets eigen geblieben. Wohl gewann er die Herrschaft über die vorhandenen Formen seiner Kunst, aber sie waren ihm kein Hemmniß für die vollkommen freie Entwicklung seines eigenen Wesens. Ihm war die Musik die angeborne Sprache des Herzens, und was immer er schuf, es quoll rein und natürlich aus den Tiefen der Seele. Mit achtzehn Jahren schrieb er sein erstes Streichquartett, mit siebenundzwanzig die erste Symphonie. Zugleich aber entwickelte er die der letzteren, sowie der gesammten Orchestermusik mehr oder minder zu Grunde liegende Sonate, in welcher die organische Entwicklung des Innenlebens eine ihr entsprechende Form gefunden hat. Durch Haydn gewann die Symphonie nicht nur eine geistvoll gebaute Form, sondern auch Tiefe des Gehalts; sie wurde fähig, sowohl den heiteren

und sanften Empfindungen, wie dem leidenschaftlichen Drang der Seele und ernsten feierlichen Stimmungen Raum zu bieten. Es ist wunderbar, welche Fülle von Empfindung, welche herzige Frische und Innigkeit, welche ursprüngliche Naivität er in seinen größeren und kleineren Instrumentalwerken entfaltet. Da ist niemals ein gesuchter Geist in der Verbindung und Entwicklung der Themas; die Melodien kommen so einfach und natürlich, der Wechsel der Stimmungen vollzieht sich so ungesucht, als sei das Ganze ein Gebilde der tönenden Natur, welches aus einem Keime sich still entwickelt, Blatt an Blatt und Blüte an Blüte fügt, bis das Ganze vollendet vor der empfangenden Seele der Hörer dasteht. Weil aber diese liebenswürdige Phantasie in der Natur und im Herzen wurzelte, darum blieb sie schöpferisch bis in das Greisenalter. 1799 und 1801 entstanden die beiden Oratorien „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten." Hier jubelt und klingt eine fromme Naturfreude, die Seligkeit eines heitern, in sich selbst einheitlichen Gemüts; alles Dunkle und Räthselhafte des Menschenherzens verschwindet vor dieser sonnenfreudigen Wahrheit und die Zweifel lösen sich in gläubige Hoffnung auf.

Den 27. März 1808 wurde dem greisen Tondichter zu Ehren in Wien „Die Schöpfung" aufgeführt. Als Haydn in einer Sänfte in den Saal getragen war, erhob sich die glänzende Gesellschaft ehrfurchtsvoll von den Sitzen. Der Componist wurde zu einem umkränzten Ehrenplatz geleitet — umgeben von den schönsten und vornehmsten Frauen, von allen, die auf Rang und Bildung Anspruch machen durften, wohnte der Meister der Aufführung bei. Bei jener Stelle, wo nach wogenden Mollakkorden, welche wie das nach Gestaltung ringende Chaos erscheinen, plötzlich die wechselnde Tonart das Werden des Lichts andeutet, soll Haydn in tiefster Bewegung ausgerufen haben: „Nicht ich, ein Höherer hat das gemacht."

Gluck und Haydn sind, wie Händel und Bach, Vertreter bestimmter Strebungen; jeder von ihnen hat in einer Richtung hin das Höchste erreicht. Da trat ein Genie auf, welches alle die einzelnen Strahlen in sich vereinigen sollte, begabt mit einem alles umfassenden Empfindungsleben: Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791). Wohl hat er auf jenen Gebieten, wo die Vorgänger Mustergiltiges geschaffen, dieselben nicht übertroffen, vielleicht auch nicht ganz erreicht, wohl sollte er als Symphoniker von einem Jüngeren überboten werden, dennoch steht er als universelles Genie auf musikalischem Gebiete unerreicht in der Geschichte seiner Kunst. Aber auch dieß macht nicht so sehr seine Größe aus, als die harmonische Vereinigung aller jener scheinbaren Gegensätze in seinem Wesen. Mit gleicher Sicherheit beherrscht er den Ausdruck des Tragischen, wie des fein Humoristischen; er weiß dem Ernst, der Ironie, dem Märchenzauber, der überschäumenden Lebenslust, der leisen Trauer und dem wilden Haß Töne zu leihen, welche das tiefste Empfinden enthüllen. Was er auch immer schaffen mag, alles

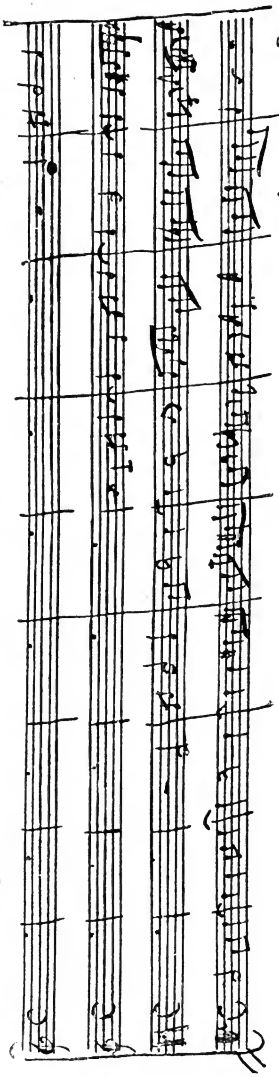
W. A. Mozartt.

(Nach einem Stich aus dem Verlag von E. H. Schröder in Berlin.)

taucht er in den Strom unvergänglicher Melodien-Schönheit; aber diese selbst ist niemals des äußeren Reizes wegen da, sondern stets von einem Geistigen erfüllt und beseelt.

So vereinte er die besten Errungenschaften der deutschen, französischen, und italienischen Schule und schuf im vollsten Sinne eine Weltmusik, damit auf seinem Gebiete den gleichen Geist des Weltbürgerthums offenbarend, wie derselbe in der deutschen Poesie Form gewonnen hatte.

Schon 1770 war die erste Oper des Wunderkindes in Mailand gegeben worden; ihr folgten mehrere andre im Sinne der italienischen Kunst gedacht. Mit dem „Idomeneo" (1780) war die erste Epoche abgeschlossen und zugleich die volle Herrschaft über alle Mittel der Kunst gewonnen und dieselben besonders in der Instrumentation bereichert. In dem Zeitraum von elf Jahren folgten nun jene Werke, deren jedes den unerschöpflichen Geist von einer andern Seite zeigt. „Die Entführung aus dem Serail" (1782), »Così fan tutte« und die „Hochzeit des Figaro" (1786), besonders die letzte begründeten das musikalische Lustspiel, die feinkomische Oper. Wie wunderbar veredelnd die Musik Mozarts wirken konnte, beweist „die Hochzeit". Das Stück des Franzosen ist eine Satire, seine Gestalten die echten Kinder einer



Autograph von W. A. Mozart.

frivolen Zeit. Alle diese Züge verschwinden in der Schöpfung Mozarts vollkommen; trotzdem die Handlung dieselbe bleibt, und die äußeren Züge der Personen unverändert sind, ist ihr inneres Wesen geläutert, ja selbst verklärt. Das tritt bei der Gräfin und bei Cherubim am meisten hervor. Mit Recht sagt ein angesehener Musikschriftsteller von der ersteren: „Sie ist werth Goethe's Eleonore oder Shakspeare's Imogen an die Seite gestellt zu werden. Ihre Arie in Es-dur ‚Heilige Quelle reiner Triebe' ist das rührendste und reinste Gebet, das sich je im Herzen einer liebenden Gattin bildete, wenn sie den Himmel anflehte, den verirrten treulosen Gatten in ihre Arme zurückzuführen." Die Veredlung der Gestalt bekundet sich hier in der Art des Empfindungslebens, wie es sich durch die Musik offenbart. Wo eine solche Fülle reinsten und tiefsten Gefühls aus dem Innern hervorströmt, dort wohnt keine Frivolität; deßhalb wird auch die Versöhnung am Schlusse als echt und wahr empfunden und das Ganze endet als vollständig harmonisches Kunstwerk. Wie poetisch ist der Cherubim geworden! Das ist nicht der trotz aller Jugend schon in der Phantasie verderbte Page Beaumarchais', sondern ein naives, schönheitsfreudiges Kind, welches nur bewundert, ohne einen unkeuschen Gedanken zu hegen. Susanne ist nicht mehr die sinnlich raffinirte Zofe, sondern nur ein übermüthiges, schalkhaftes Mädchen, Figaro nicht mehr der Vertreter des „dritten Standes", sondern ein feiner Humorist voll echter Liebenswürdigkeit.

Wie mit dieser Oper, so erschloß Mozart mit dem „Don Juan" eine neue Gattung, in welcher die höchste Tragik sich mit dem Komischen in einer seitdem nie wieder erreichten Weise verbindet. Jede der Gestalten, Donna Anna, Elvira und Zerline, Juan, Ottavio, Masetto, Leporello sind mit einer Lebenswahrheit im höheren Sinne erfüllt, welche sie in jeder Scene scharf von einander scheidet. Der Ausdruck unheimlichen Schauers, glühender Sinnenlust und Ueppigkeit, stillen Grams, lieblicher Schelmerei und echter Komik ist in seinem innersten Wesen wahr und mit shakspeare'scher Schärfe individualisirt. Und alle diese einzelnen Gemütsklänge stimmen in den großen Scenen zu Wirkungen zusammen, welche in dieser Art eben keine andre Kunst zu erreichen vermag.

Und wieder ein andrer Mozart offenbart sich in der „Zauberflöte". Man mag und kann den Text Schikaneders in seiner oft unbeabsichtigten Drolligkeit verspotten, nur vergesse man nicht, daß darin ein Funke jenes Feuers glimmt, welches Lessings „Nathan" und Herders „Briefe zur Beförderung der Humanität" durchglüht. Was der wohlmeinende, aber nicht sonderlich begabte Verfasser des Textes nur anzudeuten vermochte, das hat der Tondichter in glänzender Klarheit ausgesprochen: den Kampf der Nacht und des Lichts, den Sieg der idealen Mächte des Menschendaseins.

Die gleiche Fülle von eingeborner Schöpferkraft und natürlicher Melodie bekunden die Symphonien, Quartette, Trios u. s. w.; den hohen Ernst

Beethoven und Mozart. Von A. Borchmann.

Nach einer Photographie aus dem Verlag der photographischen Gesellschaft in Berlin.

zeigt das Requiem, des Meisters letzte Arbeit. Sinnig erzählt eine Sage — immer bildet sich um große Genien ein Mythus — der Engel des Todes selbst habe das ernste Werk bei dem Tondichter bestellt.

In Jugendjahren, wie der ihm ähnliche Raffael, ist Mozart hinweggenommen worden, kein Günstling des Alltagsglücks, aber ein Liebling der Götter. Wie bei Lessings Hinscheiden, so fehlten auch hier die Mittel zum Begräbniß — die irdische Hülle wurde in ein Armengrab gesenkt, so daß die kommenden Geschlechter nicht wissen, wo der Todte ruht. Aber sein Geist hat sich die Welt erobert und die blühende Schönheit seiner Melodien wird noch in späten Tagen mit gleicher Kraft wirken, wie heute.

Wie Michel Angelo zu Raffael, so stellt sich Ludwig van Beethoven (1770—1827) zu Mozart. Er war in seiner ersten Jugendzeit von den Geistesströmungen der Zeit ergriffen worden; die Freiheitsideale der Revolution, welche gerade in den Rheinlanden den stärksten Wiederklang erweckt hatten, ebenso Klopstocks Gefühlsdrang und Schillers gedankenreicher Idealismus wirkten auch auf das gährende Gemüt des Jünglings. Anders als Gluck, Haydn und Mozart, war er eine Natur, welche schon frühe in sich hinein lebte. Eine verkehrte Erziehung drängte den kindlichen Uebermuth zurück und raubte dem Heranwachsenden auch die Fähigkeit, sich mit den Anforderungen des täglichen Lebens abzufinden. Schon im zwölften Jahre offenbarte sich die Anlage zur freien Improvisation; 1783 trat der Knabe mit seinen ersten Schöpfungen hervor, welche er, wie alle seine Jugendwerke, später verwarf. Bekanntlich hat er als Opus 1. erst die Haydn gewidmeten Trio's bezeichnet (1795).

1787 kam Beethoven nach Wien; unter denjenigen, die damals den jungen Genius erkannten, befand sich Mozart, der mit ihm in einem Kreise zusammengetroffen war. Mit größter Thatkraft zwang der junge Componist während des zweiten Wiener Aufenthalts seine fesellose Phantasie in den Zwang strenger Selbstschulung. Von 1795 an schritt er in seinen Werken zu einer größeren Selbstständigkeit vor. Wie er die Technik des Klavierspiels bereichert hatte, um sie zum genügenden Ausdrucksmittel seines Innenlebens zu machen, so erweiterte er auch die überkommenen Formen, ja er durchbrach sie neuschöpferisch, weil seine Gedankenwelt neuer Formen bedurfte. Von den beiden Sonaten des Opus 27 (1800) bis zur achten Symphonie (1812) vollzieht sich das stetige Wachsthum der Geisteswelt und die Entwicklung der dem Genius gemäßen Form. So groß und tief Beethoven sich in dieser Epoche zeigte, so sollte er sich dennoch gewaltiger entfalten. Er war nie ein Mann des heiteren Lebensgenusses gewesen und hatte am liebsten seiner Gedankenwelt gelebt. Mit einem leidenschaftlichen Sehnen nach Liebe mußte er der vollen Beglückung entsagen, von Nahestehenden bittre Kränkungen erleiden. So lenkte das Leben die drängende Kraft immer mehr zurück in die gestaltende Seele. Da trat jenes Uebel ein, welches 1812 in vollkommener Taub-

heit endete. Hundert und hundert Fäden, welche ihn an die Außenwelt geknüpft hatten, mußten reißen und bald stand der stolze gewaltige Geist wie vereinsamt im All, nur mehr dem wogenden Meere der eigenen Empfindung gegenüber. Was einen Andern niedergeschmettert hätte, ward für ihn das Mittel zur Vollendung. Seine Kunst ward ihm alles; wohl war ihm der äußere Klang nur mehr eine Erinnerung, aber er lebte fort, immer mächtiger sich entwickelnd, in tiefstem Innern der Seele. Alle Seelenkämpfe, alles titanische Ringen nach Glück, Liebe und Erkenntniß, die Verzweiflung, der echt faustische Drang dieser wunderbar tiefen Natur und der Sieg über alle dunklen Mächte, sie wurden in die Sprache der Töne gebannt; sie war ihm das Mittel, nicht nur seine Gefühle, sondern seine Weltanschauung zu entwickeln, seine Gedanken über Natur, Geschichte und Gott. In den Werken seiner letzten Zeit, besonders in der neunten Symphonie (1823), welche der fühlenden Seele die Geschichte vom Kampf, Leid und Sieg des Genius erzählt, offenbart sich der Idealismus einer mit tiefster Sehnsucht nach dem Unendlichen ringenden Natur; hier ist der Tondichter zum Tondenker geworden. Diese Eigenart erklärt, daß die äußeren Grenzen der Sonaten- und der Symphonieform, wie sie die Schule bestimmt, kaum erkennbar sind — gegenüber einem solchen Geistesinhalt mußte die gesetzgewordene Satzfügung weichen, dieser Geist mußte sich, wie einst jener Michel Angelos, selbst den Körper bauen, in welchem er wohnen konnte. So ward Beethoven in der Instrumentalmusik unbedingt selbstschöpferisch und sie allein entsprach ganz seinem Wesen. Das beweisen am besten alle jene seiner Werke, welche sich irgend wie an das Wort schließen, seine Lieder, sein „Fidelio" (1804, zum dritten Male umgearbeitet 1816), seine Festmesse (1822) — die Oper hat man nicht mit Unrecht eine dramatisirte Symphonie genannt.

Den Inhalt einzelner Werke Beethovens in Worte zu kleiden, erscheint mir ein vergebliches Bemühen; die reine Instrumentalmusik wird stets die Kunst bleiben, das Unsagbare in feste Formen zu bannen und es dem fühlenden Gemüt zu vermitteln; nicht Worte können, nur die Liebe zum Werke des Meisters kann zum Verständnisse führen. Wer nicht selbst in seiner Seele in bangen Nächten nach ähnlichen Zielen gerungen hat, dem wird die Pforte zum inneren Genuß Beethovens ewig verschlossen bleiben. Hier, wie allem Großen gegenüber, was die schöpferische Kraft hervorgebracht hat, gilt das Wort, daß den Künstler nur versteht, wer geistig mit ihm leben und leiden kann.

Neben und nach den großen Genien wirkten noch andre Meister, nicht so allumfassend wie Mozart und Beethoven, aber auf kleinerem Gebiete in ihrer Art selbstständig und von einer bedeutenden Begabung getragen. Franz Schubert trat erst nach 1820 abgeschlossener in die Geschichte seiner Kunst ein. Dagegen ist Carl Maria von Weber (1786—1826) schon in dieser Epoche zur klaren Ausprägung seiner Eigenart gelangt.

Beethoven

Mit Weber kommt die nationale Romantik in der Musik zur Geltung. Sowohl Haydn wie Mozart und Beethoven sind in einzelnen Kundgebungen ihres Wesens nicht nur, sondern im Kerne ihres Gemütslebens deutsch, ebenso wie Goethe und Schiller es sind. Aber sie geben, wie diese, dem Individuellen den Stempel der Weltgiltigkeit. Weil sie sich den höchsten Idealen zugewendet hatten, prägten sie das edelste Menschliche aus, welches über der Zeit und den Völkern waltet.

Bei Weber jedoch gewinnt das individuell Nationale unter dem Einflusse der Zeitströmung eine klare, erkennbare Form. Ihn ergriff der romantische Zug der Zeit und führte ihn zur Pflege der volksthümlichen Empfindung, die in ihrer gemütvollen Beschränktheit sich inniger dem wirklichen Leben anschließt und selbst das Gewohnte mit poetischem Zauber umkleidet. Dieser Zug im Wesen Webers tritt nicht nur dort hervor, wo er stofflich unmittelbar an deutsches Leben anschließt, die heimische Sage belebt, in träumerischen Stimmungen schwelgt, und das Gespenstige zu Hilfe ruft, sondern ebenso dort, wo sich seine Stoffe auf fremdem Boden bewegen.

Mit vierzehn Jahren schrieb er die Oper „Waldmärchen", welche 1810 als „Sylvana" über die Bretter der Frankfurter Bühne ging. Während der Zeit der Befreiungskriege war er in Prag; auch in seine Seele schlug der Funke der Begeisterung und regte ihn zu jenen feurigen Compositionen einiger Lieder aus Körners „Leyer und Schwert" an. Dieselben gaben der Vaterlandsliebe einen ebenso kraftvollen, wie todesmuthigen Ausdruck und haben sich ihre frische Unmittelbarkeit bis heute bewahrt.

1818 gab Weber seine Stellung als Kapellmeister der Prager Oper auf und übersiedelte zuerst nach Berlin und dann nach Dresden. In den Jahren 1819—1820 entstand neben der Musik zu „Preciosa" der „Freischütz", welche Oper 1821 in Berlin zum ersten Male gegeben worden ist. Mit ihr gewann die Romantik den ersten, nach mancher Richtung entscheidenden Sieg gegen die italienische Musik, welche besonders in der Hauptstadt Preußens fast unbedingte Herrschaft aus-

übte, wie sie auch sonst in Europa immer mehr an Boden gewann. Weder Gluck noch Mozart waren im Stande gewesen, den Geschmack an der formalen Schönheit und dem äußeren Reiz zu beseitigen.

In Italien selbst war nur in Luigi Cherubini (1760—1842) ein Meister erstanden, welcher vielfach von der deutschen Tonkunst beeinflußt, sich von der verweichlichten Melodik abgewandt und sowohl in der Oper („Der Wasserträger", „Medea"), wie in der kirchlichen Musik, nach einem ernsteren Geiste gestrebt hat. Aber seine Eigenart entsprach nicht der Zeitstimmung.

Gasparo Spontini (1774—1851) war das passende Talent für das französische Kaiserreich. Mit einer Festcantate auf Napoleon (1806) empfahl er sich dem Herrscher und erhielt als Schützling Josephinens eine Stellung. 1807 wurde „Die Vestalin" in der Oper gegeben und errang einen Erfolg, welcher den Namen des Urhebers bald über halb Europa trug. In Paris selbst erlebte sie hundert Aufführungen. Schon hier zeigte sich das Streben nach höchster Steigerung des dramatischen Ausdrucks, nach Wirkungen, welche mehr äußerlich als innerlich waren, nach packenden Instrumentationseffekten. Dem allem entsprach auch die reichste Verwendung scenischer Hilfsmittel. Die folgenden Arbeiten („Cortez", „Olympia") trugen denselben Stempel: die leidenschaftliche Haltung der Musik wurde immer theatralischer, die Instrumentation immer prunkender; Massenwirkungen sollten den innern Gehalt ersetzen. Allmälig sank die Begeisterung für ihn, denn die Pariser hatten in Rossini einen neuen Liebling gewonnen. So nahm Spontini die Berufung Friedrich Wilhelms III. an und kam als Generalmusikdirektor nach Berlin (1820). Dort werden wir ihn wieder begegnen.

Giacomo Antonio Rossini (1792—1868) hatte seine Ausbildung auf dem Conservatorium in Bologna erhalten, aber sich hauptsächlich durch eigene Studien, zum Theil an deutschen Werken, vorbereitet. 1810 trat er mit der ersten Oper hervor, aber erst mit dem „Tancred" (1813) gewann er einen entscheidenden Erfolg, welcher durch jenen des „Barbier von Sevilla" (1816) noch überboten wurde. Schon damals bekundete er eine fast beispiellose Leichtigkeit des Schaffens und einen Reichthum bestrickender Melodien; diesen verdankte er vornehmlich seine schnellen Erfolge — der „Barbier" ging im Laufe weniger Jahre über die meisten großen Bühnen und trug den Ruhm des Componisten in alle Länder. Die übermüthige Lebenslust, welche in diesem Werke sprudelte, der leichte Beisatz von Sinnlichkeit und die sich einschmeichelnde Melodik erklären den Erfolg. — 1820 verließ er in Folge der Revolution Neapel und ging nach Wien, wo er sich wieder mehr mit deutscher Musik beschäftigte, deren Einflüsse in einigen für den Congreß von Verona componirten Cantaten hervortraten. Aber seine Stärke lag auf dem Gebiete der Oper — hier griff er später noch bestimmend in die Entwicklung der Kunst ein.

C. Vogel del. Dresden 1822. C.A. Schwerdgeburth sculp. Weimar 1822.

Mit gott will!

Carl Maria von Weber

G. A. Rossini.

In inniger Verbindung mit dem Aufschwung der Musik, welcher sich in dieser Zeit vollzog, stand das Auftreten einer Reihe von mittleren Talenten, welche zwar keine neuen Gebiete erschlossen, aber in einzelnen Schöpfungen tüchtig gearbeitete oder liebenswürdige Werke schufen. Boieldieu's († 1837) beste Oper: „Die weiße Dame", kam erst 1825 auf die Bühne; Isouards „Aschenbrödel", Mehuls „Joseph in Aegypten", Winters († 1825) „Unterbrochenes Opferfest" und Weigls († 1846) „Schweizerfamilie" gehören dieser Epoche an.

Viel gepflegt wurde in Deutschland das Singspiel. Neben J. Fr. Reichardt und H. Himmel haben sich um dasselbe besonders Carl v. Dittersdorf († 1799), dessen „Doktor und Apotheker" sich schon der komischen Oper nähert, und Ferd. Kauer († 1831) verdient gemacht. Des letzteren „Donauweibchen" errang sich einen verdienten Ruf. Auch W. Müllers († 1835) „Teufels-

mühle“ und „Die Schwestern von Prag“ haben sich sehr lange auf der Bühne erhalten.

Die bedeutenden Fortschritte der Technik des Spiels, wie die Fülle der Compositionen für einzelne Instrumente, trugen viel dazu bei, das Virtuosenthum zu einer Nothwendigkeit zu machen. Noch trat die äußere Fertigkeit hinter die Achtung vor dem Geisteswerk zurück; der Virtuose fühlte seine Bedeutung als Interpret des Componisten und setzte seinen Stolz darein, der geistige Vermittler zwischen dem Schöpfer und dem genießenden Publikum zu sein. Auf diesem Gebiete treten Johann Hummel († 1837), ein Schüler Mozarts, Ignaz Moscheles (1794—1870) und Muzio Clementi (1752 bis 1832) besonders hervor; alle drei waren zugleich als Componisten thätig. Bei den zwei letzteren begann sich schon das Virtuosenthum in modernem Sinne bemerkbar zu machen, aber ihre gediegene musikalische Bildung und der geistige Verkehr mit den Classikern der Tonkunst bewahrte sie vor jener Verflachung, welche im Laufe der nächsten Jahrzehnte bei vielen der jüngeren Kräfte hervortreten sollte.

Elftes Kapitel.

Die Schauspielkunst.

Das Theater ist eines der Geschäfte, die am wenigsten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblick ab.
Goethe (1802).

Für die Schöpfungen der Poesie, der bildenden Künste und der Musik bedürfen wir keines überkommenen Urtheils; sie liegen auch den späteren Geschlechtern vor, so daß man in ihnen die Entwicklung durch die lange Reihe der Jahrhunderte klar verfolgen kann. Wir vermögen einen poetischen Vergleich auf seinen Wanderungen vom Orient herüber zu begleiten, ebenso ein kleines Motiv der Dekoration — der Schauspielkunst gegenüber fehlt uns die lebendige Anschauung, welche eine Neubildung des Urtheils zu jeder Zeit gestattet, natürlich ganz und gar. Trotz der vielen Schriften, welche besonders im 18. Jahrhundert in England, Frankreich und noch mehr in Deutschland über Drama und Schauspielkunst erschienen sind, mangelt es bis heute an einer klaren Entwicklungsgeschichte der Darstellungsarten vollkommen; das Historische drängte überall die ästhetische Betrachtung zurück und nur mit großer Mühe vermag man aus Bruchstücken von beschreibenden Kritiken, aus Zeichnungen und aus Vergleichen mit den Dramen ein Mosaikbild der Spielweise zusammenzusetzen. Aber auch dieses ist ziemlich dürftig. So sehr der Geschmack der Epochen wechselt, die Ausdrücke für den Tadel und die Bewunderung bleiben sich im allgemeinen gleich — aus ihnen allein läßt sich aber ein Bild des Spiels nicht gewinnen, weil die Bedeutung der Worte mit dem Geschmack der Zeitalter wechselt, — was man etwa 1780 in Wien für großartig gehalten hat, hätte dreißig Jahre später allgemeines Gelächter erregt.

Die größten Meister auf dem Gebiete der darstellenden Kunst gewinnen nur todten Nachruhm; ihr Name, getragen von der Bewunderung der Zeitgenossen, erhält sich wohl, aber nur Bruchstücke ihrer Schöpfungen werden durch Nachahmer dem kommenden Geschlecht übermittelt: es sind dieß bestimmte Gesten, eine besondere Art der Auffassung einzelner Scenen, Eigenheiten des stummen Spiels. Aber selbst diese werden von der jüngeren Generation nicht mehr als eine Ueberlieferung empfunden, schwächen sich langsam ab und verschwinden schließlich.

Von mächtigem Einfluß auf die Spielweise war im vorigen Jahrhundert, ebenso wie in einigen Jahrzehnten des gegenwärtigen das Drama. Wie sich darin der Zeitgeschmack aussprach, so auch in der davon bestimmten Darstellung. Die Stücke der älteren Classiker Frankreichs mußten mit ihren nicht selten aufgeschraubten Empfindungen, mit dem rhetorischen Pathos eine besondere Art des Vortrags wie der Bewegungen begründen; dazu kam noch das Kostüm, dessen wichtigste Kennzeichen, die Allongeperrücke und die Stöckelschuhe, auch den eleganten Griechen und Römern nicht fehlen durften, und die Geste in die Grenzen einer gekünstelten Würde zwangen.

Je mehr sich nun die Herrschaft dieser Spielweise befestigte, desto mehr wirkte sie wieder auf das ernste Drama selbst zurück — in der Einbildungskraft der jüngeren Dichter bewegten sich die Gestalten bühnenmäßig im Geschmack der Zeit. Diese Wechselseinflüsse zwischen Drama und Bühne lassen sich mehr oder minder genau überall verfolgen, wo sich beide, wie gerade in Frankreich, in innigem Zusammenhange entwickeln.

Das deklamatorische Pathos bestimmte hier die ernste Schauspielkunst bis zum Aufblühen der Comédie larmoyante fast vollständig, trotzdem einzelne durch die Ueberlieferung geheiligte Unarten schon vor 1750 vielfachem Tadel begegneten. Dem Wesen des Drama's gemäß, welches weniger auf energische Kürze des Ausdrucks, denn auf Glanz der Sprache hinstrebte, hatte sich vor allem der Vortrag in einer streng geregelten Weise entwickelt. Die reiche Behandlung des Tons wurde vermieden; eine feierliche Monotonie galt als Gesetz, ebenso der starke Tonfall am Ende jedes Satzes. Die breite Ausführung des Gefühlslebens wie die Fülle von schmuckreichen Deklamationsstücken in der classischen Tragödie verbot die natürliche Sprechweise, welche übrigens auch der Unnatur des herrschenden Zeitgeschmacks vollkommen widersprochen hätte. Michel Baron († 1729), welcher es zuerst wagte, gegen diese Gespreiztheit aufzutreten, wurde wegen seines „familiären" Tons vielfach getadelt. Andrerseits war er der erste, der durch ausgeklügelte Betonungen die »finesses« zur Geltung brachte; einzelne seiner Auffassungen haben sich durch die Ueberlieferung lange erhalten. Schon im vierten Jahrzehnt trat das Streben nach starker Ausarbeitung der wirksamsten Stellen hervor. Von einer berühmten Tragödin, der Dumesnil, wird gesagt, daß sie alle Theile, die keine schlagende Wirkung versprachen, sehr rasch und leicht gespielt habe, um ihre ganze Kraft für die dankbaren aufzusparen. Diese Sucht trat noch mehr bei ihrer Nebenbuhlerin, der Clairon, hervor, welche besonders durch scharfe Uebergänge in der Darstellung, durch studirtes Aufschreien und ähnliche Kunststücke zu wirken suchte. Wie sehr die Komödianterei auch im äußeren Leben damals schon im Stande der Bühnenkünstler zu Hause war, beweist das Testament der Clairon, in welchem sie ein Medaillon und eine Büste von sich der Nation vermachte. Den Höhepunkt erreichte die ältere classische Schauspielkunst in Henri Louis Lekain († 1778), welcher übrigens

auch noch an der überlieferten Art des Vortrags festhielt, aber in seiner Geste mehr nach Einfachheit und Natur gestrebt hat.

Eine Wendung zur schlichteren Deklamation leitete Aufresne ein, der jedoch gegenüber der strengen Schule sich nicht zu halten vermochte und Paris bald verließ; Goethe hatte Gelegenheit, ihn in Straßburg zu sehen und lobte (Aus meinem Leben III. Thl. 11. Buch) die einfache Würde seines Spiels: „Er war ein geübter Künstler und von den wenigen, die das Künst-

Talma.

liche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunst zu verwandeln wissen."

Eine viel höhere Feinheit errang das französische Spiel in der Komödie — hier hat vor allem Molière's Wirken den Grund gelegt. Sowohl der Realismus des Volkes, wie die hohe Ausbildung der gesellschaftlichen Formen trug viel dazu bei, auf diesem Gebiete die Natur viel früher zur Geltung kommen zu lassen, als im tragischen Spiel. Hier hinderte auch keine eingebildete Würde an der feinen Ausmalung der Einzelnheiten, und obwohl in der Sprechweise gewisse Gesetze äußerer Art den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung etwas beengten, so wurde doch Geste und Mimik in vollkommen künstlerischer und doch natürlicher Weise ausgebildet. Préville und später Molé, der erste Darsteller des Almaviva in Figaro's Hochzeit, traten

besonders hervor, unter den Schauspielerinnen die Contat, die erste Darstellerin der „Susanne", und die Vestris. Aber auch über die Contat berichtet ein Deutscher*), daß die Deklamation den Eindruck des Spiels geschädigt habe; viel leidenschaftlicher, besonders als Rodogune, sei die Vestris gewesen. Ihre damals ziemlich starke Figur befähigte sie besonders für Rollen, in welchen Majestät und Selbstbewußtsein hervortraten; die Ausbrüche der Empfindung wußte sie erschütternd wiederzugeben, dagegen mißlang ihr die Darstellung zarter Gefühle.

Mademoiselle Mars.

Erst durch François Joseph Talma (geboren 1763 in Paris, gestorben ebenda 1826) wurde der Regelzwang nach manchen Richtungen hin gebrochen. Wie er zuerst das unnatürliche Costüm, welches als antik galt, ablegte und zur echteren Römertracht zurückgriff, so beseitigte er auch das deklamatorische Pathos und die überkünstelte Geste; sein Streben war darauf gerichtet, wahr zu sein, ohne die Würde zu schädigen, künstlerisch kühn und

*) Brandes, im „Deutschen Museum" 1781 im 9., 10. und 11. Stück (= Heft); sämmtliche Aufsätze desselben, die sich auf die Bühnendarstellung beziehen, sind als „Bemerkungen über das Londoner, Pariser und Wiener Theater" 1786 in Göttingen erschienen.

selbstständig, ohne die Grenzen veredelter Wirklichkeit zu überschreiten. Er verschmähte es nicht, dort wo es sich mit dem Charakter und der Scene vereinigen ließ, durch schöne statuarische Stellungen, durch gewählte Bewegungen zu wirken, das antike Gewand nach alten Mustern zu legen, aber er unterordnete alle diese Aeußerlichkeiten dem geistigen Gehalt der Rolle. Ein schönes, leicht bewegliches Antlitz, sprechende Augen und eine Stimme voll männlichem Wohllaut unterstützten ihn in seinen Wirkungen und hätten leicht zur Eitelkeit führen können, wäre Talma nicht eine innerlich ernste Künstlernatur gewesen. Mit einer allumfassenden Menschenkenntniß drang er in die Seelen der dichterischen Gestalten ein, oder wußte ihnen Geist zu leihen, wenn sie hohl und herkömmlich gezeichnet waren. Er spielte seine Helden nicht, er lebte sie und das war das Geheimniß jener feinen geistvollen Züge, die er in seine Darstellung verwebte, niemals als Nachahmer, überall ein Selbstschöpfer. Besonders berühmt waren einzelne Scenen und sie verdienten es zu sein. Als Oedipus hat er den Phorbas zu erwarten, welcher von Korinth wiederkehrt. Schon ahnt der unglückliche Held einen Theil seines furchtbaren Schicksals, schon ahnt er, daß es der Vater Lajus war, den er erschlagen. Phorbas bittet um eine geheime Unterredung. Da pflegten die früheren Darsteller sich rasch zu dem Gefolge zu wenden und dasselbe durch eine majestätische Bewegung nach dem Hintergrund der Bühne zu weisen. Ganz anders Talma: jetzt war der Augenblick gekommen, wo alle finstre Ahnung schreckensvolle Wirklichkeit werden konnte; da blieb der Künstler stehen, die Augen fragend auf das Antlitz des Phorbas geheftet, und winkte der Umgebung mit zitternder Hand zu, sich zu entfernen. Nachdem er sein Schicksal erfahren hatte, sank er wie kraftberaubt in sich zusammen und sprach die Worte, mit welchen er sein Geschick verflucht, mit gebrochener, stockender Stimme. Durch einen glücklichen Zufall ist uns die Schilderung dieser letzten Scene, wie sie Larive vor Talma gespielt hat, bei Karamsin (Briefe eines reisenden Russen) erhalten: „Kein Pinsel malt das, was bei dieser Stelle (dem Fluch) in den Mienen Larive's wüthete: Entsetzen, Gewissensbisse, Verzweiflung, Wuth, Verstockung und noch viel mehr, was sich nicht durch Worte ausdrücken läßt, konnte man auf seinem Gesichte lesen. Und als er, von den Furien gejagt, von dem Theater stürzte und mit dem Kopf wider das Peristil rannte, daß die Säulen zitterten, da durchtönte ein lautes Ach! das ganze Theater." Wo die größere Wahrheit und die echte Kunst liegen, bedarf wohl keines weiteren Hinweises. Alle Berichte, welche sich eingehender mit einzelnen Scenen seines Spiels befassen und dieselben nachzuzeichnen suchen, beweisen, daß die größte Kraft in der Gabe beruhte, jede Gestalt bis in das Kleinste ihrem Wesen gemäß zu erfassen. Ob Grieche oder Römer, Ritter Bayard oder arabischer Fürst, immer strebte Talma in Maske, Ton und Geste, wie in der Auffassung nach klarer Wiedergabe der gegebenen Eigenthümlichkeiten, aber zu-

gleich war er bedacht, die aufdringliche Naturwahrheit zu vermeiden, selbst in den Ausbrüchen der Leidenschaft sich in den Grenzen edlen Gleichmaßes zu halten. Nur seine Kunst vermochte es, den unglaublich verballhornten Stücken Shakespeare's — bearbeitet von Ducis — Anerkennung, wenn auch nur für kurze Zeit zu verschaffen. Als Macbeth, Othello und Hamlet soll er groß gewesen sein. Die französische Bühne hat weder den Geist des Vaters in dem letzten Stücke noch die Hexen im Macbeth auftreten lassen, so daß der Eindruck der Erscheinung nur im Spiel wiedergegeben werden mußte. Das Mienenspiel des Künstlers als Hamlet soll so erschütternd gewesen sein, daß man auf dem Antlitz den Wiederschein der gespenstigen Erscheinung gesehen und mit dem Künstler gezittert habe. Ebenso wird das Spiel während des Selbstgesprächs „Sein oder Nichtsein" gerühmt. Hier stand Talma fast unbeweglich, als sei die Seele ganz in sich versunken und habe des Körpers vergessen, nur selten bewegte sich das Haupt oder zuckte das Auge auf.

Grimacier italien.

Nach einem gleichzeitigen Stich von Gatine.

Neben Talma stand in ihrem Fache gleichbedeutend, wenn auch nicht so tief angelegt, Mademoiselle Mars (geb. 1778 in Paris, gest. ebenda 1847). Ihr ursprüngliches Genre waren naive Liebhaberinnen, doch schon in diesem Zeitraum trat sie langsam in das Fach der „grandes coquettes" (ungefähr mit „Salondame" gleich). In ihr hat sich die Naturanlage der Pariserin in feinster Vollendung verkörpert. Eine Meisterin des Gesprächstons, begabt mit einer klangvollen und wunderbar beweglichen Stimme, brachte sie besonders Rollen des feinen Lustspiels zur Geltung. Zu einer besonderen Kunst hatte sie die Geste entwickelt; ohne dieselbe zu übertreiben, verstand sie es mit ihren Händen ausdrucksvoll und anmuthig das

Wort zu unterstützen. Mit lebendigem Geiste begabt, arbeitete sie die „Pointen" der Rede sorgfältig aus, ohne doch deßhalb das Andere zu vernachlässigen. Die Kritik rühmte an ihr die gleichmäßige Behandlung der Rollen, die künstlerische Gewissenhaftigkeit in der Auffassung der Charaktere.

Der Zweck des Buches verbietet es, die Darsteller der kleineren Bühnen von Paris hervorzuheben. Erwähnen will ich noch eine sonderbare Erscheinung, welche die feinste Pariser Gesellschaft einige Zeit unterhielt, die sogenannten „Grimaciers italiens", welche komische Lieder oder Musikstücke auf ganz eigenartigen Instrumenten vortrugen und dazu, um die lächerliche Wirkung zu erhöhen, das Gesicht verzerrten.

Auch die englische Bühne zeigte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Herrschaft der Unnatur, wenn auch in anderer Art als jene Frankreichs. Uebertreibung kennzeichneten sowohl das tragische als auch das komische Spiel; die Mimik war grob und die Deklamation einförmig in hohem Grade. Als Reformator trat David Garrick (1716—1779) hervor, welcher 1747 die Leitung des Drurylane-Theaters übernahm. Durch die Wiedererweckung Shakespeare's hat er sowohl auf die dramatische Dichtung, wie auf die Schauspielkunst einen lange vorhaltenden Einfluß ausgeübt. Die Auffassung verschiedener Charaktere des Shakespeare wurde von ihm begründet und legte die Grundlage zu einer überlieferten Spielweise, die in einzelnen Zügen sich noch heute, besonders in Deutschland, erhalten hat.

Eines vorzüglichen Rufes genoß sein „Hamlet", und in ihm die Scene, wo er zum ersten Mal den Geist erblickt, und das Spiel während der Aufführung des Stückes auf der Bühne. Die erste sei hier nach dem Berichte Lichtenbergs mit wenigen Zügen gezeichnet. Hamlet geht in der Tiefe der Bühne zur Linken des Zuschauers, als Horatio, nach der rechten Seite deutend, ihm die Erscheinung weist. Da wandte sich Garrick plötzlich um und stürzte in demselben Augenblick zwei bis drei Schritte mit zusammenbrechenden Knien zurück. Der Hut fiel auf die Erde, die beiden Arme waren fast gerade ausgestreckt, die Hände mit ausgespreiteten Fingern wie zur Abwehr erhoben, der Mund stand ein wenig offen. In dieser Stellung, unterstützt von den Mitspielern, blieb er wie erstarrt einige Sekunden stehen, das entsetzte Auge auf die Erscheinung gerichtet, bis sich endlich mühsam seinem Munde die ersten Worte entrangen. Umsonst suchten ihn die Freunde zurückzuhalten; der Blick blieb auf den Geist geheftet, während er mit jenen sprach, bis er sich endlich, schnell den Degen zückend, von ihnen frei machte und nun mit vorgestreckter Waffe langsam dem winkenden Gespenst folgte.

Garrick brachte die Natur, zugleich mit Shakespeare, wieder zur Geltung; er belebte das Mienenspiel und die Geste und brachte sie, wie später Talma, in innigste Verbindung mit dem Charakter; er bekämpfte jenen dumpfen bombastischen Ton des Vortrags, welchen man „ranting" nannte und der das

David Garrick.

allgemeine Gebrechen des tragiſchen Spiels bildete, und wirkte auch veredelnd und mäßigend auf die Darſtellung komiſcher Rollen ein, indem er entſchieden gegen die übliche Karikirung auftrat.

Daß ſein Beiſpiel natürlich die nachahmenden Geiſter beſtimmte, iſt ſelbſtverſtändlich, aber ebenſo, daß dieſe ihm nur Einzelnheiten ablernten, aber nicht den inneren ſchöpferiſchen Geiſt. Smith vom Drurylane-Theater behielt zum Theile in ſeinem Hamlet und im Macbeth die groben Effekte der alten Schule bei und verband damit einige dem Garrick abgelauſchte

Gemalt von Sir Thomas Lawrence. Gest. von G. Adcock.

Züge. Auf welche Geschmacklosigkeiten er jedoch verfiel, wenn er selbstständig sein wollte, beweist folgendes. In der Scene, wo er als Hamlet die Erscheinung zum ersten Male erblickte, spielte er das Erschrecken seinem großen Vorbilde nach, aber zog darauf vor dem Geiste seines Vaters mit einer tiefen Verbeugung ehrerbietig den Hut *). Viel mehr Bedeutung hatte er in komischen Charakterrollen, in welchem ihm sein rauhes Organ und das schwerbewegliche Gesicht sehr zu statten kamen.

Die eigentlichen Fortpflanzer des Garrickischen Spiels waren John

*) Der Volkswitz gab ihm dafür den Beinamen „Monsieur Hamlet".

Philipp Kemble (1757—1823) und Edward Kean (1787—1833). Der erstere war der Liebling der vornehmen Gesellschaft. Klein und schmächtig von Gestalt verdarb er sein Spiel nicht selten durch studirte große Bewegungen; am stärksten wirkte er in Rollen, welche rührende Empfindungen wiedergaben, und in Gestalten, wo die Reflexion überwog. Berühmt war sein Hamlet. Wir besitzen englische und deutsche Schilderungen einzelner Scenen, auch des ersten Zusammentreffens mit dem Geiste. Sie beweisen, daß das Spiel Garricks durch die Ueberlieferung auch auf Kemble gewirkt hat. Auch er drehte sich auf Horatio's Wort plötzlich um, fuhr zusammen, so daß bei der Bewegung der Hut vom Kopfe fiel, und befreite sich gewaltsam aus den Armen der Mitspieler. Ein einziger Zug war selbstständig, aber nicht so fein, wie Garricks Auffassung. Kemble blieb nicht in sekundenlanger Starrheit, welche doch hier natürlich ist, sondern sagte sofort: „Angels and Ministers of grace defend us!"

Eine viel leidenschaftlichere Begabung besaß Kean, welcher seit 1814 dem Drurylane angehörte und seine größten Triumphe als Shylock, Othello, Macbeth, Jago u. s. w. gefeiert hat. Im Leben eine haltlose Natur — er richtete sich durch Trunk zu Grunde — war er auch als Künstler ohne edles Gleichmaß. Die gewissenhafte Durchführung war nicht seine Sache, deßhalb spielte er die ruhigeren Theile seiner Rollen ziemlich oberflächlich, ohne die leisen Uebergänge weiter auszuführen. Erst dort, wo sich seine dämonische Kraft mit den Leidenschaftsausbrüchen der dichterischen Gestalt Eins fühlte, entfaltete er die wilde Macht seiner künstlerischen Natur. Doch scheint er sich oft über die ästhetischen Grenzen hinweggesetzt zu haben; Zähneknirschen und wüthende Schreie wandte auch er oft an, besonders in einzelnen Scenen des Othello schritt er weit über das Erlaubte hinaus. In der letzten Zeit seines Lebens, durch die unselige Trunksucht an Geist und Körper zerrüttet, verfiel er ganz in Manier.

Im Lustspiel dauerte die Uebertreibung auch nach Garrick fort, — nur sehr wenige der englischen Darsteller haben, das Wort gilt noch heute, sich die Feinheit des französischen Spiels zu eigen gemacht. Doch lag gerade in dem derben Auftragen der komischen Effekte ein volksthümlicher Zug, welcher die Wirkung sicherte. Bedauerlicher war es, daß die Uebertreibungen sehr oft, selbst bei den berühmten Darstellern, wie King, Parsons u. s. w., nicht aus dem Charakter herausgearbeitet waren, sondern zur Grimasse ausarteten.

Unter den weiblichen Kräften ragte Sarah Siddons, die Schwester des genannten Kemble, hervor (1755—1831). Seit 1780 Mitglied der Coventgarden-Bühne, beherrschte sie bis ungefähr 1812 das tragische Repertoire fast vollständig. Die Siddons war eine vielseitig begabte Frau, sie malte und meißelte, war aber zugleich, im Gegensatz zu vielen Berufsgenossinnen, sittlich unantastbar, damals wie heute eine Seltenheit in diesem

Stande. Sie besaß eine unumschränkte Herrschaft über ihr Antlitz wie über ihren Körper; sie konnte sich ebenso leicht mit spielender Anmuth wie mit gebietender Würde bewegen, sinnige Melancholie, feiner Scherz und erschütternde Wildheit standen ihr in gleicher Vollendung zu Gebote. Ein Deutscher, welcher sie in ihrer Blüthe sah, machte die Bemerkung: „Auf der Bühne hat sie fast immer nur das Gesicht ihrer Rolle, selbst ihre festen Theile, alles scheint verändert." Am großartigsten war sie in tragischen Frauengestalten, besonders als Lady Macbeth. Schon die Auffassung der ersten Worte, welche sie zu sprechen hatte, war eigenartig. Bekanntlich erscheint die Lady (Act I. Scene 5) den Brief lesend, in welchem ihr der Gatte die Weissagung der Hexen und die Ernennung zum Than von Cawdor mittheilt. Die Siddons las das Schreiben mit klarer ruhiger Stimme, dann ließ sie die Hände sinken und sagte langsam, den Blick halb gesenkt, die Worte:

»Glamis thou art, and Cawdor«
Glamis und Cawdor bist du

— aber nun brach der aufflammende Ehrgeiz hervor, aus den ganz geöffneten Augen strömte eine wilde Glut und die Rechte geballt vorstoßend rief sie:

— — — and shalt be what thou art promis'd«
und sollst werden was dir verheißen ist.

Aus dem ganzen Spiele fühlten die Zuschauer, daß sie der Dämon des Gatten sei. Einen andern Höhepunkt gewann ihre Darstellung in der Nachtwandlerscene des V. Aktes. Die Worte:

„Der Than von Fife hatt' ein Weib"

sprach sie mit ängstlich gepreßter Stimme, jedes Wort entrang sich dem Munde, bis zu der Stelle:

„Alle Wohlgerüche Arabiens werden diese kleine Hand nicht duftend machen. Oh! Oh! Oh!"

Die Wirkung der Seufzer, welche trotz ihrer Wahrheit leise umschleiert waren, der Gegensatz zwischen der weherfüllten Stimme und den starren seelenlosen Augen soll voll erschütternder Gewalt gewesen sein. Die Vielseitigkeit ihrer Begabung zeigt sich darin, daß die Desdemona, diese Gestalt voll sanfter Lieblichkeit und kindlicher Anmuth, ebenso zu den besten Rollen der Siddons zählte.

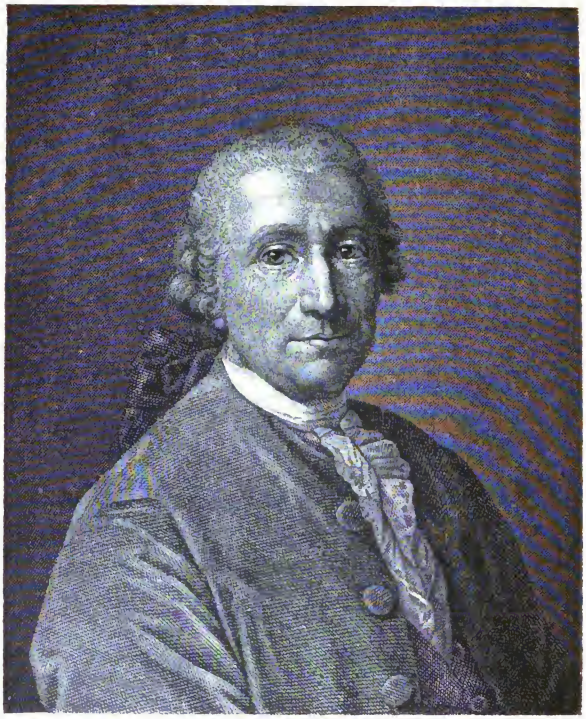
Aber auch diese große Künstlerin war nicht ganz im Stande, sich von der herrschenden Uebertreibung frei zu halten, trotzdem sie sonst nach Einfachheit strebte. In einem Drama hatte sie die Heldin zu spielen, auf welche der Dichter eine solche Fülle raffinirter Qualen gehäuft hat, daß die Arme

zuletzt in Tobsucht verfällt. Da krallte sich die Siddons in der Wahnsinnsscene in den Boden — so weit das auf den Brettern darstellbar ist — und schlug dann mit den Knöcheln der geballten Hände auf die Erde; die Augensterne verschwanden fast ganz, so daß man nur das Weiße sah, und mit markdurchdringender Stimme sprach sie die Worte der Scene *).

In Deutschland hatte sich nicht nur eine Neubelebung der Bühnenkunst zu vollziehen, diese mußte strenge genommen erst begründet werden. Im allgemeinen schloß sich die Entwicklung an die Strömungen an, welche das Geistesleben nach einander beherrschten. Zu jener Zeit, wo das Drama noch ganz vom Auslande abhängig war und der nüchterne Geschmack alle Geistesäußerungen bestimmte, war auch die Darstellung kühl, nüchtern pathetisch oder philisterhaft. Der Mangel eines Mittelpunktes für das nationale Leben verhinderte die Bildung eines einheitlichen Geschmacks in Bezug auf Sprache, Ton und Bewegung. Außerdem war der Schauspieler — die Ausnahmen sind selten — ein Paria der Gesellschaft und von der geistigen Bewegung ebenso ausgeschlossen, wie von dem Leben der feineren Kreise, in welchen er Vorbilder für seine Gestalten hätte finden können. Das Drama selbst, theils matte Uebersetzungen englischer und französischer Werke oder plumpe Originale, war nicht dazu geschaffen, den Geist zu höheren Aufgaben geschickt zu machen; die stelzfüßigen Alexandriner, im Deutschen meist plump und eintönig, prägten der Deklamation den Stempel der Einförmigkeit auf, wie der oft unglaublich rohe Gesprächston im Lustspiel von Beginn an eine feinere Ausführung unmöglich machte. Das Rührstück wirkte insofern wohlthätig, als es das Gefühlsleben flüssiger machte und die Steifheit durchbrechen half. Aber die Abgeschlossenheit des Standes wie der Mangel an Bildung und bürgerlicher Ehrenhaftigkeit, das unruhige Leben der zumeist wandernden Truppen, all das trug dazu bei, auch das künstlerische Streben zu schädigen und die Entstehung einer edleren Tradition unmöglich zu machen.

Erst mit Konrad Ekhof (1720—1778) erstand der Reformator der deutschen Bühne. Er war nicht, was man ein „Genie" nennt, aber er besaß ein großes Talent, einen scharf zergliedernden Verstand und einen ungetrübten Blick für die Mißstände der heimischen Bühne. Sein Ideal war nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein sittliches: er wollte den Schauspielern nicht

*) Einer besonderen Vorliebe erfreuten sich die Pantomimen, welche besonders in Coventgarden mit außerordentlichem Aufwand an Dekorationen und Kostümen in Scene gesetzt wurden. Die erste Rolle spielten darin die Clowns; an welchen sich nicht nur die „Götter" (Besucher der letzten Galerie), sondern ebenso die feine Damenwelt in hohem Grade ergötzten. — Es sei noch erwähnt, daß man auch die Stücke, wie Hamlet und Macbeth u. s. w., in einer Art von französischem Modekostüm spielte, andrerseits waren die größten Geschmacklosigkeiten gang und gäbe; so trat noch 1781 der Othello mit einem schwarzen, fast zur Erde reichenden Zopf auf (!), ohne daß man dabei etwas Lächerliches fand.



Graff gem. **Konrad Ekhof.** F. Müller gest.

nur eine tiefere Einsicht in das Wesen ihrer Kunst vermitteln, sondern ihnen zugleich die Achtung der bürgerlichen Gesellschaft und damit die lebendigere Theilnahme am geistigen Leben erringen. Er zuerst führte den Plan einer theatralischen Akademie aus (1753 in Schwerin), scheiterte aber an dem Mangel an Theilnahme; er als der erste hat, noch kurz vor seinem Tode, den Gedanken gefaßt, eine Pensionskasse für die Veteranen der Bühne zu gründen, um damit jenem Elend zu steuern, welches er so oft hatte beob-

achten können — auch dieser Plan wurde, außer in Hamburg, nicht verwirklicht. 1764 wurde Ekhof von dem Direktor Ackermann für seine Gesellschaft gewonnen und gehörte drei Jahre später der Truppe jenes „Nationaltheaters" an, welchem wir eines der kostbarsten Werke ästhetischer Kritik verdanken: Lessings Dramaturgie. An jenen Stellen, welche sich mit der Schauspielkunst beschäftigen, hat Ekhofs Geist einen hervorragenden Antheil, seinem Spiele hat der große Kunstrichter den ästhetischen Maßstab hauptsächlich entnommen.

»Tot linguae, quot membra viro«*) hat er von ihm im 20. Stück des I. Bds. der Dramaturgie ausgerufen — und das Wort enthielt die Wahrheit. Ekhof war Realist im besten, im künstlerischen Sinne des Wortes, die Wirklichkeit war ihm die Quelle seiner Kunst, wenn auch nicht immer die veredelte Wirklichkeit. Mit feinstem Sinn und schärfstem Blick suchte er den Grundzug der dichterischen Gestalt zu erfassen, jene treibende Macht zu begreifen, aus welcher Worte, Bewegungen und Handlungen des poetischen Charakters hervorgehen. Aus diesem Urgrund entwickelte er die Auffassung des Vortrags, der Geste und des Mienenspiels mit strenger Folgerichtigkeit. Seine Gebilde waren nicht intuitiv entstanden, sie wurden nicht in der Aufregung des unbewußten Schaffens gestaltet, sondern erwuchsen aus der Kritik. Das mindert nicht im Geringsten sein Verdienst, sondern steigert dasselbe, denn er erhob die Schauspielkunst dadurch nicht nur aus dem Handwerk zu einer Geistesthätigkeit, sondern stellte zugleich Muster der künstlerischen Besonnenheit hin, eine Art von „kategorischem Imperativ" auf seinem Gebiete, welcher in der Sturmzeit der deutschen Bühnenkunst viele Talente vor Verrohung bewahrt hat.

Von ihm schreibt sich die charakterisirende Schule her; er beseitigte die hohle Deklamation und die äußerliche Geste, oder brachte sie beide in Mißgeltung. So stellte er sich an die Seite Lessings, eine ihm in vielem verwandte Natur, beseelt von dem Streben, uns eine nationale Kunst der Darstellung zu geben, wie jener ein nationales Drama begründet hat.

Von einer Schule Ekhofs kann man nur im weiteren Sinne sprechen; der Meister war frühzeitig gealtert und wirkte in den letzten Lebensjahren, 1774—78, in welchen er das erste deutsche Hoftheater, begründet von Ernst II. von Gotha-Altenburg, leitete, wenig mehr durch das unmittelbare Beispiel; aber doch haben Künstler wie Beck, Beil und Iffland durch ihn wirksame Anregungen erhalten.

Neben Ekhof stand als Mitbegründer der charakterisirenden Schule Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816). Ein bleibendes Verdienst hat er sich vor allem dadurch erworben, daß er Shakespeare für die deutsche Bühne gewann. Die Zeit, in welcher er das Hamburger Theater leitete

*) Der Mann spricht mit jedem Glied.

(1771—1780 und nach kurzer Unterbrechung bis 1798 und später nochmals), gehört zu den Glanzepochen der deutschen Schauspielkunst. Schröder selbst, obwohl von leidenschaftlicherem Temperament als Ekhof, legte das Gewicht auf die kritische Durcharbeitung der Rolle; auch er forderte vom Menschendarsteller, daß derselbe zuerst begreife, was er spielen soll, daß er den Kernpunkt des Charakters erfasse, um daraus Wort, Miene und Geste zu entwickeln. Im tragischen Spiel suchte er, nicht zuletzt durch Anlehnung an Shakespeare, die Natur ebenso zur Geltung zu bringen, wie in der komischen Darstellungsart, das Charakteristische stand ihm vor dem Schönen sowohl in der Deklamation und im Prosagespräch, wie in der Mimik.

Aber trotz dieser Bewegung, welche durch Ekhof eingeleitet wurde, herrschte bei einem nicht geringen Theile der Schauspieler eine unglaubliche Roheit in der Auffassung des Berufs, andrerseits ein Naturalismus, welcher in gewissen Grenzen dem literarischen Sturm entsprach. Der Ernst, mit welchem Ekhof und Schröder ihre Kunst auffaßten, blieb nicht ohne günstige Folgen, aber er forderte eine Hingabe und geistige Vertiefung, die manchem als unnöthige Fessel erschien. Nur an einzelnen Orten entwickelte sich, wie in Gotha, Hamburg, Mannheim, ein von einheitlichen Anschauungen getragenes Zusammenspiel; zumeist aber standen Vertreter der verschiedenen Richtungen neben einander. Das galt auch von Wien. Dort war es möglich gewesen, daß in der „Sarah Sampson" der Norton vom Hanswurst gegeben werden konnte, und die Improvisation erst 1769 aus dem regelmäßigen Schauspiel verschwand*). Unter dem Einfluß der französischen Darsteller, die in der Kaiserstadt lange spielten, bildeten sich die deutschen ihre Deklamation und die künstliche Geste für die ernsten Stücke, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob die Manier auch passe. Eine Besserung trat ein, als 1776 der Hof den Unterhalt des Personals übernahm und die Leitung einem Ausschuß von fünf Mitgliedern übergab. Aber trotzdem vortreffliche, besonders weibliche Kräfte von der Hamburger Bühne gewonnen wurden, ja Schröder selbst einige Zeit dem Verbande angehörte, blieben andere Darsteller bei der übertriebenen und unwahren Spielweise. Großen Ruf genoß

*) Daß die Roheit der Darstellung im derben Lustspiel noch bis in unser Jahrhundert hinein gedauert hat, beweist ein Artikel in der „Zeitung für die elegante Welt" von 1802. Dort theilt ein Mitarbeiter aus Breslau unter anderm auch einiges über das Spiel Blaucharts, eines sehr beliebten Komikers, mit. In einer Scene, wo der Darsteller Prügel bekommen soll, kletterte er von der Bühne hinab und stieg vom Zuschauerraum in eine der Logen, wo ihm Herren und Damen „vom ersten Range" unter lautem Jubel Platz machten. In einem anderen Stücke fiel derselbe Künstler bei dem Zurücksteigen vom Parterre absichtlich über den Souffleurkasten, ließ dabei den Stock fallen und frug dann den Souffleur, ob er denselben vielleicht genommen habe. Und diese Lazzi wurden von den Zuschauern beklatscht.

J. B. Bergopzoomer (1742—1804), ursprünglich ein Couliſſenreißer erſten Ranges, welcher mit den unglaublichſten Mitteln zu wirken ſuchte. Am liebſten ſpielte er grauſame Böſewichte; da ſchloß er in wilden Scenen die Augen, um ſie dann plötzlich aufzureißen, ſo daß man nur das Weiße ſah; da fuhr er auf der Bühne herum, ſchrie und — nahm Seife in den Mund, um in der Wuth Schaum zu erzeugen. Als „Richard III." hatte er Erbſen in einem Stiefel, um recht natürlich hinken zu können. Und dieſer Mann ſtand neben Schröder, neben Brockmann und einer Sacco und der

jüngeren Jaquet! Doch lernte auch er sich mäßigen und wurde später ein feiner und klar charakterisirender Darsteller. J. Fr. Brockmann (1745 bis 1812) war vor allem als Charakterspieler (Hamlet, Falstaff, Beaumarchais) bedeutend; nur der Ausdruck starker Leidenschaften und tiefen Gefühls fehlte ihm und er griff dann zu unkünstlerischer Uebertreibung, an welcher zuletzt sein ganzes Spiel krankte.

Das feine Conversationslustspiel wurde am wenigsten künstlerisch dargestellt; schon damals haben Kenner zugestehen müssen, daß gerade auf diesem Gebiete ein Vergleich mit Frankreich nicht einmal versucht werden könne. Ein Schauspieler, Weidmann, spielte den Almaviva im „Barbier von Sevilla" in Wiener Mundart, und gab die Scene der Trunkenheit, in welcher Preville durch feines Maßhalten glänzte, in gemeinster Form; Müller spielte den Figaro mit stark ausgestopftem Bauch. Das Vornehme war die Klippe, an welcher die meisten der männlichen Schauspieler scheiterten, sie konnten Lachen, aber nicht Lächeln erregen; viel besser waren die weiblichen Kräfte.

Wie in der Literatur, sollte auch in der Schauspielkunst die antikisirende Richtung zur Geltung gelangen. Einzelne Künstler, wie Joh. Friedr. Ferd. Fleck (1757—1801), hatten sich zwar zu einem idealisirenden Spiel aus eigener Kraft durchgekämpft, aber die Richtung nicht vertieft. Selbst Fleck wirkte mehr durch die Fülle äußerer Mittel und eine gewisse Kühnheit der Auffassung als durch ein ernstes Studium der Rollen. Die Wiege der idealistischen Schule wurde das Weimarer Theater unter der Leitung Goethe's. Was der Dichter angestrebt hat, findet man in den 1803 geschriebenen „Regeln für Schauspieler" zum Theile niedergelegt. Das Kunstprinzip Winkelmanns, welches „Ruhe in der Leidenschaft" und Schönheit auch in der Charakteristik forderte, ist für Goethe der Ausgangs- und Zielpunkt der ästhetischen Anschauung über die Schauspielkunst. Vortrag wie äußere Erscheinung sollten sich von dem Streben nach idealer Würde leiten lassen, und die Auffassung nicht darauf hinarbeiten, durch eine Nachahmung der Wirklichkeit zu blenden, sondern die Natur in das Reich der Schönheit zu erheben. Selbst in der stärksten Leidenschaft wollte er die Harmonie und die Ruhe gewahrt wissen — ihm galt die gesammte Mimik als flüssig gewordene antike Plastik. Aus dieser Ansicht, welche ebenso in Winkelmann und in Lessings „Laokoon" wie in Goethe selbst wurzelt, sind alle Gesetze hervorgegangen, welche er für die Stellung und Bewegung des Körpers als maßgebend betrachtete; der Künstler sollte in jedem Augenblick seines Spiels die Empfindung nicht nur wahr, sondern auch „idealisch" darstellen, er sollte nie im Profil, nie mit dem Rücken gegen die Zuschauer gewendet sprechen, nie durch die Bewegungen der Arme das Antlitz verdecken, nie durch Ueberladung mit malenden Gesten das Bild unruhig machen. Daß aber Goethe durchaus nicht die sogenannte „schöne Aktion" im Auge hatte, bewies seine Forderung, die Geste innerhalb der geforderten Schönheitslinie

charakteristisch zu gestalten, was nur möglich sei, wenn der Darsteller sich ganz in seine Rolle vertiefe.

Ein ähnliches Streben bekundete er in Hinsicht der Deklamation. Die Pflege des Versdramas führte naturgemäß auf die Pflege des künstlerischen Vortrags. Hier haben die Stücke Schillers wie jene Goethe's einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt. Der Vers hebt an sich den Stoff über die Grenze des Alltagslebens empor; er fordert gebieterisch einen erhöhten Aufwand von deklamatorischen Mitteln. Nur eine Zeit, welche jedes Stilgefühl entbehrt, vermag das zu verkennen. Goethe duldete ebensowenig wie Schiller, welcher den Freund oft bei dem Einlernen der Stücke unterstützte oder vertrat, daß der jambische Fluß der Sprache in vollständige Prosa aufgelöst werde; ein leises, kaum merkbares Innehalten solle dem Hörer den Rhythmus der Verse zum Bewußtsein bringen. Die Deklamirkunst müsse als eine Art „prosaischer Tonkunst" geübt werden und aus dem tiefsten Wesen des Gefühlsgehaltes der Rolle eine gewisse Zahl wechselnder Töne entwickeln, um auch mit dem Klange zur schönen Gesammtwirkung beizutragen; aber auch hier, wie in der Mimik, müsse das geistige Verständniß den Mitteln die Wege weisen.

Man sieht, wie hier ein neues Prinzip der Darstellungskunst ausgesprochen wurde, welches in vollem Gegensatz zur „realistischen Schule" stand. Es war durchaus keine Laune und keine Künstelei, aus welcher es hervorgegangen wäre, sondern es erscheint als das natürliche Ergebniß der classischen Poesie. Die antikisirende Richtung des Drama forderte unabweisbar eine neue Darstellungskunst; mit den Mitteln des Realismus war hier keine dem Inhalt ebenmäßige Schöpfung erreichbar. Daß diese Ziele nicht leicht, nicht ohne volle Hingabe zu gewinnen waren, ist selbstverständlich; Goethe erfaßte seine Aufgabe mit eiserner Thatkraft und führte sie mit Ernst und Liebe durch. Als sein Lieblingsschüler sei Pius Alexander Wolf genannt.

Aber in der Weimarer Schule lagen auch gefährliche Keime, welche sich schon nach 1810 langsam zu entwickeln begannen. Das Streben nach Schönheit mußte überall verhängnißvoll werden, wo es als nur äußeres Prinzip für sich Geltung in Anspruch nahm. Wie sich an Schillers Werke eine Flut deklamatorischer Dramen schloß, so an den Idealismus der Weimarer Bühne ein hohles Pathos des Vortrags und die Verflachung der Mimik.

Nur wenige besonders bevorzugte Talente erhielten das Edle der Schule lebendig oder vertraten doch das gleiche Streben, ohne unmittelbar von Weimar beeinflußt zu sein. Eine hervorragende Stellung nahm Sophie Schröder ein (1781—1868), welche sich 1805 dem tragischen Fache zuwandte und 1815 am Wiener Burgtheater Stellung fand. Sie ist eine der vornehmsten Vertreterinnen der idealistischen Spielweise, eine Meisterin des Vortrags und der plastischen Bewegung, aber zugleich begabt mit hinreißender

Ferdinand Eßlair in Wallensteins Tod — als Wallenstein.

Akt 1, Scene 4: „Wär' es möglich? Könnt' ich nicht mehr wie ich wollte?" ꝛc.

Nach einer Lithographie von C. F. Jaminger.

Leidenschaft, mit einem seltenen Reichthum des Gefühls; die Frauengestalten Shakespeare's wie jene Schillers fanden durch sie vollendete Verkörperung. Ihr Einfluß hat in Wien, wo Schreyvogel, auch als Dichter und Uebersetzer thätig, das Burgtheater leitete, mit den Grund zur Blüte dieser Bühne gelegt.

Unter den männlichen Darstellern der rhetorischen Schule ist Ferd. Eßlair (1772—1840) zu nennen, welcher vor allem in Stuttgart und seit 1820 in München wirkte. Sein Aeußeres war für Heldenrollen geschaffen; am besten gelangen ihm Gestalten, wie Tell, Karl Moor u. s. w. Seine Auffassung des Ersteren hat sich in Einzelheiten, besonders in der Schußscene, bis heute noch lebendig erhalten. Aber schon bei Eßlair zeigte sich, daß die Romantik auch die Schauspielkunst ergreifen könne; er faßte die Aufgabe der Deklamation nicht mehr ganz im Sinne der Weimarer Schule und räumte der Empfindung des Augenblicks sowohl im Ton wie in der Behandlung der Mimik größere Rechte ein. Ohne ein realistisches Mienenspiel anzustreben, belebte er dasselbe und arbeitete mit Vorliebe die weicheren, gefühlvollen Momente auch in den Heldenrollen aus wie im Tell oder im Wallenstein.

Während sich so in der idealen Schule der leise Uebergang vom kühlen Classicismus zur Romantik vollzog, hatte sich die realistische Schule Ekhofs und Schröders durch Aug. Wilh. Iffland (1749—1815) weitergebildet und war, in engster Verbindung mit der bürgerlichen Komödie, besonders im Norden Deutschlands zur Geltung gekommen. 1796 hatte Iffland die Direktion des Berliner National- (Hof-) Theaters übernommen und wirkte hier bis zu seinem Tode. Die Natur, so weit sie seiner Neigung zu Gestalten der Gegenwart entsprach, galt ihm als das höchste. Er war kein Genie, welches durch unmittelbare Anschauung sich in den Charakter versetzte und nur dem Gefühle folgend, dasjenige am besten gestaltete, was dem inneren Drange am meisten entsprach, jedoch wie Ekhof und Schröder ein geistvolles Talent, welches die Wirklichkeit in ihren kleinsten Zügen zu erfassen und für seine Zwecke zu gestalten verstand. Er konnte nicht Menschen darstellen, welche, wie etwa Wallenstein, durch einen geheimnißvollen Zug ihres Wesens oder durch stürmische Leidenschaft bestimmt sind, hier ließ er sich geradezu zur Karikatur verleiten — in solchen Rollen waren ihm andre, wie Fleck, überlegen, aber wo er realistischer gedachten Gestalten gegenüberstand, dort war er ein Meister. Er wollte Individuen schaffen, welche, bis in das Kleinste ausgeführt, den Stempel der Naturwirklichkeit an sich trugen und in Sprache, Mimik und Erscheinung durchaus einheitlich waren. Deßhalb vertiefte er auch das „stumme Spiel", bildete die Maske aus. Schon sein Auftreten war derartig, daß der Zuschauer wußte, welch ein Charakter vor ihm stehe; die kleinste Bewegung der Hände, eine Krümmung der Finger war bezeichnend, wenn auch nicht stets so einfach vorgebracht, daß man nie-

Iffland als Bittermann in „Menschenhaß und Reue".

mals die Absicht merkte. Dem entsprach seine vielseitige Behandlung der Sprache und des Tons, welche jedem Accent gerecht werden konnten. Es ist begreiflich, daß dieses Kunstprinzip sich am besten für das bürgerliche Drama im weiteren Sinne, für sentimentale, gemüthliche und komische Charaktere eignete. In diesen war Iffland unbedingt selbstschöpferisch: von dem feinen Weltmann bis zum plumpkomischen Bedienten wußte er eine Fülle von charakteristischen Gestalten zu schaffen. Die Brüder Menschel haben uns eine Reihe von Zeichnungen hinterlassen, welche als Beweis für die Wandlungs-

fähigkeit Iffflands dienen können*). Das Costüm, die Handbewegungen, die Stellung der Füße, die Maske im engeren Sinne sind künstlerisch vollendet. Die hier beigefügte Nachbildung, Iffland als Bittermann in „Menschenhaß und Reue" (1. Akt, 1. Sc.: „Ich habe auch Briefe von da drüben aus Spanien") möge als Probe dienen.

Wie in der Weimarer Schule lag auch in der Hamburger-Berliner die Gefahr der Uebertreibung des Kunstprinzips. Selbst Iffland konnte sich nicht von dem Vorwurf frei erhalten, das Spiel mit der Dose und dem Schnupftuch und andere Einzelnheiten zu sehr ausgeführt zu haben. Besonders gefährlich war jedoch die realistische Kleinmalerei für alle Rollen des tragischen Repertoire. Alle die bezeichnenden Kleinigkeiten der Mimik, welche bei Iffland mit dem Ganzen innig zusammenhingen, waren leicht einzeln nachzuahmen, verbreiteten sich bald über ganz Deutschland und bestimmten besonders im Lustspiel und im bürgerlichen Schauspiel die Darstellung, aber der innere Realismus des Vorbilds stand mit künstlerischen Ueberzeugungen im Zusammenhange, der äußere der Nachahmer wurde jedoch nur zu oft zu geistlosem Kleinkram verzerrt.

Eine eigenartige Erscheinung, eine Künstlernatur durch und durch war Ludwig Devrient (geb. 1787 in Berlin, gest. ebenda 1832), welcher sich ziemlich unabhängig von den herrschenden Hauptströmungen entwickelte. Er erinnert in manchen Eigenschaften an Kean, nicht nur darin, daß er im Leben niemals einen festen Halt gewann und sich durch Ausschweifungen zu Grunde richtete, sondern ebenso in der Art seiner Begabung. Im Gegensatze zu Iffland, obwohl in der Charakteristik komischer Gestalten von ihm angeregt, war er das intuitive Genie; er entbehrte jener gleichmäßigen Ruhe, welche die Rollen von Anfang bis zum Ende mit derselben Liebe durchführt; er entbehrte der Unterstützung durch reiche Mittel: sein Organ war rauh, seine Deklamation nicht schön, die Gestalt schmächtig. Aber wenn er Extreme darzustellen hatte, Menschen, in welchen das Ungewöhnliche, Grauenerregende oder komisch Verzerrte hervor trat, dann goß er in die Gebilde die dämonische Kraft seiner Natur und wußte die Seelen der Hörer bis in die Tiefen zu erschüttern. Franz Moor, Shylock, Haffan im Fiesko, Gloster hat er, frei von der Ueberlieferung, in ganz neuer Art erfaßt und für sie durch die unheimliche Gestaltungskraft einen Ausdruck gewonnen wie keiner vor ihm und keiner nach ihm. Er spielte die großen Scenen dieser Rollen wie unbewußt der Anwesenheit der Zuschauer in einem Schaffenstaumel, welcher die erdachte Gestalt in überwältigende Wirklichkeit verwandelte. Aber weil Devrient niemals, ohne selbst ergriffen zu sein, die volle Macht seines Wesens entfalten

*) „Iffflands mimische Darstellungen für Schauspieler und Zeichner. Während der Vorstellung gezeichnet zu Berlin in den Jahren 1808—1812. Verfertigt und herausgegeben von den Gebrüdern Menschel." Berlin 1812.

Ludwig Devrient als Gloſter in Richard III.

„Komm' holde Sonn' als Spiegel mir zu Statten,
Und zeige wenn ich geh' mir meinen Schatten."

Nach einem Gemälde von L. Sebbers.

Lady Hamilton.

konnte, war sein Spiel oft ungleichmäßig; es beunruhigte ihn nicht, in den gemäßigten Theilen der Rolle selbst wichtige Einzelheiten fallen zu lassen, oder falsche Betonungen anzubringen — erst wenn er sich Eins fühlte mit dem Dichter, dann verschwanden plötzlich alle Mängel. Ebenso groß war er als Darsteller bizarrer oder humoristischer Gestalten, wie des Schewa, des Schneidermeisters Fips oder des Rochus Pumpernickel, in welchen er seinen genialen Humor entfaltete. Leider hat die Trunksucht, der auch sein Freund Amadeus Hofmann ergeben war, die Geisteskraft des Künstlers früh zerrüttet. Aber auch Devrients Beispiel sollte nach mancher Richtung hin verführend wirken; die starken Gegensätze und die Entfesselung des Empfindens in seinem Spiel, bei ihm nothwendige Folgen seiner nervösen Eigenart, lockten zur Nachahmung, weil sie Erfolg hatten; dadurch aber wurde ein gefährlicher Naturalismus und mit ihm die Virtuosität begründet, welche im Laufe des Jahrhunderts die deutsche Schauspielkunst allmälig zum geistigen Bankerott führen sollte.

Als Ergebniß der Zeit bis 1820 ist die Ausbildung der Spieltechnik zu betrachten; es haben sich verschiedene Arten der Darstellung entwickelt; in Berlin überwiegt die realistische Schule, in Wien bereitet sich unter günstigen

Henriette Hendel-Schütz.

Umständen eine Ausgleichung der beiden Hauptströmungen vor und führt zuerst im Lustspiel zu vornehmer Einfachheit und einem feinen Zusammenspiel.

Schließlich sei noch der Kunst der Attitüde Erwähnung gethan. Begründet wurde sie durch Lady Hamilton zu jener Zeit, als die Dame noch die Maitresse des Gesandten war. Goethe hatte während der ersten italienischen Reise (15. und 16. März 1787) Gelegenheit, sie zu sehen. In edlerer Weise wurde die Kunst von Henriette Hendel-Schütz (1772—1849) ausgeübt — ihre Darstellungen erregten überall Begeisterung. Mit den einfachsten Mitteln, durch Stellung und Mimik, wußte sie ebenso die zartesten wie die wildesten Empfindungen wiederzugeben; besonders großartig war sie in Nachahmungen antiker Statuen.

Zwölftes Kapitel.

Erfindungen auf dem Gebiete der Technik und ihr Einfluß.

„Chaque pays fournit toujours les gens nécessaires pour les choses."

Katharina II.

Franklin hat den Ausspruch gethan, der Mensch sei ein werkzeugschaffendes Wesen. In gewissen Grenzen ist der Fortschritt der Menschheit seit den ältesten Zeiten an die Erfindung von Hilfsmitteln gebunden, welche die Arbeit erleichtern, indem sie die Kraft vermehren. Von der Nothwendigkeit getrieben, manchmal wohl auch von freundlichen Zufällen unterstützt, strebte die Phantasie danach, die Menschenkraft künstlich zu vergrößern, um so den Widerstand der „Last" — das Wort ist im weitesten Sinne zu fassen — überwältigen zu können.

Diese werkzeugschaffende Thätigkeit der ältesten Menschheit hing in innigster Weise mit dem Körper zusammen; sie ahmte nach oder verlängerte und verstärkte Organe, welche der Mensch an sich selbst für bestimmte Kraftäußerungen tauglich erkannt hatte: die geballte Faust und der Unterarm wurden ein Vorbild für den Hammer, die greifende oder haltende Hand für die Zange, die Zähne ein Vorbild für den frühesten Versuch, eine Säge zu gestalten. Aus den ersten rohen Anfängen mußten sich allmälig die bestimmten Grundformen der Werkzeuge herausgebildet haben, welche der individuellen Menschenkraft einen gewissen Theil der Arbeit erleichterten, aber die Mitthätigkeit jener stets voraussetzten. Je mehr die Cultur weiter schritt, desto größere „Lasten" hatte der Mensch zu überwinden und desto vielseitiger gestaltete sich allmälig auch das Werkzeug und die Kunde von allen die Menschenkraft vermehrenden Mitteln, die Mechanik im engeren Sinne. Aus der Verbindung verschiedener Mittel zum Zweck einer einheitlichen Kraftwirkung gingen schon in früher Zeit „Maschinen" hervor, die, auf einfachen Grundsätzen beruhend, große, ja staunenerregende Wirkungen hervorbrachten. Aber sie alle erforderten einen nicht selten riesigen Aufwand von Menschen- oder Thierkräften. Einen bedeutenden Fortschritt bezeichnete die Anwendung von Wind und Wasser als Kraferzeuger (Motoren); nur waren beide nicht immer, nicht gleichmäßig anwendbar.

Schon sehr frühe kam es zur Bildung von Hilfsmitteln in der Land-

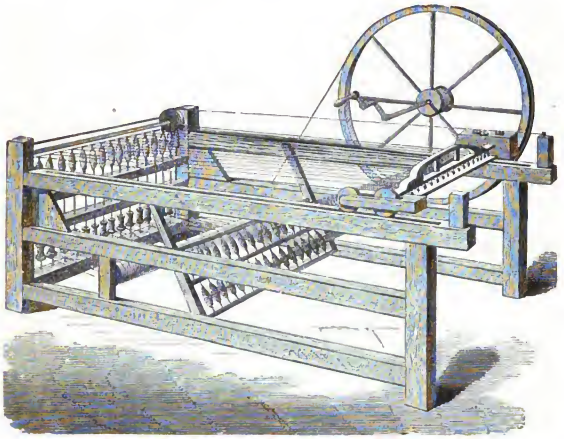
wirthschaft wie in der Erzeugung von Geweben, da Nahrungs- und Kleidungsbedürfnisse es unabweisbar forderten. Aber wie sehr auch durch den steigenden Luxus, durch die Vermehrung und Kräftigung der Künste und Gewerbe ein Fortschritt bedingt wurde, so blieb doch das unmittelbare Mitwirken der Menschenkraft — wenige Ausnahmen abgerechnet — die Hauptbedingung für die Thätigkeit der Maschine. Je mehr in den Culturstaaten der Neuzeit die Bevölkerung zunahm und durch den regeren Welthandel der Austausch der Erzeugnisse der einzelnen Länder an Wichtigkeit gewann; je reicher sich die Industrie entfaltete und neben, ja selbst über der Agricultur Stellung errang, desto weniger reichten die vorhandenen Menschenkräfte zur Ueberwältigung der riesig anwachsenden Arbeit aus. Am stärksten mußte sich das Mißverhältniß dort entwickeln, wo alle Quellen des nationalen Wohlstandes in der Erzeugung von industriellen Werthen und in einem weit ausgebreiteten Handel lagen: in England.

Der mächtige Inselstaat war durch seine Colonien auf den Weltverkehr hingewiesen und benützte dieselben natürlich zugleich als ein sicheres Absatzgebiet. Nach einem dem Parlament 1775 vorgelegten Ausweise betrug von 1763—1773 die Ausfuhr allein nach den amerikanischen Häfen Waaren im Werthe von fast 27 Mill. Pfd. St., also ungefähr 540 Mill. Mark. Je mehr sich die Industrie und der Verkehr entfalteten, desto stärker mußte sich die Nothwendigkeit fühlbar machen, sowohl die Production als den Verkehr zu erleichtern. Bis ungefähr 1750 war Großbritannien trotz seiner Hilfsmittel in mancher Beziehung hinter den Staaten des Continents zurückgeblieben und sah sich für die Ausführung verschiedener Arbeiten, wie der Wasserwerke, des Bergbaues auf ausländische Kräfte angewiesen. Mit dem Aufblühen der Colonien im Westen und Osten wuchs auch Englands Macht, und der Unternehmungsgeist des energischen Volksstammes, geschützt durch freie Staatseinrichtungen, stieg in einer ungeahnten Weise.

Die ersten Erfindungen des 18. Jahrhunderts, durch welche ein neues Zeitalter der Industrie eingeleitet wurde, traten auf jenem Gebiete hervor, welches für Großbritannien von besonderer Wichtigkeit war: auf dem Felde der Gewebeerzeugung. Wie bedeutend hier die Production gestiegen war, beweist die Thatsache, daß Irland 1688 für 6000 Pfd. St., 1759 bereits für 936,562 Pfd. Linnen ausgeführt hat, zu einer Zeit, wo man noch mit den alten Webstühlen arbeitete. Von 1759—1771 stieg die Ausfuhr bis zu 1,900,000 Pfd. St. Es war natürlich, daß findige Köpfe darauf hinarbeiteten, die vorhandenen Hilfsmittel zu verbessern und leistungsfähiger zu machen. Der erste größere Versuch, Wyatt's und Lewis' Spinnmaschine zu verwerthen, fand 1742 in Birmingham statt, aber schon im nächsten Jahre mußte das Unternehmen aufgegeben werden.

James Hargreave, ein Weber in Randhill bei Blackburn (1719 bis 1778), hatte schon 1760 eine Krempelmaschine als Ersatz der Handkratze

erfunden und war unabläſſig bedacht, die Baumwollſpinnmaſchine, wie ſie in der Hausinduſtrie gebräuchlich war, leiſtungsfähiger zu machen. Nach manchem mißglückten Verſuch gelang es ihm endlich, die nach ſeiner Tochter benannte „Spinning Jenny“ zu conſtruiren, welche anfänglich die Anwendung von 8, ſpäter von 86—120 Spindeln geſtattete, die von einem Mädchen bedient werden konnten. 1768 zog Hargreave, durch beſtimmte Ereigniſſe, die noch zu erwähnen ſein werden, veranlaßt, nach Nottingham und richtete dort eine Spinnerei ein. Indeß war ſeine Maſchine, die er unvorſichtiger Weiſe, noch ehe ihm das Patent auf ſie ertheilt worden war (1770), in mehreren



Hargreave's Mule-Jenny-Spinnmaſchine.

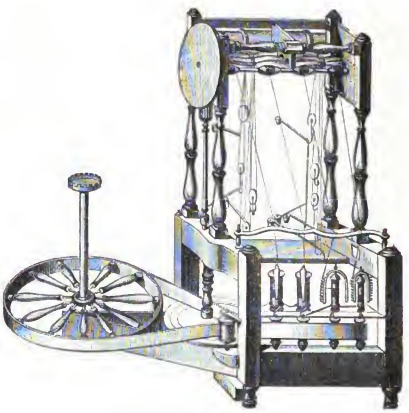
Exemplaren verkauft hatte, vielfach nachgebildet und beſonders von den Fabrikanten in Lancaſhire in ihren Anſtalten eingeführt worden. Der Erfinder verlor den angeſtrengten Prozeß und mußte ſich mit dem Ertrage ſeines kleinen Geſchäftes begnügen — nach einigen Angaben ſoll er im Armenhauſe von Nottingham geſtorben ſein.

Ein Jahr nach Hargreave erfand Richard Arkwright (1732 bis 1792), urſprünglich Bartſcheerer, die „Waterſpinnmaſchine“. Glücklicher als ſein Zeitgenoſſe gewann er einen Freund, der ihn mit Geldmitteln förderte und die Ausführung des Entwurfs ermöglichte. 1769 nahm Arkwright das Patent, fünf Jahre darauf wurde es auf ein Decennium verlängert.

Seine Maschine konnte ebenso durch Pferdekraft, wie durch Wasser in Bewegung gesetzt werden.

Eine Verbindung von Hargreave's und Arkwrights Maschine führte Samuel Crompton (1753—1827) aus und verdrängte dadurch späterhin besonders die „Spinning Jenny" in der Baumwollspinnerei auf ein beschränkteres Gebiet. — Im Jahre 1784 wurden die ersten Baumwollspinnereien in den Rheinlanden, 1799 in Oestreich und 1800 in Sachsen errichtet.

Hand in Hand mit der allmäligen Entwicklung der Spinnmaschine ging



Arkwrights Spinnmaschine.

das Streben, den Webstuhl leistungsfähiger zu machen. Hier ist eine der wichtigsten Erfindungen dem Franzosen Charles Jacquard zu verdanken (1752 in Lyon geb., gest. 1834). Neben einer seltenen Begabung für Mechanik war ein tief menschliches Empfinden die treibende Kraft seines Wesens. Seit lange war Lyon der Mittelpunkt einer regen Seidenmanufaktur, welche jedoch die ganze Arbeiterbevölkerung bis zu den Kindern in Anspruch nahm. Die Folge war körperliche Verkümmerung und geistige Verkommenheit. Schon als Knabe empfand er schmerzlich, was sich seinem Auge an Noth und Elend bot, und begann nachzusinnen, wie das Schicksal der überangestrengten Arbeiter gemildert werden könnte. In den ersten Jahren der Republik war die Seidenindustrie tief herabgekommen; Jacquard, der mit seinem kaum er-

Richard Arkwright.

wachsenen Sohn in den Reihen der französischen Heere gedient und den Knaben verloren hatte, kehrte in die Heimat zurück. Mangel an Geldmitteln hinderte ihn anfangs an der Ausführung seiner Pläne, bis auch er Gönner fand; von 1799 an bis 1819, wo er sich mit einem bescheidenen Altersgehalt auf ein kleines Landhaus zurückzog, war er ununterbrochen beschäftigt, seine Ideen trotz aller Gegner zur Geltung zu bringen. Schon 1825 waren von den 30,000 Webstühlen Lyons mehr als 10,000 nach seiner Erfindung eingerichtet. Die Jacquardmaschine wurde für die Musterweberei von hoher Bedeutung.

Alle Maschinen, welche bis jetzt erwähnt worden sind, hatten gewisse

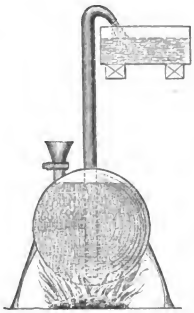
enge Grenzen ihrer Arbeitsfähigkeit und forderten die Bethätigung menschlicher Kraft und bei künstlicherer Construktion auch die beständige Aufmerksamkeit des Arbeiters. Sehr viele einfache Gewebe, die natürlich am meisten benöthigt werden, mußten den Gedanken an eine schnelle und große Produktion wachrufen. Das Ziel war, eine Maschine zu erfinden, welche die meisten Arbeiten der Menschenhand vollkommen selbstständig übernahm. Die Lösung dieses Problems des mechanischen Webstuhls vollzog der Pfarrer

Charles Marie Jacquard.

Edmund Cartwright (1743—1823) im Jahre 1786; doch erst in unsrem Jahrhundert wurde die Erfindung, vor allem durch Harwood Horrocks, so vervollkommnet, daß sie ihren Zwecken vollständig entsprach.

Der Gedanke, das Nähen durch die Maschine besorgen zu lassen, tauchte auch schon im verflossenen Jahrhundert auf. Die Nachrichten über die ersten Versuche, welche 1755 zugleich in Deutschland und England gemacht worden sind, zeigen noch keine rechte Klarheit. Aber schon die für Thomas Saint 1790 patentirte Maschine enthielt das Prinzip, welches zum Theile noch heute maßgebend ist und bei der Maschine für Lederarbeiten angewendet wird. Eine Handkurbel übertrug die Bewegung auf den Apparat, der Stoff

wurde durch ein Räderwerk unter die Nadel geschoben, welche den „Kettenstich" ausführte, nachdem ein Pfriem das Loch vorgebohrt hatte. Es ist nicht bekannt, ob die Erfindung Eingang in das Gewerbe gefunden hat, sicher ist nur, daß die folgenden Versuche den richtigen Grundgedanken aufgaben. 1801 nahm ein Engländer ein Patent auf eine Tambourirmaschine, 1814 construirte ein Tyroler Schneidermeister Joseph Madersberger einen neuen Apparat, der auch durch eine Handkurbel in Bewegung gesetzt wurde; die Nadel mußte nach Verbrauch des kurzen Fadens stets von neuem eingefädelt werden; schließlich verlor der Erfinder nach mehrfachen nutzlosen Versuchen die Ausdauer, schenkte seine Maschine der Modellsammlung des Wiener Polytechnikums und arbeitete mit der Hand weiter. Erst 1830 traten neue Erfindungen auf diesem Gebiete vor die Oeffentlichkeit.



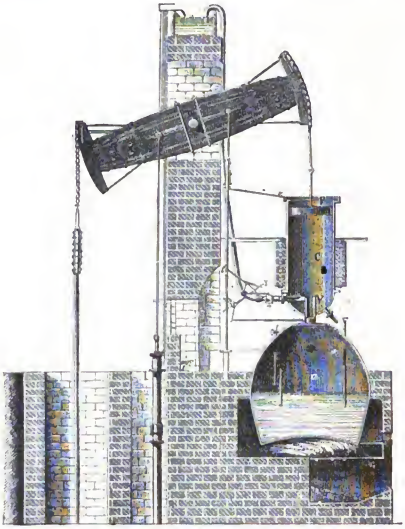
Dampfapparat von de Caux.

Während sich auf dem Gebiete der Mechanik solche folgenreiche Bewegungen vollzogen, waren geniale Männer thätig gewesen, eine Naturkraft dem Menschengeiste zu unterwerfen: die Wärme, oder im engeren Sinne das Ergebniß derselben, den Dampf, jenen gewaltigen Riesen, auf dessen Schultern ein nicht geringer Theil unserer modernen Cultur ruht. Die kühnste Phantasie der ersten Erfinder hätte nicht ahnen können, welche Bedeutung derselbe für das ganze Dasein der Menschheit gewinnen werde.

Wie in der Natur keine Form plötzlich und unvermittelt auftritt, so auch nicht im Leben des Geistes. Mag ein Gedanke noch so neu erscheinen, so weisen dennoch die Theile desselben in irgend einer Art auf vorhergegangene geistige Prozesse zurück. So haben alle großen Erfindungen eine Vorgeschichte. Schon früher, im 16. und 17. Jahrhundert, hat man Versuche gemacht, den Dampf zu Kraftwirkungen zu benützen. 1545 trat ein spanischer Kapitän, de Garay, mit einem Schiffe ohne Segel und Räder hervor, doch weiß man nichts über den Bau seiner Maschine. 1614 veröffentlichte de Caux einen Apparat, dessen Wirksamkeit an Dampfentwicklung gebunden war. Eine hohle mit Wasser bis zu einer bestimmten Höhe gefüllte Kugel wurde über dem Feuer erhitzt, die auf der Oberfläche des Wassers sich bildenden Dämpfe drückten auf die Flüssigkeit und trieben diese zuletzt durch das Rohr, welches fast bis zum Boden der Kugel reichte, in kräftigem Strahl empor.

An Caux reihen sich Worcester, Papin, der Erfinder des Sicherheitsventils an dem „papinianischen Topf", Thomas Savary und Newcomen. Der Letztgenannte verbesserte Savary's Maschine und machte sie für den Gebrauch

tauglich; sie wurde zur Hebung des Wassers in Bergwerken von Cornwallis benützt. Das Prinzip von Savary-Newcomens Maschine war in Kürze folgendes: In einem hohlen Cylinder, welcher aufrecht über einem Dampfkessel angebracht war und durch ein Ventil von diesem abgeschlossen werden konnte, bewegte sich ein luftdichter Kolben. War die Röhre luftleer, so drückte ihn die atmosphärische Luft nieder, wurde Dampf eingelassen, so preßte dieser



Newcomens Dampfmaschine.

den Kolben in die Höhe. Diese Bewegung wurde mittelst einer am Kolben befestigten Stange auf das eine Ende eines doppelarmigen Wagebalkens übertragen, welcher sich also abwechselnd hob und senkte und mit dem zweiten Arm, an dem eine andre Kolbenstange befestigt war, das Wasser aus der Tiefe emporbrachte. Um die wechselnde Bewegung möglich zu machen, war es nöthig, den im Cylinder befindlichen Dampf wieder zu entfernen. Das geschah dadurch, daß man in den Hohlraum kaltes Wasser gelangen ließ, welches den Dampf abkühlte, d. h. wieder flüssig machte, condensirte.

Damit war die Spannung aufgehoben und der Kolben senkte sich wieder herab, nachdem durch ein drittes Ventil das eingelassene und das niedergeschlagene Wasser abgeflossen war.

Selbstverständlich hing die regelmäßige Funktion der Maschine davon ab, daß die Ventile zur richtigen Zeit geöffnet und geschlossen wurden; das bedingte eine sehr aufmerksame Bedienung von Seite des Arbeiters. Ein Knabe, dem bei einer in Cornwallis aufgestellten Newcomen-Maschine das anstrengende und geiststödtende Geschäft oblag, Humphry Potter, sann auf

James Watt.

Beseitigung des Uebelstandes, und endlich gelang es ihm, die einzelnen Hähne so mit dem Gange der Maschine in Verbindung zu setzen, daß die erzeugte Kraft auch die Oeffnung und Schließung der Ventile besorgte — damit war der Grund zur wichtigen „Ventilsteuerung" gelegt und die volle Selbstthätigkeit der Maschine gefunden (1718), aber weder die Schwerfälligkeit des ganzen Mechanismus beseitigt, noch derselbe zu andern Arbeiten tauglich gemacht. Die volle Umwandlung und Anwendbarkeit des Prinzips schließt sich an den Namen James Watt (1736 in Greenock, Schottland, geboren, gest. 1819 bei Birmingham).

1755 war er bei einem Londoner Meister in die Lehre getreten, um seine Anlagen auf dem Gebiete der Mechanik auszubilden. Ein Jahr später ging er nach Glasgow, wo er an der Universität in seinem Berufe Beschäftigung fand und sich in kurzer Zeit die Theilnahme eines weiten Kreises errang, dem auch Adam Smith angehörte. Seit 1762 begann Watt sich eingehender mit der Dampfkraft zu beschäftigen. Entscheidend war es, daß er das Modell einer Newcomen-Maschine, welches bei den Vorträgen zur Erklärung benützt wurde, in Gang zu bringen hatte. Bald war es ihm klar geworden, worin die hauptsächlichen Schwächen der Construktion lagen: er erkannte, daß sie mit Kraft- (Wärme-) Verlust arbeite. Das Wasser, welches zum Zwecke der Condensirung verwendet wurde, mußte natürlich die Wände des Cylinders stark abkühlen; sobald nun von neuem Dampf einströmte, wurde ein Theil desselben an den Wandungen niedergeschlagen und ging für die Wirkung verloren. Watt richtete zuvörderst seine Aufmerksamkeit auf die Construirung eines besonderen Apparates, welcher außerhalb des Cylinders das Geschäft der Verdichtung des Dampfes besorgte — dieser Apparat war der „Condensator" (1769). Eine andre Verbesserung, welche den gleichmäßigen Gang ermöglichte, bestand darin, daß Watt das Sinken des Kolbens nicht mehr dem Luftdruck überließ, sondern den ganzen Cylinder in der Weise construirte, daß der Dampf abwechselnd über und unter dem Kolben eintrat und so die Bewegung bewirkte. — Nach manchen Kämpfen gelang es Watt, sein Modell im Großen auszuführen, aber erst 1773 fand er Gelegenheit, alle seine Pläne in unmittelbarem Verkehr mit der Praxis zu verwirklichen. In diesem Jahre trat er in die große Fabriksanlage Boultons in Soho bei Birmingham ein. Hier erst konnte sein Talent, durch Geldmittel und Arbeitskräfte unterstützt, sich vollkommen frei entfalten.

Es ist oben erwähnt worden, daß die Newcomen-Maschine zur Wasserhebung verwandt worden sei; diesen Zweck hatte natürlich auch die Construktion, besonders die Befestigung der Kolbenstangen an die Wagebalken bestimmt.

Daraus aber ergaben sich Unregelmäßigkeiten im Gange der Maschine, welche oft, wenn auch nur auf Augenblicke, während jener Zeit, wo das Steigen und Fallen des Kolbens eintrat, ins Stocken kam. Diesem Uebel steuerte Watt durch das Schwungrad. Ebenso beseitigte er die Ungleichmäßigkeit in dem Dampfzufluß. Es war nicht möglich, das Feuer stets auf gleicher Höhe zu erhalten, dadurch aber wurde die Dampferzeugung bald stärker, bald schwächer, und demgemäß die Bewegung schneller oder langsamer. Zuerst versuchte Watt die Gleichmäßigkeit durch die sogenannte „Drosselklappe" herzustellen, die in der Röhre angebracht wurde, welche den Dampf aus dem Kessel zu dem Kolben führte. Diese Klappe, von einem Arbeiter gestellt, mußte den Dampfzufluß regeln. Aber auch hier war die größte Aufmerksamkeit nöthig, weil eine Unvorsichtigkeit leicht die Veranlassung zu einer Explosion werden

konnte. In geistreicher Weise verstand es Watt, die Arbeit, die zuströmende Dampfmenge zu regeln, auf den Mechanismus zu übertragen. Das geschah durch den „Regulator“. (S. Seite 364.)

Der sinnreiche Apparat besteht aus zwei gewichtigen Kugeln (BB), die vermittelst zweier Schenkel an einer Welle (A) befestigt sind. Durch das Zahnrad G wird das Zahnrad C in drehende Bewegung versetzt, welche sich auf die übrigen Theile fortpflanzt. Nun macht sich ein Naturgesetz geltend,

E. Hillemacher gem. **James Watt.** A. Lebouy gest.

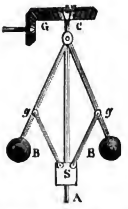
Nach einem Stich aus dem Verlag von Delarue in London.

welches man „Centrifugalkraft“ nennt. Dasselbe lautet in Kürze: Jeder Körper, welcher sich stetig um einen Mittelpunkt (Rotationsaxe) bewegt, hat das Bestreben, sich von diesem Centrum zu entfernen, er hat es um so mehr, je schneller die rotirende Bewegung ist. Wenn also die Drehung eine rasche ist, so werden die Kugeln sich von der Drehungsaxe zu entfernen streben und an der Welle emporsteigen, bei verminderter Drehung jedoch wieder sinken. Ihrer Bewegung folgt natürlich auch der Schieber S. An dem Schieber ist ein Hebel angebracht, der mit der Drosselklappe verbunden ist, durch welche der Dampf aus dem Kessel tritt. Arbeitet die Maschine zu langsam und

dreht sich demgemäß der Regulator, so fallen die Kugeln mit dem Schieber und öffnen durch den Hebel die Klappe weiter; arbeitet sie zu schnell, so steigt der Regulator, die Kugeln ziehen, sich rascher schwingend, den Schieber mit dem Hebel empor, drehen die Klappe zum Theile zu und vermindern so den Zufluß des Dampfes.

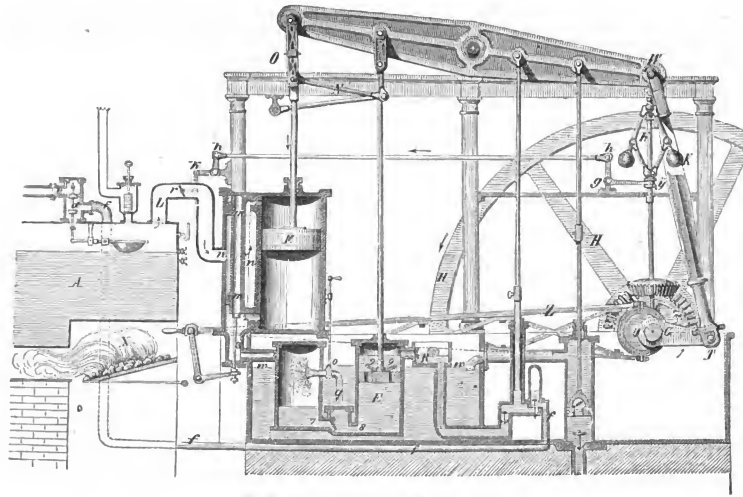
Im Jahre 1782 vollendete Watt die erste „doppeltwirkende Dampfmaschine", durch welche die Erfindung für weitere Zwecke, als nur für den Betrieb von Pumpwerken verwendbar wurde.

Der Gang der Maschine ist in der Hauptsache folgender: Durch das Rohr *L* tritt der Dampf aus dem Kessel *A* in den Raum *nn mm* und wird nun durch eine bestimmte Schiebervorrichtung wechselweise über oder unter den Kolben *M* geleitet, welcher demgemäß sinkt oder steigt. Seine Bewegung bildet den Ausgangspunkt für die weitere Uebertragung der Kraft. Die Drosselklappe ist in der Röhre *L* bei *r* angebracht und durch das Hebelwerk *khhgy* in Verbindung mit dem Kugelregulator *K*, welcher in der oben erklärten Weise das Einströmen des Dampfes regelt. Hebt sich der Kolben *M*, so drückt er den entsprechenden Arm des Wagebalkens *W*, des sogenannten Balanciers, empor, worauf der zweite Arm sich senkt und die Lenkstange bei *T* niederdrückt. Nun strömt der Dampf über dem Kolben ein, drückt ihn nieder und zieht den Balancier bei *O* herab, wobei dieser bei *W* steigt und vermittelst der sogenannten Excentrik *U* die einmalige Umdrehung des Schwungrades vollendet. Die ganze erzeugte Kraft kann nun durch Laufriemen oder Stangen, welche an der Hauptwelle befestigt sind, nach verschiedenen Richtungen hin übertragen werden.



Centrifugalregulator.

Die Zwecke des Buches gestatten nicht, dem Leser jede einzelne der sinnreichen Vorrichtungen und Verbesserungen Watts klarzulegen; es war nur nöthig zu zeigen, wie einfach und geistvoll die erzeugte Wärme in Kraft verwandelt und weiter geleitet worden ist. Wir sehen hier Wirkungen natürlicher Kräfte, die Expansion des Dampfes, das Beharrungsvermögen (bei dem Schwungrade), die Centrifugalkraft u. s. w. zur Erzeugung, Fortpflanzung und Regelung thätiger Kraft vereinigt. Aus Watts Händen ging der Riese gehorsam wie ein Kind, pünktlich arbeitend wie eine Uhr, hervor und trat nun als ein neuer Culturkämpfer in die Geschichte Englands und der Menschheit ein. Seit ungefähr 1785 entwickelte sich das Maschinenwesen in ungeahnter Weise und begründete den modernen Großbetrieb auf industriellem Gebiete. Watt selbst setzte sich 1800 zur Ruhe, aber die technische Bewegung dauerte natürlich fort. Bald reichten die Maschinen für die gewünschten Krafteffekte nicht aus. Die Wirkung des Dampfes hing von der Höhe der Expansion und von dem Flächeninhalt des Kolbens ab. Wenn



Watts doppeltwirkende Dampfmaschine.

die vorhandene Spannung auf jeden Theil der Kolbenfläche mit einer bestimmten Kraft wirkte (ungefähr 1033 Gramm auf den □Centimeter), so mußte natürlich die Gesammtsumme der Wirkung größer werden, wenn die Fläche und demgemäß der ganze Cylinder größer war. Das bedingte eine stärkere Dampferzeugung, mithin erhöhten Materialverbrauch, welcher die Betriebskosten steigerte. Man bemühte sich deßhalb, die Wirkung der Expansion zu steigern, ohne den Kolben und den Cylinder zu vergrößern; das geschah durch die von Trevithik 1802 verbesserten Hochdruckmaschinen*), welche schon in nächster Zeit in Amerika durch Humphry Edwards zur Verwendung kamen.

Welchen gewaltigen Einfluß die Dampfmaschine im Verein mit den Erfindungen Hargreave's, Arkwrights u. s. w. ausgeübt hat, kann sich der Mensch der Gegenwart kaum vorstellen. Wir leben schon seit der Jugend im „Zeitalter des Dampfes", wir haben kaum eine Ahnung davon, wie langsam und schwierig vor einem Jahrhundert das Leben und Schaffen nach vielen Richtungen gewesen ist, wie viel Zeit und Kraft die industrielle Culturarbeit für sich verbrauchte. Der Dampf war's, welcher die bestehenden Verhältnisse in wenigen Jahrzehnten umgestaltet hat, er war's, der damals eine Weltherrschaft antrat, dauerhafter als jene, die ein Napoleon begründen konnte; er war's, der sich mit den Ideen der Revolution verband und mit den Grund legte zur socialen Frage der Gegenwart. Das Eisen und die Kohle gewannen eine ungeahnte Bedeutung, der Bergbau mit ihnen. In kurzer Zeit waren mehrere Provinzen des Inselreiches mit Fabriken aller Art übersäet; in Staffordshire, wo durch Josiah Wedgewood (gest. 1795) schon die Thonwaarenindustrie eine reiche Blüte erreicht hatte, füllte sich die Landschaft mit Eisengießereien, Hochöfen und Hammerwerken; im Nordwesten arbeiteten tausende von Spinning Jennys und mechanischen Webstühlen; Liverpool und Manchester wurden die Mittelpunkte einer riesigen Baumwollindustrie und allüberall arbeiteten die Maschinen, die unermüdlichen Genossen der modernen Menschheit, Pioniere einer neuen Zeit. Während so die gefesselte Naturkraft, überwunden durch den Menschengeist, eine unübersehbare Fülle von Rohstoffen und Bedürfnißartikeln hervorbrachte, während die Maschinen halfen, Erze und Kohle aus dunkeln Tiefen zu Tage zu fördern, hundertmal mehr als vorher, während derselben Zeit befanden sich Verkehrswege und Verkehrsmittel in elendem Zustande und es drohte die Gefahr einer Entwerthung der Industrieprodukte durch Stauung des Verkehrs.

Noch waren die Wege vernachlässigt und besonders im Winter kaum befahrbar; viele Naturprodukte, wie die billige Kohle, konnten von den Werken aus in entferntere Gegenden nicht geschafft werden, weil der Transport sie

*) Die erste Idee zu denselben hatte schon 1724 ein Deutscher, Leupold, ausgesprochen, und O. Evans, 60 Jahre später, construirt.

unbezahlbar gemacht hätte; die Erzeugnisse des Gewerbfleißes wurden ebenfalls in hohem Grade vertheuert: der Frachtsatz von London nach Oxford betrug 12 Pfd., im heutigen Geldwerth also mindestens 300 Mk. für die Tonne; die Eilpost (Stagecoaches) gebrauchte 1760 für dieselbe Strecke acht Tage. Auch die Wasserwege waren für den Verkehr wenig geeignet und nur für Fahrzeuge mit sehr geringem Tiefgang theilweise verwendbar.

Wohl waren schon manche kühne Canalanlagen versucht und ausgeführt worden, ehe noch die Dampfmaschine eine neue Wendung in dem Verkehrswesen einleitete.

Vor allem zu nennen ist der Bridgewater-Canal, welchen der geniale James Brindley (1716—1772) im Jahre 1761 vollendet hatte. Von Worsleymil in Lancaster ausgehend war der Canal durch Berge und über Thäler geführt worden, zog er sich auf einem 200 Meter langen Aquädukt über den Irwell bis nach Manchester hin und trug Kähne mit einer Belastung bis zu 160 Centnern — dem fertigen Werke gegenüber hörte der Spott der Menge auf, welche den Plan, einen Canal durch Berg und Luft zu führen, verhöhnt hatte. Ebenso begann man allmälig dem Straßenbau eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, doch erst gegen ungefähr 1816, besonders durch Mac-Adam (1755—1836) wurde in dieser Richtung hin Vorzügliches geleistet. So sehr aber die Verbesserung der Wege von Vortheil war, so geregelt im allgemeinen das Communikationssystem Englands schon 1800 sich darstellte, war bei der Steigerung des Verkehrs und dem dadurch steigenden Werth der Zeit das Streben nach größerer Schnelligkeit der Bewegungsmittel selbstverständlich. Durch rationelle Pferdezucht und kluge Vertheilung der Postwechselstationen gelangte man so weit, zwei deutsche Wegmeilen in einer Stunde zu überwinden, aber was für den Personen- und Briefverkehr vortheilhaft war, ließ sich nicht für die Güterbeförderung anwenden.

Es ist begreiflich, daß man auf den Gedanken kam, den Dampf zur Fortbewegung zu benützen. Schon 1769 hatte ein Lothringer, Joseph Cugnot (gest. 1804), einen Dampfwagen construirt, welcher zur Beförderung von Kriegsmaterial dienen sollte, aber es war ihm nicht gelungen, den Wagen leicht lenkbar zu machen; nebenbei mußte der Kessel nach je einer Viertelstunde von neuem mit Wasser gespeist werden — zwei Mißstände, welche den praktischen Werth vollständig vernichteten.

Auch Watt und sein Genosse in Soho, Murdock, erfaßten die Idee, letzterer führte sie aus, aber es kam noch zu keiner Verwendung des Versuchs. 1786 bewarb sich Oliver Evans (1755—1819) beim Congreß von Pennsylvanien um das Patent für einen Dampfwagen, welches ihm abgeschlagen wurde, da man die Sache für unausführbar hielt. Erst 1796 wurde die Erfindung in Maryland patentirt, aber Evans fand keine Geldmittel in der Heimat und ebensowenig in London, wohin er sich gewendet

hatte. So kehrte er nach Amerika zurück und führte endlich in Philadelphia seinen vielverlachten Gedanken aus. Dezember 1800 fuhr er auf seinem Dampfwagen durch die Straßen der Stadt. Aber auch dieser thatsächliche Beweis von der Ausführbarkeit der Idee half ihm nichts; man wollte ihm keine Mittel geben und so blieb die Erfindung ohne Einfluß.

Dagegen wirkte das ihr zu Grunde liegende Prinzip auf Richard Trevithik und Andrew Vivian, welche 1801 einen Wagen bauten. Aber es gelang, obwohl sie mehr Erfolg als Evans hatten, doch auch ihnen nicht, dem neuen Förderungsmittel allgemeinere Aufnahme zu verschaffen. Zum Theile war der Zustand der Straßen hinderlich, weil er die Reibung vergrößerte und den Gang unruhig machte. Doch erregte Trevithiks Straßenlokomotive, besonders in London, großes Aufsehen.

Schon seit Jahrhunderten hatte man im Bergbau Nordenglands Spurbahnen zur Förderung der Erze und Kohle benützt. Trevithik knüpfte an die bewährte Einrichtung an und ließ sich 1802 einen Dampfwagen für Schienengeleise patentiren. Hatte man die Straßenlokomotive abgewiesen, weil die Reibung eine zu große sei, so behauptete man nun, der Wagen werde auch auf den glatten Schienen nicht weiterkommen, weil die Reibung zu gering sei. Dieses Vorurtheil, von Gelehrten und Fachmännern als Wahrheit hingestellt, wurde für die nächsten Versuche verhängnißvoll. Blenkinsop (1811), Chapman (1812) und Brunton (1813) construirten ihre Lokomotiven unter dem Einfluß der Meinung, daß die mangelnde Reibung durch besondere Vorrichtungen überwunden werden müsse. So benützte der erste ein Zahnrad, welches in ein gezahntes Geleis eingriff, und Brunton verband mit der Maschine sogar Schubstangen, die durch ein Hebelwerk mit dem Kolben verbunden waren und den Dampfwagen stoßweise vorwärts bewegten. Erst Blacket hatte wieder den Muth, das herrschende Vorurtheil thatkräftig zu prüfen, und wies nach, daß die „Adhäsion“*) unter allen Umständen groß genug sei, um Zahnräder, Schubstangen u. s. w. überflüssig zu machen.

Aber erst Georg Stephenson (geb. 1781 in Wyglam in Northumberland, gest. 1848 in Tapton House bei Chesterfield) sollte dem neuen Prinzip den entscheidenden Sieg gewinnen. Auch er gehört zu jenen Männern, welche nach unsäglichen Kämpfen aus eigener Kraft endlich zum Ziel gelangt sind. Sein Vater war Heizer in einem Kohlenwerk; der Knabe mußte, kaum sechs Jahre alt, mithelfen, das tägliche Brod zu beschaffen. Schon damals war in ihm die construirende Begabung sehr groß; sie entfaltete sich noch mehr, als er 1795 Heizer bei einer Dampfmaschine wurde. Erst 1812 hatte er nach Jahren, in welchen es ihm sehr kümmerlich ging, das Glück, als In-

*) Zwischen dem Rade und der Schiene. Adhäsion im allgemeinen bezeichnet die Anziehung, welche zwei einander berührende Körper auf einander ausüben.

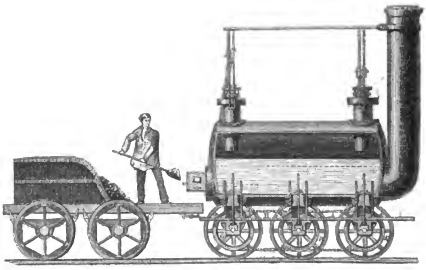
genieur für die Killingworther Kohlengruben angeſtellt zu werden. Hier führte er ſeine erſte Lokomotive aus, welche die Kohlenwagen von den Förderungsſchachten nach dem Verſchiffungsplatze zu bringen hatte (1814).

Stephenſons Blicke entgingen die Schwächen der Conſtruktion nicht und er bemühte ſich, derſelben Herr zu werden, was ihm zum Theile in der Lokomotive für die Strecke zwiſchen Darlington und Stockton gelang. Dieſe 61 Kilometer lange Bahn, die erſte für allgemeinen Güter-

Georg Stephenſon.

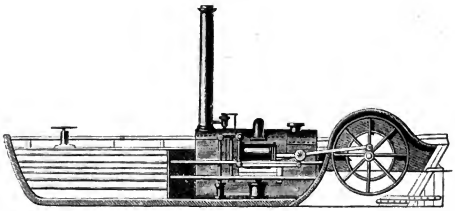
verkehr projektirte, wurde 1821 in Angriff genommen. Wir werden im nächſten Buche die Weiterentwicklung der Verhältniſſe verfolgen.

Früher als auf dem Lande ſollte die Dampfmaſchine auf den Waſſerwegen zur Geltung kommen. Schon 1707 war Papin mit einem kleinen Boote mit Schaufelrädern von Kaſſel nach Münden gefahren, wo ihm die dortigen Schiffer, für ihr Gewerbe fürchtend, das kleine Dampfboot zerſtörten. Der Verſuch hatte für die Praxis keine Folgen, ebenſo blieben andere bis 1776 bedeutungslos. In dieſem Jahre trat ein zweiter Franzoſe, der Marquis Jouffroy, mit einem Dampfboot hervor. Zu beiden Seiten waren Ruder angebracht und mit dem Kolben ſo verbunden, daß er ſie beim



Stephensons Lokomotive von 1814.

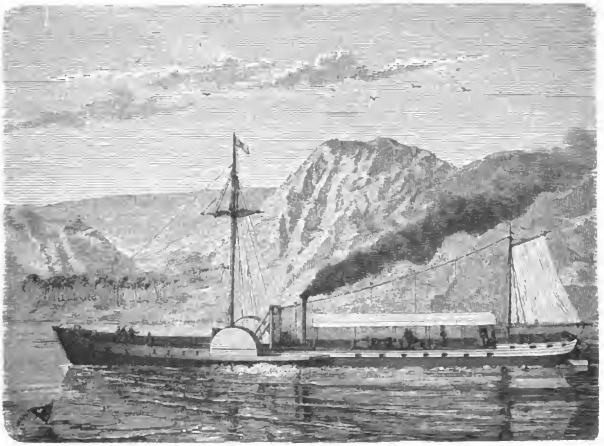
Zurücktreten nach hinten zog; beim Heraustritt brachte sie ein Gegengewicht wieder nach vorn, wobei durch eine besondere Vorrichtung die Schaufeln zusammenklappten. Besser bewährte sich ein zweites Boot, mit welchem Jouffroy 1783 die Saone befuhr. 1787 folgten die Versuche von Miller, Taylor und Symington mit einem Boote, dessen Maschine auf zwei Schaufelräder, die aber nicht seitlich angebracht waren, wirkte. Die verschiedenen Bemühungen einzeln aufzuführen ist nicht nöthig; die Frage wurde nicht



Durchschnitt des Dampfers „Charlotte Dundas".

mehr von der Tagesordnung abgesetzt. 1802 gelang es Symington, sein Dampfboot „Charlotte Dundas" als Schleppdampfer für einige Zeit benützen zu können, aber die Eigenthümer der Canäle, auf welchen es zur Verwendung kam, legten Einsprache ein, weil sie von dem stärkeren Wellenschlag Beschädigung der Uferbauten befürchteten. Das Boot wurde durch eine doppeltwirkende Watt'sche Maschine getrieben, welche die Bewegung mittels Kurbel und Lenkstange auf ein Schaufelrad nach Millers Construktion übertrug.

Der jugendkräftige Freistaat jenseits des Oceans sollte das Begonnene vollenden: durch den Pennsylvanier Robert Fulton (geb. 1765, gest. 1815 in Newyork) wurde Amerika die Wiege der modernen Dampfschifffahrt. Fulton, zuerst Goldschmied, dann Maler, hatte sich in London dem Studium der Mechanik zugewendet und in ziemlich kurzer Zeit eine Reihe von Erfindungen gemacht, darunter auch eine Art von Brander (Torpedo), den er der französischen Regierung vergebens anbot. Schon wollte er entmuthigt Paris und Europa verlassen, als ihn der Zufall mit dem Kanzler Livingstone, dem



Fultons erstes Dampfschiff.

diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten am Hofe des ersten Consuls Bonaparte, zusammenführte. Livingstone selbst, obwohl nicht Fachmann, hatte sich schon seit 1797 mit den verschiedenen Systemen der Dampfschiffe befaßt und trotz aller abschreckenden Erfahrungen den Glauben an den Werth der neuen Idee nicht aufgegeben. 1801 fand er in seinem Landsmann endlich einen eifrigen Ingenieur; 1803 machte dieser die erste Probefahrt mit dem von ihm construirten Dampfboote, welches sich als leicht, wenn auch nicht als schnell beweglich erwies. Da Bonaparte die Sache als einen Schwindel erklärte, beschlossen die beiden Verbündeten, ihr Unternehmen auf heimischem Boden zu vollenden und ließen in Soho, in der Fabrik von

Boulton und Watt, eine für ihren Zweck taugliche Maschine anfertigen, welche 1806 (Oktober) in fertigem Zustande in Newyork ankam. Fulton begann sogleich mit dem Bau des Dampfers „Clermont". Aber auch in der Heimat wurde ihm zuerst nur Hohn zu Theil. Als das Schiff zur ersten Fahrt bereit war und Fulton es bestieg, umbrauste ihn das Gelächter von Tausenden, welches sich jedoch schnell in Jubel wandelte. Im August 1807 unternahm er die erste größere Fahrt bis Albany und wieder zurück*). Damit war das Dampfschiff dem modernen Verkehr übergeben und bald befuhren die Werke aus Fultons Fabrik die großen Ströme und vermittelten Handel und Wandel bis in die entlegenen Gegenden der Staaten von Ohio, Missouri, Illinois.

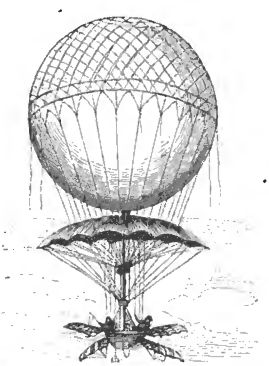
Jetzt erst, wo der Erfolg unzweideutig für das neue Verkehrsmittel sprach, begann das Mißtrauen in England, wenn auch sehr langsam, zu weichen. Henry Bell baute 1811 ein kleines Schiff, den „Kometen", für den Personenverkehr auf dem Clyde zwischen Glasgow und Greenock, machte jedoch ziemlich schlechte Geschäfte, weil den bedächtigen Engländern die Fahrt zu gewagt erschien. Im Verhältniß rascher ließ man sich in Deutschland auf den Gebrauch der Dampfboote ein; auf dem Rhein, der Elbe und der Oder, wie auf der Havel zwischen Potsdam und Berlin vermittelten sehr bald kleine Raddampfer den Verkehr; die Maschinen, meist von 3—5 Pferdekräften, wurden zum größten Theile aus England bezogen. Im Mutterlande der Technik mußte durch den überseeischen Handel die Aufmerksamkeit auf den Bau großer Dampfer hingelenkt werden, welche fähig wären, den Ocean zu durchkreuzen; doch auch das sollte Amerika zuerst vollführen; 1819 kam die „Savannah" von Newyork aus, ohne einen einzigen Hafen angelaufen zu haben, in Liverpool an, fuhr dann über Kopenhagen nach Petersburg und von da in die Heimat zurück.

Bei den bis jetzt erwähnten Dampfschiffen war die Bewegung auf das Rad gegründet, aber schon im vorigen Jahrhundert hatte man einen andern einfachen Mechanismus als fähig zur Fortbewegung erkannt: die Schraube. Jeder kennt den einfachen Korkzieher oder Bohrer, welche bei der Drehung in irgend einen Stoff in der Richtung ihrer Axe eindringen. Werden die bei ihnen erhaben ausgearbeiteten Schraubengänge in irgend einem Material in gleichem Größenmaß vertieft hergestellt, so entsteht die sogenannte Schraubenmutter, welche sich mit ihren hohlen Windungen genau an die vortretenden der Schraube anschließt. Auch die Schiffsschraube beruht auf dem Prinzip des Bohrers. Das Wasser bildet durch seinen Widerstand eine Art von Schraubenmutter, in welche die sich rasch drehende Schraube sammt dem Schiffe eindringt und es so vorwärts bewegt. Schon 1731 hatte ein Franzose,

*) Der „Clermont" hatte bei einer Tragfähigkeit von 3200 Ctrn. eine Länge von 44 Mtr. und eine Maschine von 18 Pferdekräften.

Duquot, und 1752 der Physiker Bernoulli, ein Schweizer, den Gedanken der Fortbewegung durch die Schraube ausgesprochen, aber der Gedanke blieb unausgeführt; erst im dritten Jahrzehnt wurde er von neuem ergriffen und sollte dann von hoher Bedeutung werden; wie es scheint, war es Joseph Reffel, ein Deutschböhme, welcher 1812 den ersten Versuch anstellte; praktisch erfolgreich wurde die neue Idee aber erst einige Jahrzehnte später.

Durch den Sieg über eine Naturkraft begann der Menschengeist Erde und Meer zu beherrschen, die Phantasie lockte ihn auch in die Lüfte. Die Nachrichten von den ersten Versuchen auf diesem Gebiete sind für die Geschichte der Ballonfahrten belanglos — erst durch Joseph Montgolfier (1740 bis 1810) und seinen Bruder Jacques (1745 bis 1799) erhielt die Frage eine klare Antwort. Das Prinzip, welches ihren Ballon steigen machte, war sehr einfach. Bekanntlich dehnt die Wärme die Luft aus; ein mit erhitzter Luft gefüllter Ball wird leichter als die ihn umgebende Atmosphäre und hat nun das Bestreben zu steigen, ebenso wie eine Luftblase im Wasser sich erhebt. Juni 1783 machten die Brüder den ersten öffentlichen Versuch; ihr Ballon hatte bei 12 Meter Durchmesser eine Tragkraft von 200 Kilogramm. Die Sache machte ungeheures Aufsehen und bald folgte ein neuer Versuch mit einer andern Füllung, dem Wasserstoffgas, welches 17 mal leichter als die Luft ist; zum Unterschiede wird der damit gefüllte Ballon nach dem Physiker Charles „Charlier" genannt. Endlich am 21. Oktober 1783 stiegen das erstemal Menschen mit einem Montgolfier in die Höhe und zwei Jahre später unternahmen Blanchard und der Amerikaner Jeffroys die erste Reise durch die Luft von Dover nach Calais innerhalb 2½ Stunden.



Blanchards Luftballon mit Fallvorrichtung.

Seit dieser Zeit gewann die Luftschifffahrt steigende Beachtung; man versuchte sie durch Fallschirme gefahrloser zu machen, aber die meisten Unternehmungen dienten mehr der Befriedigung der Neugierde, als wissenschaftlichen oder praktischen Zwecken. Die Ballonfahrt wurde bald ein Gewerbe, und einzelne, besonders die kühne Frau Blanchards, erwarben sich damit ein beträchtliches Vermögen; doch mußten die Genannten ihre Verwegenheit zuletzt mit dem Tode büßen.

Blanchard selbst war 1785 nach Deutschland gekommen und erregte hier dasselbe ungemessene Staunen, wie in der Heimat: man spannte ihm die Pferde aus, man feierte ihn in den Theatern, Fürsten überhäuften ihn mit Geschenken aller Art. Am 27. September 1788 stieg er auch in Berlin auf — der ganze Hof und Tausende von Menschen waren anwesend. Nachdem er gelandet war, wurde er in einem königlichen Wagen nach der Hauptstadt zurückgebracht; sofort begab er sich in das Schauspielhaus, wo ihn das Publikum mit lautem Beifall begrüßte und Friedrich Wilhelm II. ihm eine goldene Tabatière mit 400 Goldstücken übergab.

Früher als in Berlin scheint man in Wien Gelegenheit gehabt zu haben, das neue Wunder zu sehen, denn dort ließ ein Dr. Ingenheim am 6. Juli 1784 in Gegenwart des Kaisers und einer großen Menschenmenge einen Ballon steigen. Man hoffte von der Erfindung viel für die Kriegskunst und sowohl Joseph II. wie Cobenzl hatten zu der nöthigen Summe von 4000 Dukaten beigetragen, nur Kaunitz läugnete den praktischen Werth. Doch scheint auch der Kaiser später mißtrauisch geworden zu sein, denn als einige Jahre darauf Blanchard in Wien anfragen ließ, ob er kommen solle, wurde ihm die Antwort des Fürsten, derselbe werde sich freuen, ihn begrüßen zu können, wenn er, Blanchard, glaube, durch seine Fahrten der Wissenschaft einen Dienst erweisen zu können. Der Wink war sehr deutlich — der Franzose blieb aus, denn sein Streben hatte mit der Wissenschaft nichts gemein. Mit Recht konnte der Physiker Lichtenberg, der witzige Satiriker (S. 244), über den Ballonsport sagen:

„Der Britte, stolz und schwer,
Beherrscht das Meer;
Der Franzmann, leicht wie Duft,
Die Luft."

Die eigentlichen Ergebnisse der mit überschwänglichen Hoffnungen begrüßten Luftschifffahrt waren sehr geringe — und sind es bis heute geblieben. Das einzige wissenschaftliche Resultat knüpft sich an die Fahrt, welche am 20. August 1804 Gay-Lussac und Biot unternahmen. Nach genauen Beobachtungen, welche die beiden Forscher anstellten, konnten sie feststetzen, daß noch in einer Höhe von 4000 Meter die Wirkung des Erdmagnetismus vollständig unverändert sei, daß die Wirkung der Elektricität keine Aenderung erleide. Etwas später machte Gay-Lussac allein eine Fahrt, bei welcher er sich bis gegen 9000 Meter hob und die Ergebnisse der ersten Untersuchungen bestätigen konnte; auch zeigte sich, daß die Luft, welche er aus der erreichten Höhe in vollkommen dicht geschlossenen Flaschen mitgebracht hatte, in ihrer Zusammensetzung ganz mit jener, welche wir athmen, übereinstimme.

Viel großartigere Erfolge sollten sich an eine Naturkraft knüpfen, deren Wirkungsbedingungen man erst in diesem Zeitraume näher kennen lernte:

an die Elektricität. Schon hatte ein Deutscher, Winkler in Leipzig, die Behauptung aufgestellt, der Funke und das Knistern bei Entladung der Elektrisirmaschine seien von Blitz und Donner nur im Stärkegrad verschieden. Aber erst Benjamin Franklin erbrachte die unzweideutigen Beweise für diese Anschauung. Er ließ bei am Himmel stehendem Gewitter Papierdrachen steigen, leitete auf deren zweckdienlich gewählten Schnüren die Elektricität nieder, mit welcher er dieselben Versuche machte, die man mit dem gewöhnlichen Apparat auszuführen pflegte. Er hatte so die Beobachtung gemacht, daß die elektrische Kraft geleitet werden könne und verband dieselbe mit der Erfahrung, daß der Blitz vor allem durch hochaufragende Gegenstände angezogen werde. Da faßte er den kühnen Gedanken, die Werke der Menschenhand vor den üblen Folgen des „einschlagenden" Blitzes zu schützen. 1760 wurde der erste Blitzableiter auf dem Hause eines Kaufmanns in Philadelphia errichtet, 1782 besaß schon ein Drittel aller Gebäude der Stadt die Schutzvorrichtung. Dagegen wehrte man sich sowohl in England wie in Frankreich ziemlich lange gegen die Erfindung Franklins, dort aus Haß gegen den jungen Freistaat, hier aus jener Eitelkeit, welche nicht zugeben wollte, daß ein Nichtfranzose den Gedanken gehabt hatte, „dem Himmel den Blitz zu entreißen". In Deutschland wurde der erste Blitzableiter 1769 auf dem Jacobithurm in Hamburg errichtet.

Der Chappe'sche Telegraph.

Aber in einer andern Art sollte die Naturkraft zum Dienste für den Menschengeist herangezogen und gebändigt werden, bis sie endlich Welten mit einander verband: es geschah durch den elektrischen Telegraphen. Der Gedanke, eine Botschaft schnell auf weite Entfernungen bekannt zu geben, war uralt. In dem Drama „Agamemnon" des griechischen Tragikers Aeschylus spricht Klytämnestra (V. 263—295) von den Feuerzeichen, welche Kunde gaben vom Falle Trojas.

„Brand flog auf Brand, in stetem Flammenlaufe sich
Fortwindend, hieher."

Thurmstangen und Fahnen wurden später benützt, um bestimmte Zeichen zu geben; ein Deutscher, Professor Bergsträßer in Hanau, erfand eine Signalpost, welche 1786 mit Erfolg versucht wurde, aber rasch vergessen war. Mehr Glück hatte der französische Ingenieur Claude Chappe mit einem Armtelegraphen. Auf hervorragenden Punkten wurden die Stationshäuser errichtet; der Apparat gestattete, den Hauptbalken mit den zwei Seitenflügeln

in siebzig verschiedenen Stellungen zu ändern, welche nicht nur Buchstaben und Zahlen, sondern auch die Satzzeichen angaben. 1793 wurde die erste Strecke zwischen Paris und Lille vollendet. Kleinere Signale oder Depeschen konnten mit großer Schnelligkeit befördert werden, so von Calais nach Paris in 4 Minuten 5 Sekunden, von Brest ebendahin in 6 Minuten 50 Sekunden. Die Einrichtung fand rasch Nachahmung in Deutschland, zuerst in Frankfurt a. M. (1798), in Preußen zwischen Berlin und Köln 1833. Aber ein starker Sturm, dichter Nebel und selbstverständlich die Nacht machten der Herrlichkeit ein rasches Ende. Hier trat die Elektricität in die Lücke ein.

Schon 1746, also noch vor Franklins Versuchen, hatte ein deutscher Physiker, Winkler, in Leipzig den gelungenen Versuch ausgeführt, den elektrischen Strom auf langen Drähten unter der Pleiße hinzuleiten. Verschiedene Gelehrte suchten die Fortpflanzungsgeschwindigkeit zum Zwecke des Telegraphirens zu verwenden, oder machten doch Vorschläge, aber es war ein Deutscher, welcher den entscheidenden Schritt ausführte: Samuel Thomas von Sömmering, der berühmte Physiologe in München (geb. 25. Januar 1755 in Thorn, gest. 1830 in Frankfurt).

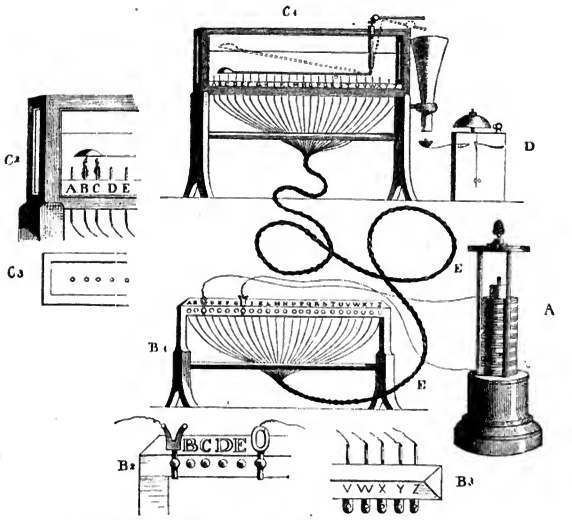
Sömmering hatte sich bei seinen nervenphysiologischen Versuchen vielfach der Volta'schen Säule bedient. Ein Zufall — eine Bemerkung des Ministers Montgelas, der Gelehrte möge ihm Vorschläge zu einem Telegraphen machen — scheint Ursache gewesen zu sein, daß Sömmering dem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuwandte (5. Juli 1809). Eine Bemerkung in seinem Tagebuche, drei Tage später niedergeschrieben, liefert den Beweis, daß er sich sofort mit der Angelegenheit beschäftigt habe. Es heißt dort: „Nicht ruhen können, bis ich den Einfall mit dem Telegraphen durch Gasentbindung realisirt, Draht von Silber und Kupfer eingekauft. Die Versuche mit der Isolirung der Drähte durch Siegelwachs, zur Telegraphie bestimmt, gelingen."

Schon am 28. August desselben Jahres konnte Sömmering seinen Apparat der Akademie der Wissenschaften vorzeigen und erläutern; die Denkschrift über denselben ist aber erst 1811 veröffentlicht worden. Im Spätherbst 1809 war im Geleite Napoleons dessen Leibarzt Larrey angekommen und hatte dem weltberühmten Berufsgenossen verschiedene Knochenpräparate für seine Sammlung mitgebracht. Vielleicht war auch er es, der in dem Gelehrten den Gedanken erweckte, die Erfindung dem Kaiser vorlegen zu lassen; sicher ist's, daß er selbst es in Paris gethan hat. Aber Napoleon, der absolute Realist, lehnte den Vorschlag mit den Worten ab: „C'est une idée germanique!" Wir dürfen stolz auf diesen „deutschen Gedanken" sein, denn er hat sich die Welt erobert.

Juni 1811 machte Sömmering mit seinem Freunde, dem Staatsrath v. Schilling, den Versuch, unter der Isar hindurch zu telegraphiren. Schilling nahm später einen zweiten genau nach dem Modell gearbeiteten Apparat

nach Petersburg und wiederholte dort alle Versuche vor dem Czaren. Hier kurz die Einrichtung dieses ersten elektrisch-galvanischen Telegraphen.

Seite 180 ist mitgetheilt worden, daß schon 1800 der Einfluß des galvanischen Stroms auf das Wasser beobachtet worden sei. An diese wasserzersetzende Kraft knüpfte Sömmering seine Idee. Von einer Voltaischen Säule, zusammengesetzt aus Silber, Zink und angefeuchtetem Filz *(A)*, ging



Der erste galvanische Telegraph von Sömmering.

der eingeschaltete Strom zu einem Apparat mit Buchstaben *(B 1)*. Jeder derselben hatte seinen eigenen Draht. Aus diesen war ein Kabel zusammengeflochten, welches zu dem Buchstabenapparat der Empfangsstation *(C 1)* führte. Dort löste es sich wieder in die einzelnen Drähte auf, welche durch einen mit Wasser gefüllten Glastrog eintraten und an ihren Enden wieder mit Buchstaben bezeichnet waren. Eine besondere Vorrichtung benachrichtigte von der Absicht, zu telegraphiren. Die beiden Poldrähte der Säule wurden im ersten Apparat in die Oefen bei den Buchstaben *B C* eingeschaltet: nun begann der Strom etwa auf dem zu *B* gehörigen Drahte zu spielen, ging durch

das Kabel zu dem *B* des zweiten Apparats, hier durch die Flüssigkeit zu *C* und kehrte schließlich im *C*-Drahte zur Säule zurück. Sobald er bei *B* auf der Station austrat, äußerte er auch seine Wirkung, d. h. er begann das Wasser zu zersetzen; es bildeten sich kleine Gasbläschen, welche sich langsam in dem Hohlraum eines kleinen Löffelchens sammelten, bis ihr Druck nach oben dasselbe hob und so einen combinirten Hebel in Bewegung setzte, auf dessen einem Arm eine Bleikugel aufgesteckt war. Diese glitt in einen Trichter und auf einen zweiten Hebel, der ein Schlagwerk in Bewegung setzte. Sollte nun telegraphirt werden, z. B. das Wort „Hand", so wurde der Leitungsdraht mit der negativen Elektricität bei *H*, der andre bei *A* eingeschaltet und es begann die Zersetzung in der andren Station bei denselben Buchstaben und zwar stärker bei dem negativen Pol, wodurch die Unterscheidung ermöglicht wurde, welcher Buchstabe der erste in der Reihe sei. Dann folgten *N* und *D* und so stets paarweise die weiteren Buchstaben des Berichtes.

Schon März 1813 telegraphirte Sömmering durch ein Kabel, welches 3118 Meter lang war; aber trotzdem die Erfindung zu einer augenblicklichen Verwerthung reif gewesen wäre und ihre Vorzüge gegenüber dem Flügelapparat von Chappe offenbar waren, fand sich doch nirgendwo der Unternehmungsgeist, welcher den galvanischen Telegraphen für die Oeffentlichkeit nutzbar gemacht hätte. — 1820 machte Oersted seine schon erwähnten Beobachtungen (S. 180) und an dieselben knüpften sich die weiteren Versuche: an die Stelle des galvanischen trat der elektromagnetische Telegraph, aber erst dreizehn Jahre später sollte derselbe zur Verwendung gelangen.

Schließlich sei hier noch zweier Erfindungen Erwähnung gethan, welche beide die Dampfmaschine zur Voraussetzung haben und für unsre Zeit von hoher Bedeutung geworden sind. Die erste ist die „Papiermaschine", welche ein Franzose, Louis Robert, 1799 construirt hat und die später noch von Verschiedenen Verbesserungen erfuhr. Sie besorgte alle jene Geschäfte, für welche vorher die Menschenhand nöthig war, und ermöglichte die Massenerzeugung jenes Produktes, welches nicht ganz mit Unrecht unserm Zeitalter das Beiwort des „papiernen" gegeben hat. Der Unterschied zwischen der früheren und der neuen Herstellungsart ergibt sich durch den Vergleich ihrer Arbeitseffekte: je zwei Arbeiter konnten bei der „Büttenfabrikation" in zwölfstündiger Arbeitszeit 5—6000 Bogen „schöpfen", eine Maschine dagegen in einer Stunde endloses Papier, welches zerschnitten 6000 Bogen liefert. Die erste dieser Maschinen in Deutschland wurde 1819 in Weida in Betrieb gebracht.

Wie seit dem 15. Jahrhundert, so ging auch jetzt mit der Verbesserung der Papiererzeugung die auf dem Gebiete des Buchdrucks vorwärts. Die einzigen Umänderungen, welche man an der alten Druckerpresse eingeführt hatte, beschränkten sich darauf, daß man nach und nach ihre Haupttheile statt aus Holz aus festerem Stoffe, Messing, Gußeisen u. s. w. herstellte. Erst

Viscount Charles Stanhope brachte die ganz aus Eisen bestehende Druckerpresse in Aufnahme. Aber auch auf diesem Gebiete begann sich das Bedürfniß nach rascherer Herstellung bemerkbar zu machen; eine große Zahl von verbesserten Pressen tauchte auf, manches Veraltete wurde beseitigt, aber die Frage nach einer selbstständig und schnell arbeitenden Maschine blieb unerledigt. Auch hier war einem Deutschen die entscheidende Lösung vorbehalten: Friedrich König (geb. in Eisleben 1774, gest. 1833). Schon in jener Zeit, wo er als Lehrling in der Buchdruckerei von Breitkopf und Härtel (Leipzig) arbeitete, beschäftigte ihn der Gedanke an eine neue Presse. Ungefähr 1804 oder 1805 war er mit seinem Plane fertig, mußte aber die Hoffnung aufgeben, in Deutschland Mittel zur Ausführung zu finden. Wie so mancher wandte er sich in die Fremde und fand in England nicht nur einen unternehmenden Buchdrucker, Bensley, sondern auch in Andr. Fr. Bauer (1789—1860) einen tüchtigen Mechaniker. 1810 und 1811 erhielt König seine ersten Patente, im letzteren Jahre wurde die erste Schnellpresse in Bensley's Druckerei, und drei Jahre später in der schon damals großartig geleiteten Officin der „Times" in Thätigkeit gesetzt. In Folge der geschichtlichen Ereignisse war die Auflage der 1788 gegründeten „Times" sehr rasch gestiegen — und man sollte noch immer mit den Handpressen arbeiten, welche als höchste Leistung 450 Abzüge in der Stunde gestatteten. Der Besitzer Walter hatte die kostspieligsten Versuche nicht gescheut, aber alles war vergeblich; man konnte den täglichen Stoff nicht mehr überwältigen. Da bedeutete Königs Schnellpresse die Erlösung. Am 29. November 1814 erschien die erste mit der Maschine gedruckte Nummer, an ihrer Spitze einen „Leiter", welcher in einfacher Weise die Arbeit der neuen Erfindung schilderte, um jenen Mann zu ehren, aus dessen Geist dieselbe hervorgegangen war. Wie richtig man ihre Bedeutung erkannte, beweist der Vergleich: wie Christopher Wren (Erbauer der Paulskirche u. s. w.) sich selbst seine Denkmale aufgerichtet habe, so auch König „a Saxe of birth" und sein Mitarbeiter und Landsmann Bauer*).

Wenn man die hervorragenden Erfindungen dieser Epoche, auf deren Schultern die Gegenwart steht, im Zusammenhange betrachtet, so fühlt man, wie der Puls der Zeit immer rascher zu schlagen beginnt. In dunklen Werkstätten, wo mächtige Räder sich im sausenden Schwunge bewegen, der Dampf zischend aus den Ventilen fährt, wo Kurbeln und Hebel sich drehen und schwirren; in den stillen Arbeitsstuben arbeitsgewohnter Erfinder, in den Studierzimmern der Gelehrten — hier wie dort bereitete sich, kaum bemerkt,

*) König gründete mit seinem Freunde 1817 die später berühmt gewordene Fabrik in Oberzell (Baiern). Die ersten Schnellpressen in Deutschland wurden 1822 in den Druckereien Deckers und der Spenerzeitung in Berlin aufgestellt. — Einen Ueberblick über die wichtigsten Erfindungen gibt Tafel V.

in den Jahren wilder Kriege, wo Völker einander gegenüberstanden, eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte vor und wurde ein neues Geschlecht erzogen. Dampf, Elektricität und Presse begannen sich zu Weltmächten zu entwickeln und wuchsen in der Stille empor. Aber unbemerkt konnten doch die durch sie bewirkten Revolutionen nicht bleiben, denn gar bald traten die jungen Riesen hervor, gar bald zeigte es sich, wie unlösbar alle Mächte der Geschichte mit einander verbunden seien, wie die gewaltigen Errungenschaften der Technik das Dasein der Völker beeinflußten. Genau darzulegen, wie die „Technik" schon in der ersten Zeit in Politik und Volkswirthschaft, in den Zeitgeist im Allgemeinen umgestaltend, fördernd und hemmend eingegriffen hat, ist im Raume eines Werkes, wie des vorliegenden, eine Unmöglichkeit, es können nur einige der Fäden bloßgelegt werden, welche die Technik für das Gewebe des Zeitgeistes geliefert hat, nur einige Beispiele angeführt werden, welche beweisen, wie die Erfindungen mit der Wissenschaft, dem socialen Leben und der Zeitstimmung verbunden sind.

Wenn man die hauptsächlichen Erfindungen betrachtet, mögen sie auf den ersten Blick den Eindruck machen, als seien sie plötzlich und unvermittelt hervorgetreten. Aber auch hier waltete, wie auf allen andern Gebieten geistigen Schaffens, ein organisches Gesetz. Wenn auch manche Kleinigkeit durch das, was wir „Zufall" nennen, eingeleitet sein mochte, die Prinzipien mußten durch geistige Vorgänge gefunden werden. Bestimmte Zustände im Völkerleben führen dahin, daß auf einmal ein Bedürfniß sich mit steigender Gewalt geltend macht; es bildet sich eine Stimmung, welche die Phantasie eines besonders gearteten Menschen in Bewegung setzt; viel stärker als die Zeitgenossen empfindet er die Nothwendigkeit und eint seine gesammte Geisteskraft auf einen Punkt; er einigt die vorhandenen, sucht nach neuen Mitteln, bis endlich nach langen Kämpfen, vielleicht nach einer Reihe von Mißerfolgen, das Geahnte gefunden ist. Diese Vorgänge im schaffenden Geiste können sich jedoch nur dort abspielen, wo schon, abgesehen von der lebhafteren Phantasie, ein bestimmtes Wissen von den wirkenden Kräften vorhanden ist, eine Summe von Erfahrungen auf dem Gebiete, welches eine Erweiterung unabweislich fordert. Dieß alles verlangt eine Vor- und Mitthätigkeit der Wissenschaft, und so sehen wir, daß die Gebiete der Theorie und Praxis nirgendwo durch scharfe Grenzen von einander geschieden sind. Der Gelehrte findet Kräfte und entdeckt einige Bedingungen, unter welchen sie wirken können; der praktische Mechaniker schafft, unterstützt durch die Kenntniß der Bedingungen, zusammengesetzte Werkzeuge, welche die Kraftäußerungen nach einem bestimmten Ziele lenken; zugleich aber findet er, weil vertraut mit den Mechanismen, neue Combinationen, oder beobachtet Wirkungen, für welche die Wissenschaft erst die Erklärung finden muß, ja er weist nicht selten durch Versuche nach, daß gewisse Voraussetzungen der Gelehrten falsch gewesen seien. In diesen Wechselbeziehungen liegt ein mächtiger Hebel des Fortschritts; der

wissenschaftliche Gedanke adelt die scheinbar mechanische Arbeit, diese gibt oft jenem erst die unantastbare Geltung.

Einige Beispiele mögen darlegen, wie bedeutungsvoll die geistige Vorarbeit für die Technik ist. 1811 hatte ein Salpeterfabrikant in Paris, Courtois, violette Dämpfe beobachtet. Die eigenthümliche Farbe erweckte seine und mehrerer Chemiker, auch Gay-Lussac's Aufmerksamkeit, und sie gelangten zu dem Ergebniß, daß hier ein neues Element vorhanden sein müsse. Dasselbe wurde wirklich — es ist das Jod — in der Mutterlauge der Vareck-Soda gefunden. Vareck oder Kelp ist eine Seepflanze, aus welcher man diese Soda mit Hilfe von Schwefelsäure gewann. Der wissenschaftlich begründete Rückschluß war, daß sich der neue Stoff im Meerwasser selbst und ebenso in andern in der See vorkommenden pflanzlichen Gebilden, in Schwämmen u. s. w. finden müsse. Die Untersuchungen bestätigten die Voraussetzung vollkommen. Nun war schon seit langem die Asche solcher Schwammarten zur Heilung von Kröpfen in verschiedenen Gebirgsländern benützt worden. Ein Arzt in Genf, Coindet, kam auf den Gedanken, dem Jod diese Wirkung zuzuschreiben und machte mit diesem allein Versuche, welche besten Erfolg hatten. So war durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände ein nicht nur für die Technik der Gewerbe, sondern ebenso für die Medizin wichtiger Stoff gewonnen worden.

1797 analysirte der Franzose Vauquelin sibirisches Bleierz, welches sich durch rothe Färbung auszeichnet, und entdeckte in demselben ein eigenartiges Metall, das Chrom. Durch Untersuchungen über Verbindungen desselben mit dem Sauerstoff gelangte er zu verschiedenen Farbmitteln, wie zu dem grünen Chromoxydul, welches bald in die Glasfabrikation eingeführt wurde. Das gab Veranlassung, den Smaragd zu untersuchen, und es zeigte sich, daß die genannte Verbindung in den kostbarsten Varietäten dieses Edelsteins vorhanden sei. In ähnlicher Weise war es die Chemie, welcher die Gewerbe das künstliche Ultramarin verdanken. Man hatte dasselbe aus dem theuren Lasurstein herstellen müssen, weßhalb der Preis bis zu 200 Franks für die Unze (ungefähr 2 Loth) betrug. Die im Jahre 1806 angestellten Analysen führten zur Erkenntniß der Natur des Steins und zur künstlichen Herstellung des Farbstoffes, welcher dadurch enorm im Preise fiel, so daß jetzt ein Pfund davon nur etwa eine Mark kostet.

1747 hatte ein Berliner Chemiker, Marggraf, nachgewiesen, daß aus dem Safte der Runkelrüben krystallinischer Zucker dargestellt werden könne. Der Franzose Achard nahm 1796 die Versuche von neuem auf und zeigte, daß der so gewonnene Stoff dem eingeführten ostindischen Zucker in den chemischen Eigenschaften vollkommen gleich sei. Dieses Ergebniß der Wissenschaft wurde von großer Wichtigkeit zur Zeit der Continentalsperre, wo es die Grundlage zu einem neuen Industriezweig lieferte und zugleich auf die Landwirthschaft Einfluß gewann.

Wie die ersten Versuche der Telegraphie in innigster Verbindung mit dem Galvanismus und der Elektrolyse stehen, bedarf nach der oben gegebenen Darstellung keines weiteren Nachweises.

Von tiefgehendem Einfluß wurde der Aufschwung der Technik auf dem *socialen Gebiete*. Wie schon bemerkt worden ist, war es vor allem England, wo zuerst die wirthschaftlichen Verhältnisse die Wirkung der neuen Massenfabrikation empfanden, wie sie in Folge der Dampfanwendung in fast allen Theilen der Industrie zur Herrschaft gelangte. Bis ungefähr 1750 war die überwiegende Anzahl der Arbeiter, besonders in der Leinen- und Baumwollfabrikation, selbstständig, d. h. sie arbeitete für sich. Der Bedarf an Kohle und Eisen war ein verhältnißmäßig beschränkter und deßhalb auch die Zahl der Grubenarbeiter, welche schlecht bezahlt am meisten mit Noth zu kämpfen hatten, noch eine ziemlich geringe. Die Preise der Manufakturwaaren, obwohl nicht unabhängig von der Nachfrage und dem Angebot, waren doch nicht allzu schwankend, sondern zeigten im Allgemeinen eine steigende Tendenz, weil der Verbrauch in den Colonien stetig zunahm, die Herstellungsmittel aber keine Uebererzeugung gestatteten. Je mehr sich mit Hilfe der Maschine die Industrie hob, desto mehr wurde diese der Stützpunkt der volkswirthschaftlichen Entwicklung und damit ein Hebel für das politische Leben. War bis dahin selbst der Großbetrieb in gewissen Grenzen eingeschränkt gewesen, so entwickelte sich mit der Verwerthung der Dampfkraft die *Massenproduktion*; die Maschine forderte, besonders bei größeren Anlagen, bedeutende Geldmittel, und so trat *der erfindende Geist in den Dienst des Kapitals und die Maschine begann den freien Arbeiter zu verdrängen*. Er war nicht mehr im Stande, die Concurrenz auszuhalten, weder in Hinsicht auf die Menge der Erzeugnisse, noch auf deren Werth, er mußte billiger arbeiten oder seine Selbstständigkeit aufgeben und gleichfalls in den Dienst des großen Fabriksherrn treten. Diese Bewegung vollzog sich um so rascher, je vielseitiger die Dampfmaschine sich entwickelte. Sie hatte aber noch eine andere Folge. Der Verbrauch an Eisen und Kohlen begann zu steigen und es wurden daher auch mehr Arbeitskräfte in den entsprechenden Theilen des Berg- und Hüttenwesens gebraucht, man darf sagen, zu einem Leben unter der Erde verdammt. Denn die Schwierigkeit des Verkehrs verminderte den Werth der Kohle trotz des steigenden Bedarfs und machte deßhalb billige und viel Arbeitskräfte nöthig. Die Folge war die Verwendung von Kindern und Frauen in den Gruben, besonders der nordwestlichen Provinzen — die geringen Lohnsätze und das Uebermaß an körperlicher Arbeit bedingten natürlich eine ungenügende Ernährung und damit materielles und geistiges Elend aller Art.

Wie die riesig anwachsende Großindustrie kleine Gewerbe, so drückte der Großgrundbesitz den kleinen Landbesitzer. Dazu traten noch die politischen Verhältnisse, welche eine riesige Steigerung der Staatsschulden nach sich zogen.

Der Minister George Granville gibt in einem seiner Werke (1766) die Schuld vor dem Kriege mit Frankreich (1755) auf 73,289,673 Pfd. an, nach demselben betrug sie 148,377,618 Pfd. Die weitere Steigerung stellt sich dar wie folgt:

1783 nach dem Frieden von Versailles ungefähr 238 Mill. Pfd.
1801 490 „ „
1816 800 „ „ *)

Die Erhöhung dieser Summe, obwohl von einem großartigen Aufschwung der Industrie begleitet, forderte erhöhte Steuern, das steigerte den Preis der Lebensmittel wie den Waarenpreis und minderte demgemäß den Consum und die Zahl der Arbeiter. 1799 war Nothstand in ganz Großbritannien; die Continentalsperre seit 1806 hatte eine unberechenbare Schädigung des englischen Handels zur Folge und unterstützte den entsittlichenden Schleichhandel. Als endlich Napoleon gestürzt war, schmeichelte man sich mit der Hoffnung, den Weltmarkt wieder zu erobern: es trat eine fieberhafte Produktion auf allen Gebieten der Industrie ein, aber Europa war zahlungsunfähig und die weit über Bedürfniß hergestellten Waaren häuften sich auf, die Preise fielen furchtbar hinunter, Hunderte von Etablissements stellten die Arbeit ein und viele Tausende von Arbeitern verloren das tägliche Brod. Dazu gesellte sich 1816 eine neue Mißernte, verschärft durch das im Jahre vorher erlassene Korngesetz (s. S. 145).

Die Folge aller dieser Umstände war der Pauperismus (die Massenarmuth), die Entstehung eines zahlreichen Proletariats. Einen Theil der Schuld trug unbedingt die Maschine. Schon im Beginn ihrer Herrschaft war in den Massen der Arbeiter eine Ahnung vorhanden, daß ihnen in dem unermüdlichen Gebilde des erfindenden Geistes ein gefährlicher Feind erwachse; die Beweise sind zahllos: ich erwähne nur einige: die Spinnmaschine Hargrave's wurde in Blackburn, die Arkwrights in Liverpool, die Maschine Jacquards in Lyon von den Arbeitern zertrümmert — ähnliche Vorgänge wiederholten sich auch bei der Einführung der Dampfmaschinen. Ueberall war der Beweggrund derselbe: die Masse empfand, daß jede derartige Erfindung die Zahl der Arbeiter, welche bishin nöthig gewesen war, vermindern und den nothwendigen Erwerb schmälern müsse. Damals konnte noch die Ausgleichung der Verhältnisse sich so nicht geltend machen, es traten daher die drückenden Folgen stärker zu Tage und waren dem Arbeiter um so empfindlicher, je mehr er auch die wachsende Last der Steuern, die Theuerung der Lebensmittel empfand. Capital und Arbeitskraft, früher, wenn auch in kleineren Verhältnissen, geeint, schieden sich immer schärfer, ja traten zum Theile in feindlichen Gegensatz; war früher, wie es auch Smith ausgesprochen hatte (vgl. S. 189 u. f.), das kleine Capital des freien Gewerbtreiben-

*) Ich folge hier den kleinsten Angaben. Mehrere geben für 1814 1054 Mill. an.

den in Wahrheit „angesammelte Arbeit" desselben, so war jetzt das Großcapital das Ergebniß sehr verschiedener Kräfte, besonders der Maschine, und gewährte dem Arbeiter einen Taglohn, welcher von dem erhöhten Gewinn ganz unbeeinflußt blieb, weil die erhöhte Produktion gar nicht mehr oder nur wenig von der Leistungsfähigkeit der Menschenkraft abhing. Der Begriff des individuellen Fleißes war in vielen Industriezweigen ein ganz anderer geworden: die Arbeit des Einzelnen erzeugte nicht mehr, sondern bediente nur den neuen Arbeiter, die selbstthätige Maschine; sie konnte sich nichts erübrigen, um für Tage der Noth eine Hilfe zu haben. Mit alldem verschlechterten sich die sittlichen Verhältnisse. Die Hausindustrie vereinte, selbst bei kärglichem Ertrag, alle Familienmitglieder, sie machte eine gewisse Erziehung möglich und bot sittlichen Halt. Die Fabriksthätigkeit zerstörte dieses Zusammenleben, gab besonders das jüngere Geschlecht mannigfaltigen schädlichen Einflüssen preis. Da keine Bestimmungen wegen des Unterrichts bestanden und bis zum Anfang des Jahrhunderts für die Fabrikbevölkerung nichts geschah, so wuchs die Generation fast zuchtlos empor. Unter solchen Umständen erweiterte sich die an sich in England schon weite Kluft zwischen Arm und Reich immer mehr; jede Mißernte, jede Handelsstockung mehrte die Zahl des Proletariats. Solche Verhältnisse mußten natürlich bemerkt werden, aber es war leichter das Problem in eine bestimmte Formel zu fassen, als es zu lösen. Das Armenwesen Englands hatte schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts große Summen in Anspruch genommen: 1750 betrug der dafür verwendete Betrag ungefähr 13 Mill. Mk. Doch erst seit 1799 trat der Pauperismus erschreckend hervor. Ein 1825 auf Grundlage staatlichen Materials verfaßtes Werk enthält folgende Zahlen, welche für sich sprechen mögen:

Summe der öffentlich unterstützten oder ganz erhaltenen Familien:

1802—1803	725,568
1812—1813	971,913
1813—1814	953,915
1814—1815	895,773

Ausgaben dafür in den entsprechenden Zeiträumen:

	4,077,891 Pfd.
	6,656,105 „
	6,294,584 „
	5,418,615 „

1812—1813 konnte sich eine ganze Familie für den auf sie fallenden Betrag 109 Pfd. Brod kaufen. Für die folgenden Jahre sind die genauen Zahlen officiell nicht bekannt gemacht worden. Es ist aus dem Buche nicht klar ersichtlich, ob ganz Großbritannien oder nur England und Schottland bei dieser Aufstellung berücksichtigt sind; wahrscheinlich nur diese, da in Irland die geregelte Kirchspielunterstützung nicht bestand. Wir werden sehen,

wie im Laufe der Zeit nach 1820 dieser Pauperismus trotz der Weltmachtstellung des Inselreiches sich immer mehr entwickelte — als bezeichnend erwähnt sei schon jetzt, daß 1826 in Burnley in Lancashire von den 11,000 Bewohnern 8000 unterstützt werden mußten.

Man suchte durch Theorien wie durch praktische Versuche nach Mitteln, um das Uebel in seinen Gründen zu bekämpfen, denn es zeigte sich bald, was heute als unumstößlicher Erfahrungssatz gilt, daß der Pauperismus zunehme, je mehr die Unterstützungen sich mehren, und daß diese Art, die Folgen statt der Ursachen zu bekämpfen, nicht nur die Arbeitsscheu, sondern auch die Unsittlichkeit groß ziehe. In theoretischer Richtung war es vor allem Thomas Robert Malthus (geb. 1766 in Albury, gest. als Professor der Volkswirthschaftslehre am College in Hailybury zu Bath 1834), welcher den Muth hatte, das Uebel nach einer Seite hin bis zu den letzten Wurzeln zu verfolgen. Er that es in seinem „Essay über die Prinzipien der Bevölkerung" (1798), auf dessen Grundgedanken auch seine späteren Werke fußen.

Eine eingehende Darlegung der leitenden Ideen dieses wichtigen Werkes ist hier nicht möglich — es kann nur auf einige Ergebnisse der Untersuchung hingewiesen werden. Malthus' Beweisführung stützt sich hauptsächlich auf zwei Sätze: die Bevölkerung hat unter bestimmten Verhältnissen das Bestreben sich ohne Grenzen zu vermehren, die Nahrungsmittel aber nehmen nicht in demselben Grade zu. Die Folge ist eine natürliche: der Arbeitslohn fällt, die Preise der Lebensmittel steigen, die Armuth nimmt zu und wird durch die Armengesetze nur verschlimmert. Denn selbst jener Arbeiter, welcher nur sich allein von dem täglichen Verdienst nähren kann, heirathet und erzeugt Nachkommenschaft, weil er stets auf die Zuschüsse der Gemeinde rechnet. So wird durch das Mittel, welches bestimmt ist, dem Elend zu steuern, das Proletariat nur vermehrt. Selbstverständlich muß hier die Natur selbst Beschränkungen erzeugen, um die Bevölkerung auf das „Niveau der Subsistenzmittel" zurückzudrängen, und dieß sind in erster Linie Laster und Elend, mitbedingt durch übergroße Familien. Denn aus diesen ergeben sich: die Nothwendigkeit harter Arbeit, der niedrige Arbeitslohn, der Hunger und der Fluch der Prostitution in den unteren Ständen, aber auch in den besseren Kreisen die Ueberarbeitung im Berufsleben. Hier gibt es nur ein Mittel: beschränkte Zeugung und gute Erziehung der Kinder, der männlichen wie der weiblichen. Die Frau muß ökonomische Unabhängigkeit gewinnen, indem sie größeren Lohn für ihre Arbeit erhält, was aber nur möglich ist, wenn das Angebot der Arbeitskräfte geringer, die Berufsthätigkeit erweitert wird: das ist nur denkbar bei einer verhältnißmäßigen Abnahme der Arbeitenden, bei einer durch beschränkte Zeugung auf das gesunde Niveau zurückgeführten Bevölkerungszahl. Dieses liegt in der eigenen Hand der arbeitenden Classen. Selbsthilfe ist auch das Mittel, welches andre Uebelstände beseitigt, wie die Körper und Geist vernichtende Ueberbürdung mit Arbeit, und das Streben

erwecken muß, sich vor Einflüssen gesundheitsschädlicher Beschäftigungen zu wahren. Malthus faßte, und zum Theile mit unantastbarer Berechtigung, die Armuth als eine geschlechtliche Frage auf, welche nur, und zwar mit sittlich unverwerflichen Mitteln, „durch den präventiven Verkehr" gelöst werden könne.

Die Anschauungen des Malthus waren zum Theile und gerade in ihrem Kernpunkte derartige, daß die berechtigte wie die falsche Moral aufstanden, um sie zu bekämpfen — während das System zugleich in der Wissenschaft und der Presse eifrige Vorkämpfer um so mehr fand, je mehr der Pauperismus stieg. Mochte man wie immer über Malthus denken, niemand, dessen Urtheil von Gerechtigkeitssinn bestimmt war, konnte läugnen, daß der Gelehrte einen sehr wichtigen Punkt der socialen Wissenschaft in den Vordergrund der Diskussion gestellt und seine Gedanken scharf und logisch entwickelt habe. Seine Auffassung von einer Hauptquelle des Proletariats war an sich unbestreitbar und ist es bis heute geblieben; sie gewann in den folgenden Jahrzehnten immer mehr Vertheidiger, weil sie nach manchen Richtungen durch die Ereignisse bewahrheitet worden ist. Zugleich wurde Malthus bedeutungsvoll, weil sich an mehrere seiner Gedanken ein wichtiges Problem anschloß: die Frauenfrage.

Unabhängig von England versuchte man in andern Ländern das Loos der unteren Classen zu verbessern; man errichtete Findelhäuser, Waiseninstitute, Armenschulen, Kinderbewahranstalten (die erste in Detmold 1802); Benjamin Thompson Rumford (1753 in Massachusets geboren, seit 1783 in bairischen Diensten, dort zum Grafen erhoben, † 1814 in Auteuil) führte den Versuch aus, durch Anlegung von Manufakturen dem Bettel zu steuern und den Armen Arbeit zu schaffen, und erfand die nach ihm benannte Suppe. 1806 tauchte in Hamburg der Vorschlag auf, Spar- und Pensionskassen für alte Arbeiter zu errichten, gelangte aber nicht zur Ausführung. Nach dieser Richtung schlossen sich die schon bewährten Strebungen Pestalozzi's, Rochows und Andrer an (S. 166), alle von reiner Menschenliebe getragen. Aber sie alle litten mehr oder minder an einem Fehler: sie bekämpften die Folgen, aber nicht die Ursachen des Elends.

Mit umfassenderen Mitteln, aber auch ohne bedeutenden Erfolg trat Robert Dale Owen (s. S. 193) als gesellschaftlicher Reformator auf. 1800 hatte er die Tochter eines reichen Fabrikanten geheiratet und dadurch Mittel gefunden, einige seiner Gedanken zu verwirklichen. Er leitete eine Baumwollspinnerei in New-Lanark in Schottland in musterhafter Weise. Ein rohes, geistig und körperlich verkommenes Arbeiterproletariat war ihm dort entgegengetreten und hatte in ihm den Entschluß gereift, die traurigen Verhältnisse zu bessern. Mit Milde und Thatkraft zugleich erfaßte er seine Aufgabe und verstand es durch Beispiel, Belehrung und wohlwollende Fürsorge die bösen Eigenschaften der Bevölkerung, welche an 2600 Seelen umfaßte, zu beseitigen, Ord-

nung und Zucht in ihr häusliches Leben zu bringen und ihnen durch Betheiligung am Gewinn Theilnahme an der gemeinsamen Arbeit einzuflößen. Sein System, wie er es in mehreren Werken seit 1813 aussprach, war ein communistisches und enthielt neben einigen Wahrheiten sehr viele Irrthümer, vor allem verkannte er, wie seine Vorgänger und Nachfolger, die menschliche Natur und dachte, ohne Anknüpfung an das Vorhandene einen ganz neuen Zustand schaffen zu können.

Von einem naturwidrigen Streben nach Gleichmacherei beseelt, glaubte Owen durch die Erziehung alles machen, alle individuellen Unterschiede ausgleichen zu können; ausgehend von der Rousseau'schen Anschauung von der ursprünglichen Güte der Menschennatur, erdachte er ein unhaltbares Moralsystem, welches das Individuum für jede seiner Thaten unverantwortlich machte, ihm den freien Willen nahm und für alle Verbrecher Behandlung im Krankenhause forderte. Die Familie sollte als Sonderverband gänzlich aufhören und der Staat sich in kleine, produzirende Fabriksgemeinden auflösen; die Arbeit dem Alter gemäß in bestimmte Theile vergeben werden. Natürlich wollte er das Einzeleigenthum als überflüssig beseitigt wissen und nebenbei eine neue Religion stiften; wie er sich dieselbe dachte, wie die Umwandlung der bestehenden in die neue Gesellschaft, darüber ist er sich nie klar geworden.

Nur ein fruchtbarer Gedanke, jener der Corporationsgesellschaft, lag in seinem System, doch war er nicht neu, da er in andrer Fassung schon in Morelly's „Gesetzbuch der Natur" (S. 191) ausgesprochen war. — So lange Owen in kleinerem Kreise und ohne die Verhältnisse der bestehenden Gesellschaft durch Schrift und That anzugreifen, thätig war, begleiteten günstige Erfolge sein Streben; selbst die Regierung nahm mehrmals, besonders bei dem Entwurf der Bill über die Kinderarbeit in den Fabriken, seinen Rath in Anspruch. Aber als sich seine Ansichten in der oben geschilderten Art immer schärfer entwickelten, kam er in Gegensatz mit den herrschenden Gewalten und zog sich zumeist gerechtfertigte Angriffe zu, denen gegenüber er immer tiefer in den Glauben verfiel, daß nur sein System die Gesellschaft zu retten im Stande sei. Wir werden ihm später noch begegnen.

Da der Aufschwung der Maschinenindustrie auf dem Continente nicht so rasch vor sich ging, so konnten sich auch nirgendwo die Verhältnisse so entwickeln wie in England, doch bereiteten sich auch in Frankreich Zustände vor, welche die Gemüter für socialistische und communistische Gedanken sehr empfänglich machten. Uebrigens hinderten die große Fruchtbarkeit des Landes wie die großen Menschenverluste während der napoleonischen Herrschaft eine Uebervölkerung und damit auch die bedrohliche Zunahme des Proletariats; durch die Centralisation zog Paris allein die unruhigen Elemente an sich und hier nur lebte in den Vorstädten eine Menge, die im Falle erneuter revolutionärer Bewegungen zu fürchten war. In das Leben getreten war

aber in dieser Epoche noch keines jener socialen Theoreme, welches schon in den Köpfen eines Fourier oder Saint Simon fertig und in Schriften zum Theile niedergelegt war.

Es bleibt noch ein dritter Einfluß des Aufschwunges auf dem Gebiete der Technik zu erwähnen, jener auf die allgemeine Zeitstimmung. Ihn mit einer Formel auszusprechen ist unmöglich, ihn nachzuweisen in bestimmten Thatsachen schwierig, denn er sollte in seinen Wirkungen sich erst in den nächsten Jahrzehnten offenbaren. Jenes Geschlecht, welches die Kraft der Natur dem Menschenwillen unterwarf und in stetem Zusammenhange mit den Bedürfnissen der Wirklichkeit Tausende von Maschinen baute, jenes Geschlecht stellte sich unbewußt an die Seite des realistischen Geistes, dessen Regungen wir in der Kunst Frankreichs, in der Theologie Deutschlands, in den Naturwissenschaften aller Culturvölker beobachtet haben; jenes am Realen erzogene Geschlecht kämpfte mit seinen Thaten im Dienste der geschichtlichen Fortentwicklung ebenfalls für die neue naturalistische Weltanschauung (S. 169 bis 170). Es schaffte die Mittel, um die Grenzmauern zwischen den Völkern noch mehr niederzureißen, den Verkehr der Güter nicht nur, sondern der Gedanken zu beschleunigen und die Menschheit von der Ueberlast körperlicher Arbeit zu befreien. — So entwickelten sich langsam mitten in einer von romantischen Strömungen beherrschten Zeit die Keime einer Lebensanschauung, deren letzte Frucht der Materialismus sein sollte.

(Zu Kap. XII.)

Tafel V.

Die wichtigſten Erfindungen.

1752	Blitzableiter (Franklin).
1764	Einfach wirkende Dampfmaſchine (Watt).
1779	Eiſerne Brücke in England.
1780	Copirmaſchine (Watt).
1780	Kreisſäge in Deutſchland (Gervinus).
1782	Doppelt wirkende Dampfmaſchine.
1783	Luftballons von Montgolfier und Charles.
1784	Centrifugalregulator von Watt.
1784	Mechaniſcher Webſtuhl (Cartwright).
1785	Dreſchmaſchine (Meikle).
1785	Erſte Lokomotive.
1786	Glichirmaſchine.
1786	Prof. Sickel in Würzburg erleuchtet ſein Laboratorium mit Gas.
1790	Optiſcher Telegraph (Chappe).
1798	Verwendung des Gaſes durch Murdock in den Maſchinenwerkſtätten von Soho. (1801 wurden die erſten Beleuchtungsverſuche mit Kohlengas in Amerika angeſtellt; 1808 in einer Tuchfabrik in Züllichau; 1816 errichtet Profeſſor Lampadius die erſte kleine Gasfabrik Deutſchlands in Freiberg.)
1790	Lithographie erfunden v. Senefelder in München.
1799	Webemaſchine (Jacquard).
1799	Endloſes Papier (Robert).
1799	Mähmaſchine in England.
1799	Dampfſchiff durch Fulton verbeſſert. 1807. Erſte Fahrt auf dem Hudſon.
1801	Hochdruckmaſchine von Evans.
1803	Schnellpreſſe (König und Bauer). 1814. Erſte Anwendung der Schnellpreſſe zum Zeitungsdruck in der Officin der „Times“.
1803	Stahlſchreibfedern in England (von Wiſe).
1803	Erſte photographiſche Bilder von Wedgewood und Davy. (Konnten nicht dem Sonnenlicht ausgeſetzt werden.) Erſt 1819 fand John Herſchel ein Fixirmittel im „unterſchwefligen Natron“.
1804 1814	Nähmaſchinen.
1806	Hydroſtatiſche Preſſe (Neal).
1807	Percuſſionsſchloß (Forſythe).
1809	Galvaniſche Telegraphie (Sömmering).
1815	Letterngießmaſchine (Paris).
1815	Sicherheitslampe (Davy).
1817	Hydrauliſche Preſſe (Brahma).
1820	Farbendruck (Deutſchland).

Dreizehntes Kapitel.

Der Journalismus. Das Postwesen.

Von allem, was Fesseln scheut, kann nichts sie so wenig ertragen als der Gedanke des Menschen.

Gentz.

Die Presse ist ein Spiegel der Zeit, aber sehr oft nur ein Hohlspiegel, welcher das Bild verzerrt. Je erregter die Stimmungen sind, desto seltener sind sachliche, klare Urtheile über die Bewegungen einer Epoche. So bieten die Zeitungen selten die unverfälschten Thatsachen, meist deren Reflex; sie begleiten die Ereignisse mit Betrachtungen, welche vom Standpunkte der Partei ausgehen und fälschen so oft ohne Absicht das Antlitz der Zeit. Die sich stetig steigernde Raschheit des gegenwärtigen Lebens bedingt eine große Fertigkeit in der Bearbeitung des Stoffes und führt naturgemäß sehr häufig zur Flüchtigkeit. Durch alle diese Umstände wird der Werth der Zeitungen als geschichtlicher Quellen sehr vermindert. Andrerseits sind sie aber von höchster Bedeutung für den Culturgeschichtsschreiber, weil sie ihm eben die großen Strömungen und die kleinen Wellen im Volksleben oft mit photographischer Treue wiedergeben oder ihn die leitenden Gedanken und Absichten derjenigen erkennen lassen, welche sich des politischen Journalismus als eines Sprachrohres bedienen.

Man glaubt gewöhnlich, daß das Zeitungswesen erst in dem verflossenen halben Jahrhundert eine große Ausdehnung gewonnen habe. Aber schon in der Zeit vor der französischen Revolution war die periodische Literatur so ungeheuer groß, daß ein langes Menschenleben nicht ausreichte, um die Erzeugnisse derselben wirklich kennen zu lernen. Von ungefähr 1700 an schreibt sich die Entwicklung des geregelten Journalismus her; rasch wuchs die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften und von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nur kurze Zeit durch die Napoleonische Herrschaft unterbrochen, schwoll die Flut immer höher und höher an. Manches Unternehmen überlebte kaum ein halbes Jahr und ging zu Grunde, so daß es nicht selten spurlos verschwunden ist und kaum mehr als der Titel sich erhalten hat. Aus flüchtigen Interessen hervorgegangen, oft nur in der Absicht, Geld zu gewinnen, ins Leben gerufen, sind viele Journale vollständig einflußlos

geblieben; aber selbst solche, die durch Jahrzehnte in politischen oder literarischen Dingen das Urtheil von Tausenden beeinflußten, sind vollständig vergessen und nur der Forscher ist genöthigt, sie zur Hand zu nehmen.

Es gibt kaum eine Spielart des modernen Journalismus, welche nicht schon im vorigen Jahrhundert ihren Vorgänger gehabt hätte. Aber es ist nicht die Absicht des Verfassers, im folgenden eine unübersehbare Reihe von Titeln anzuhäufen, welche für den Leser doch nur inhaltslose Namen wären; auch kann keine, wenn auch gedrängte geschichtliche Uebersicht versucht werden, welche auf alle Hauptländer Rücksicht nähme, weil das ungeheure Material noch keine genügende Sichtung erfahren hat; wenn es auch an Werken über dieses Gebiet nicht mangelt, so sind doch die darin gegebenen Proben so gering, daß man genöthigt ist, zu der Quelle selbst zurückzugehen und sich oft durch einen unbeschreiblichen Wust durchzuarbeiten.

Obwohl Deutschland als Geburtsstätte der Buchdruckerkunst auch die ältesten Anfänge des Zeitungswesens aufzuweisen hat, so sind doch in der Folge französische und englische Muster es hauptsächlich gewesen, welche den deutschen Zeitungen und Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts das charakteristische Gepräge verliehen. Schon 1615 war als erste regelmäßig erscheinende Zeitung das noch heute bestehende „Frankfurter Journal" begründet worden, welches bald Nachahmung fand. Aber erst vom 18. Jahrhundert an nahmen die Zeitungen einen bedeutenderen Aufschwung. Vor allem war es die „Holsteinische Zeitungscorrespondenz", 1712 begonnen, seit 1731 „Staats- und Gelehrtenzeitung des Unparteiischen Correspondenten" (jetzt „Hamburger Corresp."), welche den Journalismus in höherem Stil auffaßte und bald durch reiche Fülle von Nachrichten, wie durch gediegene Kritiken die erste Stelle unter allen deutschen Zeitungen gewann. 1722 wurde die heutige „Vossische Zeitung", 1740 die „Spener Zeitung" († 1874) unter dem Titel „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" begründet. Das Format der meisten war bis in unser Jahrhundert ein bescheidenes Quart, wie es das hier beigegebene Facsimile einer Seite der „Berlinischen Nachrichten" zeigt.

In diesen Blättern und allen andern dieser Art nahmen die einfachen Nachrichten den größten Raum ein. Nur die oben genannte Hamburger Zeitung hatte schon frühe an einigen bedeutenden Orten Mitarbeiter, die meisten füllten ihre vier Quartseiten mit trockenen Berichten; höchstens bei den Hofangelegenheiten wurde ein etwas blumenreicherer Stil angewendet. Was wir jetzt „Leitartikel" nennen, war nirgendwo üblich; auch fehlte häufig jede Anordnung des Stoffes. Die erste Nummer der Spener Zeitung (30. Juni 1740) berichtete in ihrem politischen Theil nach einigen Hofnachrichten:

> „In der Nacht zwischen dem verwichenen Freytage und Sonnabend entstand zu Spandau eine Feuers-Brunst, wodurch der Thurm von der Stadt-Kirche und vierzehn Häuser in die Asche gelegt wurden.

> Seine Königliche Majestät erhoben sich des Sonnabends früh in eigener allerhöchster Person von Charlottenburg nach erwehntem Spandau, und musterten bei dero Zurückkunft die Regimenter Sr. Königl. Hoheit des Markgrafen Carls und des Herrn Generalmajors von Kleist."

Den Schluß bildet die Erzählung von dem Sohne eines „Türckischen Bassa", welcher aus russischer Gefangenschaft in preußische Dienste gekommen sei und von seinem Vater ausgelöst werden sollte. Das habe der König erfahren und den „Mahometaner" mit drei prächtigen türkischen Anzügen frei gelassen.

Die politischen Nachrichten wurden überall mit großer Kürze behandelt, weniger aus Scheu vor der Censur, die im allgemeinen ziemlich mild gehandhabt wurde, als aus Mangel an Theilnahme am staatlichen Leben. Bezeichnend ist's, daß Lessing (1751) gelegentlich der Besprechung eines kleinen politisirenden Schriftchens die Ansicht äußerte, Gelehrte sollten über Regierungsangelegenheiten schweigen und die Sache denjenigen überlassen, die vom Schicksal zum Regieren bestimmt seien. — Außerdem fehlte ein einheitliches Bewußtsein des nationalen Zusammenhangs und so blieb das Wirken der wenigen politisch reiferen Männer meistens auf sehr enge Kreise beschränkt. Die kleinlichen Streitigkeiten der Fachgelehrten und Schriftsteller, Theater und Hofklatsch erregten die Neugierde mehr, als die Vorkommnisse des staatlichen Lebens. Wo aber diese doch Theilnahme weckten, zeigte sich die politische Unreife noch mehr: man hatte keinen andern Maßstab als den des oft recht unklaren Weltbürgerthums; so viel Schönes und Großes dasselbe auch hervorgebracht hat: im staatlichen Leben mußte es um so schädlicher werden, als die gesammte Weiterentwicklung unbewußt auf eine strengere Begriffsbestimmung des „Nationalitätsgedankens" hinführte.

Die erste politische Zeitschrift, in welcher das Urtheil freier und kräftiger zu Tage trat, war Schubarts, des Stürmers „Deutsche Chronik", welche zum ersten Mal am 31. März 1774 erschienen ist*) und bald im deutschen Reiche eine sehr große Verbreitung gewann. Schubart war durchaus nicht besonders gründlich gebildet, aber er besaß eine ausgesprochene Begabung zum volksthümlichen Journalisten und nicht selten einen gesunden Blick. Es ist überraschend zu sehen, wie oft schon er Gedanken oder Klagen ausspricht, welche noch heute oder heute mehr denn je einen beliebten Stoff bilden. Im 67. Stück (17. Nov. 1774) brachte er einen Leitartikel über das Wachsen des Militarismus. Dort heißt es:

*) Sie kam zuerst in Augsburg bei Stage alle drei bis vier Tage heraus; dann seit Juni 1775 in Ulm, wo Schubart das Blatt bis zu seiner Gefangennahme (21. Jan. 1777) schrieb. Nach seiner Befreiung aus dem Hohenasperg setzte er das Unternehmen als „Vaterlandschronik" (1787—1791) fort, aber seine Kraft war vernichtet und das Blatt blieb bedeutungslos.

„Mancher Staat ist sehr geneigt, friedliche Grundsätze anzunehmen; aber sein unternehmender Nachbar, der immer die Fackel der Zwietracht in der Hand schüttelt, läßt's nicht zu. Will er nicht von ihm verschlungen werden, so muß er von seinem friedlichen Systeme abweichen, muß mit dem Gelde, womit er Tausende beglücken könnte, Völker anwerben, muß den Werkstätten der Künstler und Handwerker und den Manufakturen die Arbeiter nehmen und sie in den Waffen üben, ja muß mehr Aufmerksamkeit auf seinen Nachbar als auf sich selbst richten. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie gewaltig hat sich das Staatssystem seit 1740 in Europa verändert. — — — Franzosen und Türken waren damals die einzigen Feinde, die man fürchtete. Wie vieles ist nicht am Anfang unseres Jahrhunderts von einer auf Seite Frankreichs beschlossenen Universalmonarchie geschrieben worden? Dieses Phantom ist mit der Furcht vor den Franzosen verschwunden. Und den Muselmann — diesen Popanz hat eine Frau verscheucht. — — — — — — — — — — — — — —

Im Jahre 1724 hatte ganz Europa nicht so viel Volk auf den Beinen, als jetzt allein Deutschland. Können wir aber jetzt ruhiger sein als damals? O ein Staat, dessen Kräfte sich bloß in der Vertheidigung vereinigen, kommt mir vor als ein großer ungeheurer Körper mit starkem, nervichtem Arm, der aber sonst am ganzen Leibe Skelett ist.“

Unter dem 25. Dec. 1775 schrieb Schubart eine politische Uebersicht, welche er mit der Verkündigung einer nahen Revolution schloß. Daran fügte er folgende Randglosse:

„Man nehme noch den Kampf des Unglaubens mit dem Fanatismus und die kühne Denkungsart unseres Jahrhunderts darzu, die sich in dithyrambischem Unsinn über die ehrwürdigsten Gegenstände herausschwingt; denke den Verfall der Handlung (d. h. des Handels), die Sittenpest, die im Finstern schleicht, und — — — das allgemeine Mißvergnügen mit uns selbst, das unser Herz wie ein Geyer zernagt; — und diese allgemeine Revolution wird uns nicht mehr ferne vorkommen! — Möcht's aber doch nicht erleben.“

Sehr scharf spricht die Chronik über die kleinen deutschen Tyrannen, wenn sie auch vorsichtig genug war, keinen Namen zu nennen; mit Begeisterung verfolgte sie die Entwicklung der Angelegenheiten in Amerika. Aber das alles hätte dem Herausgeber weniger Feinde auf den Hals gehetzt, als seine Lobpreisungen Clemens XIV., der den Jesuitenorden aufgehoben hatte, und der Spott, mit welchem er die Wunderkuren Gaßners (s. S. 186—187) verfolgte. Die Geistlichkeit, wie der dem Geisterbeschwörer anhängliche Pöbel brachten einen förmlichen kleinen Aufstand gegen Schubart zu Stande; der Chronist wurde auf kurze Zeit gefangen gesetzt. In Folge dieser Vorgänge floh er nach Ulm und setzte dort die Zeitschrift fort.

Im allgemeinen waren die kritischen Beilagen der Tageszeitungen viel bedeutender als diese selbst — bekanntlich hat ja auch ein Lessing Jahre hindurch die kleinen Kritiken für die heutige „Vossische Zeitung" geschrieben. Viel werthvoller als die politischen und ökonomischen Aufsätze und Nachrichten in den Tagesblättern waren die das gleiche Gebiet behandelnden Arbeiten in verschiedenen Monatsschriften. Den ersten Rang unter diesen nahm sowohl durch Reichhaltigkeit des Stoffes, wie durch gründliche Behandlung desselben „Das deutsche Museum" ein*). Daß es in manchen Richtungen den Charakter der Zeit nicht verläugnet, erscheint natürlich; Untersuchungen über moralische Gefühle sind häufig zu finden und werden ziemlich ausgedehnt behandelt; Betrachtungen über verschiedene theologische Fragen, über den wachsenden Einfluß der katholischen Propaganda in den protestantischen Ländern, über den Einfluß der Jesuiten nahmen eine nicht geringe Stelle ein. Aber im allgemeinen hat in dieser Monatsschrift der Geist gesunder Thatsächlichkeit und ein viel weiterer Weltblick gewaltet, als es sonst politischen und volkswirthschaftlichen Fragen gegenüber der Fall gewesen ist. Besonders verdienstvoll war es, daß die Herausgeber den nationalökonomischen Fragen, dem Handelsverkehr und der Manufaktur eine sehr rege Aufmerksamkeit widmeten. Dohms Beiträge dieser Gattung, gewissenhaft mit Zahlen belegt, wenn diese auch nicht immer strenge genug geprüft sind, bieten noch heute ein ganz bedeutendes Interesse. Die Aus- und Einfuhrverhältnisse Englands und Amerika's, der Einfluß der fremden Produktion auf den deutschen Linnenmarkt, die Bevölkerungsverhältnisse der verschiedenen deutschen und fremden Staaten, die Circulation der Edelmetalle — alles das und viele verwandte Fragen wurden von Dohm umsichtig und für jene Zeit, wo die Statistik als Wissenschaft kaum noch in Deutschland bestand, gründlich behandelt. Daß er einen gesunden Blick in volkswirthschaftlichen Fragen besaß, beweisen seine Ausführungen gegen das rein physiokratische System im zehnten Stück des Jahrgangs 1778 (S. 188—189), welche um so bedeutungsvoller waren, als gerade diese einseitige Volkswirthschaftslehre in Deutschland so viele Bewunderer gefunden hatte. — Eine Reihe von Correspondenten im Auslande arbeitete mit und lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Ereignisse des Auslandes, auf die neuen Erscheinungen der Kunst und Literatur hin; die Aufsätze über die deutsche Poesie standen fast immer auf Seite der jungen Dichtung, welche nach Volksthümlichkeit strebte; waren doch verschiedene Vertreter derselben, die Stollberge, Bürger, Herder Mit-

*) Es erschien bei dem Verleger von Goethe's „Werther", „Clavigo" und andern Dichtungen, Weygand in Leipzig. Von 1776—1777 wurde es vom Kriegsrath Christ. v. Dohm (1751—1820) und Christ. Boie († 1806 als dänischer Etatsrath) herausgegeben; später 1778—1788 leitete der letztere allein die Monatsschrift und setzte sie dann 1789—1791 als „Neues deutsches Museum" fort.

arbeiter des Blattes. — Mit Theilnahme verfolgte das „Museum" die Bestrebungen auf humanitärem Gebiete, behandelte sehr eingehend die Frage der Wittwenkassen, die Entstehung von Anstalten für Blinde und Stumme, die Bewegung auf dem Gebiete des Erziehungswesens, über welches Campe mehrmals anregende Aufsätze veröffentlichte. Es war ein Zeichen dafür, daß Boie überall die Zwecke der Publicistik im Auge behielt, wenn er allgemeine Betrachtungen über staatliche Angelegenheiten selten brachte, aber um so öfter solche Aufsätze, welche unmittelbar an reale Bedürfnisse der Gesellschaft anknüpften. Die häufigen Briefe aus dem Auslande, wie aus Holland, England oder Oestreich zeigen fast niemals die Einwirkung sentimentalen Geistes, sondern zeichnen sich durch scharfe Beobachtung und Unparteilichkeit aus; selbst die geschichtlichen Studien und Schilderungen fremder überseeischer Länder erheben sich weit über das gewöhnliche Maß der damaligen Journalarbeiten.

Es dürfte vielleicht nicht ohne Interesse sein, gerade dieser Zeitschrift zu einer Schilderung des zeitgenössischen Journalismus das Wort zu leihen. Das 12. Stück (Dezemberheft) vom Jahre 1785 enthält einen nicht unterzeichneten Aufsatz „Ueber die Publicität in Deutschland"; ihm sind folgende Stellen entnommen:

> „Einige unter Euch (d. h. Publicisten) gehen gar auf Reisen, um Materialien zur Ausfüllung eines leeren Platzes in ihren Zeit- und Wochenschriften zu sammeln; sie halten sich einige Tage in der Hauptstadt auf, besuchen einige öffentliche Gesellschaften, sehen einige gutwillige Mädchen, examiniren dabei aufs strengste Barbier, Friseur und Aufwärter — — — — — — — — — — — — — — — — — —
> und nachdem sie alles sorgfältig in ihr Reisejournal aufgezeichnet haben, kehren sie wieder an ihr Schreibpult zurück und sprechen nun mit der Miene des tiefsten Staatskundigen über Staatseinrichtung, Gesetze, Polizei und Charakter der Nation, von der sie just den schlechtesten und geringsten Theil gesehen haben, fällen über alles ihr Urtheil, was sie doch nur mit einem sehr flüchtigen Blick besehen haben, und machen sich oft über Männer lustig, vor denen sie alle Achtung und Ehrfurcht haben sollten."
>
> —
>
> „Einige von Euch dringen endlich bis in die Familien und Häuser der Männer, die in öffentlichen Aemtern stehen, machen sich mit ihren häuslichen Einrichtungen bekannt, charakterisiren und schildern alles aufs genaueste vom Größten bis zum Kleinsten und rücken alles zusammen in ihr erstes bestes Blatt ein."
>
> —
>
> „Noch andre suchen endlich unter dem Vorwande der Freundschaft oder gar der Lernbegierde Briefe von irgend einem berühmten Manne zu erschleichen, und kaum haben sie einige davon in Händen, so machen

sie den unedelsten Gebrauch davon, theilen das, was er als Freund seinem Freunde schrieb, nun dem ganzen Publiko mit und werden dadurch an ihm zum Verräther — — — Es fehlt nichts weiter, als daß ihr auch noch seine Gespräche drucken laßt, um ihn zu nöthigen, auf alle Freuden des Lebens und des Umgangs Verzicht zu thun."

„Soll also, meine Brüder! durch Eure Publicität wahrer und bleibender Nutzen gestiftet werden und weniger Schaden ins künftige daraus entstehen, so muß nach meinem Urtheil und nach meinen Gedanken — — — nichts weiter von Euch öffentlich bekannt gemacht werden, als was mitten im Publikum und unter seinen Augen geschieht."

Unter den Monatsschriften des deutschen Südens ist besonders wichtig das „Journal von und für Deutschland" *). Der ursprüngliche Plan war zum Theile durch das Londoner »Gentlemans Magazine« bestimmt worden, erhielt aber eine bedeutende Erweiterung. Der Begründer beklagt in dem Vorwort zum ersten Stücke den Mangel an einem staatlichen Mittelpunkte Deutschlands. In London strömen von selbst alle Nachrichten aus den drei Königreichen zusammen und die Hauptstadt wirke auf das gesammte Land zurück; trotzdem die Engländer, Schotten und Iren von einander viel verschiedener seien als die deutschen Stämme, bekümmerten sie sich doch mehr um einander als diese. Bei uns errege eine Person erst dann Interesse, wenn sie mindestens Reichsbaron sei, „und dennoch" — die Stelle ist für die freisinnige Anschauung Goeckings bezeichnend — „ist eine Nachricht von dem Fabrikanten Degenhardt unendlich interessanter, als die Beschreibung von Hofschmausen, Jagden und Bällen."

Das Blatt hatte wie das „Deutsche Museum" auch die volkswirthschaftlichen Bewegungen im Auge, deßhalb nahm es in sein Programm die Veröffentlichung der Getreidepreise, der Handelsedikte und Waarenverbote auf, daneben ein meteorologisches Tagebuch der vornehmsten Städte Deutschlands, Verzeichnisse der Bühnenrepertoire der ersten Theaterorte, culturgeschichtliche Aufsätze, Correspondenzen, Mittheilungen aus der Zeitgeschichte u. s. w. Eine bemerkenswerthe Einrichtung war die theilweise Veröffentlichung noch ungedruckter Werke zum Zwecke, Verleger für das Ganze zu finden. Goecking übernahm es gegen den Kostenersatz Buchhändler zu suchen — der erste Versuch eines „literarischen Bureau's", welcher mir bekannt ist.

In Hinsicht auf die Sittengeschichte im weiteren Sinne bietet das „Journal von und für Deutschland" eine ungeheure Fülle von Stoff; wenn

*) Es wurde von dem Kanzleirath und Dichter Günther von Goecking in Ellrich (1748—1828) im Jahre 1784 begründet, aber schon nach dem vollendeten ersten Jahrgang dem Freiherrn S. von Bibra übergeben. Mir sind nur die Jahrgänge bis 1791 bekannt. Die Monatsschrift erschien in Quart mit Kupferstichen ohne Ortsangabe (zuerst Fulda und dann Nürnberg).

auch jene größere Einheitlichkeit des „Deutschen Museums" mangelt, so kann man doch auf Grundlage der Nachrichten über viele Verhältnisse Klarheit erlangen, über welche der Geschichtsschreiber schweigt. Nur einige Einzelnheiten können hier hervorgehoben werden.

Bemerkenswerth sind jene charakteristischen Züge, welche beweisen, wie wenig die humanitäre Bewegung der vornehmen Geister auf die unteren Volksschichten eingewirkt hat, wie starr die confessionellen Gegensätze sich im deutschen Süden und in den Rheinlanden gegenüber standen, wie herzlos man an alten Vorurtheilen festhielt. Besonders oft treten diese bei Beerdigungen von Selbstmördern zu Tage. 1784 und 1785 wurden mehrere derartige Fälle verzeichnet, wo sich das niedere Volk der Bestattung widersetzte. Ebenso häufig finden sich Berichte über die Gemütsroheit des Pöbels bei andren Anlässen. In Vachte, einem Städtchen im Münsterlande, war eine siebzigjährige „Schließerin" des dortigen Gefängnisses erblindet und so heruntergekommen, daß sie zuletzt kaum mehr einer Bewegung fähig war. Ein gutherziges Ehepaar nahm sich der Armen an und pflegte sie einige Monate, bis die Greisin starb. Kein Mensch im Orte wollte sich finden lassen, die Leiche zu reinigen, aufzubahren und zum Friedhofe zu tragen — der Körper blieb acht Tage lang unbestattet und wurde dann erst nachts ohne Sarg in die Erde verscharrt. Und das alles, weil die Alte zum Arbeitshause gehört hatte. Damit war noch nicht genug. Die Frau, welche das Weib gepflegt hatte, starb bald darauf — da mußte die Obrigkeit erzwingen, daß man die Todte zu Grabe trug.

Eine ganz merkwürdige Thatsache berichtet das „Journal" (2. Stück 1785) aus dem Brandenburg-Onolzbachischen Hauptorte Schwobach. Dort bestand das Gesetz, daß jedes Paar unverheirateter Leute, aus deren Verhältniß ein Kind hervorgegangen war, sich ehelichen mußte. Auf einer Liste vom Jahr 1784 findet sich verzeichnet:

Copulationen	86
In Ehren	54
Fornicanten . . .	32

Ein Pfarrer des Ortes berichtet folgendes; vorausgesendet sei, daß diese Trauakte bei einem besonderen Seitenaltar stattfanden:

„Ich habe selbst Fälle gehabt, da entweder der Schwängerer die Geschwächte oder diese jenen, oder gar beide einander nicht haben wollten. — — — — — — — — — — — Indessen wird doch die Copulation dadurch nicht gehindert, und wenn der Prediger durch Zureden kein gütliches Ja! herauszubringen vermag, so tritt der sie in die Kirche führende Amtsknecht dann ins Mittel und weiß den widerspenstigen Theil schon hiezu zu bewegen."

Einen Beweis von dem herrschenden Aberglauben im deutschen Süden bietet der große Umsatz, dessen das „heilige Oel von Tegernsee" bei den

Gläubigen sich erfreute. Es war ein Erdöl, das bei dem Quirinuskirchlein nicht weit von den Ufern des Sees hervorbrach. Die marktschreierische Anpreisung desselben war durch zwei Gebete eingeleitet, deren erstes hier folgt:

„Heiliger Märtyrer und auserwählter Freund Gottes Quirinus! Ich bitte dich mit demüthigem Herzen, erhalte mir bei Gott, durch deine Fürbitte, daß er mir durch den Gebrauch dieses Oels die Gesundheit des Leibs, Wohlfahrt der Seel, Verzeihung meiner Sünden, ein glückseliges Sterbestündlein und nach diesem vergänglichen Leben die ewige Freud und Seligkeit verleihen wolle. — — — — Amen."

So mußte auch hier, wie so oft, das Heilige dazu dienen, einem Geschäfte Deckmantel zu sein.

Wie es mit den städtischen Verhältnissen mancherorts aussah, zeigt der Auszug aus einem Briefe vom 29. Juli 1784 (Septemberheft) aus „Cölln". Die Mitglieder des Magistrats hatten kein andres Streben, als sich zu bereichern — bei den Wahlen wurden die seltsamsten Mittel angewendet. War eine neue Rathsstelle erledigt, so warben die Frauen der Concurrenten durch Geschenke um die Stimmen der Rathsherrn, bis dem Unfug auf eine Klage der Bürger durch eine Verfügung des Reichsgerichts in Wetzlar ein Ende gemacht wurde. Die unbesoldeten Polizeibeamten, „Gewaltrichter", mußten alles aufbieten, ihre „Sporteln" zu erhöhen, und griffen zu unglaublichen Mitteln; sie bedienten sich der öffentlichen Dirnen, vermögende junge Leute zu Unzukömmlichkeiten zu verführen, um entweder durch die Strafe oder durch Entlassung der Schuldigen Geld zu verdienen*). Die Protestanten als solche waren fast rechtlos; bis zum Jahre 1784 gab es an fünfzig Hausbesitzer dieses Bekenntnisses in Köln, von welchen, einen ausgenommen, alle ihren liegenden Besitz im Namen eines Katholiken hatten erwerben müssen. Trieben sie Handel, so mußten sie sich eidlich verpflichten, von feineren Waaren nicht unter 25 Pfund, von gröberen nicht unter 100 zu verkaufen. Es läßt sich denken, wie viele Unterschleife und Kniffe durch solche Verfügungen groß gezogen wurden. Keinem protestantischen Pastor war es gestattet, in der Stadt zu taufen oder Katechese abzuhalten. Das war nur auf einem Schiffe auf dem Rhein erlaubt. Den Juden war der Aufenthalt nur möglich, wenn sie für jede Stunde einen Dukaten bezahlten; doch auch dann wurden sie auf den Geschäftsgängen von einem Stadtsoldaten begleitet.

Ein bezeichnendes Zeichen der Zeit bilden die Nachrichten über die Be-

*) Der Kölner Volkswitz sagte über die städtische Rechtspflege;

Wer stehlen will
und nicht hangen,
der geh nach Köln
und lass' sich fangen.

drängung des Bauernstandes in kleineren deutschen Fürstenthümern durch die Jagd und Hegung des Wildes. Schlözer hatte in seinem „Staatsanzeiger" (Bd. V. S. 172) die Möglichkeit solcher Zustände im Anspachischen bestritten. Darauf brachte das „Journal" (Febr. 1784) eine Schilderung der thatsächlichen Verhältnisse. Aus ihr geht hervor, daß in verschiedenen Theilen des Ländchens das „Hirschenhüten" während des Frühlings und Herbstes unumgänglich nöthig war, wenn die Bauern die Frucht vor dem Hochwild bewahren wollten. In Preußen waren auf unbefugtes Schießen Geldstrafen gesetzt, in Anspach dagegen Zuchthaus oder Landesverweisung; in den churmainzischen Landen waren die Jäger mit der Strafe der Cassation bedroht, wenn sie einen Bauern, welcher das Wild durch gewaltsame Mittel von seinen Feldern abzuhalten suchte, nicht sofort zur Haft brachten; die wegen Wilddiebstahls Angeklagten wurden in unbarmherziger Weise zu nicht selten mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Einen Fall von raffinirter Schwindelei berichtet das Blatt (8. Stück 1785) aus Breslau. Dort war im November 1780 die Gründung einer „Privat-Verheiratungs-Aussteuer-Gesellschaft" durch einen gewissen David Wentzel zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden. Persönlichkeiten jeden Geschlechtes, jeden Standes und jeder Religion wurden zum Eintritt aufgefordert. Man konnte je nach dem Beitrage in verschiedene Klassen eintreten und erhielt bei einer Eheschließung eine durch die Zeitdauer der Mitgliedschaft bestimmte Summe als Aussteuer (zwischen 18—1000 Thaler). Nachdem Wentzel die staatliche Bestätigung erhalten hatte, sandte er seine Werber bis in die kleinsten Städte und Dörfer Schlesiens und benachbarter Provinzen; ein Bankier wurde bewogen, 3000 Thaler Caution zu stellen. Das Geschäft blühte, Edelleute und Bürger, sehr viele Offiziere, noch mehr Menschen der unteren Stände traten bei und bezahlten die ziemlich hoch bemessenen Versicherungsbeiträge. Diejenigen, welche bald heirateten, erhielten natürlich ihren Einsatz mit Wucherzinsen zurück und verbreiteten den Ruf der Gründung. Als aber jene Zeit nahte, wo mehrjährige Mitglieder auf die Erfüllung ihrer Wünsche hoffen konnten, da plötzlich erzählte das Gerücht, der Herr „Direktor" Pfundheller sei mit 18,000 Thalern flüchtig geworden — und leider, es entsprach der Wahrheit. Der Bankier Möllendorf mußte seine Caution hergeben, um wenigstens die Offiziere zu befriedigen, sogar Minister von Hoym soll dafür Gelder flüssig gemacht haben; nur die kleinen Leute verloren die gezahlten Beiträge vollständig.

Die politische Bewegung der Revolutionsjahre spiegelt sich zum Theile anschaulich und lebhaft in einer Zeitschrift, welche ursprünglich fast nur literarische und ästhetische Zwecke verfolgte, im „Deutschen Merkur" von Wieland*).

*) Das Blatt erschien unter obigem Titel von 1773—1789, von 1790—1810 als „Der neue Teutsche Merkur" in Weimar.

Der Herausgeber selbst war zuerst von der Revolution begeistert. Im Maiheft von 1790 schrieb er:

„Daß ein Jahrhunderte lang mißhandeltes Volk endlich, wenn das Maß seiner Geduld überläuft, mitten in dem allgemeinen Gefühl seines elenden Zustandes plötzlich von einem ebenso allgemeinen Bewußtsein, der unendlichen Ueberlegenheit seiner Kräfte ergriffen, glückliche oder verunglückende Versuche mache, sich selbst zu helfen — ist eine Begebenheit, die sich schon oft genug zugetragen hat; aber daß eine große Nation, die sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, das Recht des Stärkeren gegen ihre Unterdrücker geltend zu machen, ihre Stärke mit solcher Weisheit gebrauche, und, indem sie sich in die unverjährbaren Rechte des Menschen und des Bürgers wieder einsetzt, sich eine Staatsverfassung gebe, die auf der festen Grundlage dieser Rechte beruht — — — — — — — — — — — — — — — — dieß hat die Welt noch nie gesehen, und der Ruhm, ein solches Beispiel zu geben, scheint der französischen Nation aufbehalten zu sein."

Thatkräftig, wenn auch ohne Fanatismus hat Wieland die geschichtliche Berechtigung der Revolution gegen die Anhänger des Alten vertheidigt; sehr oft mit einer größeren Klarheit und bestimmteren Gründen, als es in der Zeit des unklaren Weltbürgerthums üblich zu sein pflegte. Des Dichters Geist war viel realistischer angelegt als der vieler Zeitgenossen und deßhalb auch mehr befähigt, den Thatsachen gerecht zu werden, ohne die möglichen Gefahren zu verkennen. Im Juniheft 1791, also vor der Flucht Ludwigs (20. Juni), ließ Wieland zu einem kleineren Aufsatze ein Nachwort erscheinen, welches das beginnende Unbehagen an der Revolution verräth:

„Ein Volk, das frei sein will und in zwei vollen Jahren noch nicht gelernt hat, daß Freiheit ohne unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze in der Theorie ein Unding und in der Praxis ein unendlichmal schändlicherer und verderblicher Zustand ist, als die asiatische Sklaverei — ein Volk, das auf Freiheit pocht und sich alle Augenblicke von einer Faktion von Menschen zu den wildesten Ausschweifungen — — aufhetzen und hinreißen läßt, ein solches Volk ist zur Freiheit noch nicht reif und wird — — noch manche fürchterliche Convulsionen zu überstehen haben, bis sein Schicksal auf die eine oder andre Art entschieden ist."

Dennoch blieb der „Merkur" Vertheidiger der idealen Ausgangspunkte der Bewegung. Das 9. Stück von 1791 des „Journals von und für Deutschland" hatte eine Aufforderung an die Fürsten Europa's gebracht, sich gegen die Revolution zu vereinen und die „gemeinsame Sache der Könige" zu vertheidigen. Der Aufsatz mußte um so mehr Aufsehen erregen, als die angesehene Zeitschrift bis dahin so oft die Sache des Volkes vertreten und Mißstände selbst der höchsten Kreise getadelt hatte. Der Aufruf begann:

„Im Jahre 1349 wüthete in Europa eine physische Pest, und im Jahre 1789 erhob sich im Schooße des blühendsten (!) Reiches dieses Welttheils eine moralische Pest, die alle anderen zu bedrohen scheint. Ein wohlgeordneter Cordon hätte die Nation gegen die erste bewahren können, aber dieß Mittel ist unzureichend gegen die andere. Sie müssen sich vereinigen, um den Keim derselben zu ersticken."

Der wüthende Aufsatz gipfelte in dem Ausruf:

„Freiheit, Gleichheit, das sind die Talismane der Schurken, das ist der Vereinigungspunkt der Betrüger und Betrogenen."

In ruhiger und vernünftiger Weise wandte sich der „Merkur" gegen diese Ansichten, welche die geschichtliche Bedeutung der Vorgänge ganz verkannten, und begleitete in den nächsten Jahren die weiteren Ereignisse mit einer bemerkenswerthen Sachlichkeit — einzelne Stücke des Jahrgangs 1793 und der folgenden sind fast nur mit politischen Aufsätzen oder mit Abhandlungen und Untersuchungen über staatliche Zustände der Fürsten- und Volksrechte gefüllt. Zwar tragen sie alle mehr oder minder den Stempel des nüchternen Raisonnements, aber sie beweisen doch, wie ähnliche Aufsätze andrer Zeitschriften, daß der aufgeklärte Despotismus und dann die Revolution die Theilnahme an politischen Fragen nachhaltig anregten und die Aufmerksamkeit auf Stoffe hinlenkten, welche bis dahin eine solche Würdigung nicht gefunden hatten. War auch ein politisches Leben wie in England oder in Amerika bei uns unmöglich, so wurde doch durch die ernstere Presse in weiteren Kreisen der Grund dazu gelegt, daß man nicht mehr an den Thatsachen hängen blieb, sondern den bewegenden Gedanken des staatlichen Lebens eine regere Theilnahme zuwandte. Doch konnte dieses dennoch zur Bildung eines einheitlichen Volksbewußtseins nicht führen, so lange Deutschland nur der „geographische Begriff" war und es vor lauter Vaterländern kein Vaterland gab. Das Maiheft 1793 des „Neuen Deutschen Merkur" enthält eine Betrachtung „Ueber teutschen Patriotismus". Der Verfasser mußte zugestehen, daß derselbe nicht vorhanden sei; es gäbe ohne Zweifel märkische, sächsische, bairische, nürnbergische, frankfurtische Patrioten u. s. w., aber deutsche, welche das ganze deutsche Reich als ihr Vaterland liebten:

„wo sind sie? Wer zeigt, wer nennt sie uns? Was haben sie bereits gewirkt? Und was kann man noch von ihnen erwarten?"

Manchesmal wurden — es ist dieß eine Nachahmung englischer Muster — die politischen Fragen in Form von Zwiegesprächen behandelt. Eines derselben (Juli 1790) beschäftigte sich mit der Frage der stehenden Heere. Die Sprecher, ein Baron und ein Marquis, vertreten in einem nicht selten witzigen Ton die zwei Anschauungen. In einem Satze des letzteren klingt derselbe Gedanke an, welcher aus Schubarts „Deutscher Chronik" hervorgehoben worden ist.

„ — — nöthigt die Unterhaltung zahlreicher Heere die europäischen

Mächte nicht ihre Unterthanen mit ungeheuren Abgaben zu belästigen? Kennen Sie nicht einen gewissen großen Staat, worin es, wie es scheint, Grundsatz der Regierung geworden ist, in den Unterthanen die Tugenden des Fleißes und der Industrie durch Drücken hervorzubringen, so wie die Magnetiseurs ihren Kunden die Divinationsgabe durch Reiben und Streicheln zu erwecken pflegen. Man schloß ungefähr so: je mehr man die Leute drücke, desto mehr werden sie arbeiten; je mehr sie arbeiten, je mehr werden sie erwerben; je mehr sie erwerben, desto mehr können sie — geben. Von der Theorie des Drucks hängt die ganze Mechanik der Administration ab." Zu einer vollen Einigung gelangen die beiden Sprecher nicht.

Von großer Bedeutung wurde im Laufe des Zeitraums „Die Neueste Weltkunde". An Stelle Schillers, welcher die Zeitschrift ursprünglich leiten sollte, trat Ernst Ludwig Posselt (1763 — starb im Irrsinn 1804), ein begeisterter Anhänger der revolutionären Ideen. 1798 erschien das erste Stück in Tübingen bei Cotta; bald aber wurde das Blatt verboten und änderte nun den Titel in „Allgemeine Zeitung". Zuerst (seit 1799) in Stuttgart redigirt, siedelte das Blatt nach Ulm und zuletzt nach Augsburg über, wo es noch heute erscheint.

Die Bedeutung des neuen Journals lag vor allem in dem Grundsatz, politische Gerüchte, wie sie in der bewegten Zeit zu tausenden durch die Luft schwirrten, gänzlich auszuschließen. Selbst der „Hamburger unparteiische Correspondent" war vor allem ein Nachrichtenblatt; er hatte in London wie in Paris vortreffliche Mitarbeiter, aber er brachte viel ohne genügende Kritik — als sehr interessant sind indeß seine Berichte über die Verhandlungen der französischen Nationalversammlung und der Clubs hervorzuheben. Wie schon berührt worden ist, fehlte es in den Tageszeitungen an höheren Standpunkten und auch an geschichtlich werthvollem Stoff. Diese Lücke füllte die „Allg. Ztg." zum großen Theile mit Erfolg aus, ja sie übertraf darin selbst die bedeutenden Erscheinungen des Auslandes. Den größten Raum nahmen staatliche Dokumente, öffentliche Verhandlungen der Parlamente u. s. w. zum Theil in diplomatisch treuen Abdrücken ein. Alle müßigen Combinationen und Erörterungen über Möglichkeiten, jedes Geschrei über ungelegte Eier u. s. w. wurde vermieden und so ein außerordentlich werthvoller Stoff zum thatsächlichen Verständniß der Zeitgeschichte aufgespeichert. Außerdem unterrichteten Briefe aus London, spärlicher solche aus Paris, über das öffentliche und private Leben; eine besondere Abtheilung gab Bericht über die wichtigsten politischen Flugschriften des In- und Auslandes; über die Kriegsvorfälle gaben verläßliche Nachrichten Kunde — so ließ z. B. Erzherzog Karl dem Blatte unmittelbar Berichte zukommen. Die ruhige und gewöhnlich unparteiische Haltung des Blattes gewann bald weite Kreise, die Verbindungen mit der diplomatischen Welt, vor allem mit den Kreisen Metter-

nichs mehrten sich und die Zeitung wurde schnell genug die meist angesehene Deutschlands.

Für Kenntniß der Vorgänge während der ersten Zeit Fr. Wilhelms III. sehr werthvoll sind die Jahrbücher der preußischen Monarchie (Berlin bei Fr. Unger 1798—1801*). In ihnen herrschte noch in vielen Dingen der liberale Geist des Friedericianischen Zeitalters. Noch hatten sich in Preußen keine Parteien im Sinne des gegenwärtigen politischen Lebens bilden können, der Liberalismus war mehr humane und philosophische Ueberzeugung, als ein Banner im Kampfe der Fraktionen. Unter Friedrich Wilhelm II. war die Censur in strengster Weise geübt worden. Einen Anhalt dazu bot die Reichsbestimmung, wie sie in der kaiserlichen Wahlcapitulation von 1790 (Artikel II) ausgesprochen war; keine Schrift sollte geduldet werden, „die mit den symbolischen Büchern beiderlei Religionen und mit den guten Sitten nicht vereinbarlich ist, oder wodurch der Umsturz der gegenwärtigen Verfassung oder die Störung der öffentlichen Ruhe befördert wird."

Das Maiheft von 1798 enthält einen bemerkenswerthen Aufsatz „Ueber Sicherheit des Regenten". Er geht von den im Schwange befindlichen Befürchtungen aus, die Ereignisse, welche sich in Frankreich abgespielt hätten, könnten auch diesseits des Rheins Nachfolge erwecken. Der Verfasser widerspricht dem, wenn er auch zugibt, daß selbst die „taubenartigsten Geschöpfe" Galle haben und wenn sie zu sehr geängstigt würden, sich von der Qual zu befreien suchen.

> „Wie schon daraus erhellt, so wäre kein Mittel, sich zu sichern, gewagter und also sinnloser, als wenn man Strenge und Druck vermehrte und die Zügel der Regierung auf einmal so kurz faßte als möglich. Eben dieser ängstliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wuth verleiten, die das sonst gutmüthige Volk über alle Schranken herausrisse und den unweisen Führer von seinem Sitz herab unter die Räder seines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag sich bis zu dumpfem Sklavensinn erniedrigen lassen, mit einem schon aufgeklärteren, zum Nachdenken erwachten, wird so ein Versuch schwerlich glücken. — — — — — — — — — Herrscher, welche zu unseren Zeiten sich für höhere, von Gott geheiligte Wesen ausgäben und in dieser Eigenschaft blinde Verehrung, blinden Glauben verlangten, würden ihren Zweck so ganz verfehlen, daß sie nur verhaßter und verächtlicher würden.
>
> Also auf diesem Wege, daß man den Zustand des Volks oder selbst das Volk verschlechtert, scheint das Ziel, nach dem man strebt, nicht erreichbar. Und so schlage man denn lieber die anderen besseren Wege ein. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

*) Herausgegeben von Prof. Fr. Rambach.

> Läßt sich nichts von Verschlechterung erwarten, so versuche man es mit Verbesserung; will die einmal angebrannte Fackel*) sich nicht wieder auslöschen, so trage man sie mit eigener Hand dem Volke vor."

Als den einzigen Weg, Throne zu sichern, wird das Ideal einer volkstümlichen Monarchie aufgestellt — die Gegensätze zu der Epoche Friedrich Wilhelms II. sind darin eben so fühlbar, wie die begeisterte Hoffnung, welche man seinem Nachfolger gegenüber hegte. Bei aller freien Anschauung, allem klaren Denken war der Verfasser doch ein Idealist — einige Jahre später sollte es sich zeigen, wie die Geschichte die schärfsten Gegensätze einander gegenüber stellt: aus der Republik Frankreich entpuppte sich der Absolutist Napoleon.

In klarer Weise spiegeln die „Jahrbücher" den kriegerischen Geist des preußischen Stammes. Eine Reihe von Aufsätzen (Juni—Oktober 1798) befaßt sich mit der „Erziehung zum Patriotismus" und betont den vaterländischen Gedanken viel ernster und nachhaltiger, als es in irgend einer anderen deutschen Zeitschrift — so weit sie der Verfasser kennt — damals der Fall gewesen ist. Wohl wird hervorgehoben und ausgeführt, durch welche Mittel von früher Zeit an das Bewußtsein bürgerlicher Pflichten und die Liebe zur Heimat geweckt werden können, aber die Ausführungen gipfeln darin, daß der Angehörige eines Landes als das höchste Recht die Pflicht betrachten müsse, in Waffen für das Vaterland einzustehen. Die Erziehung müsse den Geist auch auf dieses Gebiet hinleiten:

> „Dieser Geist — — — — — wird durch den Augenblick der Gefahr plötzlich hervorgebracht und durchglüht wie ein elektrischer Funke die ganze Nation. Aber sollte er denn dieser starken gefährlichen Reibung bedürfen, um aus der Masse des Volkes hervorzublitzen? Sollte es nicht möglich sein, ihn zu dem erwärmenden Lebensstoff des Ganzen zu machen?"

Der Verfasser fordert, daß nicht nur in Cadetten- und Militärwaisenschulen, sondern ebenso in Land- und Bürgerschulen auf die Pflege dieses Geistes Rücksicht genommen werden müsse. Man sieht hier die Stimmung, welcher zuletzt der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht entsprungen ist.

Aber daß auch des idealen Elementes bei der Bildung gedacht wurde, beweist ein Aufsatz im Oktoberheft 1799 „Die schöne Kunst im Dienste des Vaterlandes"**), welcher auch in ästhetischen Fragen einen klaren

*) Der Verfasser meint die politische Aufklärung.

**) Der König hatte am 17. August 1799 eine Cabinetsordre erlassen, welche sich auf die öffentliche Kunstausstellung und auf Bestellung von Gemälden bezog. Darin erwähnte der Fürst die Gewohnheit der Künstler, ihre Vorwürfe stets der alten Mythologie und Geschichte zu entnehmen, und fuhr dann fort: „So lange das

Blick bekundet. Der leitende Gedanke der Abhandlung war, daß durch die Darstellung von Scenen aus der vaterländischen Geschichte, durch eine Art nationaler Gemäldegalerie die Liebe zur Heimat in die Seelen des jungen Geschlechts gepflanzt werden müßte. Zugleich wies der Verfasser darauf hin, es wäre nöthig, der vernachlässigten Holzschneidekunst neue Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit die Werke der Maler dadurch allen zugänglich würden. Jede Schule des Landes müßte eine Sammlung solcher Holzschnitte erhalten, durch welche der Lehrer seine Vorträge anschaulich machen könnte.

Eine außerordentlich lebhafte Theilnahme bekunden die Jahrbücher für das Schulwesen; daſſelbe bezeugen die verschiedenen Verfügungen des Königs. Man kann hier den Anfang jener patriotischen Bewegung verfolgen, durch welche der Geist der Freiheitskriege gepflegt worden ist; das Geschlecht, welches Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts die Vortheile dieser Bestrebungen genoß, war es vornehmlich, welches im jugendlichen Mannesalter die Schlachten gegen Frankreich mitschlagen, die Siege erringen half. — Vielfach abgehandelt werden besonders im Jahrgang 1801 die Fragen über Aufhebung der Erbunterthänigkeit und die Verhältnisse des Fabrikwesens; es offenbart sich überall ein reges Streben, die Hilfsmittel des nicht allzu reichen Landes zu mehren.

Sehr viele Aufsätze der „Jahrbücher" zeigen die Stellung, welche die Gesellschaft jener Zeit den Juden gegenüber eingenommen hat. Seite 130 u. ff., dann Seite 164 ist der socialen und religiösen Bewegung in den Kreisen derselben schon gedacht worden, hier mögen noch einige andere Bemerkungen Platz finden. Ein von einem Israeliten geschriebener Aufsatz ist betitelt: „Ueber die Verbesserung der Juden" (Oktober 1801). Der Herausgeber der Zeitschrift hat ihn mit einer langen Note versehen, in welcher er sich zum Theile als Gegner der Ausführungen bekennt; ihm erscheint die geforderte bürgerliche Emancipation für alle Juden zu viel, weil nicht alle derselben würdig seien, er verlangt vor allem, daß sie als Minderzahl sich den bestehenden Verhältnissen anfügen und nicht verlangen sollten, daß die Majorität ihnen entgegenkomme. Er schließt mit der Bemerkung: „Es bleibt dagegen wahr, daß die Juden um sich greifen, daß es wenig Zeit bedarf, so ist alles Gewerbe in ihren Händen, daß sie durch Wucher das Volk aussaugen u. s. w.

---

geschieht, wird die Theilnahme des Publikums für die Werke der Kunst nie recht lebendig werden. Weit eher und in einem größeren Maße kann man sich dieselbe versprechen, wenn Gegenstände der vaterländischen Geschichte — — — ausgesucht würden."

Erwähnt sei, daß Friedrich Wilhelm III. schon damals sich mit der Absicht trug, ein „königliches Museum" zu errichten und daß ein Plan vom Hofrath Hirt seine Bestätigung erhalten hatte.

Gegenwehr der Staatsgesellschaft, des Oberhauptes wie des Niedrigsten — ist nothwendig."

Der Aufsatz selbst gibt zu, daß die Juden in ihrer gegenwärtigen Verfassung dem Staate schädlich seien, vor allem durch Wucher, durch Kniffe im Kleinhandel, durch die Absonderung von den Staatsbürgern; sie erzögen ihre Kinder wieder zu den gleichen unehrenhaften Geschäften und entzögen sich, gestützt auf Satzungen ihrer Religion, Pflichten, deren Erfüllung der Staat von jedem Bürger zu fordern berechtigt sei. Darauf führt der Verfasser aus, wie die bestehenden Zustände nichts seien, als das Ergebniß der staatlichen Bestimmungen und des immerwährenden Druckes. Nur wenn man den Juden die Wege zu jeder redlichen Arbeit öffnete, könnte es besser werden.

„Welcher arme Judenbursche würde nicht lieber ein Handwerk erlernen, das ihm sichere Nahrung verspricht, oder ein Feldbauer werden, als Tage lang mit alten Beinkleidern, über dem Arme hängend, in den Straßen herum zu irren und am Morgen nicht zu wissen, ob er am Abend so viel erworben haben wird, um sich ein Brod kaufen zu können?"

Kurz, wie die Lage wäre, gäbe es nur zwei Mittel:

„Die Alternative nämlich, entweder die Tausende der jüdischen Einwohner und Eingeborenen des preußischen Staates zu verbannen, oder ihnen solche Mittel darzubieten, wodurch sie gute und nützliche Bürger werden könnten."

Thöricht sei es, den Uebertritt zum Christenthum zu fordern, denn das könne die vorhandenen Fehler nicht beseitigen. Dagegen müßten die Juden sich allen Diensten unterziehen, welche der Staat von seinen Bürgern fordere, vor allem der Kriegsfolge, und müßten auch gewisse andere Eigenheiten der äußeren Religion fallen lassen, welche sie von den Christen trennen. — —

Schließlich sei noch eine kleine bezeichnende Bemerkung aus dem Aprilheft 1799 mitgetheilt, welche den Berliner Carneval, vornehmlich die große Redoute betrifft:

„Eine Redoute ist ein Fest des Scherzes, Muthwillens und der guten Laune unter der Aegide der Maske — aber es ist auch eine Kunst, muthwillig zu sein. Wir verstehen sie nicht und setzen etwas darein, sie nicht zu verstehen. Das Schöne wissen wir nicht damit zu verbinden, wir werden leicht ausgelassen, wir wissen Satire und Laune nicht mit Wohlwollen zu empfangen, sind auf der einen Seite zu frei, auf der andern nicht freimüthig genug. — — Sie können aus diesem schließen, welch ein Bild unsre Redoute entwirft."

Die ganze Epoche, in welcher Deutschland mehr oder minder Frankreich unterthan war, übte auf den politischen Journalismus einen sehr ungünstigen Einfluß aus. Nicht wenige Zeitschriften und Tagesblätter waren für die französischen Anschauungen und Anforderungen ebenso zugänglich, wie für das

fränkische Gold; freie Meinungsäußerungen waren überall gefährlich, weil ein Netz von Kundschafterei über unserm ganzen Vaterlande lag. Selbst unabhängige Organe, wie die „Allgemeine Zeitung", die größeren Berliner, Hamburger oder Breslauer Blätter sahen sich zu größter Vorsicht genöthigt. Aber die steigende Erbitterung des Volkes, das Bewußtsein des Elends ließ sich nicht zum Schweigen verdammen. So entstanden denn jene zahllosen Flugschriften, von welchen viele wohl kaum auf die Gegenwart gekommen sind*). So weit sie sich auf die Epoche unmittelbar nach den Befreiungskriegen beziehen, sind sie S. 93 kurz charakterisirt worden.

Als Vertreter der bestochenen Presse, welche ganz von den französischen Machthabern abhing, sei „Der Telegraph", Ein „Journal der neuesten Kriegsbegebenheiten von Karl Julius Lange" genannt. Dieses Blatt erschien vom 17. Okt. 1806 — 2. Dez. 1808 in Berlin; es ist wohl die niederträchtigste Erscheinung, welche die damalige Presse Deutschlands überhaupt hervorgebracht hat. Die Zeitung ging aus Mangel an Abonnenten ein, denn so speichellecherisch und hündisch dachten doch nur wenige; einige Karikaturen, welche nach Lange's Tod auf ihn gemacht worden sind, sollen der Verachtung gegen den Charakterlosen sehr scharfen Ausdruck geben.

Eine zweite, wie „Der Telegraph" sehr selten gewordene Zeitschrift ist die „Chronik des allgemeinen Wiener Congresses" (24 Nrn. vom 4. Okt. — 20. Dez. 1814). Sie erschien in Frankenthal (bei Enderes und Hertter) und war im allgemeinen recht gut unterrichtet. Interessant ist sie auch in ihren Mittheilungen über die äußeren Ereignisse der Congreßzeit.

Von den eigentlich politischen Zeitungen, welche nach dem Sturze Napoleons herauskamen und sich der kurzen Freiheitsströmung erfreuten, ist neben den von Brockhaus in Altenburg herausgegebenen „Deutschen Blättern" (Sept. 1813—1816)**) vor allem der „Rheinische Merkur" zu nennen, welchen Joh. Jos. Görres (1776—1848) in Coblenz erscheinen ließ***). Die erste Nummer wurde Sonntag den 23. Jan. 1814 veröffentlicht, die letzte am 10. Jan. 1816. Welche Bedeutung diese Zeitschrift besaß, beweist das Wort Napoleons, sie sei die fünfte Großmacht, welche gegen ihn auftrete. Anfangs gab er dem flammenden Vaterlandsgefühl, welches seit 1813 überall

*) Dem Verfasser sind aus den Jahren 1801—1816 über 380 Brochüren, von welchen ein Theil sich in seinem Besitze befindet, bekannt; viele nur dem Titel nach. Diese Zahl bildet wohl nur einen kleinen Procentsatz aller erschienenen Flugschriften.

**) Der Band I. (Nr. 1—76) war in Freyburg erschienen, darauf kam das Blatt in Brockhaus' Besitz.

***) Görres war zuerst, ein Anhänger der revolutionären Gedanken, 1798 mit dem „Rothen Blatt" (später „Rübezahl") hervorgetreten. Die Zeitschrift wurde auf Veranlassung der hessischen Regierung unterdrückt. Später gab er mit Achim von Arnim und Cl. Brentano „Die Zeitung für Einsiedler" heraus, welche auch nur kurze Zeit bestand.

mächtig war, glühend beredten Ausdruck. Als jedoch die Früchte der diplomatischen Künste zu Tage traten, da wandte er sich mit kühnstem Freimuth gegen die Regierungen, wies sie auf die Versprechungen der vergangenen Jahre und gab dem Schmerz der Vaterlandsfreunde einen Ausdruck, welcher durch Wucht der Gedanken die Männer, durch dichterische Beredtsamkeit die Jugend begeisterte. Fr. Rückert sagte von ihm in einem Gedichte vom Jahre 1815 („Die vier Namen"):

„Der dritte Nam' an dieser Statt
Das ist der begeisterte Görres,
Der auch ein Blatt beschrieben hat,
Ein grünendes, kein dörres;
Darauf mit dem Merkuriusstab
Er hoch und tiefe Deutung gab
Der Himmelzeichendeuter."

Als ein Cabinetserlaß aus Berlin den „Merkur" unterdrückt hatte, dichtete Rückert die Zeilen hinzu:

„Was hilft's, daß der Merkur
Uns aufwärts weist die Spur,
Wenn man den Götterboten
Hinab bannt zu den Todten . . ."

Der Artikel 18 der „Bundesakte" hatte nicht nur Maßregeln gegen den wuchernden Nachdruck, sondern auch Preßfreiheit versprochen. Ein Preßgesetz wurde entworfen, trat aber niemals in Kraft, weil es Metternich nicht zusagte. Die Karlsbader Beschlüsse hoben jede Freiheit der Erörterung über politische Fragen auf, stellten die Censur wieder her, welcher nicht nur die periodischen Schriften, sondern auch alle Bücher unter zwanzig Bogen unterlagen.

Nun kam die Blüte der officiellen Zeitungen; Oestreich, in welchem Lande lange nur das Regierungsblatt die „Wiener Zeitung" (seit 1700) und von 1804 ab der „Oestreichische Beobachter" von Belang waren, erhielt seit 1818 „Die Wiener Jahrbücher der Literatur"; Preußen die „Preußische Staatszeitung", deren Leitung zuerst Stägemann und dann der unter dem Namen H. Clauren bekannte Rath Heun übernahmen. Die wenigen liberalen Zeitungen, wie das „Weimarische Oppositionsblatt", redigirt von Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters, die „Rheinischen Blätter" in Wiesbaden, die Stuttgarter „Neckar-Zeitung" u. s. w. gingen zum größten Theile ein und der „amtliche Geist" schwebte bald allmächtig über allen Erzeugnissen der deutschen Journalistik.

Die französische Presse war bis zur Revolution sehr unbedeutend; ihre Anfänge gehen auch in das 17. Jahrhundert zurück. Erwähnt seien der »Mercure galant« (seit 1672), welcher von 1717 an als »Mercure de France«

erschien, und das erste tägliche Blatt von Paris »Journal de Paris« (seit 1777). Neben ihnen bestanden noch mehrere andre kleine Blätter, deren bedeutendsten Stoff außer Kritiken über Literatur und Theater Skandalgeschichten aus der „guten" Gesellschaft ausmachten. Politische Angelegenheiten wurden kaum gestreift. Mit dem Ausbruch der Revolution wurde erst die Flut von Zeitungen entfesselt*). Vom Mai 1789, wo die gemäßigten Organe auftraten, bis zur Direktorialherrschaft gab es keine einzige Partei, ja kaum einen Club, welche sich nicht der öffentlichen Presse bedient hätten — viele der Zeitschriften waren Ergebnisse einer in kleinstem Kreis auftauchenden Stimmung und verschwanden nach 8—10, ja nach zwei Nummern.

Der Geist des Widerstandes zeigte sich schon nach dem Zusammentreten der Generalstaaten darin, daß Zeitungen ohne Erlaubniß der Regierung auftraten, ja trotz des Verbotes erschienen, wie Mirabeau's »Les états généraux« (nur 6 Nummern vom 2.—7. Mai 1789). Hier und in andern darauf folgenden Blättern herrschte noch der Geist ruhig thatkräftiger Ueberlegung; es fehlte nicht an Schärfe, aber etwas, was man wissenschaftliche Begründung nennen könnte, lag allen freiheitlichen Forderungen zu Grunde, eine Constitution der Art, wie die Englands, bildete die Spitze des Gewünschten.

Jean Pierre Brissot (1754 geb., enthauptet 1793) hatte an Mirabeau's Blatte mitgearbeitet und gab dann eine eigene Zeitung »Le patriote francais« heraus. Wie bei Voltaire und Montesquieu war auch bei ihm England die Hauptquelle seiner politischen Bildung. In einer gründlichen, nicht selten doctrinären Weise, welche an die Art von Neckers Schriften erinnert, behandelte er in seinen Erörterungen den Constitutionalismus nach allen Richtungen, wandte aber auch volkswirthschaftlichen und socialen Fragen seine Aufmerksamkeit zu; oft scharf und selbst verletzend durch die Energie der Gedanken hielt er sich in anständigen Formen und verschmähte das Reizmittel des Witzes und der Frivolität. Objektivität und Gerechtigkeitsgefühl machten ihn den Radikalen bald verhaßt — er wurde mit Schmähungen überschüttet und fiel, ein Opfer Robespierre's.

Mit der steigenden Erregung wurde der Ton der Presse maßloser, während die Regierung kein Mittel wußte, sich zu wehren. »Gazette de Paris« meldete ruhig über die kleinsten Vorgänge bei Hofe, nachdem die Bastille schon erstürmt war. Es wäre jedoch auch nicht möglich gewesen, die Flut der neuen Zeitungen zu hemmen, welche an allen Ecken und Enden auftauchten; die „papierne Tribüne" begann gefährlicher zu werden als die der Nationalversammlung. Natürlich bemächtigten sich auch die Royalisten der

*) Zur Beurtheilung können folgende Zahlen dienen: 1789 = über 150 Blätter, 1790 = 170; 1791 = 85; 1792—1796 = 220; 1797 = 85; 1798 = 17; 1799 = 26; 1800 = 7. Im Ganzen 727. Diese Zahlen dürften noch um ein Erhebliches hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

neuen Waffe: »La feuille du jour«, »Les amis du roi« u. s. w. fochten mit Ironie, Geist und boshaftem Witz gegen die Gegner, ohne zu bedenken, wie gerade diese Waffen werthlos sind in einer Zeit der steigenden Erregung. Das Volk bewunderte die feinen Ausfälle, die eleganten Finten ihrer Fechtweise nicht, es wollte, daß selbst der Witz derb, unflätig und wenn möglich blutig sei. Der berüchtigteste Vertreter dieses Journalismus des lachenden Pöbels war der »Père Duchesne«. Ein Blatt gleichen Titels hatten die Royalisten gegründet, welchem das neue als Gegengewicht dienen sollte. Herausgeber war einer der schmutzigsten Gesellen, Jacques René Hébert (hingerichtet März 1794); den Kopf der Zeitung zierte das plumpgezeichnete Bild eines Kesselflickers, welcher aus einer Pfeife raucht. Der Ton ist unbeschreiblich: es war die gemeinste Sprache der „Damen der Halle" und der Vorstädte, so gemein und roh, daß es erst der jüngsten Gegenwart vorbehalten geblieben ist, sie „literaturfähig" zu machen. Man staunt bei der Lektüre dieses unsäglichen rohen Cynismus, dieser Flut gemeiner Schimpfworte, dieses Mangels an Ideen und selbst an Verstand, man staunt darüber, daß diese Zeitung eine so gewaltige Volksthümlichkeit erreichen konnte. Daß die Hökerinnen und Arbeiter, daß die verkommenen Existenzen, die Leibgarde der Jacobiner, sich daran freuen konnten, erscheint begreiflich, daß aber »Père Duchnesne« in die Salons und Boudoirs dringen, daß er von Staatswegen in tausenden von Exemplaren in die Lager der Armee gesandt werden konnte, das ist uns fast unbegreiflich.

Unter den Witzblättern, welche im Sinne des Königthums schrieben, war »Les Actes des Apôtres« hervorragend. Von einer Gesellschaft jüngerer Leute geschrieben, waren diese „Akten der Apostel" voll Sarkasmen und voll beißendem Spott gegen alle Feinde des Königthums; als einziges Mittel, den Sieg zu sichern, erschien ihnen das Henken. Aber auch hier kann man sich aus doppeltem Grunde einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren. Einerseits fehlt auch diesen Witzköpfen jede tiefere Idee; ihre Satire ist keine Kriegsthat im Dienste einer idealen Anschauung, sondern ein Sport, welchen sie betreiben; andrerseits wirkte die geradezu maßlose Frivolität oft anwidernd. Man ist's gewöhnt, diesen Zug überall zu finden, wo die französische Satire zügellos durchbricht, aber selten mag man sich davon so abgestoßen fühlen wie hier.

Der „Ton der Halle" fand sein Ideal in Marats Zeitschriften: »Le Publiciste parisien«, »L'Ami du peuple« und »Journal de la République«, von welchen besonders die zweite eines ungewöhnlichen Rufes sich erfreute. Marat gehört zu den seltsamsten Menschen, welche jemals eine kranke Zeit hervorgebracht hat; der Eindruck seiner Persönlichkeit wird stets ein widerlicher sein, aber das Urtheil wird milder ausfallen, wenn man die Zeit in Berechnung zieht. Der Mann war haßtoll — man verzeihe dieses neue Wort, welches allein den Kern der Sache trifft. Was er erlebt hatte und

erlebte, wurde in seiner Seele Gift, und selbst die Leidenschaft, mit welcher er für alle, die ein Unrecht erlitten haben oder es nur glaubten, in die Schranken tritt, erhält erst den bezeichnenden Zug dadurch, daß er jede Gelegenheit ergriff, um nur anzugreifen. In der Nr. 257 des »Moniteur universel« vertheidigt sich der Minister Roland gegen die Angriffe Marats, »contre le système des diffamations« — als „gegen ein System von Verleumdungen". Dort zeichnet er richtig das Verfahren des »Ami du peuple«:

„Die Nationalversammlung zu entehren, das Volk gegen sie aufzureizen, Mißtrauen gegen die gegenwärtigen Minister auszustreuen, sie als Verräther des Vaterlandes hinzustellen, alle jetzt mit öffentlicher Machtbefugniß bekleideten Personen und die Heerführer zu verdächtigen; zum Umsturz aufzufordern, zu behaupten, derselbe sei unumgänglich, und mit den Fingern auf den Diktator*) hinzuweisen, welchen man dem Lande geben müsse: das ist der Zweck der überall angeschlagenen Blätter, welche unter dem Titel: „Marat, der Volksfreund, an alle guten Franzosen", erscheinen."

Marats Antwort war sehr einfach; er forderte in mehreren Nummern des Blattes das Volk auf, Roland, den Verräther, zu beseitigen. Das war eigentlich seine ganze Politik: „Köpfe ab!" Zuerst war er noch mit 500 zufrieden, worauf Camille Desmoulins in seiner Zeitung die spottende Bemerkung machte: „Herr Marat, Sie machen die Sache schlecht! 500—600 Köpfe abschlagen! — — — Sie sind der Dramatiker unter den Journalisten; Sie würden alle Personen des Stückes sterben lassen, selbst den Souffleur." Uebrigens blieb der „Volksfreund" dabei nicht stehen und erhöhte zuletzt seine Forderung auf 270,000 Köpfe — dann wären sicher auch die Darsteller und Souffleurs der Revolution beseitigt gewesen. Aber dennoch ist ein Marat mit seinem tollen Prinzip noch nicht so verächtlich, wie es Hébert gewesen ist, welchem der Handel mit seinem »Père Duchesne« einige Millionen eingetragen hat, die er glücklich über die Springflut der Schreckensherrschaft hinüberzuretten verstand.

Je mehr die Terroristen an Bedeutung verloren, desto häufiger wurden die Blätter, in welchen man dieselben angriff, bis die Direktorialherrschaft allem ein Ende machte. Mit einem Witz auf den Lippen starb die Presse des Zeitraums. »Le menteur ou la Gazette par excellence« war eines der geistreichsten und letzten Produkte. Hier machte sich die öffentliche Meinung über sich selbst und über die Republik lustig. Eine Verfügung der Consuln setzte schließlich die Anzahl der politischen Blätter auf 13 fest, von diesen überdauerten nur der »Moniteur universel« und das »Journal des Débats« die folgende Zeit; das letztere änderte unter dem Kaiserreich seinen Titel in »Journal de l'Empire«, das erstere war das Organ Napoleons und gab zu-

*) Robespierre.

gleich die Stimmung an, welcher sich die übrige Presse fügen mußte. Unter dem politischen Drucke bildete sich das „Feuilleton" aus, mit welchem das »Journal des Débats« den Anfang machte. Die Abtheilung sollte auf die Weiterentwicklung der Tageszeitungen von nachhaltiger Wirkung werden.

Nach dem Sturze Napoleons nahm die Zeitung wieder den alten Titel an und stellte sich auf die Seite der Restauration, ohne aber die durch die „Charte" gewährten Freiheiten anzutasten. 1815 wurde der »L'Indépendant« später »Le Constitutionel« begründet, welcher die liberale Mitte vertrat, aber oft nach links hinneigte, während die Opposition in der »Minerve« ihr Organ fand. Das Censuredikt vom 30. März 1820 beschränkte das Zeitungswesen von neuem.

Der Journalismus Englands zog einen großen Nutzen aus dem früher entwickelten politischen Leben. Zu einer Zeit, als Frankreich noch kaum eine Presse besaß und in Deutschland der weitere Weltblick fehlte, war der politische Journalismus Englands so weit, daß Fragen des staatlichen Lebens frei und kühn besprochen werden konnten. Die Zeit der Kämpfe mit Amerika führte zwar zu einer Beschränkung der Preßfreiheit, doch drückend wurden die Bestimmungen erst in der Zeit von 1808—1811, wo von 101 Preßprozessen 94 mit der Verurtheilung endeten. Der schwerste Druck wurde durch die Stempelsteuer ausgeübt (½ Penny auf den halben Bogen, später bis 4 Pence erhöht).

Aber trotz allem herrschte eine viel größere Unabhängigkeit der Meinungen, als es im allgemeinen auf dem Continent der Fall war; andrerseits war das Bedürfniß, an den politischen Vorgängen Theil zu nehmen, in England seit jeher ein viel stärkeres. Bezeichnend sind einige Zahlen, welche die Verbreitung der Londoner Blätter bis 1800 angeben. Es wurden vertrieben:

1753 : 7,411,757 Exemplare,
1760 : 9,484,791 „
1791 : 14,794,153 „
1800 : 16,000,000 „

Das älteste der englischen Blätter war die Wochenschrift »Weekly News« von Butter (1622). Nach der Revolution von 1688 nahm der Journalismus einen höheren Aufschwung; das erste Tagblatt, »Daily Courant«, erschien 1702*).

Die größte Bedeutung von allen politischen Zeitungen gewannen die

*) Nicht 1709, wie die gewöhnliche Angabe lautet. Leider finden sich gerade auf diesem Gebiete so viel widersprechende Angaben, daß eine Bürgschaft für jede Jahreszahl nicht gegeben werden kann. Andrerseits sind die Sammlungen von Zeitschriften selbst in großen Bibliotheken Deutschlands so unzulänglich, daß die selbstständige Prüfung unmöglich oder doch sehr erschwert ist.

»Morning Chronicle« — von 1769 an († 1862), »Morning Post« (seit 1781) und das »Daily Universal Register«, begründet Januar 1785, welches 1788 am 1. Januar unter dem Titel »The Times« erschien. Die englische Presse in ihrer ersten Blüte eingehender zu behandeln ist hier nicht der Platz, es sei nur auf einige Momente hingewiesen, welche für die Entwicklung des gesammten Zeitungswesens von Bedeutung geworden sind. Seit 1772 brachten die Blätter Berichte über die Verhandlungen der Parlamente; es hatte einen langen Kampf gekostet, ehe dieses Recht, welches sich die Presse selbst genommen hatte, gesetzliche Anerkennung fand. Die ersten Berichte über Gerichtsverhandlungen, die ersten regelmäßigen Kritiken über Theater, die ersten Betrachtungen über den Handel und Waarenverkehr u. s. w. finden sich in den englischen Zeitungen. In Hinsicht auf die Technik des Zeitungswesens ist England als das Vaterland der modernen Presse zu bezeichnen*).

Von ungeheurem Einfluß auf die periodische Presse der ersten Culturvölker wurden die schon erwähnten Wochenschriften (S. 16), deren Bedeutung darzulegen Bände in Anspruch nähme. Vor allem waren sie maßgebend für Deutschland. Schon einige Jahre nach dem Erscheinen des „Zuschauers" von Addison sollen die ersten Nachahmungen in Hamburg, welche Stadt mit England in vielfachen Handelsbeziehungen stand, aufgetaucht sein, doch werden uns nur Titel berichtet, die Wochenschriften selbst scheinen verloren. Die erste bedeutendere Wochenschrift auf deutschem Boden erschien 1721 in der Schweiz, dann folgten Leipzig und Hamburg; hier der „Patriot" (vom 5. Juli 1724 — 28. Dez. 1726). Gegen Ende des dritten und anfangs des vierten Jahrzehnts steigerte sich die Zahl und bald waren es an zwei Hunderte derartiger „wöchentlichen Sittenschriften", die Deutschland überschwemmten. 1754 schrieb Lessing (Vorwort zu Vermischte Schriften des H. Christlob Mylius): „Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und in der besten Bequemlichkeit auf alles aufmerksam sein konnten, was einen Einfluß auf den Geist und die Sitten ihrer Nation hatte. Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen."

Dieses Urtheil trifft den größten Theil dieser Preßerzeugnisse bis weit

*) In den Vereinigten Staaten von Nordamerika waren „The Boston news letter" seit 1704 das erste Blatt, ihm folgten bald andre. Der junge Freistaat entwickelte auch auf diesem Gebiete seine Kraft; 1750 bestanden 27 Zeitschriften, 1824 war die Zahl der periodischen Blätter schon auf 1390 gestiegen. Die erste deutsche Zeitung war „Der deutsche Adler".

in die classische Periode hinein. Einestheils hielten sich die Schreiber an die verschiedenen Uebersetzungen der englischen Vorbilder und ahmten dieselben plump und geistlos nach. Wie im „Zuschauer", „Plauderer", „Kenner" und in andern Fragen des gesellschaftlichen und literarischen Lebens, Unsitten der Zeit und allgemeine menschliche Schwächen bald in erzählender Form, dann in Briefen oder in Dialogen behandelt wurden, so geschah es auch in Deutschland, aber eines fehlte ganz: der weitere Weltblick eines Addison und Steele und ihrer Nachfolger. Wenn man die „Discourse der Mahlern", den „Patrioten" oder den „Biedermann" liest, hat man die Empfindung eines allseitig eingeschränkten Daseins. Man wollte originell sein, aber es ging nicht; man suchte nach so abgeschlossenen, volksthümlichen Typen, wie sie in Englands Wochenschriften so lebensvoll charakterisirt auftraten, aber man fand sie nicht; man wollte ebenso reich an neuer Einkleidung der Stoffe sein, die dürre Moral ebenso verbergen, so daß sie unbeachtet sich durch den Kopf der Leser in das Gemüt einschleiche, aber man kam trotz allem nicht über die Philisterhaftigkeit heraus. Vor allem aber fehlte den Nachahmern jener zuweilen köstliche Humor der Engländer, welcher, zwar manchmal mit ziemlich derben Zügen, jedoch stets wahr und treffend dem Leben selbst, der Natur abgelauscht war. So wurden diese moralischen Wochenschriften von Jahrzehnt zu Jahrzehnt alberner, selbst die besseren, wie „Der redende Stumme" (Leipzig 4. Jan. — 20. Dez. 1771) sind trostlos und öde in hohem Grade und zeigen nur selten Witz oder feinere Empfindung.

Aber trotz allem sind sie berufen gewesen, die Starrheit des deutschen Geisteslebens zu brechen, die Literatur zu befruchten und in der deutschen Frauenwelt die Theilnahme an mancher geistigen Strömung zu erwecken. Man darf nicht vergessen, daß zur Zeit, als die ersten Wochenschriften erschienen, außer den lateinisch geschriebenen Gelehrtenzeitungen überhaupt kein Journalismus bestand, welcher sich an Herz und Phantasie wandte. Da wirkte gerade der für jene Tage ungezwungene Ton, in welchem Angelegenheiten des privaten Lebens, moralische und auch literarische Fragen besprochen wurden, anregend und unterhaltend; der pedantischen Gelehrsamkeit wurde ein Element entgegengesetzt, welches den starren Zwang löste und die Theilnahme weiter Kreise gewann.

Für die Literatur von Belang wurden die moralischen Wochenschriften, indem sie den Blick für die Schwächen der Menschen, den Blick für das Lächerliche schärften. Sowohl das ältere Lustspiel wie der Roman sind so beeinflußt worden, im Guten und Schlimmen, denn auch das öde, weitschweifige Moralisiren, welches sich bis weit in unser Jahrhundert erhalten hat, wurzelt zum größten Theile in der Richtung der Wochenschriften.

Am wichtigsten war die Stellung, welche diese neue Gattung von Presse dem weiblichen Geschlecht gegenüber einnahm. Schon in den „Discoursen der Mahlern" zeigen sich leise Spuren jener Bewegung, die man jetzt als

„Frauenfrage“ für ein Ergebniß der neuesten Zeit zu halten pflegt. Im 4. Theile (im 15. Discours) legten die Herausgeber einigen Frauen die Bemerkung in den Mund:

> „Eben euer Geschlecht, ihr Herren, ist die Ursache, daß unsre Unterredungen meistens nur Bagatellen betreffen; wir werden gezwungen unser Leben mit sklavischen Bemühungen zu verzehren, weil die Männer uns alle Gelegenheit abschneiden, einem Menschen anständigere Geschäfte zu unternehmen.“

Andere Wochenschriften sprachen es schon in ihrem ersten Stücke aus, daß sie dem „Frauenzimmer“ zu gefallen, es zu unterhalten und zu belehren wünschen. Diese Phrase wiederholte sich immer und immer wieder durch Jahrzehnte*). Auch hier zeigt sich der Einfluß der englischen Originale. Als die erste eigentliche Frauenzeitung — abgesehen von den Modezeitschriften — ist die „Iris“ des Dichters J. G. Jacobi zu nennen (Düsseldorf Okt. 1774 — Sept. 1775, dann Januar — Dez. 1776 in Berlin bei Spener). Hier weht schon der Geist der Empfindsamkeit, wenn auch nicht stürmisch. Das Bestreben, den Gesichtskreis der Frauenwelt zu erweitern, ist unverkennbar. Biographien berühmter Dichter und Inhaltsangabe ihrer Werke; Briefe über Weltgeschichte und Mythologie; ästhetische und moralische Abhandlungen (über das Lied, über Elegie, über weibliche Schamhaftigkeit) wechselten mit halb novellistischen Beiträgen und mit Gedichten — verschiedene Lieder Goethe's und sein „Erwin und Elmire“ sind hier zuerst erschienen. Aber in Briefen über weibliche Erziehung wurde auch vom Herausgeber sein Ideal derselben entwickelt. Und da findet sich (Febr. 1775) eine Stelle, in welcher die Unnatur der herrschenden Lebensformen besprochen wird, welche sich entwickelt, wenn ein Weib nur der Gesellschaft lebt:

> „Man hat die Natur verschönern wollen und sie so zierlich gemacht, daß sie unter dem Flitterstaat verschwunden ist. Mit ihr entfloh die Wahrheit. — — — — — Alles glänzend von außen und dazu das mehrste geborgt. Französische Sitten auf deutschem Boden.“

Es war das Werk einer Engländerin, „Die Rechte der Frauen“ (1792) von Mistreß Wolstoncraft, welches in Deutschland zum ersten Male die Frauenfrage im modernen Sinne vor die Oeffentlichkeit brachte. Eine Art von Analyse des Werkes erschien in den Heften vom Juni und Juli 1793 des „Neuen Teutschen Merkurs“. Zwei leitende Gedanken, beide Kinder

*) Daß die Herausgeber von dem weiblichen Geiste keine geringe Vorstellung hatten, beweisen nicht nur die Bücher, welche die „Discourse“ für Frauen empfehlen — neben Romanen geschichtliche und selbst philosophische Werke, sondern auch Vorschläge zur Erziehung des Geschlechts, wie sie sich nach einem englischen Vorbild in einer schlesischen Wochenschrift „Von allem Etwas“ (1753 2. Stück) finden.

der revolutionären Zeitstimmung, treten scharf hervor: „das Weib ist zu gleicher Bildung berechtigt wie der Mann“ und: „die gegenwärtige Ehe widerspricht der Freiheit und der Sittlichkeit“. Einzelne bemerkenswerthe Aussprüche mögen bezeugen, daß die Emancipationsideen zum größten Theile schon hier kurz und klar sich vorfinden.

> „Das männliche Geschlecht — — — — — — — — — — — — hat sich gleichsam verschworen, das Unglück des anderen, das wegen der Fortpflanzung den Unbequemlichkeiten und Schmerzen des Gebärens unterworfen ist, zu vermehren und nach einer abscheulichen Politik diesen nothwendigen Unterschied zu einem untrüglichen Zeichen der Unterwürfigkeit zu machen.“

Die Verfasserin weist auf die verkehrte und ungleiche Erziehung hin, welche das Mädchen geistig unter die Durchschnittsfläche ihrer Fähigkeiten drücke und besonders in den höheren Ständen eine „Puppe“ aus ihr mache — viele Beispiele lieferten den Beweis, wessen der Geist der Frau fähig sei.

> „Die Ehe scheint ausschließlich zum Vortheil des Mannes eingeführt, während bei ihr auf das Weib ganz und gar keine Rücksicht genommen ist.“

Die Spitze der Beweisführung ist gebildet durch die Forderung, die Ehe abzuschaffen, das Wort Vater aus dem Gesetze zu streichen und die Kinder allein der Mutter zuzusprechen. Es wäre ein Unsinn, der Frau in allen Geschäften Gleichheit mit dem Manne zu geben,

> — — es wäre höchst lächerlich, wenn die wichtigsten Nationalgeschäfte durch die Niederkunft Ihrer Excellenz der Frau Geheimen Räthin unterbrochen werden müßten,“

aber die Erziehung müßte eine solche sein, daß die Frau für die Bildung ihrer Söhne nach jeder Richtung sorgen, daß sie in allen Lebenslagen selbstständig handeln könnte. Liebe mit Ehe gewähre Glück, aber ohne Liebe sei sie ein doppelter Fluch: sie schände das Weib und lege selbst dem genialsten Manne Fesseln an, die seine Thatkraft und Freiheit einschränken und ertödten.

Die „Jahrbücher der preußischen Monarchie“ (September 1801) behandeln in einem Aufsatz „Beitrag zur Erziehung“ die Frage der Frauenbildung ebenfalls, wenn auch nicht mit so revolutionärer Gesinnung.

> „Jahrhunderte — ich mag sagen Jahrtausende lang sind die Flügel des weiblichen Geschlechts gelähmt geblieben. Erfolgt hierin keine Aenderung, so artet am Ende das ganze Geschlecht in Puppen aus. Wehe dann den Männern!“

Man unterstütze nur die äußere Eitelkeit der Mädchen; dem heißesten Wissensdurst werde nur die Antwort: „Du bist ein Mädchen und brauchst dieß nicht zu lernen!“ Ganz begeistert schließt der Verfasser, das Weib anredend:

> „Du wirst vielleicht noch in diesem Jahrhundert es dahin bringen, daß man andere für dich vortheilhaftere Gesetze entwirft, Du wirst

nicht in ewiger Unmündigkeit bleiben. Das männliche Geschlecht wird Dir einst noch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Du als seine treue Gehilfin die kommenden Menschengeschlechter zu ihrem wahren Wohl befördert hast."

Je mehr das Bedürfniß nach unterhaltenden Zeitschriften hervortrat,

(S. Seite 418.)

desto mehr wuchs die Zahl der Blätter, die nur dieses zu befriedigen suchten. Wielands „Merkur", Boies „Museum", Schillers „Thalia" u. s. w. sorgten zwar auch für Zeitkürzung, aber ein vornehmerer Geschmack und ernsterer Geist zeichneten diese Zeitschriften aus. Mit der Leipziger „Modezeitung" (1799) und der „Zeitung für die elegante Welt" (1801) wurden die flachen

Unterhaltungsblätter eingeleitet; durch energische Vertheidigung des deutschen Wesens zeichnete sich anfänglich „Der Freimüthige oder Scherz und Ernst" aus (seit 1803 in Berlin); die vornehmste Haltung zeigte das „Morgenblatt für gebildete Stände" (seit Anfang 1807 bei Cotta), welches allmälig fast ganz zu einem kritisch betrachtenden Organ wurde und besonders seit 1825 für die Literatur wichtig werden sollte; „Der Gesellschafter" von Gubitz (seit 1816) und „Die Dresdner Abendzeitung" von 1817 an, verdienen noch genannt zu sein. Sie sind wichtig für die Erkenntniß der Geschmacksentwicklung und beweisen, wie der verflachte romantische Geist sich nach allen Richtungen hin ausbreitete.

Zahllos war die Reihe der periodischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kritik. Als ein Markstein für die Geschichte der Literaturkritik sind Lessings „Briefe, die neueste Literatur betreffend" zu betrachten (vom 1. Januar 1759 bis 27. Juni 1765, Berlin bei Fr. Nikolai). Lessing selbst war nur die ersten Jahre mitthätig. Diese Wochenschrift begründete die ästhetische Betrachtung der dichterischen Werke; sie stellte Unparteilichkeit an Stelle des erbärmlichen Coteriewesens — leider ist gerade dieser Standpunkt, der einzige, welcher der Kritik bleibenden Werth verleiht, in der Folge nur zu oft verlassen worden.

Es ist zwecklos, alle jene Blätter zu nennen, die in irgend einer Art das Urtheil größerer Kreise beeinflußten; im Norden und Süden standen kritische Zeitungen auf; fast jede Universität hatte einige Zeit ein Organ für wissenschaftliche und schöngeistige Besprechungen. — Die classische Richtung fand ihre Vertreter in den von Goethe und Schiller herausgegebenen Zeitschriften („Thalia" 1784, „Die Horen" 1795—97), die Romantik in den Blättern der Schlegel („Athenäum" 1798—1800, „Europa" 1803).

Für die culturgeschichtliche Erkenntniß der Stimmung sind verschiedene Aufsätze des „Athenäums" werthvoll, vorzüglich jene Zusammenstellungen einzelner Gedanken, in welchen sich echter wie falscher Geist, Eitelkeit und Haschen nach Witz zugleich entladen konnten. Man versteht das Leben gewisser Kreise der Berliner Gesellschaft wie der ältern Romantiker, wenn man Bemerkungen liest, wie die folgenden:

> „Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungesittete wird durch Witz allein gesellschaftsfähig. Es ist gleichsam nur um des Witzes willen; seine Zweckbestimmung ist der Witz."

> „Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, — — — — — — es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre gründliches einwenden könnte.

Wenn aber der Staat gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte."

Das Zeitungswesen der übrigen europäischen Staaten war im allgemeinen von keiner solchen Bedeutung wie jenes von England, Frankreich und Deutschland. In Spanien, Portugal und Italien, in Rußland und den nordischen Ländern bestanden zwar politische wie literarische Zeitschriften, aber im ganzen hinderten die politischen Verhältnisse wie die besonders im Czarenreiche und im katholischen Süden harten Censurbestimmungen eine reiche und freie Entwicklung. In den meisten Ländern zeigte sich hier der Aufschwung erst nach 1830*).

Es gibt keine Einrichtung des gegenwärtigen Daseins, welche so tief in die Geistesgeschichte des Jahrhunderts eingegriffen hat, wie die Presse, diese gefährlichste Waffe, welch das „Jahrhundert der Aufklärung" für das unsrige geschmiedet hat. Die segenbringenden wie die verderblichen Gedanken, das Edelste und das Gemeinste, was in der Epoche zu Tage getreten war, fand Stimmen, die es vertheidigten. Ideale des staatlichen Lebens, wahre wie verzerrte sociale Ideen, Bruchstücke philosophischer Systeme, Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, — all das begann durch den Journalismus in die Menge zu dringen. Hunderte und Hunderte von Gedanken, welche sonst auf die engsten Kreise beschränkt geblieben wären, traten jetzt auf die weite Bühne des Völkerlebens und bestimmten das Denken und Empfinden von Tausenden. Für die Thaten der Fürsten und Nationen war ein Richter aufgestanden, dessen Urtheilsspruch mächtiger sein konnte, als jener des höchsten Tribunals eines Staates; jede Ungerechtigkeit, jede Uebelthat, jede Zweizüngigkeit im politischen Leben konnte einen Kläger finden, welcher sich des Gekränkten annahm. Tauchte in irgend einem Lande ein bedeutender Gedanke auf, so trug ihn die Presse bald über Europa, so daß er überall anregen, zünden konnte.

Was vom Hohen und Wahren gilt, galt leider auch vom Gegentheil. Der größte Theil der Menschen, die unzählbare Masse der Völker ist nicht gewöhnt zu denken und sich ein Urtheil selbstständig zu bilden; sie ist aber auch dem weniger Edlen leichter zugänglich. So fanden denn alle falschen, freiheitsfeindlichen Gedanken, alle Frivolität, alle Zweifelsucht und die platte, nüchterne Aufklärung ebenso überall einen empfänglichen Boden. Je mehr

*) Als besondere Curiositäten seien noch genannt: „Ταχύδρομος τῆς Βιέννης" (Wiener Courier), die erste in neugriechischer Sprache geschriebene, von Wien nach Hellas gesandte Zeitung (Juli 1784). Sie wurde auf Betreiben der Türkei nach wenigen Nummern unterdrückt; — die erste Zeitung Asiens, mit Ausnahme der Pekinger Staatsanzeigen, englisch geschrieben: „Calcutta Gazette" (1784).

die Presse an Kräften in Anspruch nahm, um den Anforderungen Genüge zu leisten, desto zahlreicher wurde auch die Menge jener Lohnschreiber, welche ihren Geist und ihre Arbeitskraft dem Meistbietenden verkauften. Am tiefsten stand in dieser Beziehung die continentale Presse zur Zeit der napoleonischen Herrschaft; jener erwähnte Julius Lange hatte überall Gefährten. Aber ebensowenig konnte die Zeit der Restauration und des Rückschritts in der Presse Charaktere heranziehen — neben der Minderzahl derjenigen, welche aus voller Ueberzeugung die rückläufige Bewegung unterstützten, stand ein Heer von bezahlten Lakaien, welche jene Stimmung erzeugen mußten, die man eben wünschte. Am Beginne des dritten Jahrzehnts zeigte vor allem der politische Journalismus Deutschlands mit seltenen Ausnahmen das Gepräge der Charakterlosigkeit und bewies damit, daß die Knechtung des freieren und nationalen Strebens auch hier entsittlichend gewirkt hatte. Die kernhaften Charaktere der Freiheitskriege, die in Flugschriften als Gelegenheitsjournalisten aufgetreten waren, mußten schweigen oder sich der Verfolgung aussetzen. Arndts „Geist der Zeit", Görres „Deutschland und die Revolution" (1819) bezeichnen noch die Nachwirkung des nationalen Aufschwungs, aber beiden fehlt es, strenge genommen, an einer tieferen Erkenntniß der Forderungen der Zeit, Arndt gehörte der Vergangenheit an, Görres jedoch befand sich in einer Uebergangsstimmung, welche ihn zuletzt zum thatkräftigen Feinde der revolutionären Strebungen machen sollte.

Im innigen Zusammenhange mit der Entwicklung des Zeitungswesens steht das **Postwesen**. — Bekanntlich sind in den verflossenen Jahrhunderten viele Zeitungen unmittelbar von Postmeistern verlegt, ja geschrieben worden; als ein Ueberrest dieser Gemeinsamkeit hat sich noch das Wort „Post" als Titel für Zeitungen erhalten.

Die größte Förderung verdankt das Postwesen dem steigenden Handelsverkehr, aber es dauerte doch bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts, ehe durch Roger und Franz von Thurn und Taxis die Post als öffentliche Anstalt begründet wurde. Durch den Reichsdeputationsbeschluß von 1803 sollten die Privilegien des Hauses Taxis geordnet werden, aber die Rechtsunsicherheit der napoleonischen Zeit brachte alles so in Unordnung, daß 1814 gegen 50 getrennte Postverwaltungen im ganzen Reiche bestanden. Erst Artikel 17 der Bundesakte beseitigte diesen Zustand. Thurn wurde gemäß des Beschlusses von 1803 in seinen Rechten bestätigt. Preußen hatte sich schon damals von der Taxis'schen Post frei gemacht*) und entschädigte die In-

*) Die erneuerte Postordnung für die preußischen Staaten ist vom 26. November 1782. — Ueber die Portosätze von 1784 liegt dem Verfasser nur das

haber des Rechtes; andere Länder verpachteten die Posten oder belehnten das Haus Taxis mit denselben. Der Gedanke, das ganze Postwesen einheitlich zu gestalten, war schon im 18. Jahrhundert vielfach ausgesprochen worden, aber die Zerrissenheit des Reiches und die Selbstsucht der kleinen Ländchen stellte sich jeder Verwirklichung des Planes entgegen; 13 Staaten besaßen noch 1820 eigene Postverwaltungen.

In Frankreich war der Brief- und Personenpostverkehr bis 1791 an private Unternehmer verpachtet gewesen. In diesem Jahre erloschen die Verträge — die Reineinnahmen betrugen damals 11 Millionen Livres — und das Recht fiel an den Staat zurück, ohne daß das Postwesen eine gedeihliche Entwicklung aufwies. 1815 wurde es als königliches Eigenthum erklärt und nahm einen erfreulichen Aufschwung.

In England wurden die Posteinrichtungen besonders seitens des Staates mit großer Aufmerksamkeit überwacht; von großem Vortheil wurde es, daß die Stage coaches die Beförderung der Mails — Briefbeutel — übernahmen (Malle-Posten). 1797 betrug der Reinertrag ungefähr 1 Million Pfund, 1811 fast das Doppelte.

In Rußland brachte das Jahr 1782 bedeutende Umgestaltungen und Erleichterungen des Verkehrs; doch waren schon sieben Jahre vorher die wichtigsten Städte mit einander durch die Post in Verbindung gesetzt; regelmäßige Schnellposten für Personen zwischen Moskau, Petersburg, Riga und Mitau wurden erst 1820 eingerichtet.

Schweden und Norwegen blieben ziemlich lange auf diesem Gebiete zurück, dagegen waren die Postanstalten Dänemarks ziemlich geordnet. Die südromanischen Staaten, besonders Spanien, vernachlässigten die Posteinrichtungen, Griechenland besaß bis 1828 überhaupt kein geregeltes Postwesen, ebenso wenig die Türkei. Von den außereuropäischen Ländern sind nur die

---

Bruchstück eines Plakates aus dem Postamte in Halberstadt vor. Einige der Brieftaxen sind:

von H.	nach	Hildesheim	2	Gr. —	Pf.
„ „	„	Crefeld	3	„ 6	„
„ „	„	England (nur bis Amsterdam franco)	6	„ —	„
„ „	„	Berlin	2	„ —	„
„ „	„	Stettin	5	„ —	„
„ „	„	Gumbinnen	9	„ 6	„
„ „	„	Memel	10	„ —	„

Zum Vergleich für den Preis der Extrapost auf preußischem Gebiete — vom übrigen Deutschland liegen mir keine Quellen vor — können folgende Anhaltspunkte dienen. Man zahlte für jedes Pferd und jede Meile acht Groschen und außerdem drei Groschen für den Postillon. Da jeder zweisitzige Wagen mit drei Pferden bespannt war, so betrug die Ausgabe für eine Fahrt von Berlin nach Halberstadt (24 Meilen) nicht weniger als 21 Thaler 18 Groschen.

Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorzuheben; hier hatte sich Franklin als Generalpostmeister große Verdienste erworben.

Der großartige Aufschwung des Postwesens der Gegenwart ist erst eingetreten, als der Dampf und die Elektricität in den Dienst des Verkehrs gestellt wurden — einem Deutschen war es vorbehalten, die Bestrebungen der verschiedenen Nationen durch einen gemeinsamen Gedanken zu vereinen und den Weltpostverkehr zu ordnen.

1820–1830
Zweites
Buch.

Erstes Kapitel.

Neue Congresse. Die romanischen Staaten.

Im Oktober 1820 hatten die von Metternich eingeladenen Mächte sich zum Congreß in Troppau eingefunden. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß eine volle Einhelligkeit in Hinsicht auf die spanischen und neapolitanischen Wirren gar nicht zu erwarten war. Frankreich hatte keine Lust, sich Metternich zur Verfügung zu stellen, England augenblicklich keine Ursache, sich nach dem Sturze Napoleons in die Angelegenheiten des Continents zu mischen. Ja sogar der Czar war einige Zeit schwankend; ihm gegenüber gewann der Leiter der östreichischen Politik in einem zufälligen Ereigniß einen mächtigen Bundesgenossen: in einem der russischen Garderegimenter kam es zu einer kleinen Revolte, welche durchaus von keiner politischen Bedeutung war, aber sich mit Beziehung auf die militärischen Umwälzungen in Spanien und Neapel diplomatisch sehr gut verwerthen ließ. Trotz der zurückhaltenden Stellung der Westmächte einigten sich Oestreich, Rußland und Preußen in einem Protokoll dahin, getreu den Grundsätzen der heiligen Alliance den Kampf gegen den verderblichen Geist der „Rebellion" weiterzuführen*) und den von ihm bedrohten Fürsten beizustehen. Mit schönen Phrasen war damit das Stabilitätsprinzip wieder ausgesprochen und die Absicht der Metternichischen Staatsweisheit, in Italien unumschränkte Oberhand zu gewinnen, verhüllt. Zugleich wurde ein anderer Fürstentag beschlossen, welcher im Januar in Laibach (Krain) stattfinden sollte; um die Angelegenheit im Königreich beider Sicilien ganz zu ordnen, wurde auch der König von Neapel zur Theilnahme eingeladen.

Mit Mißtrauen vernahm die herrschende Partei von dem Plane Ferdinands, den Congreß zu besuchen; der König mußte sich zu weitgehenden Zusagen entschließen und noch einmal die Verfassung beschwören, ehe das Parlament die Zustimmung zu der Reise gab. — Metternich und seine Umgebung waren von den inneren Zuständen in Neapel ganz gut unterrichtet und bemühten sich auch durch Zeitungsartikel in der „Wiener Zeitung" und dem

*) Als Ziel hatten die Verbündeten bezeichnet: „gänzliche Vernichtung des Werkes der Rebellion und des unter ihren Auspicien aufgeführten Gebäudes."

„Oestreichischen Beobachter" die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der bewaffneten Dazwischenkunft zu verbreiten. Von Laibach aus wurden „Original-Correspondenzen" von Gentz und sogar von Metternich selbst verfaßt. Eine derselben, welche am 26. Jan. 1821 im „Beobachter" erschien, bemühte sich darzulegen, wie edel es sein werde, dem bedrängten Lande zu Hilfe zu kommen; ohne das werde Neapel „einer kleinen Zahl der wüthendsten Demagogen" in die Hände fallen; man sei der Anarchie müde. Nach mehreren derartigen „Stimmungsberichten" erschien gleichzeitig in den zwei

Ferdinand IV. (oder I.), König von Neapel.

genannten Blättern eine offizielle Erklärung (13. Febr.), welche mit einer derben Lüge begann. Das Eintreten Oestreichs wurde als durch die Verhältnisse erzwungen hingestellt,

> „so schmerzhaft es Sr. Majestät auch sein mochte, in einem Zeitpunkt, wo Sie auf innere Verbesserungen Ihr ausschließliches Augenmerk richten zu können gehofft und wo die unverrückte Ausführung der von der Staatsverwaltung entworfenen Plane den glücklichsten Erfolg verheißt, den Finanzen eine unvorhergesehene (!) nicht unbeträchtliche Last aufbürden zu müssen."

Einzug der östreichischen Truppen in Neapel. Von Jos. Weiser.

Ebensowenig entsprach die weitere Darlegung der Wahrheit; die Proklamation stellte die Sache so dar, als ob König Ferdinand, welcher in Wirklichkeit nichts inniger wünschte, als daß die östreichischen Bajonette die Cortesverfassung zersetzen, durch die Verbündeten „belehrt" worden sei, daß Waffengewalt ins Mittel treten müsse. — Als man in Neapel den Beschluß des Laibacher Tages vernahm, brach im Parlament die Entrüstung über Ferdinands Treulosigkeit hervor; selbst dessen Sohn, der Prinzregent, hielt es für nöthig, in die nun beginnenden Fanfaronaden einzustimmen. Mit Worten wurde ungeheure Verschwendung getrieben; altclassische Erinnerungen und Namen holte man herbei und pries schon vor dem ersten Schuß die Heldenthaten, die man gegen die Oestreicher auszuführen gesonnen sei. Es bildeten sich Truppen, alle mit schwungvollen Bezeichnungen, die „Bruttier", „Samniter". Das Waffengerassel erregte Aufmerksamkeit in ganz Europa — die Presse Englands und Frankreichs, soweit sie der liberalen Partei angehörte, erschöpfte sich in Angriffen gegen die Verbündeten und prophezeite den Untergang der östreichischen Heere, welche unter General Frimont vom Po heranrückten.

Wilhelm Pepe war kein Organisator, die andern Führer waren Maulhelden, das Heer ermangelte der Zucht und bestand zum größten Theile aus Gesindel, welches stehlen und plündern, aber nicht kämpfen mochte. Die Oestreicher hatten leichtes Spiel; einzelne Heerestheile des Feindes liefen davon, als jene den Grenzen Neapels sich näherten; Pepe und die Hauptmacht wurden bei Rieti im Päpstlichen am 7. März nach kurzem Kampfe zerstreut, ehe die noch übrigen Massen, ohne einen neuen Schlag zu erwarten, sich auflösten. Schon am 27. März hielt Frimont mit 30,000 Mann seinen Einzug in die Hauptstadt — Häuser und Straßen waren geschmückt und mit Oelzweigen in der Hand strömte das Volk den „Befreiern" entgegen. Die erste That der provisorischen Regierung bestand in der Beseitigung der Constitution vom 15. Juli 1820. — Am 20. März waren die Siegesnachrichten in Laibach angelangt; sofort befahl Kaiser Franz die Absingung eines Te deum in der Pfarrkirche; er selbst wohnte der Feier mit dem Czaren bei. Metternich aber war so entzückt über den Verlauf der Angelegenheit, daß er für den „Beobachter" einen aus Neapel datirten Bericht fabrizirte, der am 17. April in dem Blatte erschienen ist. Der Aufsatz war bestimmt, um die Congreßpolitiker einen Glorienschein zu weben. Nach einer Schilderung der Vorgänge erhob sich der fürstliche Journalist zu folgender Selbstanerkennung:

„Ihr (d. h. die Oestreicher) seid glücklich, in einem Lande zu leben, das keine Krisis wie die, welche Neapel erfahren hat, befürchten darf. Sollte übrigens noch jemand so verblendet oder nicht hinreichend auf der Hut sein, so wird ihm ohne Zweifel die neapolitanische Revolution mehr als hinlänglichen Stoff darbieten, von seiner Verirrung zurückzukehren und sich immer fester gegen die Grundsätze

zu waffnen, welche die Verderbtheit die liberalen nennt, und die bloß die Geißel der Völker und die Auflösung der Staaten vorbereiten und bewerkstelligen."

Eine kleine Unterbrechung erfuhr die Freude der Congreßmitglieder durch die Angelegenheiten in Piemont, wo die Ideen des Carbonaribundes besonders in der Armee starke Verbreitung gefunden hatten, weil der wahrscheinliche Thronfolger — Victor Emanuel und sein Bruder Karl Felix waren kinderlos — Karl Albert von Carignan die Bewegung unterstützte. Er war weniger ein überzeugter Anhänger der unklaren Revolutionsgedanken als ein glühender Hasser Oestreichs, dessen italienische Politik das kleine Land und seine Thronfolge gefährdete. Dieses Gefühl theilte übrigens der größte Theil der Bevölkerung. Am 10. März 1821 war die Militärrevolution ausgebrochen, einen Tag darauf die spanische Cortesverfassung von 1812 ausgerufen worden. Der König entsagte der Krone zu Gunsten seines Bruders und übergab die Regentschaft dem Prinzen von Carignan. Aber obwohl die meisten Vertreter des piemontesischen Liberalismus viel reinere Charaktere und aufopferungsfähige Naturen waren, so gab es seit dem Siege der östreichischen Politik in Neapel keine Aussicht, die Errungenschaften festzuhalten. Karl Felix lehnte die Anerkennung der Constitution schroff ab und erklärte, im Nothfalle mit Hilfe Oestreichs, Rußlands und Preußens die alten Verhältnisse herstellen zu wollen. Karl Albert sah sich genöthigt, der Regierungsjunta anzuzeigen, daß er die Regentschaft niederlege. Umsonst waren die verzweifelten Bemühungen der Constitutionellen, sie wurden von den Königlichen und den Oestreichern bei Novara geschlagen; gegen Ende April übernahm der neue König die Regierung. Aber stille wirkten zwei mächtige Gefühle fort: die Liebe zu Italien und der Haß gegen Oestreich — beide sollten im Laufe des Jahrhunderts zu neuen Kämpfen und zum Schlusse zum Ziele, zum geeinten Italien führen.

Am 13. Mai zog König Ferdinand in Neapel ein, mit ihm eine unmenschliche Reaktion. So erbärmlich die meisten Carbonari dieses Landes waren, noch gemeiner war die Rache, welche die siegende Partei an ihnen nahm. Nicht genug an Hinrichtungen, Confiskationen, an Kerker und Verbannung: zum Vergnügen des Pöbels wurden Verdächtige und Ueberführte, den Oberleib entblößt, auf Eseln festgebunden durch Neapel geführt und an den Straßenecken durchgepeitscht; die Polizei suchte überall nach verbotenen Büchern, den Werken von Rousseau, Voltaire u. s. w. und ließ dieselben öffentlich verbrennen; unter dem Vorwande, daß ein neues Unterrichtsgesetz ausgearbeitet werden sollte, wurden die Schulen geschlossen, die Lehrer entlassen und private Anstalten unter Aufsicht der Polizei gestellt. An die Stelle der Verfassung trat eine neue nach Ferdinands und Metternichs Wunsche; die „Staatsversammlung", deren Mitglieder der König ernannte, hatte nur berathende Stimme. So war denn — man darf ein Wort des östreichischen

Staatskanzlers benützen — „jener ursprüngliche Zustand des Friedens und der Ruhe wieder erreicht, der allein im Stande ist, die durch die letzten Ereignisse geschlagenen Wunden zu heilen." Es war die Ruhe des Friedhofs.

Etwas weniger grausam verfuhr Karl Felix in Piemont; aber auch dort suchte man dem Volke die Möglichkeit, sich zu bilden, abzuschneiden. Das Gesetz von 1824 verfügte, daß nur der Besitz von mindestens 1500 Lire das Recht gebe, Lesen und Schreiben zu lernen; der Besuch höherer Anstalten war von einer Rente von 1500 Lire abhängig. Was diese unerhörte Bestimmung nicht vollbringen konnte, bewirkten die Schulen, deren Leitung in die Hände der Jesuiten gelegt wurde.

In den Provinzen des östreichischen Italiens hatte die Bewegung vom Süden her trotz des Systems polizeilicher Bevormundung und Späherei auch Unruhen erzeugt, welche aber mit unbarmherziger Strenge niedergeschlagen wurden. Unter den Bleidächern des Dogenpalastes in Venedig und in den dumpfigen Gefängnissen des Brünner Spielbergs wurden die „Revolutionäre" eingefargt, deren oft einziges Verbrechen es war, daß sie ihre Heimat liebten und wegen einiger unbedachter Worte von irgend einem bezahlten Späher als „verdächtig" bezeichnet worden waren. Auch hier stieg, wie einst in Deutschland unter der Gewaltherrschaft Napoleons, der glühende Haß gegen die Fremdlinge in den Herzen, weckte die Sehnsucht nach Befreiung, die Hoffnung auf Männer, welche die zerrissene Heimat einen und erlösen sollten.

So stand wieder ganz Italien unter der Herrschaft des herzlosen Absolutismus — Toskana unter dem dritten Ferdinand machte eine Ausnahme — Metternich konnte mit Befriedigung auf sein Werk blicken und der „Vorsehung", die sich ja so viele Erbärmlichkeiten zuschreiben lassen mußte, dafür danken, daß die Revolution besiegt sei. Aber geendet war die Aufgabe der „heiligen Alliance" dennoch nicht und das Schlußprotokoll des Laibacher Congresses mußte die Nothwendigkeit einer neuen Zusammenkunft für 1822 aussprechen, weil die Verhältnisse in Spanien eine neue Aufgabe boten.

Dort waren (vgl. S. 107) die Cortes am 9. Juli feierlich eröffnet worden und die Liberalen ans Ruder gekommen. Aber sie besaßen keinen Rückhalt im Volke, sie waren eine Partei, welche nur aus Führern bestand, der es aber an einem Heer vollkommen mangelte. Die Absetzung der alten Beamten, die erneute Abschaffung der Inquisition und der Adelsvorrechte und das parlamentarische Regiment vermochten wohl das äußere Gepräge des Staates, aber nicht das Volk, nicht den König zu verändern. Jenes war ganz der Geistlichkeit ergeben, welche naturgemäß die neuen Einrichtungen glühend haßte und dabei der Buudesgenossenschaft des Fürsten sicher war. Leider arbeiteten die Liberalen, denen es an Klugheit und Disciplin fehlte, wider Willen den Gegnern in die Hände. Bald genug standen sich im Lager der Constitutionellen zwei Parteien, die Gemäßigten (Moderados) und die maßlosen Demagogen (Exaltados) gegenüber. Zu den ersteren gehörten Männer

von klarer politischer Einsicht, wie der Dichter Don Francisco Martinez de la Rosa (geb. 1789). Obwohl treu dem Constitutionalismus anhängend, waren sie überzeugt, daß jede Uebertreibung der freiheitlichen Bestrebungen unter den vorhandenen Bedingungen nur zu einer Verschärfung des rückschrittlichen Geistes und damit zum Untergange der freiheitlichen Gedanken führen werde. Hätte auf dem Throne ein ehrlicher Mann gesessen, so wäre es möglich gewesen, die Moderados zu kräftigen — diese Hoffnung war einem Ferdinand gegenüber vergebens. Eingekeilt zwischen die Ränke der königlichen

General Mina.

Partei und die Leidenschaften der Exaltados war jedes Ministerium machtlos. Die Vertreter der unbedingten Reaktion traten immer siegesmuthiger auf; es kam in den Provinzen zu Zusammenstößen zwischen ihnen und den Liberalen. In Madrid selbst, wo die Exaltados über einen Theil des Pöbels die Herrschaft ausübten, war ein vornehmer Priester, Vinesa, wegen einer Verschwörung wider die Constitution zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden. Der Pöbel, geführt von einigen der Exaltados, drang in den Kerker und erschlug den Verurtheilten. Sowohl die Haltung der Mächte auf dem Laibacher Congreß, wie die Wahlsiege der Royalisten in Frankreich erfüllten die Servilen Spaniens mit neuen Hoffnungen, verschärften aber auch den

Widerstand der Exaltados, welche in den neuen Cortes vom Febr. 1822 die Mehrheit hatten und dieselbe ausnützten. Aber statt mit Mäßigung und praktischem Blick die Verhältnisse zu ordnen und alles zu vermeiden, was die Einmischung einer fremden Macht nach sich ziehen mußte, beriethen sie in wortreichen Debatten eine lange Reihe neuer Gesetze, welche die Erbitterung nur steigern mußten.

Der König hatte an die Spitze des Ministeriums berufen Martinez de la Rosa, welcher, von den reinsten Absichten geleitet, nicht im Stande war, die Ereignisse aufzuhalten; die gemäßigten Ueberzeugungen werden überall zerrieben, wo zwei Extreme sich gegenüber stehen. In Catalonien, der Hochburg des spanischen Mönchthums und der absolutistischen Bestrebungen, brach zuerst ein Aufstand aus; dort brachten einige Führer der Servilen eine kleine Festung in ihre Hände und bildeten eine „apostolische Junta" (Juni 1822). Zu gleicher Zeit kam es mit Vorwissen Ferdinands zu Unruhen in Madrid; aber die Anhänger der Constitution warfen die Königlichen nieder und zwangen den Herrscher, ein neues Ministerium aus der Partei der Exaltados zu wählen. Die erste That desselben war die Unterdrückung des royalistischen Aufstandes, welcher sich indeß von Catalonien aus weiter über den Norden auszubreiten begann. General Mina setzte sich gegen die „Glaubensarmee" anfangs September in Bewegung, drängte sie gegen die Pyrenäen hin und entschied im Laufe des November den Sieg — die Mitglieder der Junta flohen über die Grenze nach Frankreich.

Die Entwicklung der Dinge wurde von den Mächten, die jetzt auch wegen der spanischen Angelegenheiten wieder einmal und zwar in Verona versammelt waren, verschieden aufgefaßt: die drei nordischen Staaten waren entschieden für die Wiederherstellung des „reinen" Königthums*), England sprach sich gegen die Einmischung aus, in Frankreich, dem die Ausführung des Mandats übertragen werden sollte, war die Stimmung getheilt. — Es ist nöthig, die Darstellung der französischen Angelegenheiten dort weiter zu führen, wo sie S. 107 unterbrochen worden ist.

Die Ermordung des Herzogs von Berry hatte das halbliberale System von Decazes gestürzt und ein neues Wahlgesetz nach sich gezogen, welches den Königlichen in der Kammer am Ende 1820 die Mehrheit sicherte; zwei der Ultraroyalisten, die Grafen Villèle und Corbière traten in das Ministerium Richelieu ein. Die Stimmung des Volkes war entschieden gegen dieses Zugeständniß und stellte sich dem Ministerium feindlich gegenüber. Da kam die Nachricht, daß Napoleon am 5. Mai 1821 auf St. Helena gestorben sei.

*) Charakteristisch für die Stimmung der Metternichischen Kreise ist folgende Stelle aus einem Briefe von Gentz (21. Okt.): „Es fehlt diesem Staate (Preußen) nichts, als katholisch zu sein; und er ist neben uns die kräftigste Stütze der Welt."

Wieder erwachten die alten Sympathien und zugleich bemächtigten sich die Feinde der Bourbons des dankbaren Mittels, die Unzufriedenheit zu schüren, indem sie an die vergangene Größe erinnerten, als wäre der Todte der Vertreter der Freiheit gewesen. So begann sich ein gefährlicher Feind zu entwickeln, der Cultus Napoleons, welchen die Regierung zu bekämpfen außer Stande war. Die Phantasie des Volkes fälschte das geschichtliche Bild des genialen Selbstlings, sie machte ihn zum Vertreter der liberalen Gedanken, deren Verwirklichung es wünschte — der todte Cäsar wurde das Symbol einer

Partei, die noch einmal im Laufe des Jahrhunderts zur Herrschaft gelangen sollte. Im Geheimen wühlten die verschiedenen politischen Gesellschaften, die französischen Carbonari und die »chevaliers de la liberté«; von ihnen geleitet brachen Aufstände in Béfort, Toulon und Marseille, La Rochelle und Nantes aus; zumeist wurden sie entdeckt oder verrathen und die Schuldigen fielen — aber mit ihnen nicht die revolutionären Gedanken. Aber wie es immer geschieht, schadeten diese widergesetzlichen Akte den liberalen Ideen am meisten; sie dienten nur dazu, die „Nothwendigkeit der Umkehr" in den Augen der Reaktionäre noch mehr zur Ueberzeugung werden zu lassen.

Daß diese Partei für das bewaffnete Eingreifen Spanien gegenüber schwärmte, war natürlich: im Namen Frankreichs, des Königthums, der Kirche und selbstverständlich auch Gottes forderte sie im Ministerium, in der Kammer und in der Presse die Entscheidung durch Waffengewalt; war ja doch der Feind, den sie jenseits der Pyrenäen vernichten wollte, derselbe, den sie im eigenen Lande haßte und bekämpfte. Villèle war wie Ludwig gegen die Intervention, weil er trotz seines Standpunktes die Gefahren und die Kosten des Abenteuers berechnete, während die Mehrheit des Ministeriums sich für ein entschiedenes Vorgehen aussprach.

Denselben Gegensatz vertraten die beiden Gesandten Frankreichs in Verona: Montmorency, der Minister des Auswärtigen, war für den Krieg, Chateaubriand für den Frieden. Die Wage schwankte lange genug. Noch am 13. Dez. hielt das »Journal des Débats« den Frieden für ziemlich sicher, schloß aber einen langen Aufsatz mit den Worten:

„Wenn Spanien sich weigern sollte, Maßregeln zu ergreifen, die ihm selbst hundertmal ersprießlicher wären als Frankreich, wenn es fortführe, uns durch den Lärm seiner bürgerlichen Kriege zu beunruhigen, so würde Europa sich genöthigt sehen, es aus der Gemeinschaft civilisirter Staaten auszuschließen, allen diplomatischen und gesellschaftlichen Verkehr mit demselben abzubrechen, seine Häfen der spanischen Flagge zu verschließen, die neuen Staaten Südamerika's anzuerkennen und endlich Spanien als ein barbarisches Land anzusehen, gleich Marokko und Algier."

Die Congreßmächte hatten schon — England ausgenommen — an die spanische Regierung eine Note gesendet, welche erklärte, daß die Alliirten sich das Recht vorbehielten, den Folgen der gegenwärtigen Zustände Spaniens nöthigenfalls entgegenzutreten; am 14. Dez. unterrichtete eine Circularnote die Mächte von den Entschließungen des Congresses, die auf Wiederholung des alten Programms der heiligen Alliance hinausliefen, „die legitimen Dynastien und die absoluten Regierungen gegen jede revolutionäre Erhebung, sowie gegen die parlamentarische Oppositionen zu schützen." Wohl wurde Frankreich nicht mit dürren Worten zum Bevollmächtigten der continentalen Mächte ernannt, aber ihm die Entscheidung überlassen; man hoffte auf den Krieg.

Als die Noten der Höfe in Spanien bekannt wurden, jubelten die Servilen — Montmorency stand mit der apostolischen Junta in Verkehr — und waren die Liberalen entrüstet. Das Ministerium wies die Einmischung mit derber Bestimmtheit zurück und theilte die Antworten (9. Jan. 1823) den Cortes mit. Darauf verlangten die Gesandten der drei nordischen Mächte ihre Pässe; der französische wurde, als Vermittlungsvorschläge Villèle's abgewiesen wurden, abgerufen; die spanischen Exaltados aber überboten sich in Reden voll castilianischen Stolzes und versprachen Heldenthaten.

Nächtlicher Angriff der Franzosen auf den Trocadero in Cadix. Von J. Weiser.

Am 28. Januar 1823 erfolgte die Eröffnung der französischen Kammern durch den König, welcher mittheilte, daß 100,000 Mann bereit ständen, gegen die Revolution in Spanien in das Feld zu rücken. Die Debatten waren hitzig; auf der einen Seite die begeisterten Verfechter der Legitimität, denen sich auch der schwankende Chateaubriand, ursprünglich Gegner der Intervention, zugesellt hatte, andrerseits die Liberalen, welche — und mit Recht — betonten, wie unwürdig die Rolle sei, die Frankreich übernehme. Die Erregung nahm im Verlaufe der Debatten zu und führte zuletzt zu Auftritten, in Folge deren die liberale Minderheit sich ganz zurückzog. Der geforderte Kredit wurde jetzt einstimmig bewilligt; am 17. April überschritten 95,000 Mann, geführt vom Herzog von Angoulême und dem General Guilleminot die Grenze und der Krieg war begonnen — in Spanien trat aber an Stelle prunkender Worte karge That. Die Cortes waren zuerst nach Sevilla übergesiedelt und hatten Ferdinand, obwohl er sich krank stellte, gezwungen, ihnen zu folgen. Das französische Heer rückte langsam und ohne Widerstand bis nach Madrid, wo seine Vorhut am 23. Mai ankam. Hier konnte die Reaktion sofort mit Hinrichtungen und Einkerkerung ihre Thätigkeit beginnen; dann zogen die Franzosen gegen Sevilla, worauf die Cortes sich, den edlen König sorgfältig bewachend, rasch nach Cadix begaben. Die Vertheidigungsmittel waren gering, es fehlte an Geld, Geschütz, Munition, auf Hilfe von Außen war nicht zu rechnen, denn die meisten constitutionellen Führer hatten sich der Regentschaft des Herzogs von Infantado schon unterworfen, nur Mina war im Rücken des Feindes in Frankreich eingefallen und hatte sich dann nach Barcelona zurückgezogen und dort festgesetzt.

Am 16. August begann von der Land- und Seeseite die Belagerung von Cadix; am 31. fiel der Trocadero, das wichtigste Außenwerk der Befestigungen, welches den Zugang zum Hafen beherrschte. In der Nacht waren die Grenadiere bis an die Schultern im Wasser zu der Schanze gedrungen; es kam zu einem heftigen Handgemenge, in welchem sich beide Theile vortrefflich hielten, bis die Spanier sich genöthigt sahen, sich in ein anderes Fort zurückzuziehen, welches aber auch wenige Stunden später den Franzosen in die Hände fiel. Damit war das Schicksal der Stadt so ziemlich entschieden; Angoulême begann Unterhandlungen, ließ jedoch im Geheimen den Führern der Liberalen Geldmittel anbieten, damit sie fliehen könnten. Am 28. Sept. lösten sich die Cortes auf, ließen sich von Ferdinand eine Amnestie zugeloben und gaben ihn dann frei — die Häupter der Partei hatten den Antrag des Herzogs angenommen und suchten sich vor der Rache des Königs zu sichern. Diese ließ nicht lange auf sich warten. Eine Verfügung vom 10. Okt. erklärte alles für widerrechtlich, was seit dem März 1820 geschehen war.

Der Fall von Cadix war für die Sache der Liberalen entscheidend; Mina übergab Barcelona und flüchtete nach England; bald darauf fielen die letzten Orte, welche noch Widerstand geleistet hatten und nun konnte der

königliche Terrorismus beginnen. Die Gerichte wie die verschiedenen „Glaubensheere" der apostolischen Junta kühlten ihr Müthchen an den Wehrlosen — die Einsprache Angoulême's, den das Treiben anwiderte, war vergeblich. Riego, der Urheber des Militäraufstandes von 1820, wurde zum Tode verurtheilt. Mit Stricken gefesselt, mit einem langen weißen Hemde bekleidet, auf dem Haupte eine Art von Ketzermütze, wurde er in einen Korb gesetzt, von einem Esel nach der Richtstätte geschleift und unter dem Beifallsgeheul des Pöbels gehenkt. Sechs Tage darauf, am 13. Nov., hielten Ferdinand und seine Gattin ihren Einzug in Madrid; hundert festlich gekleidete Männer zogen das Gefährt, Tänzer und Tänzerinnen in castilianischer Tracht umschwärmten dasselbe, während es langsam durch die Straßen zog. Das ver-

Wiederkehr Ferdinands und seiner Gemahlin nach Madrid. Von Jos. Weiser.

kommene Volk hatte wieder den seiner würdigen König. An die Spitze der Camarilla trat der allmächtige Beichtvater des Fürsten, Saëz. 45,000 Mann französischer Truppen blieben noch für zwei Jahre in Spanien zurück und erleichterten Ferdinand und seinen Getreuen die Arbeit, dem Lande den „Frieden" im Sinne der heiligen Alliance wiederzugeben.

Aber selbst die verschiedenen Gönner fürchteten, daß ein Ministerium, in welchem ein fanatischer Mönch das Auswärtige leite, kaum danach angethan sei, neue Ausbrüche des revolutionären Geistes zu verhindern; sie wirkten gemeinsam dahin, daß Ferdinand ein gemäßigteres Ministerium zusammenstellte. Aber auch das vermochte keine Ordnung in den zerrütteten Staat zu bringen. Neben den Moderados herrschte die apostolische Junta,

begünstigt vom König im Geheimen, von seinem wahrscheinlichen Thronfolger, Don Carlos, ganz offen. Es ist ein jämmerliches Bild, welches die spanischen Verhältnisse in den nächsten Jahren boten; einige Male auf kurze Zeit zurückgedrängt, erhob sich die „apostolische" Partei immer wieder und suchte durch List oder Gewalt die verhaßten Constitutionellen unschädlich zu machen, bis sie (1827) thatkräftig niedergedrückt wurden. Die entscheidende Wendung gab die zweite Vermählung Ferdinands mit Maria Christina von Neapel (1829). Bis dahin hatten die Apostolischen auf Don Carlos, den ihnen ergebenen Nachfolger, gehofft. Die Königin, von den Liberalen begeistert begrüßt, wandte alles auf, um die Herrschaft ihrem zu erwartenden Kinde und damit sich selbst zu sichern. Ihre willenskräftige Natur gewann bald Macht über Ferdinand und sie erreichte das Ziel: der König stellte am 29. März 1830 durch eine pragmatische Sanktion die alte castilianische Erbfolgeordnung, trotz der Einsprüche der andern Bourbonenhöfe und der Infanten Carlos und Francesco, wieder her. Am 10. Okt. brachte Maria Christina eine Tochter zur Welt, Isabella, „Prinzessin von Asturien". Die Königin hatte ihre Absicht erreicht — aber zugleich war die Sicherheit gegeben, daß die Zukunft neue blutige Kämpfe bringen werde.

In ähnlicher Art entwickelten sich die Verhältnisse in Portugal (s. Seite 108). Die Constitutionellen hatten hier ebensowenig im Volke Boden wie in Spanien, sie waren aber noch doktrinärer als ihre spanischen Gesinnungsgenossen. Ihnen entgegen arbeiteten die Tausende von Mönchen, die Theilnahmslosigkeit und Trägheit der Bevölkerung, die Ränke der Hofpartei, an deren Spitze die Königin Carlotta, des spanischen Ferdinands würdige Schwester. Die Stellung, welche die Mächte in Verona dem Nachbarstaate gegenüber eingenommen hatten, gab auch den Reaktionären in Portugal erneuten Muth; sie wandten alles an, um im Volke und vor allem im Heere den Anhang zu vergrößern. Ein Graf Amarante versuchte (Febr. 1823) auf eigene Faust, die Fahne des Aufstandes für den Absolutismus in der Provinz Tras os Montes zu erheben, wurde jedoch von der Regierung über die Grenze gedrängt. Vergebens hoffte er auf Unterstützung von Seite der Franzosen; Angoulême, dem seine Mission überhaupt nicht sehr erfreulich war, wies schon Englands wegen jede Annäherung zurück. Aber die Stimmung im Lande war so, daß es nur eines neuen Anstoßes bedurfte, um den Kampf gegen die Constitutionellen zu entfesseln. König Johann selbst, gutmütig und ehrlich, daneben wegen seiner Leutseligkeit bei dem Volke sehr beliebt, hatte durchaus nicht die Absicht, den geleisteten Eid zu brechen. Aber eben deßhalb — abgesehen von privaten Gründen — war er sowohl für Carlotta wie für Dom Miguel ein Hinderniß; beide haßten alles, was dem fürstlichen Belieben den geringsten Zwang anlegte und waren trotz der äußerlichen Scheinheiligkeit ohne jede sittliche Scheu, was die Wahl der Mittel betraf. Schon im Mai erklärte sich Miguel offen gegen die Consti-

Dom Miguel.

tution, floh aus der Hauptstadt und zog sich mit gesammelten Truppen nach Villafranca. Bald darauf entführten aufgewiegelte Truppen den König selbst ebendahin (30. Mai). Johann befand sich in vollster Unklarheit; aber die Stimmung der Soldaten und der Umgebung schien ihm zu beweisen, daß man nach dem „reinen Königthum“ sich zurücksehne, und so erließ er am 3. Juni eine Verfügung, welche die Cortes für aufgelöst, die Verfassung für aufgehoben erklärte. Am 5. desselben Monats zog er als unbeschränkter Herrscher wieder in Lissabon ein, ernannte ein neues Ministerium, stellte die Klöster und den früheren Besitzstand derselben wieder her und ernannte eine Junta zum Zwecke, alles aus der Constitution zu entfernen, was dem Grund-

satze der absoluten Regierung nicht entspreche. Aber trotz allem war mit der Umwälzung weder der Königin noch dem Dom Miguel gedient; die erste strebte nach der Herrschaft für ihren Sohn, dessen rücksichtslose Natur ihr geeigneter schien, die volle Reaktion durchzuführen; dieser voll glühendem Ehrgeiz wollte nicht an zweiter Stelle stehen. Außerdem waren Beide unzufrieden, daß Johann die Liberalen nicht mit Kerker und Galgen bestrafte. So blieb zuletzt nichts übrig als ein gewissenloser Gewaltstreich. Am 30. April ließ Miguel als Oberbefehlshaber der Armee die Führer der Moderados verhaften — die Minister entkamen auf ein englisches Kriegsschiff — und wollte auch seinem Vater gegenüber Gewalt anwenden, doch dieser fand eben dort eine Zufluchtstätte und machte in einem Pronunciamento die Pläne des Sohnes und der Gattin der Bevölkerung bekannt. Da brach die Liebe zu dem gutmütigen Herrscher überall hervor; Miguel, von den meisten seiner Anhänger verlassen, sah sich genöthigt Verzeihung zu erbitten und wurde dann außer Landes gesendet, Carlotta in ein Kloster verbannt. Unter Einwirkung der englischen Diplomatie stellte Johann die alte ständische Verfassung her — die „Cortes von Lamego" (genannt nach der Stadt, wo sie tagten). Von Belang war während des Restes seiner Regierung — er starb 10. März 1826 — die Anerkennung der Unabhängigkeit von Brasilien. Nach Johanns Tode war Dom Pedro I. von Brasilien der nächste Erbe, aber durch die Verfassung seines Landes von dem Antritt der Herrschaft ausgeschlossen; deßhalb ernannte er seine noch minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Königin und gab Portugal eine neue Verfassung (Carta de ley) 26. April 1826. Dom Miguel legte Widerspruch ein und forderte die Krone für sich; auf seiner Seite standen die Servilen, auf jener Maria's die Liberalen. Den ausgebrochenen Kampf entschied das Eingreifen der Engländer nur zum Theile; wohl blieb das Recht Maria's bestehen, aber Miguel wurde zur Regentschaft berufen, bemächtigte sich (30. Juni 1828) des Throns und behauptete ihn vier Jahre lang, nachdem er die beschworene Verfassung beseitigt hatte.

Nicht als absoluter König, sondern als herzloser Despot übte er die Herrschaft aus; so sehr die legitimistische Partei des ganzen Europa einst für ihn geschwärmt hatte, jetzt konnte auch sie den Kronenraub nicht offen billigen. Nur ein kleiner Theil Portugals versagte ihm Gehorsam, Terceira, eine der Azoreninseln, wo der Statthalter Cabrera für das Recht Maria's auftrat und die Häupter der Constitutionellen um sich versammelte. Die Versuche Miguels, die Insel zu unterwerfen, scheiterten. März 1830 ernannte Dom Pedro für die Azoren einen Regentschaftsrath, welcher nun gegenüber der Regierung in Lissabon das Recht des gesetzmäßigen Herrschers vertrat.

Zweites Kapitel.

Die Völker des Ostens.

Während die heilige Alliance alle Weisheit aufwendete, um den romanischen Völkern des Südens die legitimen Herrscher zu erhalten, hatten sich im Osten Europa's Verhältnisse entwickelt, welche den Diplomaten viel schwierigere Aufgaben stellten. Lange Zeit hatte man sich gescheut, denselben nahe zu treten, denn man fühlte, ohne es einzugestehen, daß die gepriesene Einhelligkeit der Hauptmächte im Osten, in den Verhältnissen zur Türkei, ihre verwundbare Stelle habe.

Griechenland war es vor allem, wo sich seit Jahrhunderten ein glühender Haß gegen die osmanische Herrschaft aufgehäuft hatte. Die Türken waren ursprünglich nur Eroberer gewesen, hatten aber keine jener Eigenschaften, welche Keime einer lebendigen Cultur ausäen und zur Blüte bringen konnten. Die einst von ganz Europa Gefürchteten waren allmälig erlahmt und mußten es geschehen lassen, daß die Einheit des großen Reiches von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich schwächte und einzelne thatkräftige Statthalter, wie Mehemed Ali in Egypten, Ali Pascha in Albanien sich von der Regierung in Stambul fast unabhängig machten. Von großer Bedeutung wurde auch die Verschiedenheit der Nationen und Religionen. Im allgemeinen wurde ein unmittelbarer Druck auf Andersgläubige nicht ausgeübt, ja man muß sagen, daß die Mohamedaner mehr Duldung übten, als manches christliche Volk es gethan hat; aber diese Duldung entstammte nicht der Achtung vor religiösen Ueberzeugungen, sondern hauptsächlich der geistigen Gleichgiltigkeit, und konnte sich deßhalb mit dem Hochmuth der Unbildung um so eher paaren. Die „Rajah" — im Arabischen = Heerde — d. h. sämmtliche Nichtmohamedaner lebten in einem Zustande halber Unfreiheit. Am stärksten wurde dieses Verhältniß von den Griechen empfunden. Selbst der Uebermacht der Unterdrücker war es nicht möglich gewesen, alle Bewohner sich ganz zu unterwerfen. Zeuge dieser Thatsache waren die verschiedenen Banden der „Klephten" (von (κλέφτης = Dieb, dann Räuber), welche in den schwer zugänglichen Bergschluchten des Olymp, Pelion und den Höhen von Agrapha den Türken Trotz boten. Oft genug zwang sie die Noth, auch die eigenen Landsleute zu plündern, aber vor allen waren es die türkischen Pascha's und Bey's, welche sie beraubten, oder als Geiseln nach ihrem Räuberdorfe (κλεφτοχώρια) oder Lagerplatze (λημέρι) schleppten. Trotz ihres Handwerks

fühlten sie sich als Griechen und freie Männer dem Osmanen gegenüber und die Thaten gar manches kühnen Häuptlings wurden im Volke mit Liedern gefeiert. Der Druck mußte Unrecht erzeugen, aber dieses für viele mit einem Schimmer volksthümlicher Romantik umgeben.

Viel tiefer und nachhaltender wirkte der Gegensatz der Bildung und Religion. Der begabtere Volksstamm war, wenn auch nur in den wohlhabenderen Klassen, für die westliche Civilisation zugänglicher als die Türken; vielfacher Handelsverkehr mit Italien und Frankreich und geistige Beziehungen vermittelten die Verbreitung von Gedanken, welche den alten Haß nährten und das Bewußtsein der Nationalität auch hier erstarken ließen; die Ideen der französischen Revolution hatten auch in Hellas Widerhall gefunden und die Erinnerung an eine große Vergangenheit wieder geweckt. Für die niedrigeren Kreise war jedoch nicht die Bildung, sondern der Glaube die Quelle des Gegensatzes gegenüber den Osmanen; er bildete für sie ein ideales Band und einte sich mit dem wachsenden nationalen Bewußtsein.

Wie in Deutschland die Befreiungskriege zuerst auf geistigem Gebiete geschlagen wurden, ehe das Volk in Waffen aufstand, so war es auch in Griechenland im engeren Kreise, mit geringeren Mitteln geschehen. Das jüngere Geschlecht, mancher von ihm durch deutschen Geist entzündet, entsann sich mit glühendem Herzen der hohen Ahnen, und so viel Phrasen auch die Begeisterung erschaffen mochte, sie pflanzte doch belebende Gedanken in die Seelen, sie weckte die Sehnsucht nach Freiheit und nach Rache, und was Konstantinos Rhigas, der Dichter († 1798), gesungen hatte, es hallte in dem jungen Geschlechte nach:

Auf, ihr Söhne der Hellenen!
Sie erschien, des Ruhmes Stunde;
Zeigt als würd'ge Enkel jener
Helden, euren Ahnen, euch.

Schatten längst entschlafner Helden,
Aus der Nacht der Todtengrüfte,
Aus dem Geisterreich der Lüfte
Neu ins Leben ruf' ich euch.

Hellas Söhne! zu den Waffen,
Recht und Freiheit uns zu schaffen!
Stromweis unter unsern Füßen
Fließen soll der Feinde Blut!

Die Rückkehr zu der längstgeschwundenen Vergangenheit weckte die Hoffnung auf eine bessere Zukunft; war es auch nicht so ganz unzweifelhaft, ob in den Adern aller Griechen hellenisches Blut floß, so leitete der neue Geist

doch die Wiedererweckung des Volkes ein. 1809 wurde eine Akademie auf Korfu, 1812 die „Hetärie der Musenfreunde“ in Athen begründet, aus welcher bald eine politische Vereinigung, eine Art von griechischer Carbonaria sich entwickelte; zu deren bedeutendsten Mitgliedern derselben gehörten Joh. Ant. Graf Kapodistrias (geb. 1772 in Korfu), seit 1809 in russischen Diensten, und die zwei Brüder Fürsten Alexander und Dimitrios Ypsilanti, beide, der ältere als General, ebenfalls im Dienste des Czaren.

Auf diesen baute die Verbindung, wie der größere Theil des Volkes.

Alexander Ypsilanti.

Alexander schwärmte für den Gedanken, seine „christlichen Brüder“ von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien und dadurch auch Schutzherr von Hellas zu werden; deßhalb ließ er es geschehen, daß Alex. Ypsilanti die Leitung der Hetärie übernahm, als der Zeitpunkt für eine Erhebung günstig schien. Das war, als Sultan Mahmud alle Kräfte vereinigen mußte, um gegen Ali Pascha aufzutreten, welcher seine Macht ohne jegliche Rücksicht gegen den Oberherrn auszubreiten fortfuhr und sich als vollkommen unabhängiger Herrscher betrug. Im Frühjahr 1820 setzten sich die türkischen

Kampf des Athanasios Diakos gegen die Türken in den Thermopylen. Von Jos. Weiser.

Truppen gegen ihn in Bewegung. Die Aufregung in Griechenland wurde dadurch gesteigert, und die Hetärie entwarf Pläne, deren Ungeheuerlichkeit sie indeß selbst einsah; zuletzt entschloß man sich, den Aufstand in den ganz russischem Einfluß unterthanen Donaufürstenthümern zu beginnen. Im Januar 1821 war der walachische Hospodar Alexander Suthos gestorben; Anfang März überschritt Alexander Ypsilanti mit einer kleinen Schaar den Pruth; der Hospodar der Moldau, Michael Suthos, schloß sich ihm an und am 13. März zogen etwa 1000 Mann gegen Bukarest, in der sicheren Hoffnung, daß der Czar „seinen Brüdern" zu Hilfe kommen werde. Die hohe Pforte hatte am 28. März den griechischen Patriarchen wie die andern Metropoliten bewogen, Ypsilanti und seine Schaaren mit dem kirchlichen Bann zu belegen; im Beginn des April wurde der Fürst nach Petersburg berufen, um sich dort zu verantworten. Die Walachen und Rumänen verspürten keine Lust, ihre Länder zum Schauplatz eines Krieges herzugeben. Unter diesen Verhältnissen schmolz die kleine Schaar zusammen und wurde bei Dragatschan (Walachei) 19. Juni 1821 zum größten Theil vernichtet. Ypsilanti floh nach Siebenbürgen, wurde dort verhaftet und ins Gefängniß geworfen. War damit das Vorspiel auch beendet, so sollte sich nun die eigentliche Tragödie entwickeln. Die niemals ganz unterworfenen Mainoten unter Petros Mauromichalis, die Klephten der arkadischen Gebirge unter Theodor Kalokotronis erhoben sich; in Patras erhob der Erzbischof Germanos die Fahne des nationalen Aufstandes und schnell züngelte die Flamme von Morea aus nach dem mittleren Griechenland und Mauromichalis und Kalokotronis bildeten im Lager von Kalamata eine vorläufige Regierung, den „Senat von Messenien". Schon am 7. April mußte sich die türkische Besatzung von Athen auf die Akropolis zurückziehen; am 13. fiel Theben in die Gewalt der Aufständischen, in Phokis und am Oeta flammte der Freiheitskampf auf und setzte sich bald auf verschiedene der griechischen Inseln fort. Die Erinnerung an die alten Hellenen und ihren heldenhaften Freiheitskampf bildete einen Theil der idealen Mächte, welche jetzt das Volk begeisterten. Kleine Schaaren kämpften gegen die Uebermacht des Feindes mit einer Todesverachtung, ebenso groß, wie jene der Heroen vor mehr als zweitausend Jahren. Es wiederholte sich die Heldenthat im Engpaß der Thermopylen: dort kämpfte Athanasios Diakos mit einer kleinen Schaar gegen eine hundertfache Uebermacht; bis auf zehn Mann schmolzen die Vertheidiger, aber wiesen dennoch die Aufforderung, sich zu übergeben, zurück. Schließlich wurde Diakos verwundet und gefangen; mit unerschütterter Ruhe ertrug er einen grausamen Tod — seinen Namen und seine Thaten machten Volkslieder unsterblich.

Anfänglich hatte die Pforte trotz der Warnungen des östreichischen Botschafters und des russischen Gesandten Stroganoff ihre Indolenz bewahrt; sie glaubte nicht, daß der Aufstand eine Volkssache sein könne. Dann aber

änderte sie ihr Benehmen und dachte durch Galgen und Greuel den Aufstand zu unterdrücken, was natürlich dem Gegenkampf ebenfalls das Gepräge der Grausamkeit aufdrückte. In Constantinopel wurde der Patriarch Georgios das Opfer des mohamedanischen Fanatismus; türkischer Pöbel riß ihn (23. April) vom Altar und knüpfte ihn an der Pforte der Kathedrale auf, worauf Juden die Leiche durch die Straße schleiften und sie dann ins Meer warfen; ähnliche Scenen, gegen die Griechen gerichtet, ereigneten sich in Smyrna, auf Kreta und Cypern; in der Wuth der Verfolgung suchte man selbst auf russischen Schiffen nach flüchtigen Griechen, was eine Reklamation und dann die Abreise Stroganoffs zur Folge hatte. — In ganz Europa regten sich die Sympathien für die Hellenen; die Völker, zumeist unter dem Druck der Reaktion lebend, sahen in ihnen ideale Freiheitshelden; die Gebildeten, genährt durch den klassischen Geist, dachten das Geschlecht der Marathonkämpfer auferstanden; es war vor allem die tiefe Sehnsucht, aus dem harten Zwang einer trostlos öden Zeit zu entkommen, welche in Frankreich wie in Deutschland das Philhellenenthum erweckte. Die leitenden Cabinete jedoch wie die „Servilen" aller Länder sahen auch hier in dem berechtigten Kampfe eines gedrückten Volkes nichts anderes als die Revolution gegen die von Gott eingesetzte Ordnung. Bezeichnend ist's, daß ein Blatt der apostolischen Junta, der „Diario" von Feo d'Urgel, in seiner ersten Nummer die Griechen als das gemeinste Gesindel schilderte und zwar in einem gefälschten Artikel, den die Redaktion dem „Oestreichischen Beobachter" entnommen zu haben vorgab. Doch fühlten Metternich und die englischen Diplomaten die Gefahr, welche in einem russisch-türkischen Kriege lag und suchten den Konflikt zu begleichen; das wurde ihnen erleichtert, weil Czar Alexander, erschreckt durch die Vorgänge im Süden, sich ganz von den Griechen abwandte, welche nun allein auf ihre Kraft sich angewiesen sahen. — Die parteilose Geschichte darf den Freiheitskampf nicht mit jener Begeisterung beurtheilen, welche damals in den Kreisen der Griechenfreunde herrschte und über alles einen idealen Glanz verbreitete. Die Hellenen waren wohl einig im Gefühl des Hasses, aber nicht in der gemeinsamen Liebe zum Vaterlande. Das Wort, welches Kalokotronis aussprach, er getraue sich 40,000 Soldaten Wellingtons zusammenzuhalten, dieser aber möchte kaum eine Stunde 500 Griechen meistern, enthält einen Theil der Wahrheit. Uneinigkeit war das hauptsächliche Zeichen aller Theilnehmer von oben bis unten; schnell entzündete sich persönlicher Groll unter den Führern, deren jeder für sich die erste Rolle wollte. Noch mancher andere unrühmliche Zug wäre zu erwähnen, aber dennoch zeigte sich oft genug ein Heldenmuth, welcher an die Thaten der Ahnen gemahnte: hatten die Türken an einem Orte den Aufstand in Blut ertränkt, so flammte er an hundert andern Stellen von neuem empor; mehr als einmal kämpften kleine Schaaren gegen vielfache Uebermacht, Mann für Mann das Leben bis zum Aeußersten vertheidigend, oder ertrugen, wenn gefangen,

Türkischer und jüdischer Pöbel schleift die Leiche des griechischen Erzbischofs Georgios durch die Straßen Constantinopels.
Von Jos. Weiser.

mit heroiſcher Verachtung den martervollen Tod durch Feindeshand. Durch die Ankunft von Dimitrios Ypſilanti, welcher mit fünfzig ausländiſchen Philhellenen und großen Geldmitteln in das Lager vor Tripolizza, dem Hauptſtützpunkt der griechiſchen Macht auf Morea, kam, wurde die Kriegsführung thatkräftiger; am 5. Okt. fiel der Platz, am 11. errang die griechiſche Flotte den erſten Sieg über die des Feindes bei Zante. Aber die alte Uneinigkeit wollte nicht weichen; das zeigte ſich, als man endlich daran ging, eine wirkliche Regierung zu bilden. Ein Senat unter Maurokordatos tagte in Miſſolunghi, ein zweiter für Oſtgriechenland unter Negris in Salona; doch gelang es, zum Theil durch D. Ypſilanti, die Abgeordneten der befreiten Provinzen in Piada (Argos) zu verſammeln: am 1. Januar 1822 wurde dort feierlich die Unabhängigkeit des griechiſchen Volkes erklärt. Die Regierung — man ließ vorläufig die Frage über die künftige Verfaſſung aus dem Spiel — wurde fünf Mitgliedern unter dem Vorſitz von Maurokordatos übertragen und ihr eine Verſammlung von ſiebzig Abgeordneten zur Seite geſtellt; bezeichnend iſt's, daß die einzelnen Senate, wie im Peloponnes, ſich ſchon in nächſter Zeit den Beſchlüſſen der Regierung widerſetzten und die geforderten Steuern verweigerten. Thatkräftig ging Maurokordatos vor allem darauf aus, die Streitkräfte zu ordnen und bildete ein reguläres Regiment, die „Taktiker". Am 7. Februar landete Graf Leberecht von Normann-Ehrenfels*) mit 47 Offizieren bei Navarin und übernahm das Commando des Philhellenenkorps.

Die Türkei hatte mit dem „ſchwarzen Ali" weitergekämpft und ſich des gefährlichſten Feindes durch Verrath entledigt (5. Febr. 1822); doch hatte ihr General Churſchid Paſcha noch ein halbes Jahr zu thun, ehe er Ali's Verbündete, die Sulioten, unterwarf. Indeß war ein Theil der osmaniſchen Flotte unter dem Kapudan Paſcha Kara Ali gegen Chios eine der reichſten griechiſchen Inſeln ausgelaufen; im April wurden 7000 Mann Landtruppen dort ausgeſchifft und hausten wie wilde Beſtien, erſchlugen und erſäuften die wehrloſen Einwohner zu Tauſenden, ſo daß von der ganzen Bevölkerung (100,000) mehr als neun Zehntel zum Opfer fielen. Zwei griechiſchen Brandern gelang es, das Admiralſchiff, auf welchem Kara Ali eben den Offizieren ein glänzendes Feſt gab, im Hafen von Chios in die Luft zu ſprengen; an 2000 Mann gingen dabei zu Grunde: eine grauenhafte und doch begreifliche Rache.

Auf dem griechiſchen Feſtlande wechſelte das Kriegsglück der Parteien; als eine beſondere Ruhmesthat leuchtet die Vertheidigung von Miſſolunghi hervor. Maurokordatos war bei Pata nach heldenmüthigem Kampf von

*) Geb. 1784 in Stuttgart, hatte er 1813 als General an der Schlacht bei Leipzig theilgenommen, wo er mit ſeinem Regiment zu den Verbündeten überging; Caſſation war die Folge.

den Türken geschlagen worden; der Fürst selbst rettete sich mit 60 Bewaffneten in die genannte befestigte Stadt und zog dann Hilfe an sich, so daß die Zahl der Vertheidiger 360 Mann erreichte. Mit diesen und einigen Kanonen hielt er sich fast ein halbes Jahr gegen ein Heer von mehr als 10,000 Türken und zwang es zuletzt die Belagerung aufzugeben (12. Jan. 1823). Aber die Noth an Mitteln stieg; umsonst wandten sich die Griechen an den in Verona versammelten Congreß; man ließ ihre Gesandten abweisen. „Die spanische Frage schlägt alle andern todt". Diese Bemerkung von Gentz kennzeichnet auch die Stellung der Höfe gegen Griechenland. Man schimpfte über die türkische Kriegsführung, war aber doch überzeugt, daß Hellas unterliegen müsse. Dafür stieg die Sympathie für die griechische Sache bei den westlichen Völkern und in Deutschland immer mehr; wirkliche Begeisterung wie Oppositionslust traten überall hervor und fanden ihre Sprecher in den Zeitungen. Alle Blätter, die sich ein wenig freier bewegen konnten, standen auf Seite der Hellenen; besonders mißfällig äußerte sich Metternich über die „Neckarzeitung", den „Teutschen Beobachter" und über die Augsburger Allg. Zeitung. Man war klug genug einzusehen, daß die Angriffe auf die Türken manchesmal unter veränderter Adresse ein näheres Ziel treffen konnten. Der „Oestreichische Beobachter" hatte dieser „höheren" Ueberzeugung schon in der Nummer 305 von 1822 Ausdruck gegeben, indem er sagte, die Sache der Griechen an sich sei diesen Journalen ganz gleichgiltig —

> „sie führen sie als Sache der Rebellion, die sie als solche vertheidigen, und nach ihrem — — — System in Griechenland so gut, wie auf allen andern Punkten der Erde vertheidigen müssen. Da dieß ihr erklärter Beruf und ihr rastloses Tagewerk ist, was haben sie mit Thatsachen und mit Gründen zu schaffen? Wer kann ihnen zumuthen Griechenland aufzugeben, ein Thema, welches ihnen durch die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der großen Masse ihrer Leser eine unerschöpfliche Fundgrube von revolutionären Deklamationen und Diatriben gegen die rechtmäßigen Regierungen darbietet?"

Daß derartige Verdächtigungen bei tausenden Vertretern echter und selbstlosen Begeisterung fruchtlos waren, bewies die Gründung und Thätigkeit der vielen Griechenvereine, welche allüberall entstanden und Geldmittel sammelten, um mit denselben Freiwillige auszurüsten. Der größte dieser Freiheitskämpfer war Lord Byron, welcher die Fesseln des thatlosen Weltschmerzes zerbrach und nach Hellas eilte — am 5. Jan. 1824 kam er in Missolunghi an.

Das Jahr 1823 hatte den Türken keinen Vortheil gebracht, sondern, trotz der fortdauernden Uneinigkeit der Griechen, den Beweis geliefert, daß sie ohne Hilfe den Kampf aufgeben müßten. Da wandte sich die Pforte an den Vicekönig von Egypten, an Mehemed Ali, den mächtigsten aber zu-

gleich gefährlichſten der Vaſallen. Der ehrgeizige Paſcha war ſofort bereit, der Bitte nachzukommen, weil deren Erfüllung ſein Uebergewicht verſtärken mußte. Mit einer Armee von 6000 Mann bändigte er zuerſt Kreta und ließ dann große Rüſtungen betreiben, um Morea zu unterwerfen, deſſen Statthalterſchaft der Großherr ſeinem Stiefſohne Ibrahim zugeſagt hatte. Aber doch ging die Sache nicht ſo raſch, wie man vermuthet hatte; die griechiſche Flotte operirte ſo geſchickt und mehrfach auch ſo erfolgreich, daß

Mehemed Ali, Paſcha von Egypten.

der Feind ſein Ziel nicht erreichte. Leider blieb trotz der wachſenden Gefahr die alte Uneinigkeit im Lager der Hellenen heimiſch. Der frühe Tod Byrons (19. April 1824) war ein ſchwerer Schlag, denn mit ihm war der Mann dahingegangen, welcher die Zwiſte zwiſchen Maurokordatos und Kalokotronis hätte begleichen können. Der letztere erhob ſich auch gegen den neuen Präſidenten der Regierung, gegen Kraduviotis, und ſo wurde ein Theil der Kraft in Bürgerkriegen und kleinen Fehden der Führer verbraucht. Unvermuthet kam Ibrahim Paſcha mitten im Winter von 1824 von Kreta her und landete Anfang Februar 1825 an der Südweſtküſte von Morea bei Modon. Wohl

erlangten die Griechen — hauptsächlich durch Seeräuberei, welche jetzt wieder in Blüte stand und den Handel schwer schädigte — einige Vortheile, aber indeß rückte Ibrahim nach Einnahme von Tripolizza immer mehr in das Innere des Landes, während ein türkisches Heer die Belagerung von Missolunghi wieder aufnahm. Mehrere Angriffe im Juli und August wurden zurückgeschlagen und durch die Ankunft einer griechischen Flotte die Belagerung von der Seeseite unterbrochen. Indeß hatte Ibrahim den Widerstand auf Morea gebrochen und im November erschien eine egyptisch-türkische Flotte und bald darauf verstärkten egyptische Truppen das Belagerungsheer (25. Dez.). Ibrahim hoffte Missolunghi in wenigen Tagen zu nehmen.

Während der Zeit waren Ereignisse eingetreten, welche die Stellung der Mächte zur griechischen Frage wesentlich änderten. Der englische Minister Canning hatte die Aeußerung gethan, England wolle Hellas unter seinen Schutz nehmen, wenn diese Nation um denselben sich bemühen wolle. Sowohl die Pforte wie Oestreich erhoben Einspruch gegen diesen Plan, weil man mit einer Regierung von Rebellen überhaupt nicht unterhandeln könne. Zwei Konferenzen in Petersburg blieben erfolglos; da starb in Taganrog auf einer Reise nach der Krim Czar Alexander I. (1. Okt. 1825).

Es war der Großfürst Constantin, welchen man allgemein als Nachfolger betrachtete; da er aber keine erbfolgefähigen Kinder besaß, hatte er schon im Januar 1822 auf das Thronrecht verzichtet, und so kam der jüngere Bruder Nikolaus (geb. 1796) zur Herrschaft. Seine Erziehung war eine rein militärische gewesen; ein weiterer Gesichtskreis fehlte ihm, er war eine arbeitwillige Natur, aber kein Freund der westeuropäischen Bildung. Unglückliche Verhältnisse zwangen ihn, seine Regierung mit einem blutigen Akte zu eröffnen. Die Eigenthümlichkeiten der socialen Lage Rußlands, welche noch geschildert werden sollen, hatten auch im Czarenreiche zu Verschwörungen geführt. Am 26. Dez. 1825 kam es zu einem militärischen Aufstande einiger Garderegimenter. Vergeblich waren die Versuche, die Aufrührer durch Ueberredung zu ernüchtern, man sah sich genöthigt, die Beredtsamkeit der Kanonen zu Hilfe zu rufen. Die Hauptschuldigen wurden gehängt, andere nach Sibirien, die Regimenter zur Strafe nach dem Kaukasus gesendet. Nikolaus hatte keine Sympathie für die Türkei und knüpfte mit England an, um die griechische Frage zur Lösung zu bringen. Trotz aller Unterstützung der Philhellenen war die Lage der Griechen, zum großen Theil durch eigene Schuld, eine fast hoffnungslose. Noch leistete Missolunghi heldenhaften Widerstand; am 13. Jan. 1826 bot Ibrahim den Vertheidigern die Capitulation an; sie wurde wie der nächste Sturm vom 27. Febr. zurückgewiesen. Kühne Freiwillige wagten es zwar, von den Bergen her den Bedrängten Rettung zu bringen, jedoch die Absicht mißlang. Es war kein Ausweg mehr als der Versuch, sich in verzweifeltem Kampfe durch das Heer der Belagerer zu schlagen. In der Nacht vom 22. auf den 23. April gelang es dem Reste der Griechen, sich

Nikolaus, Kaiser von Rußland.

nach blutigem Streit die Bahn in das Gebirge zu erzwingen; die Alten und Kranken, welche hatten zurückbleiben müssen, schlossen sich in die Patronenfabrik ein, und sprengten sich, als die Feinde bis zu ihnen gedrungen waren, in die Luft.

In der Zwischenzeit waren die Verhandlungen zwischen Rußland und England weiter fortgesetzt worden, ohne daß sich diesesmal Metternich hätte einmischen und mit Erfolg entgegen arbeiten können. Czar Nikolaus war nicht so leicht zugänglich für Ideen, wie sie auf Alexanders bewegliche Phantasie wirken konnten, er neigte sich einer entschieden russischen Politik zu, als deren Zielpunkt der Kampf mit der Türkei betrachtet werden muß. Canning

aber sah, wie wichtig es sei, die griechische Frage zu lösen, um die Türkei zu erhalten; ihr Bestand erschien ihm als eine für alle Großstaaten wichtige Sache. Am 4. April 1826 wurden die Unterhandlungen zwischen Wellington und Nesselrode in Petersburg mit der Unterzeichnung eines geheimen Traktats geschlossen, in welchem die beiden Höfe feststellten, Griechenland sollte zwar türkisch bleiben und einen jährlichen Tribut zahlen, aber das Recht haben, sich seine Regierung selbst zu wählen. Zugleich wurde beschlossen, die Höfe von Wien, Berlin und Paris aufzufordern, der Convention beizutreten und die Zustimmung der Pforte im Nothfall gewaltsam zu erlangen. Noch vor Abschluß dieser Convention hatte Rußland der Pforte ein Ultimatum wegen der Donaufürstenthümer zugehen lassen.

Der englische Gesandte in Stambul, Stratford Canning, suchte den Divan zu überzeugen, daß nicht nur die Annahme des Ultimatums, sondern auch der Vorschläge wegen Griechenland für die Türkei unumgänglich sei. Aber die Pforte, obwohl sie zu England das meiste Vertrauen besaß, wollte auf den zweiten Punkt durchaus nicht eingehen, nahm jedoch das Ultimatum zuvorkommend auf. So kam es am 7. Okt. 1826 zum Vertrag von Akjerman: die Hauptmündung der Donau, freier Handel in der Türkei wurden Rußland zugestanden; die Hospodare der Walachei und Moldau sollten alle sieben Jahre durch die Bojaren gewählt werden, aber der Bestätigung beider Vertragsmächte bedürfen. Damit war der Czar indessen zufriedengestellt.

Die Türkei hatte auch im Laufe des Jahres 1826 wenig Erfolge gegen die Hellenen errungen. Der Hauptgrund lag in der Beseitigung der Janitscharen. Sultan Mahmud war überzeugt, daß diese Schaaren mit ihrer Ausrüstung und Kampfweise nicht im Stande sein konnten, gegen ein modern geschultes Heer aufzukommen. Andrerseits wurden sie ihm durch ihren Einfluß unbequem. Als er endlich doch die Reformen begann, erhoben sich die Janitscharen in Stambul und forderten Bestrafung der Urheber der neuen Einrichtungen. Da ließ Mahmud die „Fahne des Propheten" entfalten und rief so alle Gläubigen zur Unterstützung. Am 15. und 16. Juni kam es zu blutigem Kampf, welcher mit der vollen Niederlage der Empörer endete; was Feuer und Schwert geschont hatten, verfiel dem Henker. Von seinem Standpunkte aus hatte Mahmud eine nothwendige That vollführt, aber sich zugleich selbst eines Theils seiner Streitkräfte beraubt. Wohl war Missolunghi gefallen, wohl verheerte Ibrahim den Peloponnes und Reschid Pascha drang bis nach Athen, aber die Akropolis konnte er nicht einnehmen, weil es ihm an Truppen fehlte. So besserten sich wieder die Aussichten für die Hellenen umsomehr, als mit Anfang 1827 die Unterstützungssummen reichlicher flossen und der neue König von Baiern, Ludwig, der Philhellene, Offiziere und Unteroffiziere zusandte und zwei Engländer, Lord Cochrane und Church die Leitung der Truppen übernahmen. Durch Vereinigung der zwei Nationalversammlungen und durch Ernennung des Grafen Johann

Kapodistrias zum Gouverneur des hellenischen Staates schien sich auch eine Besserung der inneren Verhältnisse einzuleiten, trotzdem Cochrane sich nicht bewährte und durch einen vergeblichen Versuch, Reschid Pascha aus Athen zu verdrängen, die Uebergabe der Akropolis herbeiführte (5. Juni).

Die Diplomatie hatte während der letzten Monate nicht gerastet: auf Grundlage des zwischen England und Rußland abgeschlossenen Protokolls hatten diese zwei Mächte und Frankreich sich am 6. Juli in London vereinigt „im Interesse der Humanität, wie der Ruhe Europa's", den Frieden herzustellen. Die wichtigsten Vorschläge enthielt der Artikel II:

„Die Griechen sind vom Sultan abhängig als suzeränen Großherrn und zahlen in Folge dessen dem ottomanischen Reiche einen jährlichen Tribut, dessen Höhe gemeinschaftlich ein für allemal festgesetzt wird. Sie werden durch Autoritäten regiert werden, welche sie selbst wählen und ernennen, an deren Ernennung aber die Pforte in bestimmter Weise Theil nimmt.

„Um eine vollständige Trennung zwischen den Gliedern beider Völker zu bewirken und Reibungen zu vermeiden, welche eine unvermeidliche Folge so langen Kampfes sind, werden die Griechen in Besitz türkischen Eigenthums eintreten, sei dasselbe auf dem Festlande oder den Inseln gelegen, indem sie die alten Eigenthümer schadlos halten und zwar entweder durch Zahlung einer jährlichen Summe, welche dem Tribut beizufügen ist, oder auf Grundlage eines andern Uebereinkommens derselben Natur."

Ein Zusatz behielt den Mächten neue Beschlüsse vor, falls die Pforte oder Hellas die Vorschläge abweisen sollten. Am 13. und 16. August wurde die Kollektivnote dem Reis-Effendi (Minister des Auswärtigen) überreicht, aber nicht angenommen; auch das Angebot guter Dienste von Metternichs Seite fand keinen Anklang. Weder die Türkei noch Oestreich, über dessen Haupt hinweg der Londoner Vertrag zu Stande gekommen war, dachten, es sei den Verbündeten Ernst. Die vereinigte Flotte derselben war im Mittelmeer; die Befehle gingen dahin, Waffenruhe zu erzwingen — ein dehnbarer und unklarer Begriff. Ende August war die türkisch-egyptische Flotte von Alexandria mit neuen Vorräthen und Truppen ausgelaufen und bewirkte nun die Landung im Hafen von Navarino, wo bald nach ihr das Geschwader der drei Mächte erschien und das Auslaufen einer Abtheilung der türkischen Flotte verhinderte. Zugleich begannen die Führer mit Ibrahim und den Griechen zu unterhandeln, um beide zum Waffenstillstand zu bewegen; die letzteren stimmten zu, jener aber erklärte sich dazu nicht berechtigt und setzte die Verwüstungen in Morea fort; selbst die Fruchtbäume ließ er mit den Wurzeln aus dem Boden reißen. Da beschlossen die Admirale in das von Bergen umschlossene Becken des Hafens von Navarino einzulaufen — fiele von feindlicher Seite ein Schuß, so sollte man in Aktion treten.

Am 20. Okt. früh am Nachmittag standen sich die beiden Flotten gegenüber — Krieg war nicht erklärt. Man unterhandelte: da fiel ein Kanonenschuß von einem egyptischen Schiffe und gab so das Zeichen zum Kampfe, welcher bis zum Morgen des 21. dauerte; von den 82 Schiffen des türkisch-egyptischen Geschwaders waren nur noch 27 vorhanden. Der Donner von Navarino hallte in ganz Europa wieder; die Griechen, Russen und Franzosen jubelten: in Wien hielt man's für nöthig, moralische Bedenken zu äußern; in England empfand man, wie nahe durch das Ereigniß der Zusammenstoß zwischen Rußland und der Türkei getreten sei.

Die Nachricht schlug wie ein Blitz in Stambul ein; Mahmud ließ die unirten Armenier aus Constantinopel ausweisen, um den auflodernden Zorn etwas zu befriedigen; dann ließ er bei den Gesandten von Frankreich, Rußland und England anfragen, ob ihre Regierungen entschlossen seien, 1) auf jede Einmischung in die griechische Frage Verzicht zu leisten, 2) den Verlust der Flotte zu ersetzen und 3) der Pforte eine Genugthuung zu geben. Die Antworten lauteten verneinend, worauf der Sultan den Gesandten sagen ließ, ihre Anwesenheit sei ihm gleichgiltig. Am 3. Dez. verließen die drei Diplomaten die Hauptstadt, einige Tage darauf wurde der Vertrag von Akjerman gekündigt und am 27. ein Aufruf an die Gemeindevorsteher des Reichs, an die „Ayans" erlassen, in welchem die Unterthanen zum heiligen Krieg gegen die Ungläubigen, besonders gegen die „Erzfeinde", die Russen, aufgefordert wurden.

Diese Proklamation konnte von Rußland als Kriegserklärung aufgefaßt werden. Ein günstiges Zusammentreffen lag darin, daß der Feldzug gegen Persien — welcher 1826 seinen Anfang genommen hatte — durch die Siege des Generals Iwan Feodorowitsch Paskewitsch (geb. 1782) über den Schah Feth Ali mit dem Frieden von Turkmanschai (10. Febr. 1828) abgeschlossen werden konnte. Das Czarenreich gewann eine neue Provinz, Armenien, und verstärkte seinen Einfluß bei den armenischen Christen Persiens und der Türkei. Am 26. April wurde der Krieg an die Pforte erklärt; erst den 7. Mai überschritten russische Truppen den Pruth unter Wittgenstein, während Paskewitsch den Feldzug in der asiatischen Türkei begann.

Auf dem europäischen Schauplatze galt es zunächst, Herr jener Festungen zu werden, welche längs des Pruth die Linie der Vertheidigung bildeten, von Widdin über Silistria bis Ismail: dann war die schwierigere Aufgabe zu lösen, den Balkan, vor allem Schumla zu nehmen. Die Erfolge waren hier nicht bedeutend, trotzdem die Russen die Uebermacht hatten. Glücklicher operirte Paskewitsch, welcher schon am 5. Juli die für uneinnehmbar geltende Bergveste Kars erstürmte und bis nach Hocharmenien drang, wo der Winter ihn endlich zur Rast zwang.

Die aufgezwungene Waffenruhe wurde durch ein diplomatisches Zwischenspiel ausgefüllt: Metternich bemühte sich eine Allianz mit England und

Frankreich zu Stande zu bringen, um Rußland aufzuhalten, fand aber kein Entgegenkommen. — Die Pforte bot alle Kräfte auf, um den Feldzug neu aufnehmen zu können, aber das Jahr 1829 sollte ihr fast nur Niederlagen bringen. An der Spitze des russischen Hauptheeres stand jetzt Graf von Diebitsch (geb. in Großleippa in Schlesien und im Berliner Cadettencorps erzogen). Nach verschiedenen kleineren Erfolgen schlug er (11. Juni) das türkische Heer bei Kulewtschi vor Schumla, wußte dann dem Feinde den Glauben beizubringen, als sollte die Festung mit allem Kraftaufwand belagert werden, während er mit der Hauptmacht über den Balkan ging und am 28. August, ohne einen Schuß gethan zu haben, in Adrianopel einzog.

Die ganze Unfähigkeit der türkischen Kriegsführung zeigte sich in Asien. Erzerum, die feste Hauptstadt von Großarmenien, war durch das felsige Saganlug-Gebirge mit einem leicht zu vertheidigenden Wall gedeckt, aber die Sorglosigkeit der Osmanen ermöglichte dem Heere den Uebergang und die Einnahme der Stadt (9. Juli) nach zwei kleinen Schlachten. — Die Kraft der Türkei war scheinbar gebrochen: umsonst war die Hoffnung auf eine Hilfe von persischer Seite, umsonst die Entfaltung der Fahne des Propheten. In den Kreisen der Alttürken gährte die Unzufriedenheit über die Reformen Mahmuds, als deren Bestrafung sie die Schläge des Schicksals betrachteten. Ohne diese orientalische Passivität wäre die Türkei noch zu retten gewesen, denn auch bei den Russen war die Stärke mehr Schein als Wahrheit; Mangel an Nahrung, Uebermaß an Anstrengung und Krankheiten hatten die Truppen gezehntet und es waren kaum mehr als 15,000 Mann zu einem letzten Angriff auf Stambul selbst verfügbar. Ueberdieß wäre die Einnahme politisch zum Unheil ausgeschlagen: alle Staaten wären dann einig gewesen, daß Rußland der Sicherheit Europa's wegen gedemüthigt werden müsse; wäre jedoch die Einnahme mißlungen, dann war mit einem Schlag das Ansehen Rußlands im Osten und Westen gefährdet.

Czar Nikolaus hatte im Laufe des Sommers Berlin besucht — seine Gattin Alexandra Feodorowna war eine Tochter Friedrich Wilhelms III. — und ausgesprochen, daß er seine Forderungen auf das geringste Maß beschränken werde. Der König von Preußen übernahm die diplomatische Ausgleichung und sandte den General von Müffling nach Constantinopel. Durch dessen Geschick kam es zu den Friedensunterhandlungen, welche am 1. Sept. 1829 in Adrianopel begannen und am 14. abgeschlossen wurden. Rußland verzichtete auf die eroberten Gebiete mit Ausnahme der Inseln in der Donaumündung und erhielt im Osten des schwarzen Meeres und in den Paschaliks Achalzigh und Achalkalaki einige befestigte Plätze, außerdem das Zugeständniß voller Handelsfreiheit im türkischen Reiche. In Hinsicht auf die Donaufürstenthümer wurden die Bestimmungen von Akjerman erneuert, nur sollten die Hospodare auf Lebenszeit ernannt werden und die inneren Angelegenheiten ganz selbstständig, das hieß nach dem Willen Rußlands, verwalten. Der

zehnte Artikel des Friedensschlusses bezog sich auf die Ordnung der griechischen Verhältnisse; durch ihn trat die Pforte den Bestimmungen des Londoner Traktats vom 6. Juli 1827 und dann einem zweiten bei, welches Rußland, England und Frankreich am 22. März 1829 vereinbart hatten. Am 3. Febr. 1830 traten die Bevollmächtigten wieder in London zusammen, um die Angelegenheit endgiltig zu ordnen; die Pforte hatte schon vorher ihre Zustimmung zu den Beschlüssen gegeben. Entgegen den früher ausgesprochenen Grundsätzen, wurde Griechenland als unabhängiger Staat anerkannt; als Ersatz für die verlorne Oberherrschaft und den Tribut wurden die Grenzen des neuen Reiches etwas enger gezogen. Als Regierungsform wurde die erbliche Monarchie bestimmt; die Krone sollte aber keinem Prinzen gegeben werden, welcher den Regentenfamilien einer der Traktatmächte angehöre. — Die Artikel 5—10 bezogen sich auf privatrechtliche Bestimmungen, auf die Räumung der Gebiete u. s. w.

Der zweite Absatz schlug als geeigneten Souverän den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg vor.

Derselbe antwortete bejahend auf den Antrag am 11. Februar; aber forderte im Interesse der staatlichen Sicherheit Griechenlands eine Erweiterung der Grenzen und Zusicherung einer Anleihe. Die erste Forderung begegnete dem Widerstand der Mächte; der Prinz verzichtete auf die Krone und der Kybernetes Graf Kapodistrias blieb noch einstweilen an der Spitze der Geschäfte, während man einen gefügigeren Fürstensohn suchte.

Kapodistrias hatte in der Zeit seit Uebernahme des Gouverneurpostens keine angenehme Stellung gehabt. Die Nationalversammlung von Argos hatte zwar (Juli 1829) seine ausführende Gewalt bestätigt, aber trotz allem wuchs die Unzufriedenheit. Der Präsident war wohl Grieche von Geburt, aber versuchte, in seinen übrigen Ansichten durchaus Russe, das bureaukratisch-absolutistische System nach allen Richtungen hin zur Herrschaft zu bringen, so daß die Verhältnisse in manchen Dingen unfreier als unter der türkischen Herrschaft waren und die Opposition immer mehr an Boden gewann.

Drittes Kapitel.

Die germanischen Staaten.

Am 29. Januar 1820 war der schon lang geistig unzurechnungsfähige Georg der Dritte nach einer Regierung von 60 Jahren gestorben und der Prinzregent bestieg als Georg IV. den Thron von England (s. S. 145). Die Versuche der Torypartei, die Grundsätze der Reaktion des Festlandes auf das Inselreich zu übertragen, hatten zwar manche Erfolge aufzuweisen, mußten aber gerade hier die Gegenbewegung zu einer viel entschiedeneren machen, als sie es anderswo sein konnte. Die Regierung des liederlichen Georg wurde durch einen Skandal eingeleitet, welcher einen Theil der Verderbtheit der vornehmen Kreise enthüllte. Es wird desselben noch später zu gedenken sein, hier mögen einige Worte genügen. Georg war seit 1795 mit der Prinzessin Caroline von Braunschweig vermählt; die Ehe war sehr unglücklich, das Paar trennte sich und Caroline verließ, ohne jedoch auf die vorgeschlagene Scheidung einzugehen, England und begab sich auf Reisen; gewöhnlich lebte sie am Comosee, wo sie der Gemahl durch bezahlte Späher beobachten ließ, um Beweismittel gegen sie zusammenzubringen. Bei seiner Thronbesteigung ließ er Caroline ein hohes Jahrgehalt anbieten, wenn sie in eine Scheidung willige; wenn nicht, werde ihr ein öffentlicher Prozeß gemacht werden. Die Königin wies Antrag und Drohung zurück und erschien (Juni 1820) in England, wo ihr die öffentliche Meinung sehr günstig war. Die Regierung brachte die Angelegenheit vor das Oberhaus und dieses forderte durch eine Bill Auflösung der Ehe und Verzicht auf Rang und Namen der Königin. Am 17. August begann der Prozeß: zweideutiges Gesindel zeugte wider die Königin, welche aber Männer zu Vertheidigern hatte, die — obwohl kaum überzeugt von ihrer vollen Unschuld — einsahen, wie schmachvoll der ganze Prozeß für England sei, wie gefährlich für die Ehre des Königs, des eigentlich schuldigen Theils, denn Caroline war entschlossen, die Gegenklage anzustrengen, falls die Angelegenheit vor das Unterhaus kommen sollte. Die Angriffe der Vertheidiger, wie die Stimmung im Lande bewogen die Lords, die Sache fallen zu lassen; das Volk gab durch Adressen und Deputationen der Fürstin die Theilnahme des Landes zu erkennen. Aber Caroline war

Georg IV., König von England.

unklug genug, einen Theil der Sympathie durch ihren Starrsinn zu verscherzen; — bald nach Georgs Krönung starb sie (7. August 1821).

Die Haltung, welche das Ministerium, vor allem Castlereagh, in der unreinlichen Angelegenheit eingenommen hatte, verstärkte noch den Haß gegen die bestehende Regierung. Der eben genannte Minister des Aeußern, der seit dem Wiener Congreß durch seine Stellung zu den absolutistischen

Caroline R.

Georg IV. Gemahlin.

Bemühungen der festländischen Regierungen die Liberalen immer mehr gegen sich aufgebracht hatte, empfand selbst, wie die Strömung gegen das hauptsächlich von ihm vertretene System in stetem Wachsen begriffen sei. Furcht vor dem nahen Sturze brachte ein schleichendes Gehirnleiden bei ihm zum Ausbruch: am 22. August 1822 schnitt er sich die Pulsadern auf — mit ihm fiel sein System. Der Jubel des Volks bewies deutlich, wie man über den „Marquis von Londonderry" dachte und wirkte auch den Intriguen entgegen, welche einen Gleichgesinnten als Ersatzmann auf die Stelle bringen

wollten. Lord Liverpool und der Herzog von Wellington bestimmten den König, einen ihm unangenehmen Mann als Minister des Auswärtigen in die Regierung zu rufen: George Canning.*)

Derselbe hatte sich nach seiner Rückkehr vom Auslande wieder lebhaft am staatlichen Leben betheiligt und sich auch wieder für die Katholikenbill ausgesprochen. Vor allem bekämpfte er die unpolitische Maßregel,

George Canning.

welche den Iren zwar das aktive Wahlrecht gegeben, aber das passive versagt hatte. Mit Recht hatte er (16. März 1821) darauf hingewiesen, daß

*) Geb. 1770 in London, war er 1793 in das Parlament gewählt worden, wo er für Abschaffung des Sklavenhandels und für die Katholiken-Emancipation eintrat. Drei Jahre später Unterstaatssekretär und Anhänger Pitts, verließ er mit dessen Fall (1803) das Ministerium und übernahm nach Pitts Tode die Leitung der Partei desselben und 1807 das Portefeuille des Auswärtigen. Sein Streben war energisch auf Beseitigung Napoleons gerichtet, doch er fiel, und Castlereagh erntete die Früchte von Cannings Politik. 1817 wieder Mitglied der Regierung, trat er ab als dieselbe den Prozeß gegen Caroline begann und war einige Zeit Gesandter in Bern. 1820 kehrte er nach England zurück.

man die Hoffnung nicht hegen dürfe, dadurch Irland mit Banden der Liebe an das Reich zu knüpfen. Das Unterhaus war für die Bill, das Oberhaus verwarf dieselbe. — Als Canning jetzt die Berufung erhielt, war man auch mit ihm nicht zufrieden; es ist interessant zu lesen, wie die meisten Londoner Blätter sich gegen ihn aussprachen; die „Times" sagte sogar „daß, trotz ihrer Angriffe auf die Grundsätze Castlereaghs, ihr derselbe noch weit würdiger erscheine als sein Nachfolger."

Canning war in jeder Beziehung eine klar mit den Verhältnissen rechnende Natur; liberal mit Mäßigung, thatkräftig mit Bedachtsamkeit, dabei patriotisch gesinnt, hatte er genug Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie schwer Großbritannien durch die reaktionäre Politik mit ihren ewigen Einmischungen in die Verhältnisse des Festlandes, mit ihrem Streben, die Freiheit im Innern zu beschränken, geschädigt worden sei. Zum Theil hatte schon Castlereagh in der letzten Zeit sich aus dem Geleise entfernt und sich gegen die bewaffnete Intervention im Sinne der „heiligen Alliance" entschieden ausgesprochen. Hier folgte Canning dem Vorgänger und gab Wellington für den Congreß von Verona die Weisung, jede Betheiligung Englands an der Einmischung in Spanien entschieden abzulehnen, doch erklärte er auch im Parlamente, daß England nicht gewillt sei, eine Intervention Frankreichs in Portugal zuzugeben und ebensowenig eine Cession der spanischen Colonien in Amerika dulden werde.

Noch am Beginn des Jahrhunderts hatte dieses Land an 250000 □Mln. in Amerika besessen. Aber sowohl der nordamerikanische Unabhängigkeitskampf, wie die französische Revolution waren nicht ohne Einfluß auf jene Länder gewesen und vom Ende des 18. Jahrhunderts wiederholten sich immer häufiger und thatkräftiger die Versuche der einzelnen Provinzen, sich vom Mutterlande loszureißen; Simon Bolivar (geb. 1783 in Caracas, gest. 1830) war es vor allen Andern, welcher als der geistige Leiter der wichtigsten dieser Bewegungen gelten kann; er war der Gründer der aus Venezuela und Neugranada gebildeten Republik Columbien und machte auch Peru frei. Außer diesen Ländern gingen auch Chile und Mexiko für Spanien verloren. Daß die Mächte der heiligen Alliance nicht übel Lust hatten, sich jenseits des Oceans Lorbeeren zu holen, war natürlich. Aber James Monroe (geb. 1759 in Virginien gest. 1831 in Newyork), der fünfte Präsident der Vereinigten Staaten, hatte in der sogen. „Monroe-Doktrin" (2. Dez. 1823) die Stellung der United States gegenüber Interventionsgelüsten so bestimmt, daß jeder Versuch der Unterdrückung eines selbstständigen amerikanischen Staates oder eine Einmischung in amerikanische Verhältnisse als Zeichen feindlicher Gesinnung gegen die Union aufgefaßt werden sollte.

Es waren keine schwärmerischen Beweggründe, welche England an die Seite der südamerikanischen Freistaaten treten ließen, sondern Erwägungen rein praktischer Staatsklugheit: Vortheile des Handels. Die kleinliche und selbst-

süchtige Handelspolitik Spaniens hatte den englischen Verkehr in jenen Theilen Amerika's eingeengt, zum Theil unmöglich gemacht, während den nun freien Staaten an ungehemmter Bewegung liegen mußte, um von Spanien ganz los zu kommen. Trotz der Versuche, welche gemacht wurden, ließ sich Canning nicht beirren, ernannte schon 1823 britische Consuln in den jungen Republiken und ließ Anfang 1825 Columbia, Buenos Ayres und Mexiko staatlich anerkennen. „Ich rief die neue Welt ins Dasein, um das Gleichgewicht der alten herzustellen", sagte er im Parlament — er hätte klarer noch sagen dürfen, „ich habe dem englischen Weltmarkt ein neues Gebiet gesichert". Doch hielt Canning an dem Grundsatz der Neutralität auch in den andern Fragen der nächsten Jahre fest und wahrte den Portugiesen wie den Griechen das Recht der Selbstbestimmung.

Im Innern wurde manche Frage angeregt und zum Austrag gebracht, aber viele Verhältnisse ließen sich nicht so rasch ordnen. Vor allem war der Druck der Auflagen ein sehr großer und konnte trotz der Aufhebung lästiger Consumsteuern (1823) nicht als beseitigt betrachtet werden. Das Uebel lag zu tief und forderte gründlichere Bekämpfung. Hier griffen die Grundsätze von Adam Smith bedeutungsvoll ein und führten zu einer allmäligen *Abwendung von der Schutzzollpolitik zum Freihandel*. Der Anfang wurde im Juni 1822 durch die „Bill der Gegenseitigkeit der Gebühren" gemacht, und zeigte bald, daß für die bestehenden Verhältnisse eine Besserung der *allgemeinen* Lage nur im Kampfe gegen die Selbstsucht Einzelner zu gewinnen sei. Am Schlusse der Parlamentssitzungen von 1824 konnte die Regierung darauf hinweisen, daß ein Fortschritt in Handel, Industrie und in der Landwirthschaft stattgefunden habe. Lauteten die Hinweise auch etwas allzu günstig, so hatten sie doch ihre Berechtigung. Daß noch manches anders sein müßte, bewies das Krisisjahr 1825, in welchem das Spekulationsfieber wieder einmal losbrach und den „Gründerwahnsinn" in furchtbarer Weise entfesselte. Aktienunternehmungen der tollsten Art wurden alltäglich; Tausende von Banken erstanden überall;*) die abenteuerlichsten Projekte fanden, besonders unter den kleinen Leuten, hilfsbereite Schaaren von Gläubigen, denn die Gier nach mühelosem Gewinn griff gerade in diesen Kreisen, welche trotz der Arbeit wenig erwerben konnten, wie eine ansteckende Krankheit um sich. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben; im ganzen Lande brachen die Banken zusammen und rissen

*) In der Sitzung des Oberhauses (17. Febr. 1826) sagte Earl von Liverpool: „Jeder Käsekrämer, Schlächter, Seifensieder oder andere Kleinhändler kann eine Bank errichten." — Welche Artikel sich die Spekulation zum Gegenstand ausersah, beweist die Thatsache, daß man einmal den Preis von *Muskatnüssen* im Laufe weniger Wochen von 2 Sch. 6 D. auf 12 Sch. 6 D. per Pfund hinauftrieb. (Rede des Präsidenten des Handelsamtes Huskisson, 10. Febr. 1826, im Oberhause).

große und kleine Kaufleute, Fabriken aller Art mit ins Verderben und brachten den Kreisen der niederen Gewerbetreibenden, Arbeitern und Landleuten unermeßlichen Schaden, welcher noch fühlbarer wurde, weil das Jahr ein sehr unfruchtbares war. Doch knüpfte sich an die traurigen Verhältnisse auch manches Gute: die Bewegung gegen die Kornzölle nahm von neuem zu; der stetig wachsende Pauperismus in den Manufakturdistrikten nöthigte die Regierung, ihre Aufmerksamkeit einer Regelung der Auswanderung zuzuwenden. Canning gelang es in einzelnen Fällen, die Herabsetzung der Kornzölle zu erreichen; großartige Sammlungen brachten Mittel auf, um das Elend in den Arbeiterkreisen zu mildern und so die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit begannen sich die Handelsverhältnisse zu bessern und man durfte hoffen, daß die Thatkraft des englischen Volkes die Folgen der Krisis überwinden werde.

Aber schwieriger zu heilen war ein anderes Uebel, an welchem England krankte: die irischen Verhältnisse. Mehrere Jahrhunderte hatten dort Zustände, welche dem gerühmten Freiheits- und Billigkeitssinn der Engländer ein schlechtes Zeugniß ausstellten, zu Recht bestehen lassen. Der Ire lebte auf dem heimischen Boden nicht als Unterthan, sondern als Sklave; mehr als 6 Millionen irischer Katholiken waren den englischen Colonisten und Herren fast bedingungslos preisgegeben. Aber trotz der Armuth und des Elends mehrte sich die Bevölkerung so, daß der Pauperismus noch größer, die Kluft zwischen den meist englischen Großgrundbesitzern und den Eingebornen immer tiefer wurde. Das irische Parlament war bedeutungslos, weil die Mitglieder durch den „Supremateid" den König als höchste Autorität auch in Kirchensachen anerkennen mußten — diese Maßregel schloß selbstverständlich die Katholiken vom Parlamente aus.

Der Ausgang des nordamerikanischen Unabhängigkeitkrieges hatte die irischen Verhältnisse etwas gebessert; die Regierung hatte nachgeben müssen, um nicht neue Wirren zu den alten zu gesellen. Eine Parlamentsakte gestattete den Katholiken Eröffnung von Schulen, Recht freien Besitz zu erwerben; sie beschränkte die gesetzgebende Uebermacht des englischen Parlaments und die Appellation an englische Gerichte; sie gab den Iren das aktive Wahlrecht. Der jüngere Pitt strebte als letztes Ziel die Union der Parlamente und die volle Emancipation der Katholiken an, scheiterte aber mit dem zweiten Theile des Plans an dem Widerstande des Königs und der anglikanischen Kirche — die Union kam 1800 zu Stande. Die Vertreter der freieren Strömung und ihre Presse ließen die Angelegenheit nicht mehr fallen und breiteten in weitesten Kreisen die Ueberzeugung aus, daß eine friedliche Lösung des alten Kampfes für den Staat unumgänglich nöthig sei. Mit Georg dem Dritten war der hartnäckigste Gegner der Emancipation der Katholiken gefallen und der Fortgang der freiheitlichen Bewegung brachte immer mehr Männer in das Parlament und die Regierung, welche die Be-

Daniel O'Connell.

seitigung der letzten Schranken im Auge hatten. So oft jedoch, selbst von Castlereagh und dann von Canning eine Bill vorgeschlagen wurde, scheiterte sie an dem zähen Widerstand des Oberhauses, dessen Mehrheit von Vorurtheilen und von Selbstsucht beherrscht war. Indeß hatte man in Irland selbst die Hände nicht in den Schooß gelegt. Die großen Hoffnungen, welche die Union hervorgerufen hatte, waren durch die Session von 1801 nicht erfüllt worden; die gewünschte Katholiken-Emancipation blieb aus und die Gegner der Union nahmen ihre Agitation von neuem auf. Der Mittelpunkt derselben wurde die »Catholic association« in Dublin, der bedeutendste Stimmführer Daniel O'Connell (geb. 1775 zu Carhen, seit 1798 Advokat

in Dublin). Der Sprosse einer uralten irischen Familie, war er beseelt von leidenschaftlicher Heimatsliebe und von glühendem Hasse gegen die Unterdrücker seines Volkes. Dazu gesellte sich die Gabe einer Beredtsamkeit, welche mit wilder Phantastik derben Witz, mit Schlagfertigkeit schlaue Berechnung verband und ihn bald zum beliebtesten Manne der „grünen Insel" machte. Seine Kenntniß des Rechtes ließ ihn Schritte vermeiden, welche zum Conflikte führen mußten, aber innerhalb der ziemlich weiten Schranken arbeitete er mit eiserner Ausdauer darauf hin, für Irland Selbstständigkeit zu gewinnen, zuerst »Repeal«: die Auflösung der legislativen Union Englands und Irlands. Durch seinen Einfluß beseitigte er die sich immer wiederholenden Tumulte und stellte sich an die Spitze einer Zahl von Männern, welche in Dublin eine förmliche Regierung einrichteten, die im Volke unbedingten Gehorsam fand und dessen volles Vertrauen besaß. Gegenüber der steigenden Macht O'Connells und der Zweigvereine des katholischen Bundes durfte die Regierung nicht gleichgiltig bleiben. In der Session von 1825 am 15. Febr. setzte Canning im Hause der Gemeinen die Verhältnisse Irlands auseinander und legte seine — schon oben erwähnten — Anschauungen dar; Anfangs März wurde von Francis Burdett eine Bill vor das Haus gebracht, welche Aufhebung der Rechtsungleichheit und Unterstützung des katholischen Klerus forderte und, um den Conservativen die Annahme zu erleichtern, eine Erhöhung des Wählercensus vorschlug. Das Unterhaus nahm die Bill mit einer Mehrheit von 127 Stimmen an, die Lords lehnten sie im Mai wieder ab und die Frage trat für einige Zeit in den Hintergrund. Canning sollte sie nicht lösen; im April 1827 trat er als Premierminister an Liverpools Stelle und rief mehrere Vertreter der freisinnigen Gedanken in die Regierung; aber der Tod setzte seinem Wirken bald darauf (8. Aug. 1827) das Ziel. Kurze Zeit stand der ehemalige Schatzkanzler Robinson (Lord Godrich) an der Spitze, aber unfähig, die Gegensätze im Ministerium durch Klugheit zu versöhnen, mußte er seine Stellung (Jan. 1828) dem Herzog von Wellington überlassen, welcher eine neue Regierung bildete, aber noch einige der Anhänger Cannings, wie Huskisson, Palmerston*) behielt. Außer ihnen war Sir Robert Peel**) die meist hervorragende Kraft des Cabinets.

Es ist schon erwähnt worden, daß Wellington für die Katholikenemancipation war. Den ersten Schritt nach dieser Seite machte das neue Ministerium durch die Aufhebung der sogen. Corporations- und „Testakte."

---

*) Henry John Temple, geb. 1784 in Broadlands, ursprünglich Anhänger der Tories, war 1807 Lord der Admiralität und dann Kriegssekretär.

**) Geb. 1788 in Brookside, Sohn eines Baumwollfabrikanten, als Tory seit 1809 Mitglied des Unterhauses, war Peel von 1821—1827 Minister des Innern, und ein Anhänger des Liberalismus im Sinne Cannings.

Der erste verpflichtete städtische Beamte zum Nachweise, daß sie das Abendmahl nach dem Ritus der Staatskirche empfangen haben, und schloß damit Katholiken von städtischen Aemtern aus; der zweite verpflichtete jeden öffentlichen Beamten, das Dogma der Transsubstantiation, eine der Grundanschauungen des Katholicismus, abzuschwören. An Stelle dieser Eide, welche nur mehr kraft eines verrotteten Herkommens bestanden, trat die an Eidesstatt gegebene Versicherung, das Amt niemals zur Schädigung der anglikanischen Kirche zu mißbrauchen.

Nach diesem einleitenden Vorschlage konnte es nicht mehr überraschen, als die Thronrede vom 5. Febr. 1829 sagte, der König empfehle dem Hause, die Lage Irlands zu untersuchen und in Erwägung zu ziehen, wie die bürgerlichen Beschränkungen der katholischen Unterthanen zu beseitigen seien. Die Weiterentwicklung der irischen Agitation hatte viel dazu beigetragen, daß die Regierung mit festerem Entschluß sich der Angelegenheit wieder zuwandte. O'Connel hatte den kühnen Schritt gewagt, als Parlamentscandidat aufzutreten, war (5. Juli 1828) in Ennis gewählt worden und hatte den Beweis geliefert, daß die große Masse des Volkes ganz seinem Willen unterthan sei und der Versuch einer gewaltsamen Unterdrückung nur verderblich sein könne. Der Satz in der Thronrede war das Ergebniß der politischen Nothwendigkeit. Am 5. März 1829 legte Robert Peel dem Hause die Bill zur Erleichterung der Lage der Katholiken vor: Statt des Supremateides sollte jeder gewählte Katholik die Versicherung geben, die Hochkirche nicht zu schädigen; alle Aemter, mit Ausnahme jener des Regenten, des Vicekönigs für Irland und des englischen Lordkanzlers sollten den Katholiken zugänglich sein; das Wahlrecht aber, wie es Burdett schon 1825 vorgeschlagen hatte, an den Census von 10 Pfund statt von 40 Schillingen geknüpft sein. Wellington selbst vertheidigte die Bill im Oberhause — sie ging in beiden Parlamenten durch und wurde am 14. April vom Könige bestätigt. War so auch eine Schmach von England weggenommen, die Maßregel kam dennoch zu spät, um den alten Haß zu löschen, sie war außerdem ganz unzureichend, die tief gesunkenen socialen Verhältnisse Irlands zu heben — der größte Vortheil lag darin, daß die Bill einen Sieg der freisinnigeren Partei und eine Niederlage der torystischen und hochkirchlichen Unduldsamkeit bedeutete und hoffen ließ, daß diese nicht so rasch wieder ans Ruder kommen werde.

Am 26. Juni 1830 starb, von niemandem aufrichtig beklagt, Georg IV. und ihm folgte als Wilhelm VI. der Herzog von Clarence.

Der scandinavische Norden blieb in diesem Jahrzehnt für die Geschichte des Welttheils ziemlich bedeutungslos; in Dänemark regierte mild und klug Friedrich VI. und weihte seine Sorge und die Hilfskräfte des Landes der geistigen und materiellen Kräftigung des Staates; in Schweden blieb es unter Carl XIV. Johann ruhig; in Norwegen errang das Prinzip

Friedrich VI., König von Dänemark.

der Demokratie einen entschiedenen Sieg: die Abschaffung des Adels — schon 1815 und wieder 1818 und 1821 ausgesprochen, — blieb zu Recht bestehen, die „Storthings" wahrten ihre Unabhängigkeit und verwarfen den Antrag auf Einführung des königlichen Veto's.

Langsam und still wuchs auch in Deutschland, trotz Metternich und der Karlsbader Beschlüsse, die Theilnahme am staatlichen Dasein, wenn auch durch manche unklare Träume oder durch Neigung zu einseitigen Theorien nicht selten mißleitet. Aber zugleich mehrte sich in weiten Schichten des Volkes der Geist der Unzufriedenheit — je höher man nach den Befreiungskriegen sich aufgeschwungen hatte, desto tiefer war die Enttäuschung gewesen; weil die Wirklichkeit das Ideal — das unmögliche — der Patrioten nicht verwirklicht hatte, verfielen Tausende in Mißmuth, nährten in sich den Geist thatenloser Verneinung und verloren alle Hoffnung auf ein Wiederaufleben des deutschen Volkes. Sehr wenige von diesen erkannten, daß das geträumte halb romantische „Kaiserreich deutscher Nation" eine Thorheit, eine Unmöglichkeit war und eine Quelle neuer Kämpfe um die Führung hätte werden müssen.

Der Widerstand gegen den herrschenden Geist blieb fast überall auf das Gebiet der Theorie beschränkt und flüchtete sich in die Wissenschaften;

so konnte das freiheitliche Streben in der Pflege der Geschichte, das nationale Gefühl in dem liebevollen Studium heimischer Alterthümer der Sprache, Sage und Dichtung erstarken und sich des Einflusses auf die jüngere Generation versichern.

Der Bundestag war am wenigsten geeignet das Bewußtsein der Einheit zu pflegen; die Großstaaten sahen in ihm kaum mehr als den Vertreter der Reichspolizei, während die Mittel- und Kleinstaaten „überzeugungstreu" und meist vergeblich Opposition machten; selten gelang es ihnen, wie in der Frage der „Bundes-Kriegsverfassung", die österreichisch-preußischen Vorschläge zu überstimmen. Am stärksten war der Bundestag mit Worten, welche so ziemlich die einzige verfügbare Waffe waren. Hauptsächlich beschäftigte man sich, Verschwörungen aufzuspüren und zu bestrafen, wie den harmlosen „Jünglingsbund", welcher einige Studenten auf die Festung brachte; die Universitäten und die Presse zu bewachen, damit die „Ordnung" nicht gestört werde. Die im Jahre 1819 für fünf Jahre getroffenen Bestimmungen wurden erneuert. Für Preußen verfügte eine Cabinetsordre vom 21. Mai 1824 (1. Absatz):

> „Alle geheimen, insonderheit burschenschaftliche und nach dem Geiste, den Grundsätzen und Zwecken der Burschenschaft eingerichteten Verbindungen auf Meinen Universitäten sollen künftig nicht als bloße Studentenverbindungen, sondern als in die Kategorie der Edikte vom 20. Okt. 1798 und vom 6. Jan. 1816 gehörige, verbotene geheime Verbindungen angesehen und behandelt und daher in Gemäßheit dieser Edikte kriminalgesetzlich, daneben aber auch mit der Relegation und Unfähigkeit zu einem öffentlichen Amte, wohin in dieser Beziehung auch die medizinische Praxis zu rechnen, bestraft werden."

Daß der Bundestag sich keine Achtung im Volke gewinnen konnte, war natürlich; er wurde bald ein Gegenstand des Spottes und der schlecht oder gar nicht verhehlten Verachtung, welche sich allmälig auch auf die leitenden deutschen Großstaaten übertrug.

Der deutsche Constitutionalismus hatte in dem Jahrzehnt in den verschiedenen Ländern mannigfaltige Schicksale. In Hannover war die neue Organisation der Stände seit 7. Dez. 1819 in Kraft getreten; die Kammern hatten das Recht der Steuerbewilligung und der Berathung der Gesetze; aber schon der Umstand, daß das Land von England aus durch den Grafen Ernst Friedr. zu Münster (geb. 1766 in Osnabrück) regiert wurde, wie die Bevorzugung des Adels, trugen viel dazu bei, die Unzufriedenheit im Volke zu steigern. Besser waren die Verhältnisse in Sachsen, dessen aufblühende Industrie zur Ordnung der Finanzen viel beitrug. Die Verfassung, welche zeitgemäßer Aenderungen sehr bedürftig war, befriedigte wenig, doch blieben die Vorstellungen der Stände erfolglos. Am 5. Mai 1827 starb — nach 64jähriger Regierung — Friedr. August I. und ihm folgte sein greiser

Bruder Anton, unter welchem sich nichts änderte und nur die Mißstimmung wegen der ultramontanen Propaganda zunahm.

Am meisten verrottet waren die Zustände in Braunschweig und Kurhessen. Im ersten Lande regierte bis 1823 unter Vormundschaft des englischen Königs, Herzog Karl, ein ausschweifender charakterloser Mensch, welcher überall, wo es nur anging, den Tyrannen spielte und die 1820 erneuerte „Landschaftsordnung" nur als ein Stück Papier ansah. Die Erregung stieg deßhalb von Jahr zu Jahr und sollte für den würdelosen Fürsten noch verhängnißvoll werden. In Kurhessen wirthschaftete in ähnlicher Weise Wilhelm II. (seit Febr. 1821), welcher ganz von seiner Maitresse, Emilie Ortlöpp (Gräfin Reichenbach) beherrscht war und sich überall ungesetzliche Eingriffe erlaubte. Im Großherzogthum Hessen waren die Verhältnisse besser geordnet, trotzdem hier eine starke reaktionäre Strömung manchen Anlaß zu Zwistigkeiten gab.

Mit Entschiedenheit kämpften die Stände in Baden um die aufrichtige Durchführung der constitutionellen Verfassung; Rotteck, der Geschichtsschreiber, der Prälat Ignaz von Wessenberg, u. A. vertraten thatkräftig die freisinnigen Gedanken gegen den Widerstand des Großherzogs Ludwig und des Adels. Das führte zur Auflösung der zweiten Kammer (1823) und zu Neuwahlen, welche unter dem Druck der Regierung im Sinne derselben ausfielen. Die Eröffnungsrede (24. Febr. 1825) sprach es offen aus, daß gemäß der Bundestagsbeschlüsse die Herrscherrechte dem Fürsten angehören und die Kammer sich in ihren Grenzen zu bewegen habe.

In Württemberg legte sich mit der Entscheidung der Verfassungsfrage der Streit; die Kammer zeigte sich sogar viel weniger hartnäckig und freisinnig als man hätte glauben sollen, und setzte dem Reformplan Friedrich Lists (geb. 1789 in Reutlingen), des gedankenreichen, jugendkräftigen Volkswirthschaftslehrers in Tübingen, den entschiedensten Widerstand entgegen. Es kam zu einer Untersuchung und List wurde aus der Kammer ausgeschlossen, zu größerer Befriedigung aller Philister im Lande, denen der Mann als „Jacobiner" galt. — In vielen Angelegenheiten zeigte sich die Regierung und der König freisinniger als die Kammer und das Volk. Der Fürst war redlich um das Beste des Landes bemüht und verstand es, die Selbstständigkeit des kleinen Staates gegen alle Eingriffe von Seiten der Allianzemächte zu wahren; so lehnte er sich gegen die Bestimmungen des Veroneser Congresses, so weit dieselben die deutschen Länder betrafen, auf und gestattete der Presse eine Freiheit, welche das höchste Mißfallen Metternichs erregte. Zuletzt sah sich Wilhelm doch genöthigt, seinen Gesandten am Bundestage, von Wangenheim und den Minister von Wintzingerode zu entlassen (1823), um ernsteren Verwicklungen auszuweichen. Im Uebrigen aber gedieh Württemberg besonders durch die kluge Gebahrung in Finanzangelegenheiten.

Viel reger entfaltete sich das constitutionelle Leben trotz des Wider-

standes der „Reichsräthe“ in Baiern. Daß hier, wie fast überall die unteren Schichten des Volkes von der Bedeutung der politischen Kämpfe kaum eine Ahnung besaßen, war bei dem ziemlich niederen Stande der Bildung begreiflich, aber dennoch übten die ständischen Verhandlungen einen günstigen Einfluß auf die Mittelstände aus, weckten Theilnahme an den staatlichen Fragen und lenkten die Aufmerksamkeit auf manche überkommene Mißbräuche in der Justiz und der Verwaltung der Finanzen. Es gelang den drei Landtagen (1819, 1822, 1825) wenigstens in Bezug auf den letzten Punkt die verfahrenen Verhältnisse auf einen besseren Weg zu bringen. Am 13. Okt. 1825 starb, von dem ganzen Lande aufrichtig betrauert, Maximilian I. Joseph und ihm folgte sein Sohn Ludwig I. (geb. 25. Aug. 1786). Ideal angelegt, ein begeisterter Verehrer von Kunst und Wissenschaft, von Achtung für geistiges Streben beseelt, unterschied er sich vortheilhaft von den meisten Regenten, welche damals auf deutschen Thronen saßen. Mochte er auch in manchen seiner romantischen Neigungen, in seiner Schwärmerei für „Teutschland“ etwas unklar sein, so besaß er doch Herz — das bewies sein Enthusiasmus für die Sache der Griechen, der ihm mancherorts sehr übel gedeutet worden ist. Ohne von hervorragender politischer Begabung zu sein, empfand er schon bei Antritt seiner Herrschaft die Nothwendigkeit verschiedener Reformen; er hob überflüssige Behörden auf, verringerte die kostspielige Garde auf einen kleinen Bruchtheil ihres Bestandes, beseitigte die Censur für nichtpolitische Blätter und setzte den Militäretat um 1 Mill. Gulden herunter. Die größten und nachhaltigsten Verdienste erwarb er sich jedoch durch die Verlegung der Universität aus Landshut nach München, durch Berufung bedeutender Lehrkräfte, wie Schelling, Görres, Oken und durch die von großartiger Freigebigkeit unterstützte Pflege der Kunst. In der Epoche bis 1830 erstanden die schönsten jener Prachtgebäude, welche München zu einem der ersten Mittelpunkte deutscher Architektur gemacht haben, wurden viele jener Schätze alter Kunst gesammelt, durch welche die Stadt ein Mekka für tausende kunstbegeisterter Pilger geworden ist. — Wenig gute Folgen schlossen sich an die Wiederherstellung der Klöster und geistlichen Orden (1827) und andere kirchliche Maßregeln, deren Hauptursache der Minister von Schenk war.

Zeigte sich so das deutsche Leben in Sachen der Politik zerrissen und waren die Fortschritte auch langsam, so hätte doch ein unbefangener Blick sehen können, daß die freisinnigen Gedanken trotz aller romantischen Stimmungen und trotz der Wirksamkeit Metternichs nicht mehr zu beseitigen waren; eine unbestimmte Sehnsucht nach freierer Bethätigung der Volkskraft, nach einem großen, einigen Vaterlande lebte in Hunderten, und gerade in solchen, welche als Männer der Wissenschaft oder als Dichter manchen sonst geächteten Gedanken aussprechen konnten. Vollkommene Ruhe herrschte auch in Oestreich nicht, denn dort begann sich der Widerstand in Ungarn zu regen, wo die gewaltsamen Versuche, das Volk zu verdeutschen, den natio-

Gemalt von J. Stieler. Gestochen von F. Forster.

nalen Stolz wachgerufen hatten. Der Reichstag war zwar schon sehr lange nicht mehr eingerufen worden, aber die Versammlungen der „Comitate" gaben doch immer Gelegenheit, über die Bedürfnisse des Landes, über die Wünsche des Volkes zu sprechen. So konnte auch das politische Leben, wie engbegrenzt es war, wie jämmerlich es sonst um die Cultur stehen mochte, doch niemals ganz erlöschen. Mit Ungestüm forderte der Adel die Einberufung des Reichstages; alle Versuche, die alte Verfassung zu beseitigen, mißlangen und zuletzt mußte der Kaiser nachgeben. Von 1825—1827 dauerte der Reichstag — ohne gerade übermäßig viel zu nützen, führte er doch zu einer Versöhnung. Wie wenig man übrigens in der nächsten Umgebung Metternichs davon erbaut war, beweist folgende Stelle aus einem Briefe von Gentz:

„Ich möchte um den ganzen ungarischen Landtag einen Vorhang ziehen — — —; denn daß es in diesen Zeiten der Auflösung in einem Hauptstaat unserer Monarchie eine Constitution, und gar eine Constitution wie diese geben muß, ist ja an und für sich ein ungeheurer Skandal."

Für die Besserung der materiellen Lage von hoher Bedeutung war das Wirken eines hochherzigen Patrioten, des Grafen Stephan Széchényi (geb. 1792 in Wien). Durch unermüdliche Thätigkeit und große Opferbereitschaft wurde er ein leuchtendes Muster für den besseren Theil seiner Standesgenossen; er gab die ersten Mittel zur Gründung einer ungarischen Akademie; er wirkte auf die Anlage von Communicationsmitteln auf die vernünftige Pflege der Landwirthschaft und Pferdezucht hin; außerdem aber suchte er die Ueberzeugung zu verbreiten, wie sehr Ungarn hinter allen Culturstaaten zurück geblieben sei, und hielt dem selbstbewußten, aber trägen Volke freimüthig die tiefeingewurzelten Uebel vor. — Die Bewegung, welche im Gebiete der Stephanskrone die Geister wohlthätig ergriffen hatte, blieb auf die deutschen Provinzen fast ohne jeden Einfluß. An Anlagen fehlte es den Bewohnern nicht, aber leider an Willenskraft ganz und gar. Begeisterungslos und ohne Sorge für die Zukunft lebte man dahin und überließ alles der Weisheit der Regierung, welche sich nicht bemühte die schlafende Geisteskraft ihrer deutschen Bürger zu wecken, sondern Alles aufwandte, um den Geist gefährlicher Neuerungssucht nicht in das Land kommen zu lassen. Der Staatskanzler durfte mit der Geduld und Loyalität der deutschen Unterthanen fast ebenso zufrieden sein, wie mit der Gefügigkeit, welche die preußische Politik ihm in allen Dingen erwies.

Aber doch waren in Preußen die inneren Verhältnisse andere; der Gegensatz lag nicht in der Politik, sondern in der Volkseigenart, welcher Keime eines thatkräftigen Vorwärtsstrebens innewohnten, die nicht mehr auszutilgen waren. Nicht hatte man die Thaten der Freiheitskriege vergessen; nicht waren die Worte eines Fichte und Schleiermacher, eines Stein ver-

hallt; nicht erstorben war das geistige Leben, nicht erlahmt die zähe Arbeitsamkeit des preußischen Stammes. Doch darf auch nicht vergessen werden, daß der Staat selbst, trotzdem seine äußere Politik fast immer das Echo der östreichischen war, auf einer besseren Grundlage ruhte. Die Provinzialstände bevorzugten zwar zu sehr den Adel, und vermochten eine allgemeine Versammlung der Reichsstände nicht zu ersetzen, aber die Einheitlichkeit der Verwaltung pflegte doch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Von viel größerer Wichtigkeit wurde jedoch eine Einrichtung, welche ursprünglich nur die äußere Kraft vermehrt hatte, nun aber sich als ein bedeutungsvolles Erziehungsmittel des vaterländischen Geistes erwies: die allgemeine Wehrpflicht. Der Soldat wurde so zum Bürger, der Bürger zum Soldaten; eine gemeinsame Pflicht umschloß die waffenfähige Jugend aller Stände vom Sohne des höchsten Aristokraten bis zu jenem des Landmanns; in das Heer wurde Bildung und Intelligenz gebracht, in die Reihen der Gebildeten die thatkräftige Disciplin; das Pflichtbewußtsein wuchs überall, überall das Gefühl, mit seinem Blute dem Vaterlande dienstbar sein zu müssen. Die Reaktion ließ es nicht an Versuchen fehlen, die „demokratische" Einrichtung zu beseitigen, aber der gute Geist Preußens bewahrte dieses Erbe der Freiheitskriege zu seinem und zu Deutschlands Wohl.

Ein zweites Verdienst erwarb sich der Staat dadurch, daß er die Grundlage zu einem deutschen Zollverein legte. Ueberall im Gebiete des Bundes hemmten Schranken den freien Verkehr und waren für den Handelsmann wie für den Reisenden eine Ursache großer Verluste oder endloser Plackereien. Die Regierungen fühlten selbst den Widersinn dieser achtundvreißigfachen Absperrung; es kam zu Worten, aber nicht zu Thaten, bis endlich Preußen ohne Rücksicht auf den schläfrigen Bundestag vorging, nachdem es schon 1816 im eigenen Gebiete alle Wasser- und Binnenzölle aufgehoben hatte. Der Versuch, durch einen mitteldeutschen Handelsverein das preußische Zollsystem zu durchbrechen, mißlang; am 27. Mai 1829 kam es zur Vereinigung zwischen dem preußischen und süddeutschen Handelsgebiete, und damit waren, wenn auch nur auf einem Gebiete 19 Millionen Deutsche verbunden und eine wirthschaftliche Einheit geschaffen, welche die Stämme einander näher brachte.

Viertes Kapitel.

Französische Verhältnisse bis zur Julirevolution.

Die Erfolge der Intervention in Spanien hatten die rückschrittliche Strömung natürlich verstärkt und die Hoffnungen der überköniglichen Partei noch vergrößert. Sowohl Ludwig wie Villèle waren davon weit entfernt, die unmäßigen Hoffnungen zu theilen, aber der Fürst war kaum mehr fähig sich mit Regierungsgeschäften viel abzugeben und der Minister sah sich genöthigt, der herrschenden Stimmung zu folgen, um sich das Portefeuille zu erhalten. Ehrliche und unehrliche Mittel aller Art wurden in Bewegung gesetzt, ja selbst die Wahllisten gefälscht, um eine Mehrheit zu gewinnen; es gelang: die neue Kammer wies nur siebzehn Liberale auf; unter ihnen waren Pierre Paul Royer-Collard*), der Banquier Casimir Perier, (geb. 1777 in Grenoble) Vertreter des Seine-Departements; Benjamin Constant**). Villèle verstand es, den günstigen Augenblick zu benützen und brachte ein neues Wahlgesetz vor die Kammer. Statt der geltenden Bestimmung, nach welcher je nach einem Jahre ein Fünftel der Abgeordneten durch Neuwahlen ersetzt werden sollte, schlug er allgemeine Neuwahl nach sieben Jahren vor. Die Pairskammer war sofort dazu bereit, unter den Deputirten erhob sich aber doch Widerspruch. Die Opposition hätte blind sein müssen, wenn sie nicht gesehen hätte, daß der Vorschlag nur darauf berechnet war, der augenblicklich erdrückenden Mehrheit für eine Reihe von Jahren die Herrschaft zu sichern. Royer-Collard wies darauf hin, daß diese Verlängerung der

*) Geb. 1763 in Sompuis, stets der Sache des Königthums ergeben, aber dabei ein feuriger Vertheidiger des Constitutionalismus. 1803—1810 hatte er sich ganz den philosophischen Studien ergeben und dem politischen Leben entsagt; nach den hundert Tagen wurde er Deputirter des Marne-Departements.

**) Geb. 1767 in Lausanne; durch ausgedehnte Studien gebildet, widmete er sich den Staatswissenschaften, bereiste dann Deutschland, wo er mit Joh. Müller und Kant in Beziehungen trat. Einige Zeit Kammerherr in Braunschweig, kehrte er nach Paris zurück und trat in Opposition gegen Bonaparte, der ihn mit Frau v. Staël des Landes verwies. Darauf hielt er sich in Weimar auf, ging viel mit Goethe, Schiller um und studirte eifrig deutsche Literatur. Nach der Schlacht von Waterloo betrat er als Publicist in der „Minerve" die Bahn der entschiedenen Opposition und wirkte für die Verbreitung der constitutionellen Gedanken. Seit 1819 gehörte er der Kammer an.

Wahlperiode im entschiedenen Widerspruch zu den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit nicht nur, sondern des letzten halben Jahrhunderts stehe, es gebe kein System, kein Ministerium, welches sieben Jahre gedauert habe. Andre Redner wiesen mit Recht hin, daß die Kammer mit dem Volke und dessen Wünschen und Hoffnungen in Verbindung bleiben müsse; das sei dann eine Unmöglichkeit. Aber alle Angriffe waren erfolglos; die Regierung siegte mit einer Mehrheit von 205 Stimmen. Aber dabei konnte die Partei

Casimir Perier.

nicht stehen bleiben; was sie vorwärts trieb, war der Haß gegen jede Einrichtung, die an die Zeit der Revolution erinnerte; was sie anstrebte, war die unbedingte Herrschaft nicht des religiösen, sondern des pfäffischen Geistes. Villèle konnte, trotzdem seine Ueberzeugungen bessere waren, nicht mehr zurück. Durch Bestechungen erkaufte man einen Theil der liberalen Blätter, eine königliche Ordonnanz führte die Censur wieder ein, welche nach dem Preßgesetz von 1822 milder gehandhabt worden war; der Bischof Graf

Freyssinous erhielt das Portefeuille des Cultus und damit die Leitung des Unterrichtswesens; die Congregationen betrieben wieder im ganzen Lande mit verdoppeltem Eifer ihr Werk, die „kranken Seelen" durch geistliche Flugschriften und abgeschmackte Legendenbücher zu heilen. Am 16. Septbr. 1824 starb Ludwig XVIII. und ihm folgte, nun schon 67 Jahre alt, sein Bruder, Karl X., bisher Graf von Artois, in der Jugend Wüstling, im Alter starrer Vertreter des altmonarchischen Prinzips, welches im Adel und in der Geistlichkeit die einzigen Stützen des Thrones erblickte. Sein Vorgänger hatte trotz aller Fehler wenigstens eine Ahnung davon gewonnen, daß Zeit und Menschen nach 1798 anders geworden waren; diese Ahnung fehlte ihm ganz; wenn einer seines Standes, so hatte er nichts gelernt und nichts vergessen. Wohl gab er den Kammerabgesandten die Versicherung, die Charte, welche übrigens schon manchen Stoß erlitten hatte, heilig halten zu wollen; auch hob er die Verschärfung der Censur wieder auf und gewährte eine beschränkte Amnestie. Aber diese Honigmonde der Ehe zwischen König und Volk dauerten eben nur so lange sie gewöhnlich zu dauern pflegen. Die Entlassung von verschiedenen Obristen, Generälen und höheren Beamten, welche sich als einstige Diener der Republik und des Kaiserreichs „compromittirt" hatten, war eine Einleitung zu der Thronrede, mit welcher die Kammer am 22. Dez. 1824 eröffnet wurde und die auf die „nöthige Verbesserung der Religion", auf die „Heilung der letzten durch die Revolution geschlagenen Wunden" hinwies.

Unter der letztern war die Gesetzesvorlage gemeint, welche für die Entschädigung der Emigranten 50 Millionen Rente verlangte. Die Debatten waren sehr stürmisch und zeigten, wie feindlich sich die Lager gegenüber standen. Während ein Theil der Liberalen die Gütereinziehungen als eine That der Nothwendigkeit hinstellte, was sie ja auch in gewissen Grenzen war, und sich gegen jede Entschädigung aussprach, forderten einige der Gegner die Rückgabe der Güter und die Schadloshaltung der gegenwärtigen Besitzer. Villèle selbst vertheidigte und zwar maßvoll und vernünftig die Vorlage, welche auch durchging. Ebenso fand der Entwurf, die Rente zu „convertiren" *), Genehmigung. Die Besitzer der Titel erhielten freie Wahl, ihre Papiere unter nomineller Vermehrung des Kapitals in dreiprocentige, ohne diese in viereinhalbprocentige zu verwandeln; die Staatsschuldentilgungskasse wurde aber angewiesen, nur die ersteren Papiere zum Courswerthe rückzukaufen. Dadurch kam es, wie ein Redner sagte, „zur Freude Jerusalems" zu einem kurzen Spekulationsfieber.

*) Convertirung der Rente (Staatsschuldenscheine) tritt ein, wenn die Schuldscheine in solche mit einer geringeren Verzinsung umgewandelt werden; die alte Rente trug 5 %; die neue 3—4½, so daß der Staat im Durchschnitt 1 % gewann, mit welchem Gewinn er einen Theil der Entschädigungssumme bestritt.

Bezeichnend für die Pläne der Regierung waren die Vorlagen, welche sich auf die „Religion“ bezogen, besonders das Gesetz gegen Kirchenschändung: für die Entweihung kirchlicher Gefäße und Kleider; für Lästerung der Hostie, für Einbruch in Kirchen wurde der Tod gefordert. Bei den zwei ersten Verbrechen sollte die Hinrichtung so wie bei Vatermördern erfolgen, das Haupt des Uebelthäters mit einem schwarzen Schleier verhüllt, die rechte Hand abgehauen werden. Um den Unterschied zwischen der Staatsreligion und andern Bekenntnissen deutlich zu machen, bestimmte der Entwurf, daß Einbruch in „Tempel“ nur mit Zwangsarbeit zu ahnden sei. In der Pairskammer sogar fand der Vorschlag heftigen Widerspruch; Graf Mole und Chateaubriand, welcher trotz aller Romantik vornehm dachte, wiesen darauf hin, wie sehr dieses Gesetz dem Geiste der Religion der Liebe widerspreche, wie es jede Menschlichkeit, ohne der Religion Nutzen zu bringen, verletze; Royer-Collard legte in der zweiten Kammer dar, wie thöricht und werthlos das Gesetz sei, wie es nur den Anfang einer Reihe ähnlicher Verfügungen bilde. Alle Einsprüche verhallten ungehört; mit kleinen Aenderungen wurde der Regierungsentwurf in beiden Häusern angenommen; war auch der höchste Gedanke des Christenthums mit Füßen getreten, die Kirche hatte gesiegt und ging rücksichtslos auf dem eingeschlagenen Wege weiter. Ueberall erstanden neue Congregationen; die Jesuiten bekamen fast alle höheren Anstalten in die Hände; es wurde, besonders in den vornehmen Ständen, aber auch bei allen Stellenjägern Mode, strengste Kirchlichkeit zu üben und zu heucheln, während im geheimen die Frivolität zunahm und der echte religiöse Sinn immer mehr dahinschwand. Die herrschende Partei vergaß, was das vergangene Jahrhundert gethan; sie vergaß, daß die Lehren der Encyklopädisten, die Gedanken Voltaire's und der Revolution sich überallhin ausgebreitet hatten; daß die wahren, wie die falschen Ideen, die Geistesfreiheit, wie der flache Materialismus Millionen von Anhängern zählten, welche dem herrschenden System feindlich sein mußten. Das Bürgerthum verfügte über Talente und über Geldmittel und war nicht geneigt, sich kampflos zu ergeben. Trotzdem die behäbige Genußsucht und der Mangel an jeglichem sittlichen Idealismus die „Bourgeois“ kennzeichnete, so waren sie doch der eben herrschenden Kaste gegenüber die Vertreter liberaler Ideen und der Humanität, die Bekämpfer des pfäffischen Geistes, welcher auf Zerstörung aller freiheitlichen Gedanken hinwirkte; die Bekämpfer der hochmüthigen Adelsgelüste, welche von einer vollständigen Wiederherstellung der alten Zeit träumten.

Im Jahre 1826 legte die Regierung den Pairs ein „Erstgeburtgesetz“ vor, welches den feudalen Großgrundbesitz stärken und die Zersplitterung der Güter verhindern sollte. Damit glaubte man eine neue Aristokratie schaffen zu können. Der Entwurf fiel. Darauf wurde ein Preßgesetz eingebracht, welches jedes freie Wort unmöglich gemacht hätte; aber auch

damit hatte die Regierung kein Glück; alle Parteien fühlten die Zweischneidigkeit des Entwurfs, welchen die Pairskammer, trotzdem er von den Deputirten mit 99 Stimmen Mehrheit angenommen worden war, verwarf. Den folgenden Abend strahlte Paris im Glanze einer Festbeleuchtung, (24. April 1827) — die Bourgeois gaben damit ihrem Jubel über die Niederlage Ausdruck.

Villèle mußte auf Mittel sinnen, die schwankende Stellung zu befestigen: die Pairs hatten sich unbequem gemacht, da gedachte er durch einen „Schub" die Majorität zu gewinnen. Eine königliche Ordonnanz (6. Nov. 1827) ernannte 76 neue Pairs, welche zumeist aus der Reihe der unbedingt ergebenen Deputirten gewählt waren, und löste die Kammer auf. Villèle glaubte fest, daß die Neuwahlen im Sinne der Regierung ausfallen werden, versäumte indeß die gewöhnlichen Mittel der Beeinflussung nicht. Die Enttäuschung war eine große: die Partei unterlag und die Mehrheit, auf welche er gerechnet hatte, blieb aus; die Liberalen hatten einen vollständigen Sieg errungen. Am 3. Januar 1828 erhielt das Ministerium seine Entlassung und ein neues, das Ministerium Martignac, trat an die Stelle.

Gay de Martignac (geb. 1776 in Bordeaux), Vicomte seit 1824, hatte als Civilcommissär den Herzog von Angoulême nach Spanien begleitet und sich stets als Anhänger der Bourbons bewährt, ohne sich jedoch den Heißspornen der Rechten unbedingt anzuschließen. Gemäßigter Vertreter des Constitutionalismus, dabei als Charakter ehrlich und achtbar, war er der Lage doch nicht ganz gewachsen. Anfänglich machte sich ein gesunder Geist bemerkbar: man setzte einen Ausschuß zur Untersuchung der von Geistlichen geleiteten Schulen ein; ein Gesetzentwurf sicherte die Wahlfreiheit, ein anderer hob alle Censurbeschränkungen der Presse gegenüber auf, behielt aber die Cautionen bei — beide Entwürfe fanden eine ziemlich starke Mehrheit; außerdem wurden verschiedene Gelehrte von Ruf, welche unter Villèle ihre Lehrstellen verloren hatten, wieder eingesetzt und die acht Jesuitenschulen der Oberaufsicht der Universität unterworfen; den Anhängern aller bestehenden Congregationen wurde verboten, Lehranstalten zu gründen oder zu leiten. Die kirchliche Partei war nicht geneigt, sich widerspruchslos zu ergeben; sie, welche doch vor kurzem die Unterrichtsfreiheit fast ganz beseitigt hatte, nahm dieselbe nun für sich in Anspruch; einige Erzbischöfe erklärten, der Episkopat könne nicht gestatten, daß die Staatsgewalt sich in die Angelegenheiten des geistlichen Unterrichts mische. Die Regierung rief den Papst als Schiedsrichter an und dieser war Diplomat genug, den Verhältnissen Rechnung zu tragen und die Bischöfe zur Nachgiebigkeit zu mahnen. Auch die auswärtige Politik, besonders jene in der griechischen Frage — die öffentliche Meinung stand zum größten Theil auf Seite der Hellenen — fand Zustimmung.

Aber das alles vermochte die beiden äußersten Parteien nicht zu beruhigen; die Ultras der Freisinnigen waren unzufrieden, weil sie alles auf

einmal wollten — ein Beweis von Mangel staatsmännischer Einsicht —; die Kirchlichen und Ueberköniglichen grollten, gaben aber die Hoffnung nicht auf, wieder an das Ruder zu kommen, denn sie kannten die Ansichten des Königs und wußten, mit welcher Mühe Martignac ihm jede etwas freisinnigere Verfügung abringen mußte. Die Stimmung der Nation schien eine zufriedene; die Handelsbilanzen waren günstig, die Industrie blühte: alles das überredete den König, daß weitere Zugeständnisse an die Liberalen unnöthig seien. Aber dennoch machte Martignac noch weitere Versuche; in richtiger Erkenntniß eines großen Uebels suchte er durch einen Municipal- und Departementsgesetzentwurf die Selbstverwaltung der Gemeinden und der Provinzen durchzuführen. Nach langem Widerstand hatte Karl seine Zustimmung zu dieser „demokratischen" Vorlage ertheilt; Martignac vertheidigte sie mit einer maßvollen, gründlich erwogenen Rede in der Kammer; er legte dar, wie gefährlich es sei, daß die gegenwärtigen Verhältnisse allen Ehrgeiz der aufstrebenden Geister auf das Gebiet der hohen Politik hinlenkten, während die näher liegenden Verhältnisse der Gemeinden und der Departements vernachlässigt wären. Die Linke jedoch ließ sich die Vorlage nicht genügen; sie lehnte schon die zuerst zur Abstimmung gebrachten Abschnitte, trotz der gewichtigen Gründe, welche das Ministerium entwickelte, ab. Die Folge war, daß Martignac auf Karls Befehl die Vorlagen zurückzog (7. April 1829). In den letzten Sitzungen beschäftigte man sich mit den Geldforderungen der Regierung; die Posten für die theure Schweizer-Garde und die königlichen Haustruppen wurden wegen ihrer Höhe beanstandet und erst nach heftiger Debatte genehmigt.

Das Ministerium, welches die Liberalen nicht befriedigte und die Königlichen noch weniger, war unhaltbar. Diese Ueberzeugung wurde schon vor Schluß der Session (31. Juli) ausgesprochen und bewahrheitete sich in wenigen Tagen nach demselben; am 8. August veröffentlichte der „Moniteur" die Liste des neuen Cabinets, an dessen Spitze Fürst Julius von Polignac (geb. 1780), seit 1823 Gesandter am englischen Hof, als Minister des Auswärtigen trat — ein Ultraroyalist vom Scheitel bis zum Fuß, daneben unbedingter Anhänger des Papstes und Vertheidiger der geistlichen Ansprüche. Die andern Glieder der neuen Regierung waren Vertreter der gleichen Anschauungen. Die Namen bürgten für den Weg, welchen man jetzt einschlagen wollte; der König freute sich, ihm ergebene Männer im Ministerium zu wissen, die Liberalen verstanden die Kriegserklärung und ließen durch die Presse den Kampf eröffnen; beide Parteien standen sich bald in erbittertem geistigen Streit gegenüber. Aber auch innerhalb der royalistischen Fraktion blieb der alte Gegensatz bestehen; die Gemäßigten wandten dem Ministerium den Rücken.

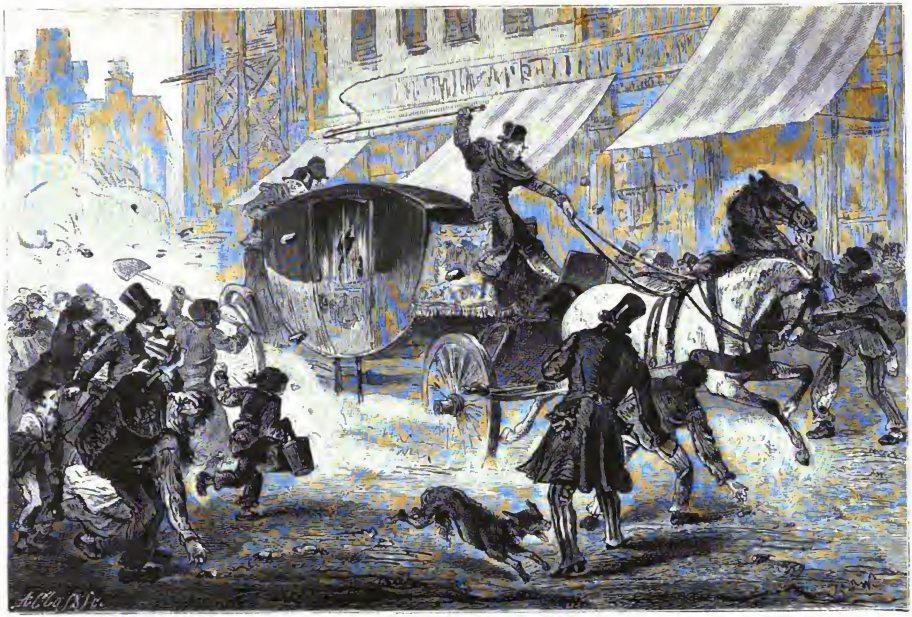
Polignac, dem es an jedem Funken staatsmännischer Begabung fehlte, trug sich mit der Hoffnung, durch äußere Verwicklungen den Blick der

Nation von den inneren Zuständen abwenden zu können. Mit allgemeinen Phrasen wies die Thronrede vom 4. März 1830 darauf hin. Eine günstige Gelegenheit boten die Händel mit dem Dey von Algier, Hussein, welche sich schon seit Jahren hinzogen. Die Thronrede gedachte der Nothwendigkeit, zum Ruhme Frankreichs und zum „Besten der Christenheit" den Barbareskenstaat zu züchtigen. Damit war »Gloire« in Aussicht gestellt; die Endworte aber erwähnten den Entschluß, „strafbaren Umtrieben" mit Entschiedenheit entgegentreten zu wollen, um die „öffentliche Ruhe" zu erhalten. Die Kammer, deren Präsident Royer-Collard war, ließ durch eine Commission die Antwort entwerfen*), welche trotz aller Loyalität unumwunden aussprach, „daß ein ungerechtes Mißtrauen in die Gefühle und Gesinnungen Frankreichs den herrschenden Gedanken der gegenwärtigen Verwaltung" bilde. Die Debatte war sehr erregt; die Ultraservilen sprachen, man verletze die Rechte der Krone, wenn man dem Könige vorschreibe, wem er sein Vertrauen schenken solle. Aber die Adresse wurde mit einer Mehrheit von vierzig Stimmen angenommen. Der König empfing die Abgesandten des Hauses sehr kühl — am 19. März wurde die Kammer bis zum 1. Sept. vertagt; die Rechte begrüßte die Ordonnanz mit lebhaftem »Vive le roi«, welches in dem »Vive la Constitution« der Liberalen bezeichnende Antwort fand.

Daß mit der Vertagung nichts gewonnen sei, sah Polignac ein und sprach sich im Conseil für die Auflösung aus. Es kam zu Zwistigkeiten im Schooße des Ministeriums, in Folge deren die zwei Gegner des Plans ausschieden und durch gefügigere Kräfte ersetzt wurden. Am 16. Mai wurde die Auflösung ausgesprochen und trug dazu bei, die Erregung im Lande zu steigern. — Die Hoffnung, durch die Erfolge in Algier der nationalen Eitelkeit einen Köder hinzuwerfen, war sehr trüglich; es hätte übrigens kaum des Kraftaufwandes bedurft (42,000 Mann), um den Sieg zu erfechten. Algier wurde am 5. Juni 1830 übergeben und der edle Dey zog sich mit verschiedenen Millionen, mit seinen Schätzen und einem Theil des Harems als Privatmann nach Neapel zurück.

Indessen hatten die Umtriebe für die neue Wahl, welche am 23. Juni stattfinden sollte, begonnen; das Ministerium setzte alle Mittel in Bewegung, welche sich schon mehrmals bewährt hatten; es bewog sogar den König, ein Wahlmanifest zu erlassen; das Heer der Beamten und Priester wurde aufgeboten. Alles vergebens, das Ministerium besaß kein Vertrauen; Worte der Geistlichkeit, es handle sich um einen Kampf gegen die Feinde Gottes, wollten nicht recht verfangen; die Liebe zum König war nur in kleinen Kreisen vorhanden, dagegen stand die Ueberzeugung fest, daß die Bourbons

*) Der Entwurf war von François Guizot, dem Historiker, und von Etienne verfaßt.



Polignacs Wagen vom Pöbel mit Steinwürfen verfolgt. (Juli-Revolution 1830.) Von Karl Weygand.

unverbesserlich seien. Die Niederlage der Regierung war Thatsache; gegen Ende Juni und Anfang Juli liefen allmälig die Ergebnisse der Wahlen in Paris ein und bestätigten, was selbst die ruhigeren Mitglieder des Ministeriums befürchtet hatten. Nur der König zweifelte nicht am Sieg und beraushte sich mit dem Erfolg in Algier, welcher sonst fast unbeachtet blieb. Es gab ja auch in der Charte einen Artikel, welcher jede Gefahr beseitigen konnte, den Paragraphen 14. Dieser räumte dem Herrscher das Recht ein, die Ordonnanzen zu erlassen, welche für die Ausführung der Gesetze und die „Sicherheit des Staates“ nöthig seien — es kam nur darauf an, wie man die Worte auslegte. Die neue Kammer, das war unzweifelhaft, wird noch mehr feindlich sein; da blieb das einzige Mittel: sie noch *vor dem Zusammentreten aufzulösen*. In der zweiten Hälfte des Juli fanden vertrauliche Ministerrathssitzungen statt, in welchen man über die königlichen Ordonnanzen schlüssig wurde; daß die Sache nicht ganz gefahrlos sei, verkannte das Cabinet nicht und nahm darauf auch Rücksicht. Die fünf Verfügungen bestimmten: 1) Kein Blatt kann ohne königliche Autorisation erscheinen; diese gilt für drei Monate und muß dann erneut werden; 2) die vollzogenen Wahlen werden nichtig erklärt; 3) an Stelle des giltigen Wahlgesetzes tritt ein neues auf Grundlage indirekter Wahlen durch die Departementsräthe; die Abstimmung geschieht öffentlich; die Zahl der Deputirten wird von 430 auf 230 vermindert. Die vierte Ordonnanz bestimmte die Zeitpunkte für die Wahlen; die fünfte ernannte den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, zum Oberbefehlshaber der Besatzung von Paris. Am 25. Juli 1830 gegen Abend unterzeichnete Karl X. die verhängnißvollen Schriftstücke in St. Cloud; Nachts 11 Uhr wurden sie dem Redakteur des Moniteur übergeben und erschienen in der Nummer des 26. Juli.

Man hatte darauf gerechnet, zu überraschen; man hatte Vorkehrungen getroffen, um kleinen Unruhen zuvorzukommen; aber keinem der Minister war es beigefallen, daß die Ordonnanzen die allgemeine Revolution bedeuten könnten. Der Schlag kam unerwartet, ganz Paris gerieth in fieberhafte Erregung. Die meisten Vertreter der liberalen Presse, an der Spitze die Redakteure des „National“, waren nicht gewillt, sich den verfassungswidrigen Ordonnanzen zu unterwerfen. Der eine Begründer des genannten Blattes, *Louis Adolphe Thiers* (geb. 16. April 1797 in Marseille), entwarf eine Erklärung des Inhalts, die liberalen Journalisten seien gewillt, Widerstand zu leisten. Im Garten des Palais Royal spielten sich erregte Scenen ab; am Abend wurde der Wagen Polignacs von einem Volkshaufen mit Steinwürfen verfolgt; einige der Führer der liberalen Partei kamen zusammen aber nicht überein. So blieb der 26. Juli noch ziemlich ruhig. Aber schon am Morgen des folgenden Tages war die Aufregung eine allgemeine geworden und wurde durch die von 44 Journalisten unterzeichnete Erklärung, welche an der Spitze der liberalen Blätter erschien, noch vermehrt. Gensdarmen wurden abge-

ordnet, um die Pressen der Oppositionszeitungen zu versiegeln; die Redakteure ließen es nach eingelegtem Widerspruch geschehen, doch überall sammelte sich die Menge, Bürger, Studenten der Hochschulen, Arbeiter. Gegen die Mittagszeit waren die Straßen um das Palais Royal und der Garten von einer tieferregten Menschenmenge erfüllt; Soldaten, das Bajonett gefällt, drängten sie aus dem Garten, ohne im Stande zu sein, sie zu zerstreuen. Berittene Gensdarmen, welche den Platz räumen sollten, werden mit Steinwürfen empfangen: die erste Salve kracht. Laut heulend, unter Fluchen und Rachegeschrei flieht die Menge und läßt einige Todte zurück; blitzgleich pflanzt sich die Kunde durch Paris; schon werden an verschiedenen Stellen Barrikaden gebaut; man plündert Waffenläden — die Revolution ist ausgebrochen.

Die Deputirten hatten sich am frühen Nachmittag bei Casimir Perier versammelt; die einen, unter ihnen der Herr des Hauses, forderten, man möge dem Könige in ehrfurchtvoller Weise Vorstellungen machen und sich nicht durch Emeuten vom Boden des Gesetzes entfernen; die andern aber verlangten offenen Widerstand als das einzige Mittel jenem Gewaltstreich zu begegnen. Man trennte sich, ohne zu einer Entscheidung gekommen zu sein.

Das Cabinet beschloß am selben Tage, falls Paris bis zum nächsten Morgen nicht beruhigt sei, den Belagerungszustand zu verhängen; Marschall Marmont hielt die Bewegung noch immer für harmlos, oder doch für leicht zu bändigen. Eine nach den Julitagen veröffentlichte Karikatur zeigt ihn, wie er mit einer Wasserspritze die Menge vertreibt.

Ebensowenig glaubte der König an den Ernst; er war wahrhaft blind. Aber schon am nächsten Morgen war Marmont nicht mehr so ruhig — er hielt es für seine Pflicht, den König von der Gefahr zu unterrichten, worauf dieser den Belagerungszustand verfügte. Indeß stieg die Bewegung von Stunde zu Stunde. Arbeiter, von Studenten aus dem Quartier latin oder andern jungen Leuten geführt, durchzogen, schon zum größeren Theile mit Waffen aller Art versehen, die Straßen, der Ruf »A bas les Bourbons« wurde häufiger gehört. Einem Volkshaufen war es gelungen, in das Stadthaus und in einige Kirchen einzudringen — plötzlich erschien am First des ersteren die dreifarbige Fahne und mit dumpfem Klange begannen die Glocken zu läuten. Die Menge stand schon unter dem Einfluß jenes Fiebers, welches die Massen ergreift, wenn sie zur Gewalt die Zuflucht nehmen. — Marmont ließ den einen Theil der verfügbaren Truppen (12,000 Mann waren es gegen ganz Paris) von zwei Seiten gegen das Hotel de Ville vorrücken. Während der Kampf begann und sich entwickelte, hielten die Abgeordneten wieder eine Versammlung ab, an welcher auch der alte Lafayette Theil nahm. Die Gegensätze bestanden noch, aber man einigte sich endlich auf Periers Vorschlag dahin, durch einige Abgesandte von Marmont die Einstellung des Kampfes zu verlangen. Der Marschall, obwohl mißmuthig über die ihm zugetheilte Aufgabe, sah sich durch seine militärische Pflicht gebunden, erklärte sich jedoch

Monseigneur s'ils persistent nous mettrons Paris en état de siege.

Karikatur auf Marschall Marmont aus dem Jahr 1830. (S. Seite 478.)

bereit, dem König Bericht zu erstatten und das Verlangen, die Ordonnanzen zurückzunehmen, zu befürworten; im übrigen wies er die Deputation an Polignac. Dieser jedoch nahm sie nicht an.

Der Kampf in den Straßen hatte indessen zum Nachtheil der Truppen fortgedauert; an einzelnen Stellen hatten dieselben die Neigung geoffenbart, sich mit dem Volke zu verbrüdern. — In St. Cloud war man noch immer nicht überzeugt, wie gefährlich die Lage sei. Trotzdem die Nachricht von

Marmont eingetroffen war, und die beunruhigenden Botschaften sich im Laufe des 28. Juli wiederholten, blieb Karl ruhig und meinte, die Anarchie werde das beste Mittel sein, die Pariser zu ihm zurückzuführen.

Kaum begann der Morgen des 29. Juli zu grauen, wurde der Kampf von neuem eröffnet; die Versuche, dem Feuern Einhalt zu thun, blieben ohne Erfolg. — Endlich wurde auch der König überredet, das Ministerium Polignac zu entlassen und den Herzog von Mortemart zum Vorsitzenden des Conseils zu ernennen. Aber es geschah *nach* der „zwölften Stunde".

Schon war das Louvre und das Palais Royal dem Volk in die Hände gefallen; schon begannen die Ausschreitungen des Pöbels und eine Municipal-Commission, mit Casimir Perier und Lafayette an der Spitze, hatte sich unter dem Jubel des Volkes nach dem Stadthause begeben. Es war zu spät; zu spät widerrief der König die Ordonnanzen, ernannte Perier zum Finanzminister — man wollte die Bourbons nicht mehr. Eine Proklamation, von Thiers abgefaßt, hob hervor, daß Karl X., welcher das Blut des Volkes vergossen habe, nicht mehr nach Paris zurückkehren könne, und bezeichnete den *Herzog von Orleans* als denjenigen, welcher die Charte in vollem Umfange annehmen könne. Dieser Gedanke gab den Rathlosen endlich einen Zielpunkt und beruhigte alle, die sich vor einer Republik gescheut hatten.

Ludwig Philipp (geb. 6. Okt. 1773 in Paris), Sohn des „Bürgers Egalité", hatte nicht vergebens die Schule der Erfahrungen durchgemacht. Seit 1817 wieder in Paris, war er, ohne *einen* Schritt zu machen, welcher ihn hätte bloßstellen können, im Mittelpunkte der freisinnigen Opposition. Seine schlichte, bürgerliche Haltung hatte ihn besonders bei dem Bürgerthum sehr beliebt gemacht. Man stellte Vergleiche an; war auch Karls Erscheinung und sein Auftreten viel königlicher, so bildete es doch auch eine Schranke; der Herzog verkehrte mit Mitgliedern verschiedener bürgerlicher Kreise, und schien in seinem ganzen Wesen nichts anderes sein zu wollen, als der Bürger. Wo hier Wahrheit in Spiel überging, war nicht leicht zu bestimmen; er hatte zwar Entsagung gelernt und eine Zeit seines Lebens arbeiten müssen, um das tägliche Brot zu verdienen; aber bei der genauen Kenntniß der bestehenden Verhältnisse mußte er doch auf den Gedanken kommen, daß für ihn nicht jede Hoffnung auf den Thron verloren sei, wenn er der liberalen Strömung vorsichtig entgegenkam.

Die Municipal-Commission sah schon am 30. Juli ein, daß dem Lande eine wirkliche Regierung gegeben werden müsse; die Aufregung in den Kreisen der Arbeiter und der Jugend, wie die Stimmung des Pöbels ließen befürchten, daß die Zügellosigkeit wachsen und die augenblicklichen Leiter stürzen könnte. Die liberale Bourgeoisie, d. h. die Reichen und die Wohlhabenden, mußte wünschen, daß dem vorgebeugt werde. Eine Proklamation verkündigte dem Volke, Karl X. habe aufgehört, Frankreich zu beherrschen; aber was weiter geschehen sollte, war aus den schönen Redensarten, welche den Siegern der Julitage schmeichelten, nicht erkennbar.

Die Deputirten hatten sich indeß mit den Pairs in Verbindung gesetzt, und man kam überein, den Herzog von Orleans aufzufordern, die Stellung eines „General-Statthalters des Königreichs"*) zu übernehmen. Der Banquier Lafitte, seit Jahren mit dem Prinzen in Verbindung, hatte ihn schon den Tag vorher bestimmt, sich bereit zu halten. Den 30. Juli Abends fand dann eine Berathung im Palais Royal statt, an welcher auch Talleyrand theilnahm — er mußte überall sein, wo neue Dynasten auftauchten. Am Morgen des 31. empfing Ludwig Philipp die Kammerabgesandten und übergab ihnen eine Bekanntmachung, in welcher er die Annahme der Statthalterschaft anzeigte — eines der echt französischen Schlagworte: „Die Charte wird eine Wahrheit sein", bildete den Schluß der Proklamation. Dieselbe wurde sofort gedruckt und an den Straßenecken angeschlagen. Guizot entwarf eine Antwort, welche sich dem Hauptgedanken der Verkündigung anschloß und zugleich verschiedene Bürgschaften zum Schutze der Charte betonte: Theilnahme der Bürger an der Stadtverwaltung; Geschworenengericht für Preßvergehen, Ministerverantwortlichkeit u. s. w. Dieses Schriftstück wurde von einer Deputation dem Herzog überbracht und von Lafitte vorgelesen; darauf traten sie beide auf einen der Balkons des Palais Royal und umarmten sich im Angesicht des jubelnden Volkes.

Aber die Wendung der Angelegenheiten wurde nicht von allen Schichten der Bevölkerung gut geheißen, die halbflüggen Jünglinge der Hochschulen, wie die Arbeiter waren überzeugt, für die Republik gekämpft und dieselbe auch errungen zu haben.

Lafayette erschien ihnen geeignet, wenigstens anfänglich der Präsident sein zu können. So träumte man im Stadthause noch die Republik, während sich das Königthum im Palais Royal vorbereitete. Die Lage war nicht gefahrlos und die Befürchtung lag nahe, daß es zu blutigen Kämpfen kommen könnte. Da entschloß sich Ludwig Philipp, an der Spitze der Abgeordneten nach dem Hotel de Ville zu ziehen. Je näher man demselben kam, desto lauer wurde die Stimmung der Massen: die Hochrufe waren verstummt und statt des Herzogs und Lafitte ließ man die Freiheit und Lafayette leben. An der Treppe des Stadthauses begrüßte der „Veteran der großen Revolution" den Fürsten und man begab sich in den Waffensaal, wo einer der Abgeordneten die Erklärung der Kammermitglieder — 91 an der Zahl — vorlas. Der General mochte fühlen, daß er nicht mehr fähig sei, die Rolle mit Würde zu spielen, welche ihm die Republikaner zumutheten: er ergriff eine dreifarbige Fahne und reichte sie dem Herzog. Wieder spielte sich eine theatralische Scene ab, in welchen die Franzosen so groß waren: Louis Philippe trat mit Lafayette an ein Fenster, entfaltete die Fahne und umarmte den General. Tausendfacher Jubelruf scholl von dem weiten Platz empor — die

*) »Lieutenant général du Royaume.«

Karikatur auf Louis Philippe aus dem Jahr 1830. (S. Seite 481.)

Monarchie war gerettet. Eine Regierung wurde gebildet, in welcher neben Guizot (Unterricht), Perier (Inneres) der Republikaner Dupont de l'Eure die Justiz innehatte. Lafayette wurde als wirkungsvolle Paradefigur verwendet: er bekam den Oberbefehl über die Nationalgarde.

Während sich die Ereignisse des 30. und 31. Juli vollzogen, war Karl X. thatlos in St. Cloud. Hätte er Thatkraft besessen, so wäre es ihm noch möglich gewesen, die Krone zu retten, aber dem plötzlichen Sturme gegenüber verlor er auch den ziemlich kargen Theil von Vernunft und Charakterstärke,

Ayez pitié d'un pauvre aveugle !

Karikatur auf Karl X. (S. Seite 484.)

den ihm die Natur zugetheilt hatte. Angoulême, von der Herzogin von Berry, welche für den jungen Thronerben Heinrich fürchtete, bewogen, stellte dem Könige die Lage so gefährlich vor, daß er zuerst nach Trianon, und dann nach Rambouillet entwich. Dort unterzeichnete er (1. August) eine Er-

klärung, mit welcher er seinerseits den loyalen Vetter, dessen Treue er noch immer nicht bezweifelte*), zum Generalstatthalter ernannte. Dieses Schriftstück sandte er durch den Grafen Girardin nach Paris. Ludwig Philipp war nun vor die Entscheidung gestellt: entschieden zu brechen, oder die jämmerliche Komödie weiter zu spielen. Trotzdem man ihm dringend zum Ersteren rieth, behielt er die Maske vor und verschob so um Stunden den Schritt, der geschehen mußte; was ehrlicher — wenn man dieses Wort in solchen Angelegenheiten mißbrauchen darf — gewesen wäre, den offnen

Guizot.

Gewaltakt mied er und suchte das Ziel auf Umwegen. Karl sollte bewogen werden, abzudanken. Eine Deputation begab sich zu ihm und stellte ihm die Verhältnisse dar. Der König konnte lange zu keinem Entschlusse kommen, endlich ward er bewogen, für sich und den Dauphin zu Gunsten Heinrichs V., seines Enkels, abzudanken. In einem Briefe an den Vetter

*) Eine im August erschienene Karikatur zeigt den vorzüglich getroffenen König kniend, mit gefalteten Händen und der Unterschrift: Ayez pitié d'un pauvre aveugle!

machte er diese Entscheidung bekannt und forderte ihn auf, die Thronbesteigung des legitimen Fürsten bekannt zu machen.

Der Herzog nahm das Schreiben an, konnte aber und wollte nicht mehr umkehren. Karl mußte entfernt werden. So wurde das Gerücht verbreitet, der König conspirire wider das Volk — bald war ein großer Haufe von Freiwilligen in den Champs Elysés versammelt und setzte sich gegen Rambouillet in Bewegung; man hatte gar keine Gewaltthat vor, deßhalb waren einige Bataillone der Nationalgarden mitgesendet, um Ausschreitungen zu verhindern. Die Marionetten sollten nur den Vorstellungen Nachdruck geben, welche die Abgesandten dem Könige machten: sie stellten ihm vor, das Volk sei nicht mehr zu halten, ein furchtbarer Kampf sei zu fürchten; die versammelte Masse zähle an 60,000 Mann. Eingeschüchtert entschloß sich Karl abzureisen und die Truppen — es sollen noch 10,000 gewesen sein — bis auf die Leibgarde zu entlassen, welche ihn auf der Reise nach Cherbourg begleiten und schützen sollte.

Die Eröffnung der Kammern fand am 3. August im Palais Bourbon statt. Die Eröffnungsrede war ziemlich farblos; die Abdankung des Königs wurde erwähnt, der Hauptumstand hingegen, daß sie zu Gunsten Heinrichs V. geschehen sei, verschwiegen. — Am 4. wurde der Präsident gewählt, Casimir Perier; der Name war bezeichnend für die Stimmung der leitenden Kreise — ein Banquier an der Spitze der Volksvertretung: das charakterisirte den *einen* Theil der Revolution, welcher durch günstige Umstände und schlaue Benützung derselben den Sieg erlangt hatte; Liberalismus und Kapital waren vereinigt, diese Thatsache bürgte, daß der andere Theil der revolutionären Kräfte bald in Gegensatz zu der herrschenden Partei treten werde. Nicht die Ideen einer Freiheit, welche allen zu Gute kommen sollte, waren das Ziel, sondern ein Liberalismus, welcher vor allen den Besitzenden Einfluß sicherte. So lag im Schooß der Julirevolution der Keim einer neuen.

Am 7. August fiel in der Kammer die Entscheidung. Die Legitimisten stellten sich auf den Standpunkt, daß der einzige berechtigte Herrscher Karls Enkel sei, während die Liberalen darauf hinwiesen, daß alle Eide durch das vergossene Blut des Volkes vernichtet seien. Sodann wurden die Veränderungen der Charte berathen. Die wichtigsten betrafen die Unstatthaftigkeit der Censur, dann die Umgestaltung des Artikels 14, welche bestimmte, daß der König allein keine Gesetze aufheben dürfe. Der Kammer wurde das Recht zu Gesetzesvorschlägen gewährt. Die Einleitung des Entwurfs erklärte den Thron für erledigt und den Herzog von Orleans als Nachfolger Karls. Nach der Abstimmung begaben sich die Abgeordneten ins Palais Royal, wo Lafitte dem Könige die Urkunde vorlas. Nach einigen bescheidenen Redensarten erklärte sich Louis Philippe bereit, dem „Willen der Nation" zu folgen und zeigte sich dann mit Lafitte und Lafayette dem Volke.

Emporté dans l'amas de ces noirs tourbillons,
Il ne voit plus du char les écarts vagabonds
(Desaintonge, métamorphoses Sonnet)

Am 9. August ging die feierliche Thronbesteigung vor sich; Louis Philippe beschwor die veränderte Charte. In geistreicher Weise gibt eine Karikatur (s. oben) die augenblickliche Lage: der Bürgerkönig steht in dem Wagen, dessen Rosse durch die Wolken sausen — die blutige Sonne der Julitage versinkt, aber das Zeichen des Krebses steht noch am Himmel — die Zukunft ist von Nebeln verhüllt.

Fünftes Kapitel.

Stimmungen und Strömungen.

Die geschichtliche Entwicklung vollzieht und vollzog sich von je nach bestimmten Gesetzen. Gegenüber dem in der Wirklichkeit Bestehenden, welches augenblicklich die Macht besitzt, entwickelt sich eine unklare Stimmung; die Phantasie, als Urgrund aller Daseinsmächte beginnt zu arbeiten, gährend und des Zieles unbewußt; die Stimmung gegen das Herrschende wächst, ohne noch eine bestimmte Gestalt gewinnen zu können. Langsam erwacht die Kritik, legt die Sonde in die Wunden der Zeit und ein schmerzhaftes Zucken beweist, daß tiefverborgene Nerven getroffen sind. So ringt sich mälig aus der unklaren Stimmung die Erkenntniß eines neuen Zieles los und diese weckt in thatkräftigeren Naturen das Wollen, welches sich früher oder später zur That verdichtet, die von neuem Stimmung erzeugt. Wo sich dieser naturgemäßen Entwicklung ein Widerstand entgegenstellt, dort wendet sich das Wollen zurück und erzeugt in den Individuen Unzufriedenheit mit sich und der Welt oder Witz und Satire; nur die Wenigen, welche vom Siege der neuen Gedanken, von der künftigen Thatwerdung der Stimmung überzeugt sind, erhalten sich die nöthige Spannkraft, welche ihnen das geistige Gleichgewicht sichert.

In Deutschland war die romantische Reaktion, die als Stimmung, wie gezeigt worden ist, schon in der Epoche von Sturm und Drang sich vorbereitet hatte und während der Revolution und dem Kaiserreich zur Erkenntniß ihrer selbst gekommen war, endlich mit den Freiheitskriegen in Religion, Wissenschaft, Staat und Gesellschaft zur That geworden. Aber je schärfer sie sich ausprägte und je mehr sie nach Alleinherrschaft rang, desto mehr verbreitete sich die ihr feindliche freiheitliche Stimmung und weckte zuerst in Politik und Literatur den Geist der liberalen Kritik, welche allmälig Tausende zum Bewußtsein der Lage erzog und den Widerstand auf den verschiedenen Gebieten wachsen ließ. Aber sowohl das herrschende wie das auftauchende Prinzip waren nicht in sich einheitlich; das Gesammtbild der Zeit ist nach allen Richtungen hin ein zerrissenes. Das ist leicht erkennbar, wenn man die verschiedenen wirkenden Mächte einer Betrachtung unterzieht.

Die herrschende romantische Reaktion war durchaus nicht immer und überall dieselbe; zum Theile beschränkte sie sich nur auf das Gebiet der

Religion, andrerseits nur auf das des Staatslebens; mancher Vertreter des staatlichen Rückschritts zog aus seiner Praxis keine bindenden Folgerungen für seine Stellung zur Kirche. Außerdem war in manchem Romantiker noch ein ziemlich starker Niederschlag von revolutionären Gedanken vorhanden, welcher erst allmälig und dann auch nicht ganz ausgeschieden wurde. Von Bedeutung war Deutschlands Zersplitterung im politischen und staatlichen Leben. Wie sehr dieselbe auch beklagt wurde, so war sie dennoch ein Segen, denn sie verhinderte es, daß die Geist und Freiheit verfolgenden Strebungen der Reaktion überall zugleich mit voller Kraft wirken konnten. Im Norden war es der freiere Protestantismus, welcher, obwohl romantisch-katholisirende Strömungen auch in ihm vorhanden waren, den allgemeinen Rückgang des kritischen Geistes unmöglich machte; im Süden und Westen wirkten republikanische oder demokratische Gedanken mit und neben dem Streben nach constitutionellem Verfassungsleben. War eine Idee in einem Lande verpönt, so konnte sie sich etwas freier in einem andern entwickeln, so daß die geistige Gährung stets unterhalten wurde.

Der durch die Revolution, das Kaiserreich und die Befreiungskriege geweckte nationale Gedanke war ebensowenig einheitlich; einestheils mit romantischer Reaktion verbunden und sich in ein erdachtes Mittelalter zurückträumend, war er auch wieder mit freiheitlicheren, wenn auch unklaren Strebungen verknüpft. Schon 1810 hatte ein Redner in der „deutschen Gesellschaft" in Königsberg den Gedanken ausgesprochen: „*Preußen werde Großdeutschland!*" und dieser Gedanke besaß trotz des Uebergewichts Oestreichs seine Anhänger im Norden. Von einem demokratischen deutschen Kaiserthum schwärmte ein Theil der Jugend, während ein andrer von einer allgemeinen deutschen Republik träumte — beide Gebilde waren gleich nebelhaft, das zweite zugleich widersinnig. Der Jugend fehlte es an Ruhe, um einzusehen, wie thöricht für den Augenblik ihr Hoffen war, aber sie besaß in ihrem Traum doch ein Ideal, welches so mancher mit in das Leben nahm und später zum Theile noch verwirklichen helfen sollte.

Daß die ideelle Vaterlandsliebe gar oft zu äußerlicher Germanomanie ausartete, erscheint begreiflich; es gab ja von Rechtswegen nur einen deutschen Bund — welcher wahrlich nicht begeistern konnte — aber kein Deutschland; das war ein verbotener Begriff und lockte deßhalb um so mehr zum Spiel.

Die ältere Generation, selbst viele der Männer, welche noch in erster Blüte standen, wandten sich vom politischen Leben ganz ab. Im Jahre 1817 hatte ein Breslauer Universitätsprofessor E. Passow (geb. 1786), ein feuriger Anhänger Jahns und des Deutschthums, in einem Briefe geschrieben, man müsse alle Hilfsmittel in Anspruch nehmen, um das eigene Innere vor dem herrschenden Ungeiste zu bewahren. Da mußte es als das beste Mittel erscheinen, gar nicht zu politisiren, die geheimen Wünsche zu begraben und

alle Kraft auf den eigenen Beruf zusammenzufassen, wo es unter Umständen möglich war, den nationalen Gedanken zu pflegen, ohne die Tagespolitik zu berühren. So wurden auch Wissenschaft und Kritik mächtige Waffen der nationalen und freisinnigen Partei; die Geschichte der Vergangenheit, sowohl jene der Staaten wie der Kunst und Literatur, bot hundertmal Anlaß, die Kritik im Sinne des Liberalismus zu üben, oder durch den Hinweis auf den volksthümlichen Geist verflossener Epochen das nationale Bewußtsein hier und dort wach zu erhalten. So liebreich besorgt auch die meisten Regierungen um die Hochschulen waren, auf daß ja keine gefährlichen Gedanken sich einschleichen konnten, war es ihnen doch nicht möglich, alle Wissensgebiete mit Zollschranken zu umschließen und jeder Thatsache den Censurstempel aufzudrücken. Die größeren wissenschaftlichen Werke hielt man überdieß für weniger gefährlich, aber man vergaß, wie die Ergebnisse der gelehrten Forschung durch die literarische Kritik weiter verbreitet wurden und so doch in größere Kreise gelangten. Die ideenlose Cabinetspolitik verkannte die Macht der Gedanken, den Einfluß der Wissenschaft wie der Poesie.

Allen diesen Bestrebungen, selbst den Verirrungen der Jugend, dem Spiele mit Geheimbünden, lag die meistens unklare Sehnsucht nach freierer Entfaltung der Individualität, nach Bethätigung der Thatkraft für die Gesammtzwecke des nationalen Staates zu Grunde. Die Anschauungen, welche das 18. Jahrhundert geboren hatte, der Freiheitskampf jenseits des Oceans, wie die große Revolution hatten Ideen und Bedürfnisse hervorgerufen, welche sich mit den schönsten Congreßbeschlüssen nicht mehr aus der Geschichte streichen ließen — der Absolutismus war nur mehr eine zeitwidrige Erscheinung, welche zwar durch die Macht aufrecht erhalten werden konnte, aber innerlich durch eigene Kraft wenig Großes zu schaffen im Stande war. Die Kämpfe gegen Napoleon hatten Hunderttausenden das Bewußtsein eingepflanzt, daß die geistige und materielle Kraft des Volkes die Grundlage sei, auf welcher die Pyramide der Staaten ruhe; nachdem sie gekämpft und geblutet, glaubten sie auch das Recht erstritten, theilnehmen zu dürfen an der Neugestaltung des Vaterlands. Die Thatkraft war geweckt, die Arme und Geister hielten sich bereit, zu helfen an dem großen Werke und sie erhielten Ketten und Censur. Nicht alle vermochten mit Geduld alles zu ertragen oder die Vergewaltigung mit sophistischen Gründen sich und der Welt als heiliges Recht zu erklären. So mußte sich als ein weiterer Einschlag in das Stimmungsgewebe der Zeit in weiten Kreisen die Unzufriedenheit mit der Epoche entwickeln, welche in verschiedenen Charakteren verschiedene Formen annahm und sich auch wieder oft genug mit romantischen Einflüssen paarte. Gefährlich wurde das Bewußtsein der gebundenen Thatkraft oder des unbefriedigten Freiheitstriebs für die schwankenden Naturen; die einen verfielen in Frivolität und vergeudeten ihre Kräfte; phantasiebegabte Menschen nahmen die Keime des Byron'schen Weltschmerzes in sich auf; andere folgten ihrem Enthusias-

mus und zogen nach Griechenland, um dort für ihre Ideale zu kämpfen oder blickten auf Frankreich hin, das ihnen allein als Mutterland der Freiheit galt; Ungenügen an deutschem Wesen und Geist trat als „Franzosenlei" der Germanomanie gegenüber. So bildete sich, miterzogen von dem Geiste des Realismus, eine Stimmung, welche am Ende der Epoche als Pessimismus zu Tage trat. Naturgemäß schloß sich an diese Verneinung des Bestehenden Witz und Satire, nicht ganz unbeeinflußt von der „romantischen Ironie". Es ist bemerkenswerth, daß diese Form der Unzufriedenheit ihre schärfste Ausbildung durch Angehörige des jüdischen Volkes gefunden hat, in welchen die widersprechenden Elemente der Zeitstimmung sich vereinten. Der fieberhafte Drang nach Bildung, welcher seit dem Auftreten der literarischen Romantik sich eines Theils der Israeliten bemächtigt hatte, entsprach nicht der Stellung, welche sie sonst einnahmen. Die Emancipation war fast überall nur eine halbe gewesen; die begabten Mitglieder des Volkes, welche aus dem gewohnten Kreise herausstrebten, hatten nicht nur den allgemeinen Druck gemeinsam mit den Zeitgenossen zu tragen, sondern auch den besonderen, welcher auf ihrem Volke lastete. Und je mehr sie denselben empfanden, je mehr ihnen die Widersprüche im Geistesleben ihrer Nation, die Widersprüche zwischen dem erstarrten Rabbinerthum und dem Culturgang der modernen Zeit zum Bewußtsein kamen, desto heißer mußten sie die Ausgleichung anstreben. Es waren die edelsten Elemente der Juden, welche erkannten, daß nicht nur der religiöse, sondern auch der sociale Geist ihres Volkes einer tiefeingreifenden Reform bedürftig sei. Im Jahre 1819 war es an mehreren Orten, besonders des südlichen Deutschlands, zu Judenhetzen gekommen, an welchen vornehmlich der Pöbel sich betheiligt hatte. Diese Ereignisse hatten auf die Gebildeten des Stammes zurückgewirkt und in Berlin zur Gründung des „Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden" geführt. Daß diesem Bunde ein edler, humaner Geist zu Grunde lag, beweisen die 1822, Berlin bei Rietack, verlegten Statuten. Die Vorrede derselben enthält folgendes Programm:

> „Auf der einen Seite wird — alles, was dazu dienen kann, das Reich der Intelligenz zu vergrößern, benutzt werden, als Einrichtung von Schulen — — — — — — — — — — — — — — — —
> auf der andern Seite soll aber durch Hinleitung der aufblühenden Generation zu Gewerben, Künsten, Ackerbau und wissenschaftlichen Ausübungen und durch Unterdrückung der einseitigen Neigung zum Handel, sowie durch Umarbeitung des Tons und der geselligen Verhältnisse allmälig jede dem Ganzen widerstrebende Eigenthümlichkeit bezwungen werden."

Der Plan war zu umfassend, aber er bewies unwiderleglich nicht nur das Vorhandensein idealer Ziele, sondern auch die Erkenntniß einiger Hauptmängel des jüdischen Lebens, welche nur zum Theil in dem Realismus des

Volkes wurzelten, zum größeren das Ergebniß einer finsteren Vergangenheit waren. Was der Bund nach der praktischen Seite hin that, scheiterte wegen Geldmangel, so die Errichtung einer „Ackerbau-Commission"; übrigens wäre damit auch nicht viel erreicht worden, denn so wie die christlichen Handwerker*), wiesen auch die Gutsbesitzer junge Israeliten ab. Ein besseres Schicksal hatte die Freischule, welche der Verein gründete; auch hier zeigte sich im Lehrplan der Gedanke, neben der wissenschaftlichen die gewerbliche Ausbildung anzustreben; was mit dem Handel zusammenhing, war ausgeschlossen.

Aber leider begegneten die edlen und selbstlosen Strebungen der Begründer des Bundes, unter denen sich Zunz, Gans und der durchaus liebenswerthe Moses Moser befanden, im eigenen Lager der Gleichgiltigkeit, dem Mißtrauen. Die romantisch-jüdische Gesellschaft bekümmerte sich um diese Vorgänge gar nicht; viele liebäugelten mit dem ästhetisch hergerichteten Katholicismus, andre wollten, wie Heine schreibt (1823), „ein evangelisches Christenthümchen unter jüdischer Firma", wieder andre beharrten starr auf der Ueberlieferung und verkannten, ja mißachteten Kunst und Wissenschaft. Mit steigendem Unmuth sahen die Bundesleiter die Schlaffheit ihrer Glaubensgenossen. Schon im April 1823 schrieb einer von ihnen an einen Freund in Bezug auf die Berichterstattung über das dritte Vereinsjahr:

> „Wenn solcher Unverstand, solcher Mangel an Enthusiasmus herrscht, wenn die Geist- und Gedankenlosigkeit so tief um sich greift, so ist es der Mühe nicht werth, sich ferner um solch Gesindel zu bekümmern. Das werde ich im Bericht gestehen müssen."

In diesem Bericht selbst wird vor allem der Ungeist des materiellen „Alltags- und Schlaraffenlebens" als Ursache der Gleichgiltigkeit gegen ideale Bestrebungen bezeichnet. Zunz klagte, daß den reichen Juden jede Begeisterung fehle, daß sie „Sklaven bloßen Eigennutzes" geworden seien. In einem noch schärferen Worte faßte Moser die Enttäuschung zusammen, welche die Besten des Bundes erfüllte: „Ist Weißbier das Bild des berlinischen Wesens, so sind die Juden darin das Schalgewordene." Der Verein wie die von ihm begründete Zeitschrift gingen an der Theilnahmslosigkeit der Glaubensgenossen zu Grunde.

Aus diesen Verhältnissen wird es erklärlich, daß die begabten, freieren Geister, selbst jene, die in ihrem humanistischen Wirken nicht erlahmten,

---

*) Fr. Wilhelm II. hatte den Wunsch bekannt gemacht, Handwerksmeister möchten jüdische Knaben in die Lehre nehmen. Darauf hin meldeten sich manche der letzteren, aber nur zwei Meister (Schlosser Kohler und Goldarbeiter Grätz) nahmen welche auf; doch nur für kurze Zeit, denn sie sahen sich bald genöthigt, die Knaben fortzuschicken — „auf höheren Befehl", wie es in der mir vorliegenden Quelle etwas unklar heißt. Fr. Wilhelm III. war kein Freund der Judenfreilassung.

nicht im deutschen, noch in ihrem Volke ganz zu Hause waren; hier wie dort Halbbürger, entbehrten sie des sicheren Grundes, welchen sie selbst durch den Uebertritt zum Christenthum selten gewannen. Aus diesen Stimmungen heraus entfaltete sich bei manchem der Hang zur Satire, welche nichts, auch sich selbst nicht, schonte und oft die Klarheit der ethischen Persönlichkeit trübte.

Noch eine wichtige Erscheinung knüpfte sich an die herrschende Unzufriedenheit, die zunehmende Auswanderung, deren Ziel Nordamerika war.*) Die Berichte über die Verhältnisse in den vereinigten Staaten waren manchesmal etwas zu schöngefärbt und stifteten viel Unheil, indem sie übertriebene Hoffnungen erweckten. Aber trotz allem konnte die Union freiheitliebenden und thatkräftigen Naturen im Verhältniß zu den deutschen Zuständen als ein Paradies erscheinen: sie bot jeder Individualität die Möglichkeit, das eigene Wollen zur That zu gestalten. Wenn auch viele verlumpte Existenzen eine Zufluchtsstätte jenseits des Oceans suchten, der größte Theil der deutschen Einwanderer bestand aus Männern, welche den Vereinigten Staaten ungebrochene Kraft zuführten, sei es, daß sie körperliche oder geistige Arbeiter waren. Besonders unter den letzten war eine Reihe von ideal angelegten Naturen, welche die Heimat verlassen hatten, weil sie ihre Thatkraft nicht im ohnmächtigen Ringen gegen kleinliche Verhältnisse erschöpfen wollten. Einige dieser Männer sollten für das neue Vaterland von Bedeutung werden, andre wirkten auch auf Deutschland zurück, so Friedrich List, der Volkswirthschaftslehrer, von welchem noch die Rede sein wird. Von den Uebrigen können nur die bedeutenden Karl Follen und Karl Postl (Charles Sealsfield) erwähnt werden. Der erstere, 1795 in Gießen geboren, Mitgründer der Burschenschaft, in Jena Privatdocent, wurde wegen „demagogischer Umtriebe" verfolgt und floh in die Schweiz, wo er in Basel eine Stelle als Professor erhielt. Doch auch dorthin begleitete ihn die Aufmerksamkeit des Bundesraths; er entkam glücklich nach Paris und dann nach Newyork.

Selbst Dichter („Brause du Freiheitssang"), verfolgte er als erstes ideales Ziel, der neuen Heimat das Verständniß der deutschen Geistesgrößen, vor allem Goethe's und Schillers, zu vermitteln. Höher noch stellt ihn sein ununterbrochener selbstloser Kampf für die Abschaffung der Sklaverei; er gehört zu den ersten und thatkräftigsten Vertretern dieser Bewegung, welche damals sich zu bilden begann. — Karl Postl wird noch besprochen werden.

Die ganzen Verhältnisse unserer Heimat brachten es mit sich, daß sich fast alle Kämpfe auf geistigem Gebiete abspielten, weßhalb der größte Theil

*) Die vorhandene Statistik ist von 1819 ab verläßlich. Von diesem Jahre bis 1830 betrug die Zahl der deutschen Einwanderer 15209. Die niedrigste Ziffer (476) weist 1821 auf, die höchste (4843) 1828. Von 1830 an steigt die Zahl fortwährend von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. (1830—1848: 512,978.)

der Streiter den Gebildeten angehörte. Dasjenige Bürgerthum, welches an die Berufszwecke des Alltagslebens gebunden war, hatte zumeist nicht das geringste Verständniß für die Geistesschlachten oben im Aether der Gedanken. Es war froh, daß „Krieg und Kriegsgeschrei" verhallt waren; wie ihm die Werke der Classiker gleichgiltig geblieben waren, so auch die der Romantik; die Schrecken der Revolution wie die Unruhen der Napoleonischen Zeit waren nicht vergessen und ließen den augenblicklichen Frieden um so behaglicher erscheinen. Von politischer Bildung konnte in diesen Kreisen überhaupt kaum in größeren Städten die Rede sein; in manchem Theile Deutschlands erklärten sich ganze Gemeinden gegen die Einführung von Verfassungen; es schien dem Philisterthum viel bequemer, in gewohnter Weise dahinzuleben, als politische Rechte durch Uebernahme lästiger Pflichten zu erringen; man war überzeugt von der Beschränktheit des Unterthanenverstandes und fürchtete sich vor jedem, welcher verpönte Hüte oder lange Haare trug. Auf diesen Bürgern, so ehrenhaft sie sonst waren, lagerten Mattherzigkeit und Beschränkung, die sich in ihren Lebensformen, ihrem äußeren Wesen und ihren Neigungen ebenso wie in den Anschauungen vom Staatsleben aussprachen. Der Grund dieser Erscheinung lag jedoch nicht allein im eigensinnigen Hang, das Ueberlieferte festzuhalten, sondern in der leidenschaftlichen Entwicklung des gesammten Geisteslebens während der letzten Jahrzehnte. Je rascher der Genius Deutschlands das lang Versäumte nachgeholt und in Dichtung, Philosophie und Wissenschaft die andern Völker überflügelt hatte, desto größer wurde auch die Kluft zwischen den Gebildeten und der großen Menge — selbst die Verbesserung des Volksschulwesens, für welches besonders in Preußen viel geschah, vermochten dieselbe nicht auszufüllen.

Um so thatkräftiger zeigte sich der Bildungstrieb in jenen Kreisen des Bürgerthums, welche durch persönliche Verbindungen verschiedener Art und durch größeren Besitz Anregungen und Gelegenheit hatten, einen weiteren Weltblick zu erlangen. Darin war übrigens der Norden dem Süden im allgemeinen voraus. In diesen Kreisen verfolgte man die Bewegungen der Zeit mit lebendiger Theilnahme; hier fanden literarische und wissenschaftliche Bestrebungen um so mehr Anklang, wenn in ihnen ein freisinniger Gedanke sich offenbarte; hier vor allem war man selbst der Begeisterung fähig, wie die erfolgreichen Sammlungen für die Griechen bewiesen; hier regte sich hauptsächlich das Streben nach Erringung politischer Freiheiten, nach ungehemmter Entwicklung der Individualität. So bereitete sich auch in Deutschland langsam der Bund des Liberalismus mit dem größeren Besitz vor; daß hinter den politischen Fragen der Zeit als verborgener Hebel die sociale Frage lag, das war damals noch kaum geahnt, viel weniger erkannt. Gerade durch die größere Regsamkeit dieser Kreise, welche ihre Mittelpunkte in den großen Städten hatten, erklärt es sich, daß die Unzufriedenheit mit der allgemeinen Lage ihnen vor allem zum Bewußtsein kommen mußte; deß-

halb sind es der Mehrzahl nach Angehörige des gebildeten Bürgerthums, welche die freisinnige Strömung im staatlichen Leben vertreten und sich mit ihr von der herrschenden rückschreitenden Romantik frei machen. Aber auch hier konnte man sich von den entsittlichenden Einflüssen der Zeit nicht frei erhalten; Genußsucht trat auch im Norden ziemlich stark hervor; das gesellschaftliche Leben gewann an äußerem Glanz und verlor an Geist; die Salons, wie sie in Berlin am Anfang des Jahrhunderts von nicht geringem Einfluß gewesen waren, büßten ihre Bedeutung ein. Der Geschmack begann zu sinken; die oberflächliche Unterhaltungsliteratur mit romantischer Zuthat und einem Beisatz von Sinnlichkeit breitete sich immer mehr aus und zeigte durch ihren Erfolg, daß die sittliche Erschlaffung überallhin eingedrungen war. In den Moden und den äußeren Lebensformen stieg der französische Einfluß trotz der fortwirkenden deutschen Strömung und machte sich die höheren Stände unterthan.

Daß die herrschenden Grundsätze fast überall den Adel wieder in die erste Reihe treten ließen, war nicht auffallend. Besonders im Norden machte sich das starre Junkerthum bemerkbar und stellte sich mit wenigen rühmenswerthen Ausnahmen unbedingt auf die Seite der rückschrittlichen Grundsätze. Die Erziehung in diesen Kreisen war nicht geeignet, die Vorurtheile des Standes zu beseitigen; man versuchte den Umschwung der Stimmungen, welcher durch das 18. Jahrhundert eingeleitet war, zu übersehen; aber es ließ sich doch nicht mehr hindern, daß die moderne Bildung auch unter den Vertretern des ausschließenden Standes Wurzeln faßte. Auch trug das Wachsen des bürgerlichen Reichthums dazu bei, manche Unterschiede etwas auszugleichen; in Preußen war die Wehrpflicht von Bedeutung, trotzdem sich die Offiziersstellen noch immer zumeist in den Händen des Adels befanden. Je mehr sich das Selbstgefühl jener Kreise hob, deren Adel Arbeit, Talent und Wissen war, desto mehr mußte die Aristokratie an Boden verlieren. Dieser Vorgang, durch das vorige Jahrhundert eingeleitet, ging langsam, aber unaufhaltsam weiter; das einzige Mittel, den ererbten Adel zu einem wirklichen zu machen: mit Anwendung aller geistigen Hilfsmittel sich auf den Boden der neuen Zeit zu stellen, wurde nur in engeren Kreisen ergriffen. Im allgemeinen galt nur die staatsmännische und die Soldatenlaufbahn als standesgemäß. Doch schützte noch eine ritterliche Selbstachtung den Stand davor, die Ehrenüberlieferungen zu mißachten; neben verbohrten Junkern gab es eine große Zahl von echten Aristokraten, welche an jeder Stelle ihren Pflichten treu und gewissenhaft nachkamen, und neben ihnen eine kleinere Partei im Norden und Süden, selbst in Oestreich, welche die Forderungen der Zeit erkannte und zu würdigen verstand.

Die sittlichen Anschauungen im Adel waren während der Reaktionszeit nicht viel besser als vorher; vor allem zeichnete sich unrühmlich der größte Theil des diplomatischen Hofadels aus. Trotz aller herkömmlichen Frömmig-

keit, welche durch das „Prinzip“ gefordert war, ließ man sich gehen und blieb den galanten Ueberlieferungen der Wiener Congreßzeit getreu. Das bildet übrigens ein gemeinsames Merkmal dieser Kreise in ganz Europa — die „Boudoirs“ gehörten zum Rüstzeug der Staatskunst und Frauenhände waren fast überall thätig — wenn auch nicht gerade die reinsten.

Die deutsche Industrie machte ruckweise Fortschritte, aber nicht in solchem Maße, daß sich ein starker Arbeiterstand hätte bilden können. Ideen des Socialismus und Communismus hatten hier noch keinen Eingang gefunden und tauchten höchstens in rheinischen Fabrikstädten ohne weitere Wirkungen auf. Von einem „Arbeiterstand“ als politischer Einheit konnte nirgends die Rede sein. Er war, wie jener der Bauern, im staatlichen Leben noch belanglos.

Ein allgemeines Wirren der Strebungen, Unklarheit über die Ziele und schroffe Gegensätze der Anschauung, das war das Gepräge Deutschlands. Aehnlich, aber nicht so vielfach verschlungen, erscheint das Stimmungsbild, welches Frankreich darbot. Ein großer Unterschied mußte sich durch die Volkseigenart ergeben. Hier wirkten noch der bei weitem realistischere Geist und die staatliche Geschlossenheit maßgebend ein. Keine Dichtung und Philosophie von so himmelstürmendem Schwung hatte die begabten Geister zu den Höhen des Gedankens erhoben; keine idealen Hoffnungen auf Einheit des Volkes hatten hier entstehen können, darum war auch ein solcher Fall in den Abgrund der Entmuthigung nicht möglich. Die Nation, nüchterner und der gedankenhaften Begeisterung fremd, war trotz des Umschwunges nicht vom Boden der Wirklichkeit gewichen; eine romantische Strömung, wie bei uns, war dort nicht denkbar. Wohl war der Stolz gedemüthigt worden, und man mußte der Herrschaft über Europa entsagen, aber man blieb dennoch überzeugt, daß Frankreich an der Spitze der Völker stehe. Ueberdieß war die Charte, trotz des Artikels 14 und trotz andrer Mängel, doch freiheitlicher als die politische Grundlage des Kaiserreichs. Was aber besonders von Vortheil sein mußte, war die größere Einheitlichkeit in den Gegenströmungen, die klarere Erkenntniß der politischen Ziele.

Die Gedanken der Revolution, trotz der strengen Herrschaft Napoleons niemals ganz unterdrückt, wirkten in weiten Kreisen, auch in den untern Ständen, noch immer nach; mannigfach gemodelt, durch constitutionelle Anschauungen geformt, traten sie immer stärker hervor, sobald die Reaktion die Zügel straffer anzog. Es fehlte nicht an „Prinzipienreitern“, aber der dem Wirklichen zugewandte Sinn der freisinnigen Partei ließ das Verständniß der thatsächlichen Bedürfnisse nicht verloren gehen. Wie die Ueberlieferungen der Revolution, so bildeten auch die des Kaiserreichs einen dem Widerstandsgeiste günstigen Boden und erzeugten eine Stimmung, welche dem legitimistischen Rückschritt überall entgegentrat und selbst dann lebendig blieb, wenn der äußere Erfolg auf der Seite der Gegner stand. Witz und Satire, die

Geleiter des französischen Geistes, verstummten auch dann nicht und halfen mehr noch als die Reden der Kammeropposition die herrschende Partei mißliebig zu machen.

Diese verschiedenen Strömungen gewannen im Laufe des Jahrzehnts durch jede Gewaltthat der Gegner immer mehr an Kraft. Je mehr sich der Rückschritt überstürzte, desto leidenschaftlicher wurde auch das Drängen nach vorwärts; schon begannen socialistische und communistische Gedanken sich stärker bemerkbar zu machen und jetzt erfaßte die Unzufriedenheit in einer ganz eigenartigen Form besonders zwei Kreise, die der Jugend und die der Arbeiter. Merkwürdig ist der Unterschied zwischen den jungen Franzosen — besser Parisern — und den jungen Deutschen. In diesen wirkte trotz den romantischen Neigungen der allgemeine Idealismus der classischen Dichtung und Philosophie noch weiter und durch alle Schwärmereien ging nebenbei der Zug persönlicher Sittlichkeit. Das Ideal der französischen Jugend war viel greifbarer, nicht als hätte jede Begeisterung für das Allgemeine gefehlt, aber dieselbe verband sich mit persönlichem Ehrgeiz, ja mit Eitelkeit und einer starken Genußsucht. Der materielle Zug des französischen Geisteslebens verläugnete sich auch dort nicht, wo die krankhafte Erregung ausschweifte und zum Mysticismus Sinnlichkeit gesellte. Die Verbindung dieser einzelnen Züge verlieh hier auch dem Weltschmerz, welcher deutsche und englische Anregungen in sich aufnahm, eine besondere Prägung, die ihn von den ähnlichen Stimmungen bei andern Völkern unterscheidet. Da er nicht so tief gründete, war er nach außen hin leidenschaftlicher. Ein besonderes Merkmal ist's, daß sich die Unzufriedenheit nicht nur dem Staate, sondern ebenso allen gesellschaftlichen Einrichtungen gegenüber kundgab; ein wenn auch ziemlich unklarer socialistischer Bestandtheil ist in ihr nachweisbar. Deßhalb entstanden eine Menge von Systemen, die eine unbedingte Neuordnung des ganzen Lebens der gesammten Menschheit sich zum Ziele setzten und gerade die unreife Jugend bildete einen großen Theil der Gefolgschaft, die sich den verschiedenen „Gesellschaftsrettern" anschloß. Aber auch hier sollte der Pferdefuß zum Vorschein kommen; aus dem halbverrückten Evangelium des einen Apostels erstand die Forderung nach der „Emancipation des Fleisches" und offenbarte einen der größten Mängel der Volkseigenart.

Die socialistischen Grundlagen dieser nur halb volkswirthschaftlichen Systeme, welche später in den Hauptzügen dargelegt werden sollen, brachte es mit sich, daß der Arbeiterstand von ihnen berührt wurde und halbe Wahrheiten mit ganzen Irrthümern in seine nebelhaften Anschauungen aufnahm, welche in der Folge die Entstehung eines Programms bestimmen sollten.

Während die Extremen sich die Zukunft ausmalten, handelten die besitzenden Liberalen und machten sich das ihnen passende Königthum zurecht, dessen stärkste Stütze der Eigennutz war. Die Folge davon war, daß gegenüber dem besitzenden Bürgerthum die Besitzlosen immer mehr zusammen-

wuchsen und so dem „dritten Stande“ ein neuer Feind in dem „vierten“ erzogen wurde. Dieser sich seit 1830 immer mehr entwickelnde Gegensatz drängte zu neuen Wirren hin und sollte allmälig den Völkern eine Frage zum Bewußtsein bringen, von deren Lösung die Zukunft abhängt.

Auf den kleinen Bourgeois hatte die Reaktion anfangs ebenso gewirkt wie in Deutschland: er war froh, daß endlich wieder Ruhe eintrat und er seinen Geschäften ruhig nachgehen konnte. Aber die größere Beweglichkeit des Verstandes, der stärkere Ehrgeiz führten ihn bald in die Reihen der liberalen Opposition, wie gering auch seine politische Bildung sein mochte. Darum freute er sich der Spottlieder des Béranger, darum schwärmte er für den Glanz der napoleonischen Zeit; darum gefiel ihm der Herzog von Orléans, welcher einen eben so einfachen Rock trug wie er, sein Vermögen sparsam verwaltete und die Kinder in die öffentlichen Schulen schickte. Der Trieb nach Bildung war in diesen Kreisen kein großer, aber es herrschte in ihnen reger Fleiß, haushälterischer Sinn und lebenskluge Nüchternheit; außerdem besaßen sie einen entschiedenen Nationalstolz, welcher dem kleinen Bürger in Deutschland fast überall mangelte und auch mangeln mußte, so lange die Zersplitterung nicht überwunden war.

Der gebildete Bürgerstand war in Frankreich im politischen wie im gesellschaftlichen Leben auch unter der Reaktion die mächtigste Partei; aus seinen Reihen gingen die meisten politischen Talente hervor, welche am Ende des Jahrzehntes und in der nächsten Zeit die Leitung der Bewegungen übernahmen. Aber, was schon bemerkt worden ist, es darf nicht übersehen werden, daß der politische Einfluß vieler Stimmführer auf dem beweglichen Capital ruhte. Das eröffnete der Selbstsucht ein weites Feld und wirkte nicht selten entsittlichend ein; die Folgen sollten nicht ausbleiben.

Auch der Adel hatte eine andre Stellung als in Deutschland. Die durch Napoleon neu geschaffene Aristokratie, zum Theile aus den untersten Ständen hervorgegangen und mit den Gedanken der Revolution genährt, wurde in der Zeit durch den legitimistischen Adel wieder in den Hintergrund und dadurch in die Opposition gedrängt. Sie bildete ein Mittelglied zwischen dem Volke und der alten Aristokratie und besaß noch immer weitverzweigte Verbindungen in der Armee. Aber die republikanischen Anschauungen waren auch in die Kreise des alten Adels eingedrungen; verschiedene feurige Vertreter derselben, welche uns noch begegnen werden, entstammten diesem Stande.

So zeigt sich in der französischen Gesellschaft ein entschieden vorwärtsdrängender demokratischer Zug, welcher die schroffen Standesunterschiede immer mehr verwischte und auch den Lebensformen sein Gepräge gab; nur die Vertreter der starren Adelsvorurtheile hielten an ihrer Abgeschlossenheit fest und zogen sich bei Beginn des Bürgerkönigthums, welches die „Legitimität“ verrathen hatte, fast gänzlich zurück, wenn es ihnen die Mittel gestatteten; für sie war vorläufig die Geschichte nicht mehr vorhanden.

Von den *südromanischen Staaten* war es vor allem Spanien, wo die Stockung des geistigen Lebens noch fortdauerte. In Italien aber glomm unter der Asche der Funke weiter; trotz aller Unterdrückung und Verfolgung war die Sehnsucht nach der „einigen italienischen Republik" nicht auszurotten; je öfter die Reaktion Opfer forderte, desto mehr wuchs die Unzufriedenheit unter dem jungen Geschlecht. Auch hier erhielt diese Stimmung ein besonderes Gepräge und das Streben war trotz aller Begeisterung auf das eine politische Ziel gesammelt; weder philosophische noch socialistische Träumereien verflüchtigten die Energie dieser leidenschaftlichen Jugend, welche sich nur in Verschwörungen wohl fühlte und der Carbonaria anhing, deren Mittelpunkt seit 1823 Paris war. Schon gegen das Ende dieses Jahrzehnts spielte unter der italienischen Jugend *Giuseppe Mazzini* (geb. 12. Juni 1805 in Genua) eine bedeutende Rolle.

Zum Theil unabhängig von dieser politischen Strömung bereitete sich die geistige Wiedergeburt des nationalen Gedankens vor und fand ihren Ausdruck in der Literatur. — Es ist bezeichnend, daß der größere Theil des Adels nicht nur für die Einheitsidee wirkte, sondern auch einem aristokratischen Republikanismus anhing. Die edlen Vertreter des nationalen Geistes mußten in ihren Seelen eine drängende Glut des Hasses empfinden, wenn sie die zerrissene Heimat sahen, vergewaltigt von Fremden im Bunde mit einigen verächtlichen Fürsten, in manchen Staaten nicht nur der geistigen, auch der materiellen Nahrung entbehrend. Manches reiche, aber zu weiche Gemüth ist am Schmerz um das Vaterland zu Grund gegangen.

Verschieden von den übrigen Staaten Europa's waren die Verhältnisse in *Rußland*. Das Czarenreich konnte nicht mit dem gewöhnlichen Maß gemessen werden, weil sein Entwicklungsgang ein ganz eigenartiger war. Die Millionen von „Seelen", d. h. die Hörigen, besaßen für das geistige Leben gar keine Bedeutung; ihr individuelles Schicksal hing mehr oder minder von der Eigenart ihres Besitzers ab; für die Bildung, selbst im bescheidenen Umfang, geschah nichts, denn die zum Theil mit größtem Aufwand eingerichteten Hochschulen waren für das eigentliche Volk und den mittleren Bürgerstand nicht vorhanden. Das entscheidende Moment für die sich bildende Stimmung des Widerstandes lag in folgender Thatsache: das barbarische Land hatte organisch keine Bildung geschaffen, sondern eine fremde, fertige eingeführt. *Und diese war unglücklicherweise die des französischen Materialismus.* So wurde den vornehmen und reichen Ständen *Verneinung* eingeimpft, jedoch nicht als Ergebniß des *eigenen*, wenn auch verirrten Denkens, sondern als eingeführte Waare. Aber dabei blieb die innere Bildung auf der gleichen niederen Stufe; die sittliche Reife mangelte gerade den Vornehmen, für welche Paris die Hochschule der Genüsse war, vollständig, und so mußte die Genußphilosophie, welcher es an jedem das einzelne Dasein adelnden Inhalt gebrach, mit doppelter Kraft zerstörend wirken und eine unbändige Selbstsucht

großziehen. Diese Einflüsse vermochte weder das starre Altrussenthum, noch das deutsche Element zu beseitigen; sie blieben maßgebend für das innere Leben der „Gesellschaft". Zugleich verbreiteten diese im tiefsten Kern revolutionären Schriften, unterstützt durch die Gewaltherrschaft, in den halbgebildeten Kreisen unbestimmte politische Anschauungen, welche dem Despotismus feindlich waren. Aber innerhalb der bestehenden Verhältnisse gab es kein rechtliches Mittel, dem Zwang entgegenzuarbeiten und so erschienen geheime Verschwörungen als die einzige Hilfe. Diese Stimmungen wurden noch unterstützt durch die in der Ausdehnung des Staates begründete Rechtlosigkeit, gegen welche der beste Wille des Herrschers, das beste Gesetz machtlos blieben. So lebten denn im weiten Reiche des Czaren Hunderttausende von kleinen Despoten, für die nicht das Recht, sondern die Höhe der Bestechungssumme entscheidend war. Diese Praxis, offene Hände zu vergolden, mußte verderblich auf die Rechtsbegriffe zurückwirken.

Am meisten litten unter dem Druck die tieferen, durch die Dichtung und Wissenschaft des Westens in Wahrheit bereicherten Geister. Der Drang nach freier Entwicklung wurde gewaltsam gehemmt, wandte sich in die eigene Seele und erzeugte in ihr ein tiefes Mißbehagen am Dasein. So floß dicht neben der materialistischen Strömung eine zweite idealere, welche ihrer ganzen Natur nach weltschmerzlich bald zum Pessimismus führen mußte.

Die Darlegung der Verhältnisse des Festlandes zeigt, wie eine gemeinsame Stimmung sich in dieser Zeit allüberall entwickelte und nur durch die Volkseigenart und die Verhältnisse der Staaten einen besonderen Ton erhält. Sie ist, das läßt sich nicht leugnen, ihrem inneren Wesen nach revolutionär und drängt mit steigenden Wellen gegen den Bau des Bestehenden an. Eine dumpfe Schwüle lag über den Staaten; als die Griechen den Kampf begannen, zuckte es durch alle jungen Herzen und das Wort Freiheit ging von Mund zu Mund und verrieth die tiefe Sehnsucht der besseren Geister. Hier konnte die Reaktion, wenn auch umstrahlt von der doppelten Gloriole des Gottesgnadenthums und der Religion, zwar unterdrücken, aber zu tödten vermochte sie jene unfaßbare feine Stimmung nicht, welche durch die Völker zu kreisen begann. Das politische Selbstbewußtsein derselben war einmal geweckt und trat nun immer entschiedener in das Geistesleben und die Phantasie des jüngeren Geschlechtes ein. In diese Erregung fiel die Kunde von der Revolution der drei Tage und zuckte wie ein Blitz durch ganz Europa. Die Stimmung war an einem Ort zur That geworden und wieder einmal wandten sich die Blicke mit überschwänglichen Hoffnungen auf Frankreich.

Daß die romantische Reaktion auch Großbritannien nicht unberührt gelassen hat, wurde erwähnt. Aber bei den bestehenden Verhältnissen, welche von denen des Festlandes so sehr verschieden waren, konnte sie niemals eine länger dauernde Bedeutung gewinnen. Die Politik der Hochtories hatte

sich vorläufig ausgelebt und alle diplomatischen Hinterzüge und der geheime Widerstand des Königs waren nicht im Stande, den Fortschritt in der inneren Politik zu hindern. Außerdem war eine gänzliche Unterdrückung der Opposition überhaupt unmöglich, denn dieselbe hatte immer Gelegenheit, im Parlament zu Worte zu kommen und dadurch zum Lande selbst zu sprechen. Aber auch hier gab es gar manche Mißbräuche, welche nur dann zu beseitigen waren, wenn die lange als nothwendig bezeichnete Parlamentsreform verwirklicht wurde; so wie die Verhältnisse lagen, war selbst das Haus der Gemeinen weit davon entfernt, den Volkswillen darzustellen. Alle Flecken (boroughs), welche oft nicht einmal 100 Wahlberechtigte hatten, besaßen das Recht, ein Mitglied ins Haus zu senden, während die neuern großen Manufaktur- und Fabrikstädte dasselbe entbehrten, so waren z. B. Manchester und Birmingham ohne Vertretung. Aber das war nicht der einzige Schaden; es hatte sich eine Art die Stimmen zu gewinnen entwickelt, welche den Wahlakt zu einer Posse machte. Schon bei den Tumulten des Jahres 1816 hatte die Forderung nach einer Reform des Parlaments sich mit dem Widerstand gegen das Korngesetz vereinigt. Seitdem war die Frage immer von neuem gestellt worden und entzündete sich bei Gelegenheit verschiedener Wahlscandale 1821 und 1826. Am 27. April des letzteren Jahres brachte Lord J. Russel die Bill vor das Haus. Bezeichnend war die Rede eines andern Mitglieds, welches den Antrag unterstützte. „Ohne die Freunde des gegenwärtigen Wahlsystems", sagte er, „mit dem harten Beinamen Diebe und Schelme zu bezeichnen, ist es doch gewiß, daß ihre Hände in den Taschen des Volkes stecken." Zuletzt untersuchte er die Mehrheit, welche die Regierung jüngst für einen ihrer Vorschläge gehabt hatte, und wies nach, daß mehr als die Hälfte dieser Majorität durch Besoldungen, Ruhegehälter oder Unterstützungen vom Ministerium abhänge. Wurde auch in diesem Zeitraum die Frage nicht gelöst, so verstärkte sich doch langsam der Widerstand gegen die unhaltbaren Verhältnisse. — Ebenso stieg die Bewegung gegen die „Korngesetze"; kaum eine Sitzung der Session von 1826 verging, in welcher nicht Petitionen gegen dieselben einliefen. Die Großgrundbesitzer, Pächter und Kornhändler wehrten sich, aber es gelang den Bemühungen Cannings und Huskissons wenigstens, das durchzusetzen, daß bei steigenden Preisen der Getreidezoll ermäßigt werden konnte. Die Bewegung gegen das System der Schutzzölle nahm indessen fortdauernd zu.

Eine andre Frage, welche während dieses Zeitraums die Gemüther stärker als vorher bewegte, ist die der „Sklavenemancipation". Sie war schon alt, denn bereits am Ende des 17. Jahrhunderts hatten die Quäker die erste Anregung gegeben, dem Menschenhandel ein Ende zu machen. Mit Unterstützung Pitts hatte William Wilberforce 1789 eine Motion vor das Parlament gebracht. Unermüdlich für die Abschaffung des Negerhandels thätig, brachte er es so weit, daß 1807 die „Abolitionsakte" durchging. Ihr

gemäß sollte der englische Sklavenhandel Anfangs des nächsten Jahres ein Ende nehmen, aber mit dem prinzipiellen Verzicht, welchem sich Frankreich 1816, Spanien 1817 und Portugal 1823 anschlossen, war die Sache nicht abgethan. 1823 begann die Agitation für Aufhebung der Sklaverei in den Colonien und am 15. Mai gab das Unterhaus den Maßregeln, welche den Zustand der Neger in Westindien bessern sollten, seine Zustimmung. Aber davon zur That war ein weiter Schritt; denn man hatte die Ausführung der Beschlüsse den „Colonial-Parlamenten", wo solche bestanden, „empfohlen". Schon damals erhoben sich Stimmen gegen diese Halbheit. In der Brochüre eines Negerfreundes, Stephens, wurde diese „Empfehlung" sehr scharf angegriffen. Dort heißt es an einer Stelle:

> „Empfehlungen an die Colonialversammlungen, an die Urheber aller Ungerechtigkeit, welche man abstellen, aller Unterdrückung, welche man mildern will, an Sklavenbesitzer, an Vertreter von Sklavenbesitzern, gegen das hassenswerthe System abgestumpft, von einem Haufen dürftiger und gemeiner Weißen umgeben, denen die Sklaverei einen schmutzigen Unterhalt gewährt!"

Die Frage tauchte auch 1826 (Sitzung des Unterhauses vom 2. März) wieder im Parlament auf, aber den humanitären Bestrebungen setzte sich in der theilweise begreiflichen Selbstsucht der Sklavenhalter, besonders in Westindien, ein mächtiges Hinderniß entgegen. Die öffentliche Meinung wurde durch verschiedene Berichte aus den Colonien in immerwährender Spannung erhalten; Berichte über Grausamkeiten der Pflanzer bildeten einen viel benützten Stoff der Zeitungen und Revuen. Aber erst 1833 sollte der Gegenstand für die englischen Colonien eine Erledigung finden, während die Abschaffungsfrage in Nordamerika immer weitere Kreise zur Theilnahme anregte. Dort sollte sie zuletzt eine hervorragende politische Bedeutung gewinnen.

Noch eine andre Angelegenheit nahm das öffentliche Interesse in Anspruch: das stetige Anwachsen des Pauperismus in den Manufakturdistrikten. Auf diese wird später eingegangen werden.

Wenn man das englische Leben dieser Zeit betrachtet, so macht sich ein bedeutender Unterschied den Staaten des Festlandes gegenüber geltend: es sind fast nur Fragen des thatsächlichen Lebens, welche die Aufmerksamkeit des Volkes fesseln und die Thatkraft aufrufen. Der starke Wirklichkeitssinn des Stammes machte sich auf allen Gebieten geltend und prägte selbst idealeren Bestrebungen seinen Stempel auf. Man hielt sich nicht lange mit Theorien auf, kämpfte nicht mit Worten, sondern trat den Thatsachen selbst näher. Die Verhältnisse des Weltreichs, die vielfachen Handelsbeziehungen ließen eine derartige Abstumpfung der Thatkraft, wie sie in Deutschland möglich war, nicht aufkommen; der tief eingepflanzte Drang nach Selbstständigkeit, nach Bethätigung des Wollens, der liberale Grundzug der Nation machten

eine romantische Reaktion an sich undenkbar und kein Ministerium, welches sich diesen Strömungen entgegenstellte, vermochte sich auf die Dauer zu erhalten.

Aus diesen Gründen erklärt es sich auch, warum sich in England die Unzufriedenheit nicht als allgemeine Stimmung der weitesten Kreise bemächtigte, sondern nur in einzelnen Individuen zu Tage trat, welche sich von dem alles beherrschenden realistischen Geist gedrückt fühlten; wo im übrigen durch politische oder gesellschaftliche Ursachen ein Mißbehagen erzeugt wurde, dort trat es in kurzer Zeit als That auf die Bühne und wurde zum Gegenstande der öffentlichen Besprechung. Die „Publicität" war hier eine Nothwendigkeit des Lebens, ein erkämpftes Recht, welches sich das Volk nicht nehmen ließ. Man staunt, wenn man liest, mit welcher Freiheit, manchmal wohl auch Frechheit, die Presse alles vor die Schranken der Oeffentlichkeit brachte. Keine Person, nicht der erste Staatsmann, nicht der König war sicher vor der Kritik; keine Angelegenheit, die irgendwie wichtiger war, entging der öffentlichen Beurtheilung. Wohl führte das zu manchen Ausschweifungen, aber es bildete zugleich ein Sicherheitsventil, durch welches die überflüssigen Dämpfe entwichen; es hielt die Aufmerksamkeit des Volkes wach und trug ein nicht geringes Theil zur politischen Bildung des Volkes bei.

Die sittlichen Verhältnisse waren in den Mittelständen gut, dagegen herrschte unter dem hohen Adel eine große Leichtfertigkeit der Sitten. Einen Beweis dafür liefert der Prozeß der Königin Karoline im Oberhaus, welcher bei einem feiner entwickelten Sittlichkeitsgefühl überhaupt nicht in dieser Form möglich gewesen wäre. Es darf zwar nicht übersehen werden, daß derselbe eine wichtige politische Angelegenheit geworden war, daß sich in ihm die Tories und das Volk gegenüberstanden und der Wille des letztern die Fortsetzung der Verhandlungen unmöglich machte. Die Art der Anklage und deren Begründung durch den Generalprokurator Sir R. Clifford stehen in der Geschichte ohne Beispiel da. Man hatte, wie bewiesen ist, durch Bestechungen Zeugen, besonders in Italien, gewonnen und dieselben nach England kommen lassen, Diener, Köche, Stukkaturarbeiter, Pförtner, Kellnerinnen u. s. w. Auf deren Aussagen gestützt, hielt der Staatskläger seine Rede; Gegenstände, welche ich nicht anzudeuten wage, wurden in ekelerregender Breite ausgeführt und bei dem Zeugenverhör nochmals durchgesprochen. Wäre nur ein Zehntel dessen wahr gewesen, was vorgebracht wurde, so hätte die Königin sich wie eine Dirne benommen. Der eine Belastungszeuge (Theodore Majochi) pflegte auf alle verfänglichen Fragen des Gegenanwalts zu antworten: »Non mi ricordo« („Ich entsinne mich nicht"). Diese Redensart wurde in London zu einem geflügelten Wort. Die Königin hatte es der Beredtsamkeit ihres Vertheidigers Henry Brougham*) zu danken, daß die

*) 19. Sept. 1778 in Edinburgh geboren, ein Neffe des Geschichtsschreibers Robertson, hatte er die Laufbahn des Anwalts eingeschlagen; seine liberalen Anschau-

Machenschaften ihrer Gegner in der ganzen Blöße aufgedeckt wurden; was sie jedoch befreite, war die Stimmung des Volkes. Seitdem Karoline den Boden von England wieder betreten hatte, war sie der Gegenstand unausgesetzter Huldigungen. In allen Kirchspielen wurden Versammlungen abgehalten, und die Masse des niederen Volkes strömte zusammen, um die Adressen an die Fürstin zu unterzeichnen. Brandenburghouse, wo sie wohnte, wurde das Ziel der Abgesandten aus allen Theilen des Landes. Die ersten Zeugen, welche vom Festlande ankamen, wurden in Dover vom Volke mißhandelt und mußten Nachts unter Bedeckung nach London gebracht werden. Als die letzte Verhandlung geschlossen war, erwartete eine ungezählte Menge die Königin vor dem Parlament — kaum hatte man Karoline erblickt, erbrauste endloser Jubel; nur im Schritt konnte der Wagen sich durch die Straßen vorwärts bewegen. War die Fürstin auch an den schlimmen Gerüchten über ihr Auftreten nicht schuldlos, waren auch politische Beweggründe, der Haß gegen die torystische Regierung Mitursache der Theilnahme: aus der Bewegung sprach doch laut ein sittliches Volksbewußtsein, ein feineres Gefühl, als es der größte Theil der Tories bewiesen hatte.*)

An Skandalgeschichten war diese Zeit überhaupt sehr reich; die ersten Namen des hohen und mittleren Adels, unter ihnen auch jener des „Siegers von Waterloo", Wellingtons, erscheinen in Angelegenheiten verwickelt, welche auf das private Leben ihrer Träger ein seltsames Licht werfen. Anfang 1825 war eine Uebersetzung des „Wilhelm Meister" erschienen. Da fielen die Kritiker über den „unsittlichen Goethe" her, weil er eine Philine gezeichnet hatte. Kurze Zeit nach diesem Verdammungsurtheil — besonders zeichnete sich ein Blatt der „guten Gesellschaft" aus, das »London Magazine« — veröffentlichte eine berühmte käufliche Schönheit ihre Liebesabenteuer mit einer Reihe der vornehmsten Männer. Nicht lange nachher mußte der Bischof von Clogher (Irland) wegen Knabenschändung flüchten und im August desselben Jahres wurde eine ganze Gesellschaft, gebildet zum Zwecke dasselbe

---

ungen, welche er besonders in der von ihm mitbegründeten »Edinburgh Review« aussprach, machten ihn unbeliebt und er übersiedelte 1808 nach London. 1810 und 1816 in das Unterhaus gewählt, erwarb er sich Verdienste um die Bekämpfung des Sklavenhandels und besonders um das Unterrichtswesen. Seine Vertheidigung der Königin machte ihn zu einem der volksthümlichsten Männer. Er setzte die Gründung der freisinnig geleiteten Londoner Universität durch; 1828—1829 gehörte er zu den Vertheidigern der Katholiken-Emancipation. Wir werden seine Entwicklung noch zu verfolgen haben.

*) Eine genaue Darstellung des Prozesses und Uebersetzungen der Anklage und Vertheidigung finden sich in „Leben und Schicksale der Königin Karoline von England" (Bremen bei Heyse 1820 und 1821). Einzelne Aktenstücke und Briefe der Königin sind in Deutschland als Flugschriften erschienen. Die mir vorliegenden tragen weder Orts- noch Zeitbezeichnung.

Laſter auszuüben, gefänglich eingezogen. An ihrer Spitze ſtand das Mitglied einer ſehr vornehmen Familie und Vicepräſident der „Bibelgeſellſchaft des Kirchſpiels St. George."

Die Mode der Zeit ging immer mehr von den Formen ab, welche während des Kaiſerreichs und der beginnenden Reſtauration geherrſcht hatte. In der Frauentracht begann ſich ein größerer Farbenreichthum geltend zu machen; die Kleider wurden falten- und ſtoffreicher; Pelzwerk und Spitzen kamen als Beſatz zur Geltung. War die Revolution mit ihrem Streben nach „Natur" zu weit gegangen, ſo hatte ſie doch die Verkünſtelung beſeitigt; jetzt begann ſich dieſe wieder von neuem bemerkbar zu machen; die Taille, während des Empire hoch oben, einige Zeit unmittelbar unter der Bruſt, rückte wieder hinab und die „Schlankheit", mit ihr das Schnürmieder, wurden modern. Die einfache Haartracht wurde allmälig beſeitigt und künſtliche Blumen und Maſchen, Locken und Löckchen verſteckten die natürlichen Umriſſe des Kopfes, doch blieb der Nacken meiſt frei. Die männliche Tracht war ſteif und unnatürlich im Schnitt. Ueberall zeigte ſich eine gewiſſe Zierbengelei. Für den Continent gab Paris den Ton an und beherrſchte, wie die Form des Verkehrs, ſo auch die Kleidermode in der guten Geſellſchaft. England folgte den Fortſchritten der Schneider- und Friſeurphantaſie langſamer; die Damen zeichneten ſich durch Mangel an Geſchmack in der Farbenwahl aus. Der individuelle Unabhängigkeitsſinn des Engländers bekundete ſich in der Fülle der Hutformen, über welche 1824 eine ſehr witzige Spottſchrift ſich luſtig machte; zu jeder der gebräuchlichen Kopfbedeckungen gab dieſelbe eine Erklärung über die beſte Art ſie zu tragen, über die Kopfform, für welche ſie vornehmlich tauge, und verwob damit feine Bemerkungen ſatiriſcher Art.

Sechstes Kapitel.

Hauptmomente auf den Gebieten der Philosophie und Religion.

Die Zeit nach 1820 ließ in Deutschland die Theilnahme an den philosophischen Studien etwas zurücktreten, wenn auch der Einfluß einzelner Systeme stieg. Hegel, seit 1818 Professor in Berlin, wurde vor allem durch die Art seiner Dialektik von Bedeutung für verschiedene Gebiete der Wissenschaft. Je weniger das öffentliche Leben in seiner Beziehung zum Staate die geistigen Kräfte in Anspruch nahm, je weniger entwickelt das Wirken für alle praktischen Ziele war, desto mehr mußte eine Philosophie Wurzel fassen, welche es gestattete, alle Aeußerungen des Daseins mit Verkennung der Wirklichkeit zu dem Stoffe geistreicher Construktion zu machen. So viel Kühnheit und Schärfe des Denkens auch Hegel entwickelte, so berechtigt einzelne seiner Grundgedanken waren, so lag in ihnen doch ein gefährlicher Keim: die Ueberschätzung des kühlen Intellekts. Vieles mußte auf das jüngere Geschlecht mächtig wirken, so die Anschauung, daß alles Seiende vernünftig sei, daß der menschliche Geist sich nach naturnothwendigen Gesetzen entfalte und Selbsterkenntniß des Geistes den Zweck der Entwicklung bilde; aber diese Gedanken führten, angewendet auf das Leben, zu einer Selbstüberschätzung des Denkens, welche auf viele Schriftsteller dieses und des nächsten Jahrzehnts verwirrend gewirkt hat. Der Satz: „Alles Wirkliche ist vernünftig, und alles Vernünftige ist das wahrhaft Wirkliche", war zweischneidig, sobald man ihn aus dem Zusammenhange des Lehrgebäudes riß und dem Belieben des individuellen Denkens und Begehrens zu Grunde legte.

In kurzer Zeit sammelte sich um Hegel ein Kreis von Jüngern, wandte die Lehren des Meisters, mehr noch seine Methode auf verschiedene Wissenschaften an, auf Theologie, Rechtsphilosophie, Kunstlehre, und bemühte sich, die Gedanken in weitere Kreise zu tragen.

Dem oftmals überkünstelten System Hegels stellte sich die Philosophie Joh. Friedr. Herbarts (geb. 1776 in Oldenburg, gest. 1841) gegenüber, welche die Welt nicht von einem abstrakten Grundsatze aus, sondern im Anschluß an das Wirkliche aufzubauen suchte. Obwohl schon seit Beginn des Jahrhunderts auf dem Gebiete schriftstellerisch thätig und als Lehrer wirkend, griff er mit seinen Gedanken erst gegen Ende des Zeitraums tiefer in die

Entwicklung ein. Herbart strebte danach, der thatsächlichen Erfahrung auch in den philosophischen Wissenschaften ihr Recht zu erkämpfen: die realen Wesen außerhalb des Ichs sind die nöthigen Voraussetzungen für alles Empfinden, Vorstellen und Wissen. Aber auch Herbart wurde sowohl in der Metaphysik wie in der Lehre von den Vorstellungen und deren Zusammenwirken in der Seele zu Irrthümern geführt; unter Mitwirkung mathematischer Gesetze sollte sich die Philosophie zu einer „exakten" Wissenschaft gestalten lassen. Der Gedanke war kühn, aber in der Anwendung auf die Psychologie erwies er sich bald als unzureichend. Nachhaltige Anregungen hat Herbart durch seine Methode der Beobachtung und Untersuchung gegeben; andrerseits ist seine selbstständige Auffassung der Ethik, insbesonders der strengen Pflichtenlehre von Bedeutung geworden. Der Philosoph stellte dieses Gebiet im innigsten Zusammenhange mit der Aesthetik dar. Die sittlichen Elemente sind Willensverhältnisse, welche Gefallen erregen — löbliche — oder Mißfallen — schändliche. Herbart entwickelte nun fünf „ethische Ideen", welche er das Dasein des Einzelnen, wie des Staates beherrschen läßt; als die wichtigste erscheint die des Wohlwollens, welche das moderne Streben nach Humanität innerhalb der Gesellschaft am klarsten zum Ausdruck bringt.

Uebrigens war Herbarts Philosophie der Zeitstimmung wenig entsprechend und trat deßhalb nicht bestimmend hervor; dagegen breitete sich die Naturphilosophie in Fortentwicklung Schelling'scher Anschauungen oder unabhängig von diesen aus. Kühne Phantastereien verbanden sich mit Elementen der Naturwissenschaften oder des Katholicismus zu seltsamem Bündniß; neben tiefsinnige Gedanken stellte sich nicht selten der vollkommene Widersinn oder schwärmende Mystik. So sehr auch die Ausschreitungen dieser Richtung dem herrschenden Zeitgeiste entsprachen, so hat doch keines der halbphilosophischen Systeme als Ganzes einen bleibenden Werth erlangt; der geistreichste dieser von Schelling angeregten Gruppe, Karl Krause († 1832), hat die Verbreitung seiner Gedanken durch eine schwer verständliche Ausdrucksweise, welche der Muttersprache Gewalt anthat, selbst gehindert. Der Grundzug seines Systems ist ein deistischer, aber weit entfernt von jeder Nüchternheit; die Art, wie er in seinem schon 1811 erschienenen und damals kaum beachteten Buche „Das Urbild der Menschheit" das Gemälde einer vollendeten Lebensordnung kennzeichnet, ist großartig. Alle Geistesäußerungen, welche den idealen und realen Zusammenhalt der Menschheit bedingen, bezieht er auf den Gottbegriff, ja stellt sogar — hier kommt die Phantasie zu Worte — eine Verbindung der denkenden Wesen aller Weltkörper als möglich hin. Bemerkenswerth war bei Krause der trotz des idealen Standpunktes auf das Völkerleben gerichtete Blick, die thatkräftige Begeisterung für das im höheren Sinne Sittliche. Nur in sehr engen Kreisen gewann er nach 1820 Anhänger; thatsächliche Wirkungen schlossen sich fast nur an seine Anschauungen vom Recht, welche durch den später berühmten Heinrich Ahrens Erweiterung erfuhren.

Arthur Schopenhauer.

Es ist schon mehrfach darauf hingedeutet worden, daß sich Stimmungen des Geisteslebens in bestimmten Persönlichkeiten verdichten und durch sie in das Licht des Zeitbewußtseins treten. Wie keine Frucht aus Stoffen zusammengesetzt ist, welche nicht auch an der Bildung des Baumes Theil haben, so wurzeln diese Sprecher der Zeit in dem Boden ihrer Gegenwart, wenn sie auch etwas scheinbar ganz Neues aussprechen. Manchmal kommt es, daß ein Werk, welches die Epoche scharf bezeichnet, unbeachtet bleibt und erst dann Einfluß gewinnt, wenn ähnliche Stimmungen sich wiederholen.

1819 war ein philosophisches Buch erschienen, „Die Welt als Wille und Vorstellung", welches damals kaum in den Fachkreisen besondere Beachtung gefunden hat. Der Urheber war der Sohn einer Verfasserin viel gelesener Schriften, Arthur Schopenhauer (geb. 22. Febr. 1788 in Danzig; 1820

ein Semester hindurch Privatdocent in Berlin). Von Kant sowohl, wie von Fichte angeregt, hat dieser eigenartige Geist sein System doch frei von jenen ausgebaut. Die Hauptgedanken des Werkes sind kurz folgende: Die Welt, wie sie erscheint, ist nur Ergebniß bestimmter, im Intellekt begründeter Anschauungsformen. Allen Einzelnerscheinungen liegt jedoch ein Wesentliches zu Grunde: der Wille; er liegt in allen Ideen als Drang, Form anzunehmen, er ist das eigentliche „Ding an sich", die Welt ist nur unsere Vorstellung; er wirkt in der unorganischen Natur, wie im vegetativen Leben, aber hier noch erkenntnißlos; der Intellekt tritt erst im Thiere und im Menschen hinzu. Aber dieser „Wille zum Leben" setzt das Bewußtsein eines Mangels voraus, welcher Leidgefühl verursacht. So ist das ganze Leben nur Leiden. Weil nun der Wille zum Leben nicht aufhört und jedes wirklichen Zweckes entbehrend, stets Unlust erzeugt, so gibt es nur einen Ausweg: den Willen zum Leben zu verneinen.

Eine merkwürdige Stellung gewinnen diese Gedanken, wenn man sie im Zusammenhange mit der Zeit betrachtet. Seite 217 ist ausgeführt worden, daß unter dem Einfluß autokratischer Mächte seit der Revolution der „ruhig strebende Wille" in der Entwicklung zurückgeblieben, die „frei schaffende Energie" unterdrückt worden sei. So war der „Wille zu leben" und dessen Verneinung in der Zweifelsucht und im Weltschmerz bereits als Stimmung vorhanden, ehe Schopenhauer diese gefährlichen Worte aussprach und damit den Grund zum philosophirenden Pessimismus legte. So betrachtet erscheint der Verfasser als echter Zeitgenosse Byrons, als der eigentliche Philosoph der Epoche und ohne seinen Willen als Vorbereiter des materialistischen Geistes, welcher Ende des vierten und anfangs des fünften Jahrzehnts stärker hervortreten sollte. Dann aber kam die Zeit, wo der lange nicht Beachtete mit seinen Gedanken von der Zwecklosigkeit des Wollens und mit dem Evangelium von der Verneinung des Willens tief und schädigend mitwirken sollte zur Erziehung einer verderblichen Weltanschauung.

Die wissenschaftliche Durchbildung, wie der systematische Aufbau fehlten fast ganz bei den gleichzeitigen Philosophen Frankreichs. Die realistische Anlage des Volksgeistes prägte sich aber auch auf diesem Gebiete aus: auch die Philosophie behielt die Bedürfnisse des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens fest im Auge. Wurden dadurch viele Anschauungen geläutert und schärfer bestimmt, so wurde doch der Schatz idealer Mächte nur sehr wenig bereichert und die materialistische Strömung, welche noch immer fortdauerte, nicht überwunden. Bei der großen Bedeutung, welche politische Stimmungen für die Entwicklung des modernen französischen Geistes besaßen, war es natürlich, daß auch auf dem Gebiete der Philosophie die Scheidung in eine liberale und eine rückstrebende Partie sich vollzog. Die letztere (école théocratique) fand ihre höchsten Ziele in der vollständigen Unterdrückung des modernen Geistes und kämpfte für die unumschränkte Herrschaft des Königs

und des Papstes. Die beiden Häupter dieser Schule, Graf Joseph de Maistre (geb. 1754, gest. 1821 in Turin) und Vicomte Louis de Bonald (geb. 1754, gest. 1840), hatten für ihre Anschauungen schon lange schriftstellerisch gewirkt, aber ihre Hauptwerke fallen in die Zeit von 1819—1822. Des Ersteren Standpunkt ist mit wenigen Worten zu bezeichnen: der Papst

Royer-Collard.

ist der eigentliche Herrscher; der Absolutismus die einzig berechtigte Regierungsform; die Menschennatur, durch den Abfall von Gott durchaus verderbt, bedarf der unumstößlichen Gewalten und strenger Zwangmittel; Henker und Inquisitoren sind die nothwendigen Stützen der Macht. Nicht ohne Geist, aber ohne jegliche philosophische Schulung, selbst ohne Logik, führte Maistre diese Gedanken aus, welche die Zerstörung jeder frei waltenden Sittlichkeit bezeichneten. Das einzige, was klarer gedacht aus diesem Chaos hervortritt, ist der Kampf gegen die materialistische Weltanschauung

— nur war das Heilmittel de Maistre's fast noch gefährlicher als die Krankheit.

Noch pfäffischer tritt das Rückschrittsgelüste bei Bonald auf. Für ihn gab's auch nur eine gotteingesetzte Regierungsform: absolute Monarchie, eine einzige Religion: den Katholicismus. Aber mit einer viel größeren Unduldsamkeit, als es Maistre gethan, zog er aus seinen Vordersätzen die Folgerungen für die wünschenswerthe Neuordnung der Gesellschaft: nur der erbliche Adel galt ihm neben der Geistlichkeit als berechtigter Stand, das Bürgerthum im weitesten Sinne wollte er ganz zurückgedrängt wissen, wie er auch jede Wissenschaft verwarf, welche nicht mit der strengsten Kirchlichkeit übereinstimmte. Ganz verrückt ist seine Sittenlehre, welche scheinbar nur christlich, in Wahrheit den edelsten Grundsätzen des Christenthums widerspricht. Es ist begreiflich, daß Bonald unversöhnlicher Gegner der Preßfreiheit war.

In etwas strenger wissenschaftlicher Weise bewegten sich Royer-Collard, bedeutender als Haupt der freisinnigen »doctrinaires«, denn als Philosoph, und Viktor Cousin (geb. 28. Nov. 1792 in Paris; seit 1815 Professor der Philosophie; gest. 1867). Royer-Collard hatte es zu keiner selbstständigen Darstellung der Weltprobleme gebracht. Vornehmlich durch den schottischen Moralphilosophen Reid angeregt, hat er sich wenig um die Kenntniß der bestehenden Systeme gekümmert und sich deßhalb mit ihnen nicht auseinandergesetzt. Ihm mangelte die Fähigkeit streng begrifflichen Denkens und der in die Urgründe des Daseins sich versenkende Geist; ihm mangelte auch der Ernst, welcher ausdauernd die geschichtliche Entwicklung der philosophischen Gedanken verfolgt und seine besonderen Ideen an den Werdegang der allgemein gewonnenen Erkenntniß anschließt. Ist so Royer-Collard für die Wissenschaft belanglos geblieben, so hat er doch nach mehreren Richtungen hin Bedeutung gewonnen: als Bekämpfer des Materialismus (Sensualismus) und als Lehrer, welcher von einer seltenen Beredtsamkeit unterstützt die Theilnahme für Philosophie vertiefte und auf eine ernstere Auffassung der sittlichen Gedanken hinstrebte.

Auf Viktor Cousin hat vornehmlich die deutsche Philosophie eingewirkt, welche ihm während eines mehrmaligen Aufenthalts in unserer Heimat nahe gekommen war; der persönliche Verkehr mit Schelling und Hegel vertiefte diese Einflüsse, welche auf die ganze weitere Entwicklung seines Geistes bestimmend wurden. Auch Cousin hat, trotzdem er als Lehrer mit feuriger Hingabe die spekulative Philosophie verfocht, hauptsächlich auf dem Gebiete der Moralphilosophie und tiefer als Royer-Collard gewirkt. In ihm lag etwas von der ethischen Begeisterung Fichte's; mit Thatkraft wirkte er dahin, die Erkenntniß zu verbreiten, welche Bedeutung für die Wohlfahrt und Freiheit eines Volkes die Selbstbefreiung vom Joche der Unsittlichkeit besitze; er entwickelte die Nothwendigkeit des Glaubens an ethische Ideale aus der Natur der Seele. Dabei verfügte er über eine glänzende Darstellung,

welche Geist und Einbildungskraft mitriß und so dem Idealismus manchen Anhänger gewann. Cousin gehört zu den edelsten Vertretern jener Gruppe, welche die geistige Verbrüderung der zwei Nachbarvölker anstrebte.

Die Neigung, alle philosophischen Anschauungen sofort auf das Gebiet der Praxis hinüberzuleiten, bildet ein gemeinsames Merkmal der französischen Philosophen dieser Zeit und tritt auch bei dem begabtesten Schüler Cousins

Viktor Cousin.

Théodore Simon Jouffroy (1796—1842) hervor, dessen Hauptwerke erst nach 1830 erschienen sind.

Viel mehr bedeutungsvoll als alle die Werke dieser Männer waren die social-philosophischen. — Dieselben fallen mit ihrem Streben nach einer Neuordnung der Gesellschaft aus dem Gebiete der reinen Spekulation und werden im nächsten Abschnitt zu besprechen sein. — In England kam es auch nirgend zur Bildung eines abgeschlossenen, wissenschaftlichen Systems, aber noch

thatkräftiger als in Frankreich wandte man einzelne Sätze der Erfahrungsphilosophie auf bestimmte Gebiete, besonders auf die Volkswirthschaftslehre an.

Auf religiösem Gebiete setzt sich die vorhandene Bewegung innerhalb des Zeitraums weiter fort. Im Protestantismus standen drei Richtungen neben einander: eine vorwärtsdrängende, eine rückschreitende und eine vermittelnde. Die Philosophie war seit Kant von stetig wachsendem Einfluß geworden und hatte das theologische Denken vertieft; man suchte Offenbarung und Vernunft mit einander zu verbinden, Glauben und Wissen zu versöhnen. Neben diesen philosophisch-religiösen Strebungen gingen die Arbeiten der „geschichtlichen Schule", an deren Spitze der schon genannte Ferd. Chr. Baur stand (geb. 21. Juni 1792 bei Cannstatt; seit 1826 Prof. in Tübingen; gest. 1860). Ohne Rücksicht auf den dogmatischen Standpunkt richtete dieselbe ihre Kritik auf die neutestamentlichen Schriften, um zu untersuchen, welchen Werth sie als geschichtliche Quellen besäßen, und suchte das Urchristenthum aus der Schale der Ueberlieferung zu befreien. Diese Richtung spiegelt den kritischen Geist ebenso, wie den geschichtlich forschenden, welcher seit den Befreiungskriegen auf allen Gebieten wach geworden ist; im tiefsten wissenschaftlichen Kerne vollständig berechtigt und nothwendig, trug sie zugleich Keime gefährlicher Ausschreitungen in sich. Diese zeigten sich jedoch erst in den folgenden Jahrzehnten und nicht in Baur, sondern in einem seiner Schüler David Friedr. Strauß (geb. 27. Jan. 1808 in Ludwigsburg).

Sowohl die philosophische, wie die geschichtliche Forschung mußte sich auch auf diesem Gebiete, welches so lange für zweifelnunzugänglich gehalten war, die volle Freiheit der Bewegung zu wahren suchen; ohne dieselbe hätte sie sich selbst vernichtet. Aber es war begreiflich, daß diesen Bestrebungen gegenüber die Orthodoxen nicht ruhig bleiben konnten; ihnen war der Buchstabe heilig, heiliger als der Geist; die Gegenbewegung verstärkte sich besonders in Preußen, wo sie an Ernst Wilh. Hengstenberg (1802—1869) einen ebenso begabten, wie streitbaren Vertheidiger und in der „Evangel. Kirchenzeitung" einen Mittelpunkt gewann (1827). Von dieser Zeit an schärft sich der Kampf auf beiden Seiten; das orthodoxe Lutherthum eroberte die Herrschaft in der Staatskirche, aber trug durch den Geist der Unduldsamkeit dazu bei, daß die Menge ihrer Feinde stieg, die Gleichgiltigen innerhalb des Protestantismus sich mehrten. Die Vermittlungstheologie theilte das Loos der meisten Mittelparteien — sie wurde zum größeren Theile zerbröckelt. In der Religion ist nichts schädigender als das Schwanken zwischen Vernunft und Offenbarung; es führte auch damals nur zu ethischer Schlaffheit.

In der katholischen Kirche traten während der „Regierung" Leo's XII. und Pius' VIII. († 1831) die Strebungen nach unbedingter Herrschaft immer schärfer hervor; der Zeitgeist, damals besonders „der Herren eigner Geist", unterstützte sie und romantische Liebhabereien trugen auch das ihrige bei,

dem Katholicismus selbst in protestantischen Ländern eine ungewöhnliche Freiheit der Bewegung zu geben. Im Innern jedoch litten beide christlichen Kirchen an der steigenden Gleichgiltigkeit der Laienwelt; in beiden waren die herrschenden Parteien unfähig, sich um eine aufrichtige Versöhnung mit den Forderungen der Vernunft zu bemühen; gegen das Uebel halfen weder äußere Missionen noch Allokutionen, so sehr auch die meisten Vertreter der ersteren wegen ihres begeisterungsvollen Opfermuths Achtung und Bewunderung beanspruchen durften.

Auch im Judenthum schritt die geistige Bewegung unaufhaltsam fort, so sehr sie auch mit den Starrgläubigen zu kämpfen hatte, welche nicht gewillt waren, einen einzigen Buchstaben fallen zu lassen. Mit einer, übrigens sehr begreiflichen Zähigkeit hielten diese an allen Formen fest und hatten mit Abscheu die Einführung deutscher Gebete und Lieder dort, wo sie herrschten, aus dem Gottesdienste fern gehalten; sie wehrten sich auch thatkräftig und unduldsam gegen den idealeren und rein menschlichen Geist, welcher in ihrem Volke erwacht war. Bezeichnend ist der Widerstand, welchen die Rabbiner des Ostens diesen Bestrebungen, die Enge des Judenthums zu durchbrechen, entgegenstellten; für mehrere ein Beispiel: ein junger Talmudschüler in Posen wurde mit dem Banne belegt, weil er ein deutsches Abcbuch bei sich trug und den Plan, deutsch zu lernen, nicht aufgeben wollte. Nirgendwo war die engherzige und kleingeistige Starrheit des Rechtgläubigen ärger als in Polen, wo die Rabbiner und die Gemeindeältesten („Kahals" *) die ärmeren Glaubensgenossen in jeder Beziehung bedrückten und die Unbildung beförderten, um sich die Herrschaft zu sichern. Geld- und Wissenshochmuth — Wissen im rabbinischen Sinne — drückten auf die niederen Stände der Hebräer und verhinderten jedes freiere Wachsthum der Seelen.

Diesen Zuständen gegenüber steht wahrhaft glänzend das Bestreben derjenigen, welche die drückenden Fesseln der engteiftigten und entherzten Ueberlieferungen brechen wollten. Wer die wenigen Hefte der „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums" (1823) (geleitet von Zunz) gelesen hat, muß von Achtung für das Wollen dieser Kreise erfüllt werden; wissenschaftlicher und sittlicher Ernst traten hier unläugbar hervor; es bekundete sich die ehrliche Absicht, in das deutsche Geistesleben einzutreten. Mit scharfer Kritik traten mehrere der Mitarbeiter, zum Theil von Deutschen, wie von Herder, beeinflußt, an das dogmatische Gebäude ihrer Religion und an die „heiligen Schriften" heran; das alte Testament wurde untersucht, es wurde nachgewiesen, daß der Pentateuch nicht von Moses herstamme — eine schon im 18. Jahrhundert geäußerte Ansicht. — Durch diese und ähnliche Forschungen haben diese jüdischen Gelehrten (Bendavid, Imm. Wolf ꝛc.) der Tübinger

*) Im russischen Polen wurde schon 1822 durch einen Ukas dem Unfug der Kahals ein Ende gemacht.

Schule in die Hände gearbeitet und die auf geschichtliche Erkenntniß der Religionen gerichtete Bewegung verstärkt, aber auch innerhalb des Mosaismus eine Bewegung eingeleitet, welche von hoher Wichtigkeit für den Fortschritt des Bekenntnisses war und sich trotz der Anfeindungen der Orthodoxen und trotz der Gleichgiltigkeit der meisten Glaubensgenossen Bahn brechen sollte.

Wir sehen in allen Bekenntnissen die Nothwendigkeit anerkannt, sich mit dem fortschreitenden Geiste der Zeit auseinanderzusetzen und zu versöhnen;

Joh. Heinr. Pestalozzi.

die Forderung, das religiöse Gefühl zu vertiefen, wird überall ausgesprochen; im Katholicismus mehr von Laien als von Priestern. Innerhalb der scharf disciplinirten römischen Kirche war der freie Geist der Forschung gekettet und der offene Kampf damit unmöglich gemacht — es fehlte das „Sicherheitsventil". Die Folge war, daß die Gleichgiltigkeit in Sachen der Religion sich am weitesten in den rein katholischen Ländern, vor allem in Frankreich und Italien, ausbreitete. Im protestantischen Deutschland war das über-

sinnliche Bedürfniß auch in den Kreisen der gebildeten Laienwelt viel kräftiger und tiefer als bei den Romanen. Je mehr sich aber der Geist realistischer Forschung verbreitete, desto größer wurde auch die Zahl derjenigen, welche nur mehr äußerlich den einzelnen Kirchen angehörten. Zur politischen Unzufriedenheit gesellte sich immer mehr auch die religiöse innerhalb aller Bekenntnisse, und überall breitete sich ein zumeist flaches Freidenkerthum aus. Wie die Verhältnisse am Ende dieses Zeitraums lagen, war es naturgemäß, daß die extremen Anschauungen noch nicht das letzte Wort gesprochen hatten.

Die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens knüpften sich an den Fortschritt der Gedanken Pestalozzi's. Wohl war der Weltruf seiner Anstalt in Yverdon längst im Sinken begriffen — 1825 mußte der edle, aber lebensunkundige Mann sein Werk aufgeben und sich, ein Greis, zu seinen Enkeln flüchten, wo er 17. Febr. 1827 gestorben ist. Aber der Gedanke, daß der Unterricht nicht nur einzelne Fertigkeiten, sondern das ganze Individuum zu bilden habe: die lebendige Anschauung, das Naturgefühl, das Herz zugleich mit dem Gedächtniß, dieser Gedanke, von Pestalozzi mit tiefer Wärme und Begeisterung gelehrt, hatte in vielen jener Jünglinge, welche in des Meisters Lehrerbildungsanstalt eingetreten waren, ein heiliges Feuer entzündet. Für Deutschland von Wichtigkeit wurden, wie schon (S. 166) erwähnt ist, Diesterweg und Fröbel. Fr. Fröbel (geb. 1782 im Rudolstädtischen) hatte während eines zweijährigen Aufenthalts in Yverdon die Ideen Pestalozzi's in sich aufgenommen und dann in Berlin nach der Methode desselben gelehrt. 1816 errichtete er eine eigene Anstalt in Griesheim, später in Keilhau bei Rudolstadt. Der Ruf derselben wuchs stetig und Fröbels Methode breitete sich weit aus. In dem Werke „Die Menschenerziehung" (1826) setzte der Pädagoge seine Anschauungen auseinander. Bemerkenswerth war die Thatkraft, mit welcher er in seinem System die Anlagen und Strebungen der Kinderseele im Auge behielt und das Allgemeinmenschliche zum Ausgangspunkte und zum Ziele nahm. Wie sein Meister strebte er danach, alle Grundanlagen gleichmäßig zu entwickeln und dieselben unmittelbar für die Erziehung zu verwerthen. Ihm galt es nicht, die Einzelnen in einen fertigen Model einzupressen, sondern die vorhandenen Keime zu entwickeln. In weiterer Ausbildung seiner Lehrweise gelangte er zur Gründung der „Kindergärten". Dieselben fallen jedoch in die nächste Epoche.

Neben ihm wirkte Fr. Ad. Diesterweg (geb. 1790 in Siegen), einer der am meisten verdienstreichen Förderer des gesammten Volksschulwesens, Begründer der für die Pädagogik sehr wichtigen Zeitschrift der „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht" (seit 1827). 1832 kam er als Seminarvorsteher nach Berlin. Von dieser Zeit an entfaltete er auch schriftstellerisch eine sehr große und segensreiche Thätigkeit. — Ein gemeinsames Zeichen der meisten deutschen Pädagogen dieser und der nächsten Jahrzehnte bildet das Festhalten an dem Humanismus, wie ihn das 18. Jahrhundert

Fr. Fröbel.

entwickelt hatte. Deßhalb wurde das confessionelle Gepräge der Schule nicht in den Vordergrund gestellt; das erklärt auch die Kämpfe, welche später Fröbel wie Diesterweg durchzukämpfen hatten. — Vertiefung erfuhr die Bewegung auf dem Gebiete auch durch die Philosophie: Herbart wandte dem Erziehungswesen eifrige Theilnahme zu.

Eine besondere Erwähnung verdient es, daß Owen (s. S. 386), gestützt auf die in Lamark gemachten Erfahrungen, die Erziehungsart Pestalozzi's in England einzuführen suchte. 1824 veröffentlichte er seinen Bericht über die ihn leitenden Gedanken. Zum Schlusse betont er die Wichtigkeit des Volksschulwesens, welches in dem reichen und mächtigen Staate damals noch sehr vernachlässigt war.

Siebentes Kapitel.

Die Wissenschaften.

Die Bewegung, welche auf dem Gebiete der Naturwissenschaften bis 1820 in Fluß gekommen war, dauerte fort und verstärkte sich von Jahr zu Jahr, denn die ungeheure Menge von Entdeckungen wirkte so sehr anregend, daß sich die Theilnahme überall der Einzelnforschung zuwandte; besonders hatte das Auftreten des Galvanismus unter den Naturforschern eine Art von Begeisterung erweckt, welche durch jede neue Wahrnehmung verstärkt wurde. In der Chemie und Physik vor allen andern Zweigen häuften sich die Beobachtungen und das nüchterne Experiment gewann immer mehr an Bedeutung. Zugleich aber vollzog sich immer schärfer die Scheidung zwischen der „exakten" Forschung und der Naturphilosophie, wenn auch der Bruch nicht überall schroff hervortreten konnte, so lange noch Männer wie Oken, Treviranus die Einigung beider Disciplinen anstrebten. Je mehr aber die neuere Naturphilosophie sich von der Phantasie hinreißen ließ und die Ergebnisse der ruhigen Prüfung mißachtete, desto mehr verlor sie unter den jüngeren wie älteren Vertretern der streng sachlichen Forschung; man wandte sich, und vielen Ausschreitungen gegenüber mit vollem Rechte, von den Träumereien immer entschiedener ab und betonte immer schärfer das unbeugsame Recht der Thatsachen und die Nothwendigkeit der Detailstudien. Einerseits war die Trennung, welche sich im Laufe des vierten Jahrzehnts vollendete, von hohem Werthe, denn sie drängte auf die unmittelbare Erkenntniß oder doch Kenntniß der wissenschaftlichen Fragen hin und erzog das Geschlecht zur methodischen Prüfung der Einzelnerscheinungen. Durch die großen Errungenschaften eines Lavoisier, Priestley, Berzelius, Galvani und der Mitstrebenden waren die Jüngeren mit einer glühenden Begeisterung für Chemie und Physik erfüllt worden und wurden zur Achtung vor der Thatsache erzogen. Die drängende Fülle der neuen Ideen und die Erweiterung der Gebiete ließ bald die Nothwendigkeit erkennen, sich zu beschränken und der Gedanke von der Theilung der Arbeit, welchen Adam Smith ausgesprochen hatte, begann allmälig auch in den Naturwissenschaften Wurzeln zu fassen. Wie sehr somit die Forschung gewann, als sie sich von dem willkürlichen Spiel mit unklaren metaphysischen Gedanken abwandte, so beklagenswerth war es, daß man allmälig den Blick für das Ganze verlor.

Trat dieser Mangel auch erst viel später thatsächlich hervor, so wurzelt er dennoch in diesem Zeitraum.

Die meiste Anziehungskraft übten, wie oben bemerkt worden ist, Physik und Chemie aus. Oersteds Beobachtungen des Elektromagnetismus und des Einflusses, den die Elektricität auf Leiter auch ohne unmittelbare Verbindung ausübt (Induktionserscheinungen), gaben den mächtigen Anstoß. An die zweite schlossen sich einige der wichtigsten Entdeckungen von M. Faraday (geb. 1791 in Newington, gest. 1867). Seine Untersuchungen wiesen nach, daß die Wirkungen der Induktionselektricität mit jenen der Reibungselektricität

Christian Oersted.

übereinstimmen; er untersuchte das Verhältniß des Magnetismus und der Elektricität zum Licht, das des ersteren zu den Gasarten.

Eine besonders wichtige Entdeckung schloß sich an die von Oersted 1820 gemachte Beobachtung, welche S. 180 erwähnt worden ist. Dieselbe läßt sich sehr leicht wiederholen. Man hält den Schließungsdraht einer galvanischen Batterie über eine freischwebende Magnetnadel so, daß er der Richtung derselben Nord-Süd folgt. Ist die Kette nicht geschlossen und geht somit kein Strom durch den seidenumsponnenen Draht, so bleibt der Magnet in seiner natürlichen Lage, in dem Augenblick aber, wo die Kette geschlossen wird,

schlägt die Nadel aus und zwar in verschiedener Art: wird der Strom über ihr hingeführt, so weicht der Nordpol nach links aus, wenn unter ihr, nach rechts.

Die Regel, welche diese Erscheinung leitet, hat André Marie Ampère aufgestellt (geb. 1775 in Lyon, gest. 1836 in Marseille). Andre von ihm gefundene Gesetze beziehen sich auf die Wirkungen, welche zwei elektrische

M. Faraday.

Ströme auf einander ausüben. Das erste derselben spricht aus, daß parallele Ströme einander anziehen, wenn sie in derselben Richtung laufen, hingegen abstoßen, wenn es in entgegengesetzter geschieht; das zweite bestimmt, daß gekreuzte Ströme das Bestreben zeigen, sich parallel zu stellen. Die vielfachen Versuche führten Ampère zu einer Theorie des Magnetismus. Dieselbe stellte die Ansicht auf, daß jedes Eisenmolekül*) von einem elektrischen Kreisstrom

*) Die Wissenschaft bedarf zu ihren Denkprozessen der Annahme, daß alles, was

umflossen sei. Im magnetischen Eisen seien die einzelnen Molekularströme unter sich gleichgerichtet und die gleichnamigen Pole nach derselben Richtung gewendet; die einzelnen Ströme verbinden sich zu großen, den ganzen Magneten umkreisenden Strömen. Die anziehende und abstoßende Kraft wird durch die oben erwähnten elektrodynamischen Gesetze erklärt.

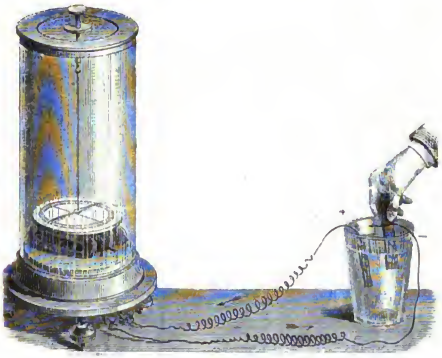
Es sei hier eines Apparats gedacht, welcher für die Beobachtung elektrischer Ströme von großer Bedeutung geworden ist, des Schweiggerischen Multiplikators. Bei dem einfachen Oersted'schen Versuch wird ein kurzer

André Marie Ampère.

Draht verwendet, welcher um den Magneten einen Kreis beschreibt. Wenn man einen längeren in der gleichen Richtung kreisförmig wickelt und die Nadel nun innerhalb der Windungen frei schweben läßt, so wird sie die Wirkungen um so stärker empfinden, je zahlreicher die Windungen sind. Auf Grundlage

man mit dem herkömmlichen Worte „Stoff" bezeichnet, aus kleinsten, nicht mehr meßbaren Theilen zusammengesetzt sei. Diese nennt man Atome (die Untheilbaren); die Lagerung derselben, verschieden nach der chemischen Beschaffenheit, bildet Gruppen, welche man mit dem Ausdruck „Molekül" bezeichnet.

dieser Thatsache ist der Apparat gebaut. Von dem Deckel des Glascylinders hängt, befestigt an einem Coconfaden, der Magnet, welcher aus zwei Nadeln besteht, die so verbunden sind, daß die ungleichnamigen Pole über einander liegen. Auf dem Boden sind die Drahtwindungen angebracht, deren beide Enden durch ihn nach außen geführt werden; tritt der Strom bei dem einen ein, so durchläuft er die Windungen und kehrt bei dem andern Ende zurück. Die beiden Nadeln sind nun so gewählt, daß sie in Hinsicht auf ihre Stärke so gleich als möglich sind, und derartig gestellt, daß die eine sich innerhalb



Schweiggers Multiplikator.

Zu Seite 522, Zeile 4.

der Windungen, die andre über ihnen befindet. Der Zweck dieses Multiplikators ist, sehr schwache Ströme, welche sonst nicht wahrnehmbar wären, der Beobachtung zugänglich zu machen. Von größter Bedeutung wurde der Apparat, weil sich durch ihn elektrische Begleiterscheinungen auch bei physiologischer Thätigkeit haben nachweisen lassen.

Auch Dominique Franc. Jean Arago (geb. 1786 zu Estagel bei Perpignan, gest. 1853 in Paris) hat einen kleinen Theil seines vielseitigen und genialen Strebens den elektrischen Erscheinungen zugewendet. Schon

früher hatte er die Beobachtung gemacht, daß der Schließungsdraht an der gewöhnlichen Volta'schen Säule magnetische Wirkungen äußere, 1820 folgte die Entdeckung, daß ein Eisenstab durch den elektrischen Strom in magnetischen Zustand versetzt werde. Wenn man einen solchen, wie das beigefügte Bildchen zeigt, in eine Spirale steckt, welche vom Strome durchlaufen wird, so wirkt er selbst als Magnet und verstärkt die Wirkung der Spirale. Eine dritte

D. F. J. Arago.

von Arago gemachte Beobachtung war die des Rotationsmagnetismus (1825). Unter eine leichtbewegliche Nadel befestigte er eine selbstständig drehbare Kupferscheibe. Wurde dieselbe in rasche Umdrehungen versetzt, so begann die Nadel zuerst auszuschlagen und folgte zuletzt ganz der rotirenden Bewegung. Die Erscheinung fand erst im nächsten Zeitraum durch Faraday eine Erklärung.

Seite 180 wurde die elektro-chemische Zersetzung erwähnt. Faraday

war es, welcher die Erscheinung gründlich untersuchte und eine Reihe von Gesetzen aufstellte. Nach denselben entspricht die Menge des zersetzten Stoffes der Stärke des Stroms, welcher in gleicher Zeit auch bei ungleichen Stoffen die gleiche Menge zersetzt.

Der deutsche Physiker Seebeck entdeckte 1821 die sogen. „Thermoelektricität", welche entsteht, wenn verschiedene metallische Leiter an den Stellen, wo sie durch Löthung verbunden sind, ungleichmäßig erwärmt werden. Seebeck hat eine Reihe von Metallen, die mit Wismut beginnt und mit Antimon endet, nach der Stärke der durch sie erzeugten Ströme geordnet; die Art, wie sich jedes einzelne Metall bei den thermoelektrischen Versuchen verhält, bestimmte die Anordnung desselben in der „Spannungsreihe". Die Wirkungen der Thermoelektricität entsprechen im allgemeinen jenen des Galvanismus, sind aber schwächer.

Gleichzeitig mit diesen Bestrebungen entwickelten sich die Studien über den Erdmagnetismus, für welche besonders die Thätigkeit des Norwegers Christopher Hansteen (geb. 1784, gest. 1873) wichtig war. 1825 und 1828 machte er seine Beobachtungen zwischen Paris und Christiania, 1828—1830 in Sibirien. Seine Theorien vermochten sich nicht zu halten; hier griff in die Lücke Karl Friedr. Gauß (geb. 1777 in Braunschweig, gest. 1855 in Göttingen), der berühmte Astronom, ein. Große Verdienste hat sich auch hier Humboldt erworben, auf dessen Veranlassung erdmagnetische Stationen an vielen Orten errichtet worden sind. — Man nahm früher an, daß der Nordpol jedes horizontal und freischwebend angebrachten Magneten überall genau nach Norden gerichtet sei. Bald jedoch bewiesen genaue Beobachtungen, daß dieß nicht der Fall sei, sondern der „magnetische Meridian" von dem astronomischen in einem je nach dem Orte und der Zeit wechselnden Winkel abweiche. Ebenso wenig bleibt der Magnet wagrecht stehen, sondern neigt sich mit dem Nordpol nach unten. Man nennt das Deklination und Inklination der Magnetnadel. Durch diese Thatsachen wurde die Ansicht beseitigt, als ob am nördlichen Pol der Erde große magnetische Gebirgsmassen die Ursache der Erscheinung wären, und es zeigte sich, daß der Erdball auf die Nadel genau ebenso wirke, wie ein großer Magnet auf einen über ihm angebrachten kleinen.

Auf gleicher Höhe der Wichtigkeit standen die Untersuchungen über Wärme und Licht. Auch hier ist mit besonderer Auszeichnung Arago zu nennen. Schon 1811 hatte er auf diesem Gebiete der Physik durch Entdeckungen von großer Bedeutung (Polarisation des Lichts u. a.) Aufsehen erregt. Es kann nur auf einen Punkt hingewiesen werden, weil eine genauere Darlegung dieses schwierigen Stoffes hier nicht gegeben werden kann. Die alte, durch Newton begründete Anschauung über die Natur des Lichts, die „Emanationstheorie" besagte, daß die Lichtquellen unendlich feine Theilchen mit ungeheurer Geschwindigkeit von sich fortschleudern. Dieser Ansicht stand

die „Wellen- oder Undulationstheorie" gegenüber (schon 1665 ausgesprochen). Nach dieser sollen die Moleküle des leuchtenden Körpers ihre eigenen unendlich schnellen Schwingungen auf den Aether übertragen, welcher sie in Wellenzügen weiterpflanzt, so wie es beim Schall geschieht. Die Schwingungsart der Wellen bedingt die Farbe und die Stärke des Lichts. Schon 1802 hatte der Engländer Thomas Young die „Interferenz" beobachtet. Wenn nämlich zwei oder mehrere Wellensysteme zusammenwirken, so kann ihre Wirkung sowohl gestärkt, als auch geschwächt werden. 1811 wandte Arago der Sache seine Aufmerksamkeit zu und gelangte zuletzt 1830 zu Ergebnissen, welche die Undulationstheorie zu annähernder Wahrheit führten, weil nur durch dieselbe Interferenz und andre optische Erscheinungen sich erklären ließen.

Eine ähnlich rege Thätigkeit herrschte auf dem Gebiete der Chemie; neben die älteren Kräfte wie Berzelius, Faraday, Oersted traten jüngere, unter ihnen eine Anzahl von Deutschen, an deren Namen sich der Fortschritt, ja die Begründung dieser Wissenschaft in unserer Heimat knüpft, so der Schüler des erstern, Friedrich Wöhler (geb. 1800 in Eschersheim). Seine Untersuchungen über verschiedene Stoffe, besonders aber die künstliche Darstellung des organischen Harnstoffs (1828), waren von großer Bedeutung und machten den jungen Gelehrten schnell bekannt. Bis dahin war die Ueberzeugung herrschend, daß eine besondere „Lebenskraft" jene Stoffe bilde, aus welchen sich der „organische" (Thier- und Pflanzen-) Körper aufbaue; diese Kraft dachte man als unbedingt verschieden von chemischen und physikalischen Vorgängen. Es ist natürlich, daß sich dadurch ein unübersteiglicher Wall zwischen den „organischen Verbindungen" und den unorganischen des Mineralreichs aufbaute; es ist natürlich, daß bei einer solchen Auffassung auch eine einheitliche Auffassung der Natur unmöglich gemacht war. Wöhlers Entdeckung erschütterte das Vorurtheil und bewies, daß die Bildung der chemischen Vorgänge im Organismus von den gleichen Gesetzen beherrscht sei, unter deren Einwirkung der bewußte Versuch des Naturforschers stattfindet. In dasselbe Jahrzehnt fällt das Auftreten Justus Liebigs (geb. 12. Mai 1803 in Darmstadt, gest. 18. April 1873), eines der gedankenreichsten Geister des Jahrhunderts. Mit 21 Jahren außerordentlicher Professor in Gießen hat er vor allen andern dem Studium der Chemie in Deutschland den Boden geebnet und fast alle Zweige der Naturwissenschaften mit seinen Ideen befruchtet. 1830 brachte er seine Methode der organischen Analyse durch die Construirung eines Untersuchungsapparats zum Abschluß. Als dritter ist Erhard Mitscherlich (geb. 1794, gest. 1863) zu nennen, welcher in der Zeit zwischen 1819—1822 seine bedeutendsten Entdeckungen gemacht hat. Die merkwürdigste derselben ist die des „Isomorphismus" (Gleichgestaltigkeit): Materiell verschiedene Substanzen, deren Moleküle eine gleiche Anzahl von Atomen, wahrscheinlich auch in gleicher Anordnung enthalten, haben eine gemeinsame Krystallform. In

chemischen Verbindungen können sich solche isomorphe Körper gegenseitig ersetzen, ohne daß die Krystallform der Verbindung dadurch geändert wird.

Die wissenschaftliche Bewegung bis 1830 und darüber war hauptsächlich darauf gerichtet, die Wirkungen alles dessen kennen zu lernen, was man als Kraft bezeichnet. Das Experiment kann nur mit solchen Erscheinungen rechnen, welche sich in irgend einer Art den Sinnen bemerkbar machen: es stellt nur Wirkungen und Bedingungen für dieselben fest; die Wissenschaft kann nur die Aeußerungen der Kräfte, aber nicht das Wesen der Kräfte selbst erfassen. Aber eine unendlich wichtige Erkenntniß bereitete sich in diesem Jahrzehnte vor. Der Zusammenhang von Wärme und Kraft, von Wärme und Licht, von Elektricität und Magnetismus mußte natürlich offenbar werden. Aber noch stand die Anschauung fest, daß eines durch das andre verursacht werden könne, im übrigen aber jede dieser Kräfte selbstständig sei. Hier sollte sich eine Erkenntniß anknüpfen, welche zu den köstlichsten Errungenschaften des Jahrhunderts gehört, und einem Deutschen war es gegönnt, dieselbe zu erringen.

Die Beobachtung der Frauenhofer'schen Linien wurde in dem Jahrzehnt fortgesetzt, besonders in England, wo sich Brewster, J. Herschel und Will. Talbot mit ihnen beschäftigten. Der zweite hatte Flammen, in welchen er verschiedene Salze, wie Chlornatrium, verdampfen ließ, untersucht und beobachtet, daß durch die Substanzen ganz bestimmte Linien in ihren Spektren zum Vorschein kamen. 1827 sprach er es aus, „daß man in der Verschiedenheit der Spektra*) ein unendlich scharfes Mittel besitze, um sehr geringe Spuren gewisser Körper zu entdecken". Er ahnte eine wichtige Thatsache, aber noch lag die Angelegenheit zu dunkel, um eine Erkenntniß möglich zu machen.

In der Botanik gewann Decandolle's natürliches Pflanzensystem seinen Abschluß. Neben dem Franzosen ist der Deutsche Fr. Phil. v. Martius (geb. 1794 in Erlangen, gest. 1868 in München) zu nennen, welcher die Kenntniß der Pflanzenwelt sowohl durch neue Entdeckungen auf seiner Reise in Brasilien, als auch durch eingehende Studien über die Kryptogamen und Palmen erweiterte und in der Pflanzengeographie neben Humboldt eine bedeutende Stellung gewann. Die Zellentheorie wurde am Ende dieses Zeitraums von Hugo v. Mohl (geb. 1805 in Stuttgart, gest. 1872) gefördert. Er gehört zu den ersten Vertretern seines Fachs und war durch Fleiß wie Genialität gleich ausgezeichnet. Schon seine erste Schrift, die er als junger Mann von 21 Jahren verfaßte („Ueber den Bau und das Winden der Ranken- und Schlingpflanzen"), eröffnete der Forschung ein neues Gebiet. Von da richtete er sein Augenmerk hauptsächlich auf die Anatomie und Physiologie der Pflanzen und wurde so unmittelbar darauf hingeführt,

*) Die Erklärung der physikalischen Vorgänge wird seiner Zeit gegeben werden.

seine Aufmerksamkeit der Entstehung der Zelle zuzuwenden. Aber erst 1835 kam er zu den ersten Ergebnissen, an welche zwei noch bedeutendere Forscher anknüpfen konnten. Dort wird auch auf den großen Einfluß hingewiesen werden, welchen die Entdeckungen auf die Anatomie und Physiologie des thierischen Körpers ausgeübt haben.

In der Zoologie stand noch immer Cuvier im Vordergrunde. Von seinen großen Werken war besonders die vergleichende Knochenbaulehre von hervorragender Bedeutung auch für die Geologie. — Auch die Forschung über die Urgeschichte erhielt wieder einen neuen Anstoß, als d'Hombres Fermas in Durfort in einer Höhle Menschenknochen unter Stalagmiten*) fand. Anzeichen, daß die Knochen angeschwemmt worden seien, fehlten; ebenso widersprach die schwer zugängliche Lage der Höhlung der Annahme, daß hier eine Begräbnißstätte gewesen sein sollte. Ein Jahr später (1822) machte ein englischer Forscher, Buckland († 1856), in einem Werke darauf aufmerksam, daß auch in seinem Vaterland schon öfters Menschenknochen mit fossilen zugleich gefunden worden seien. Doch war er der Meinung Cuviers und wollte sogar mit seinem Buche den Beweis für eine allgemeine Flut beibringen. — 1826 entdeckte der Franzose Tournal in einer Höhle bei Narbonne Knochen von Rennthieren und Auerochsen, welche die Spuren einer Bearbeitung durch Menschenhand an sich trugen; 1829 fand de Christol in Höhlen bei Nimes Knochen von Menschen mit solchen des fossilen Rhinoceros, des Höhlenbären und mit Topfscherben vereint. Im gleichen Jahre begann der Paläontologe Schmerling seine mühevollen Untersuchungen in den Kohlenkalkhöhlen der Provinz Lüttich, besonders in Engis und Engihoul; erst 1833 veröffentlichte er die Ergebnisse, welche jedoch hier schon erwähnt werden können. In der Höhle von Engis fanden sich die Ueberreste von mindestens drei menschlichen Wesen im vollkommen unberührten Erdreich mitten unter Knochen von Elephanten, Rhinocerossen u. s. w. neben rohen Steininstrumenten und bearbeiteten Knochen. Der Zustand der thierischen und menschlichen Reste war genau derselbe. Aus alldem schloß Schmerling, daß beide aus derselben Zeit herstammen, kurz, daß der Mensch Zeitgenosse jener längst ausgestorbenen Thierarten gewesen sei. Aber alles war vergeblich, die Autorität Cuviers wirkte noch nach dessen Tode und trat der Erkenntniß der Wahrheit hemmend entgegen. Dieses Mißtrauen blieb auch noch, wie sich zeigen wird, in den nächsten Jahrzehnten lebendig.

Großen Einfluß auf die Erweiterung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse übten die großen Reiseunternehmungen aus, in welchen eine klare Methode immer mehr zur Geltung kam. Die reichen Ergebnisse, welche

*) Aus dem sehr kalkreichen Wasser vieler Höhlen setzen sich Tropfsteine (Stalaktiten) ab. Wenn diese mineralischen Gebilde sich auf dem Boden entwickeln und von unten nach oben wachsen, heißen sie Stalagmiten.

unternehmende und gebildete Forscher von ihren Zügen zurückbrachten, trugen auch dazu bei, die öffentliche Aufmerksamkeit immer mehr auf das Gebiet der Naturwissenschaften hinzulenken. Mancher Keim wurde ausgestreut, welcher Wurzeln schlug; manche Anschauung geweckt, die im Gegensatze stand zu herkömmlichen Ueberlieferungen auf dem Gebiete des Glaubens, wie auf jenem der modischen Naturphilosophie; mancher Zweifel wachgerufen, der nicht mehr zu beseitigen war. Von unermeßlicher Bedeutung waren die Bestrebungen, welche darauf hinzielten, die Ergebnisse der Wissenschaft in einfacher und klarer Sprache in weitere Kreise zu tragen. Hier hat sich vornehmlich Humboldt große Verdienste erworben. 1827 hatte er wieder seinen Wohnsitz in Berlin genommen; vom 3. Nov. dieses Jahres bis zum 26. April 1828 hielt er eine Reihe von 61 Vorträgen „Ueber physische Weltbeschreibung" vor einer Versammlung, in welcher neben dem Könige und den Prinzen bedeutende Gelehrten, Studenten und Bürger saßen. Der Erfolg war so groß, daß Humboldt sich genöthigt sah, eine zweite, kürzere Reihe von Vorträgen zu beginnen, denen Männer und Frauen aus allen Schichten der Gesellschaft beiwohnten. Zum erstenmale trat ein Gelehrter, welchen die Welt bewunderte, vor das Volk hin, um demselben eine neue Welt zu zeigen; um Erde und Himmel zu schildern, die Vorgänge klar zu machen, welche die Naturerscheinungen begleiten; das Walten der Kräfte darzulegen und, auf dem Boden der Naturerkenntniß fußend, eine neue Weltanschauung hinzustellen. Diese Vorträge bildeten den Unterbau, auf welchem sich später der „Kosmos" erhob. Man darf die Wichtigkeit dieser volksthümlichen Vorlesungen nicht unterschätzen. Noch herrschte in weitesten Kreisen der Geist des romantischen Rückschritts; noch waren starr confessionelle Anschauungen überall maßgebend und die Kirchen hielten mit eiserner Zähigkeit an dem geschichtlichen Rechte fest, das ganze Werden und Sein der Menschheit vom Standpunkte ihrer Lehren zu ordnen und zu erklären. Auf diesem Hintergrunde allein vermag die Bedeutung dieser Vorträge im richtigen Lichte zu erscheinen: sie stellten die Erfahrungswissenschaften der unklaren Spekulation der verirrten Naturphilosophie gegenüber; sie wiesen auf die Bedeutung der Welt- und Geschichtskenntniß hin; sie legten dar, wie sich an die Forschung nicht nur der industrielle, sondern auch der geistige Fortschritt der Menschheit knüpfe; sie traten ein für den Geist jenes gesunden Realismus, auf dessen Boden auch das Ideale festen Halt finden kann. Man fühlte die Spitzen; die Orthodoxen beklagten sich, weil Humboldts Ansichten den religiösen Ueberlieferungen widersprachen; Hegel schalt über die scharfen Ausfälle wider die Naturphilosophie. Es war das erstemal, daß die moderne Naturwissenschaft in solcher Weise den Kampf begann, welchen sie später leider mit den schlechten Waffen eines plumpen Materialismus weiter führen sollte.

Mitten in die Zeit der Vorträge kam das Anerbieten des Kaisers Nikolaus, eine wissenschaftliche Reise in das russische Reich zu unternehmen, —

aber erst am 12. April 1829 verließ Humboldt Berlin, begleitet von G. Rose (Chemiker) und dem Zoologen und Botaniker Ehrenberg — am 28. Dez. desselben Jahres war die Reise von etwa 2500 geographischen Meilen vollendet. Das Werk, in welchem der Forscher seinen Antheil an den Ergebnissen veröffentlichte, erschien 1831 in Paris. (»Fragments de géologie et de climatologie.« 2 Bde.) Von besonderer Wichtigkeit sind die Untersuchungen über die klimatischen Verhältnisse; durch dieselben wurde der Grund für die vergleichende Klimatologie gelegt.

Die Erweiterung der Reisen — die wichtigsten findet der Leser in der Uebersichtstafel VI. — trug nicht wenig dazu bei, die Geographie (Erdbeschreibung) zu vertiefen und von vielen überlieferten Irrthümern zu reinigen. Es ist ein Deutscher, welcher auf diesem Gebiete das Großartigste geleistet hat, Karl Ritter (geb. 1779 in Quedlinburg; gest. als Prof. in Berlin 1859). Er war schon seit 1804 auf seinem Gebiete schriftstellerisch thätig; 1817—1819 erschien seine „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen", auf welchem, als dem Grundriß, er von 1822—1854 sein Hauptwerk ausführte, welches jedoch unvollendet geblieben ist. Es ist nicht die unendliche Fülle von Thatsachen und Kenntnissen aller Art, wodurch Ritters Arbeit grundlegend geworden ist, sondern die durchaus philosophische Durchgeistigung des unendlichen Stoffes. Den leitenden Gedanken von dem Einflusse, welchen die Natur der Länder auf die geistige Entwicklung der Völker ausübt, haben wir im Laufe unserer Darstellung, vor allem bei Winkelmann, schon auftauchen sehen; verschiedene Ideen Rousseau's, Herders und Anderer weisen dieselbe Ueberzeugung auf, aber erst in Ritters Werk wird die Ahnung zum führenden Grundsatz. Auch in dieser Erscheinung offenbart sich mitten in der Epoche der Spekulation der werdende Geist des Realismus. Man betrachtet das Einzelne nicht mehr als etwas Fertiges, sondern sucht es als Werdendes zu begreifen; man forscht den einzelnen Entwicklungsstufen nach und sucht so jene Gesetze zu erkennen, welche die innerliche Fortbewegung der Dinge und damit zugleich den Wechsel der äußeren Formen bedingen. Damit tritt die geschichtliche Betrachtung, d. h. die Betrachtung des lebendigen Geschehens, auch auf diesem Gebiete ihre Herrschaft an, wie wir es schon in der Theologie gesehen haben. Dieser in der ganzen Geistesentwicklung des vergangenen Jahrhunderts begründete Fortschritt, an welchem auch die wissenschaftliche Romantik durch die Rückkehr zur Vergangenheit verdienstvoll mitgearbeitet hat, bildet eine der wichtigsten Errungenschaften unseres Jahrhunderts.

Mit dieser Bewegung im innigsten Zusammenhange stehen die sich immer mehr ausbreitenden Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte der Staaten und Völker. Die Reihe der verdienten Bearbeiter dieses Gebietes ist wie auf jenem der Naturwissenschaften sehr groß; auch hier können nur Einzelne herausgehoben werden.

Die Himmel erzählen die Ehre
Gottes, und die Veste verkündet
seiner Hände Werk! Psalm 19.

C. Ritter.

Barth. Georg Niebuhrs (geb. 1776 in Kopenhagen, gest. als Prof. in Bonn 1851) Hauptwerk war die „Römische Geschichte“ (1811—1832 erschienen), welche aus einer erdrückenden Gelehrsamkeit hervorgegangen ist. Obwohl durch die späteren Forschungen überholt und der klaren Uebersichtlichkeit entbehrend, wurde diese Arbeit doch von bedeutendem Einfluß auf die Weiterentwicklung dieses bestimmten Gebiets, weil sie aus dem überlieferten Stoff alles Sagenhafte zu entfernen strebte. Das war für die

Karl Wenzel v. Rotteck.

kritische Forschung der ältesten römischen Zeit ein Anstoß, welchem die Nachfolger ihre besseren Erkenntnisse zu verdanken haben.

Zum Abschlusse kam in diesem Jahrzehnt (1827) die „Allgemeine Geschichte“ von Karl Wenzel v. Rotteck (geb. 1775 in Freiburg im Breisgau, gest. ebenda 1840). Außer diesem Werke sind einige andere „Ideen über Landstände“ und die „Sammlung politischer Aufsätze“ von zeitgeschichtlichem und staatsrechtlichem Inhalt von allergrößtem Einfluß geworden, weil hauptsächlich sie die Ideen der deutschen Freisinnigkeit bestimmt haben.

In Rotteck selbst waren diese das Lenkende und prägten ihr Zeichen der „Allg. Geschichte“ auf. Er suchte überall durch die Darstellung den Sinn für politische Freiheit und für das Vaterland, den Haß gegen jede Art von Tyrannis zu wecken. Aber dieser Standpunkt, so sehr er auch auf ehrlicher Ueberzeugung ruhte, war für den wissenschaftlichen Werth nach vielen Richtungen von Schaden; einerseits verführte er den Darsteller zu langen Erörterungen, welche den Fluß der Erzählung unterbrechen und sehr selten den Einblick in die Ereignisse vertiefen; andrerseits drängte er zu schiefen Urtheilen über ganze Zeiträume, so besonders dem Mittelalter gegenüber.

Friedr. Christ. Schlosser.

Als Vertreter des Liberalismus stellte sich Rotteck hier der rückschrittlichen Romantik entgegen und sah nur Schatten, wo jene nur Licht fanden, deßhalb mußte er das Große jener Zeit übersehen, wie die Romantiker die Mängel verkannten. Weil er sich in seinen Urtheilen stets auf die Ansichten stellte, welche seinen politischen Strebungen gemäß waren, vermochte er auch in seiner Darstellung den unläugbaren Fortschritt der Menschheit nicht zu erkennen; darum fehlt ihr ebenso die Sachlichkeit, wie die organische Entwicklung.

In einer anderen Weise erfaßte seine Aufgabe Friedr. Christ. Schlosser, welchen man in mancher Hinsicht als einen Miterzieher unsres Volks nennen

muß (geb. 17. Nov. 1776 in Jever, gest. 23. Sept. 1861 in Heidelberg). Ein unersättlicher Wissenstrieb hatte schon den Knaben ausgezeichnet und wirkte später noch auf den Jüngling, welcher verschiedene Gebiete betrat (Theologie, Naturwissenschaften, Philosophie), ehe er sich endlich der Geschichtsschreibung zuwandte. Von nicht geringem Einfluß war auf ihn das Studium Kants. Im Jahr 1807 war er mit seiner ersten Schrift hervorgetreten; 1815 erschien der erste Band einer „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung", der erste Versuch, dessen Grundlagen jedoch den Forscher bald nicht mehr befriedigten. 1823 veröffentlichte er seine „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (in der zweiten Auflage 1836—1848 bis zum Sturz Napoleons fortgeführt); 1826—1834 die „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt".

Was Schlosser besonders ausgezeichnet hat, war der Ernst des echt männlichen Charakters, welcher zuerst nach Wahrheit und Recht strebt, um es dann mit klarem Bewußtsein festzuhalten. Dieser Grundzug des Mannes spiegelt sich auch im Geschichtsschreiber, spricht sich aber sehr selten in Erörterungen, sondern in der Art der Darstellung aus. Mit scharfem Blick erfaßte Schlosser die bezeichnenden Thatsachen, in welchen die lenkenden Personen sich durch Handlungen selbst enthüllten; mit stets gleicher Gegenständlichkeit behandelt er alle Theile und verräth nur durch kurze, schlagende Sätze den Antheil seines Herzens und seiner Vernunft. Mit unbestechlichem Urtheil steht er Fürsten und Völkern gegenüber, weder hier noch dort je zu einer Schmeichelei, zu höflicher Vertuschung geneigt; er dient keinem Stande, keiner Partei, sondern behält das Ganze stetig im Auge, unerbittlich streng, nicht selten beißend ironisch gegen alle falschen Größen, gegen jede Selbstsucht und Gemeinheit. Mag man, und mit Recht, tadeln, daß Schlossers Darstellung oft nüchtern und farblos sei, daß sie jeden Schwung auch dort meide, wo er natürlich erscheint: trotzdem haben selbst seine früheren Werke noch heute jenes innerliche Leben, welches nur möglich ist, wo hinter dem Buche ein Mann steht.

Von größter Bedeutung war es, daß er voll und klar begriff, die Geschichte im höchsten Sinne sei nur in der innigen Verbindung mit der Darstellung des geistigen Lebens der Völker möglich. Doch darf man nicht vergessen, daß diese Anschauung schon Männern des 18. Jahrhunderts nicht fremd war und Voltaire sie auch bethätigt hat (s. S. 194). Hier kam dem Deutschen seine Vielseitigkeit vortrefflich zu statten; er verstand den Einfluß ganz zu würdigen, welchen Ideen auf die rohen Kräfte der Geschichte ausüben. Seine Schilderung der Bewegungen auf den Gebieten der Philosophie, Geschichtsschreibung und Literatur sind vorzüglich, wenn auch zu viel auf den Inhalt, zu wenig auf die Form Rücksicht übend — der ästhetische Sinn war bei ihm, was ja auch der Stil beweist, nicht stark entwickelt, deßhalb mußte er auch die Bedeutung der bildenden Künste verkennen. Mit seiner

Auffassung von der Aufgabe der Geschichte war ein Ziel bezeichnet, welchem man noch gegenwärtig nachstrebt, ohne es erreichen zu können.

Die hinreißende sittliche Klarheit Schlossers fehlte seinem Zeitgenossen Friedrich v. Raumer (geb. 1781 in Wörlitz im Dessauischen, gest. in Berlin 1873). 1806 war er zum erstenmal vor die Öffentlichkeit getreten;

Friedrich v. Raumer.

1824—1826 gab er jenes Werk heraus, auf welchem sein Ruhm und seine Wirkungen hauptsächlich ruhen: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit".

Auf Grundlage eines unendlich reichen, wenn auch nicht streng geprüften Materials verfaßt, entwirft es ein Bild jener Epoche, für welche die Stimmung der Zeit besonders empfänglich war. Wie Schlosser erkannte auch Raumer

die Bedeutung der Sittengeschichte, aber er verstand es nicht, dieselbe mit den übrigen Thatsachen in lebendige Wechselbeziehung zu setzen, so daß sie nicht den Zweck erfüllt, das Verständniß der Zeiten zu vertiefen. Der höhere Blick war Raumer viel weniger eigen, als Schlosser, ebenso entbehrte er die Festigkeit und den stets gleichen Muth einer Ueberzeugung. Dadurch erhielten seine Anschauungen etwas Schillerndes, sein Freisinn einen Stich in das Romantische. Ein andrer Unterschied ergibt sich in der Art der Charakteristik. Schlosser schildert seine Gestalten sehr selten, sondern zeichnet sie dadurch, daß er sie aus ihrem Selbst heraus handeln läßt; in kurzen Sätzen trifft er den Mittelpunkt ihres Wesens. Raumer wendet mehr Worte an, aber das Innere der Gestalten bleibt dennoch verhüllt. Und während bei jenem die Theilnahme an allem Hohen und Tragischen, der Haß gegen alles Niedere trotz der fast trockenen Sprache durchbricht, herrscht bei Raumer eine nüchterne Stimmung, welche nur selten belebterem Pulsschlag weicht. Aber das Werk traf eine Saite, welche gerade auf diesen Zeitraum der Vergangenheit gestimmt war und nun hell ertönte. Dadurch erklärt sich der bedeutende Eindruck, dadurch der Einfluß auf die Phantasie der Mitlebenden — das Buch erweckte den Wiederhall in der Literatur und wirkte Jahrzehnte lang durch den Stoff ein.

Neben ihm ist als besonderer Förderer der heimischen Geschichte Karl Adolf Menzel zu nennen (geb. 1784 in Grünberg in Schlesien; gest. 1855). Von echt vaterländischem Geiste getragen ist seine „Geschichte der Deutschen" (abgeschlossen 1823), welcher er eine „Neuere G. d. D." folgen ließ (1826—43).

Eine wesentliche Bereicherung erhielt die Kenntniß der griechischen Geschichte und Cultur, hauptsächlich angeregt durch den Freiheitskampf. Sowohl die antike Geographie, wie die Geschichte der Staaten, der Sitten und der Kunst wurde behandelt, von einzelnen Forschern mit dem größten Aufwand von Geist; es sei nur Karl Otfrid Müller genannt (geb. 1797 in Brieg, gest. 1840 in Athen), der Sprachgelehrte und feinsinnige Kenner hellenischen Geistes, in seinem ganzen Wesen eine antik angelegte Natur voll Schönheitssinn und Klarheit.

Eine ebenso große Thätigkeit entfalteten die Geschichtsschreiber Frankreichs; bezeichnend für das stärkere Nationalitätsgefühl ists, daß die meisten ihre Kräfte der Darstellung der heimischen Geschichte zuwandten. Wenn auch die Mehrzahl dieser Historiker geistreich mehr als gründlich ist, einige derselben stehen auf der gleichen Höhe, wie ihre deutschen Zeitgenossen, einer überragt sie als Künstler: es ist Augustin Thierry (geb. 10. Mai 1795 in Blois; gest. 1856). Schon seine erste Schrift „Die Völker und ihr Wechselverkehr" bekundete einen viel freieren und gerechteren Sinn, als er sonst den Franzosen dem Auslande gegenüber eigen war und noch eigen ist. 1825 erschien seine Geschichte der „Eroberung Englands durch die Normannen", welche nicht nur in der Heimat des Verfassers, sondern auch im

Auslande berechtigtes Aufsehen erregte und viel, auch ins Deutsche, übersetzt worden ist. Wenige Fachgenossen haben es wie er verstanden, ein reiches Material in so lebensvoller Weise mit so dichterischem Geiste zu beleben. Man wirft ihm vor, daß er sich nicht selten durch seine Begabung habe über die Grenzen der Wahrheit hinreißen lassen; das mag wohl sein; jedenfalls gehört das Werk als Ganzes zu dem Fesselndsten, was das Jahrhundert auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Raumer besaß ebenso reiches Material, war aber nicht im Stande, diese Einheitlichkeit zu erreichen. Kenner und Freund des deutschen Geistes, besitzt Thierry einen Zug des Idealismus, welcher ihn dem Deutschen näher bringt, als andere Vertreter seines Faches.

Eine glänzende Erscheinung ist François Mignet (1796 in Aix geb.). Bei ihm trat die philosophische Begabung vor die künstlerische; mit scharfem Blick wußte er den Mechanismus der geschichtlichen Bewegung zu erfassen und die Ereignisse mit fast mathematischer Strenge als naturnothwendig hinzustellen. Diese eigenartige Methode der Darstellung kennzeichnet sein Hauptwerk, „die Geschichte der französischen Revolution bis zum Jahr 1814“ (1824). Mit dieser Arbeit stellte sich Mignet in die erste Reihe der Geschichtsschreiber seines Volks. Der Erfolg war sehr groß, da die Anschauungen des Verfassers mit denen der freisinnigen Opposition im allgemeinen übereinstimmten. In Deutschland erlebte das Buch zwischen 1830—1848 mehrere Uebersetzungen, die zumeist in einigen Auflagen verbreitet wurden. Der Mangel des Werkes ging aus seinen Vorzügen hervor; da Mignet die Ereignisse ungefähr ebenso streng darstellt, wie der Naturforscher irgend einen chemischen Vorgang, so geht jeder sittliche Maßstab verloren und die wahnsinnigen Ausbrüche der Leidenschaft stehen dann wie alles andere als todte Zahlen in der Rechnung. Ebensowenig gestattet diese Methode das Betonen der persönlichen Willensstrebungen; die Menschen handeln unter dem Drucke eines Fatums, welches sie jeder sittlichen Verantwortung entlastet. Die Folge davon zeigt sich vielfach in schiefen Auffassungen der Thatsachen und Beweggründe.

Noch in weiteren Kreisen zündete ein andres Werk über die Revolution; das von Louis Adolphe Thiers, dem Freunde von Mignet, welches zwischen 1823 und 1827 erschienen ist. Es sind zwei durchaus verschiedene Naturen, welche sich in den beiden Werken aussprechen. Thiers besaß durchaus keine Haltung, weil es ihm an ethischer Klarheit, wie an philosophischer Bildung mangelte; er steht der Geschichte nicht gegenüber, sondern läßt sich von ihrem Strom treiben und wird so der Anbeter des Erfolgs, als welcher er zuerst die Revolution und später das Kaiserreich preist. Es war vor allem andern seine Meisterschaft der Sprache und die genaue Kenntniß der französischen Volksnatur, was den ungeheuren Erfolg verbürgte. Als Schilderer ist er groß; seine Schlachtenbilder, obwohl weniger wahr, als schön, haben auf die Entwicklung der nationalen Eitelkeit, wie auf jene der Schlachtenmalerei eingewirkt. Ein entschieden dramatischer, oft theatra-

Jacob Ludwig Grimm.

lischer Zug bestimmt die Darstellung und verbürgte die Wirkung auf den erregbaren Geschmack des Volkes.

Eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung war Franz P. Guillaume Guizot (geb. 1787 in Nimes; gest. 1874), der Abkömmling einer starr-protestantischen Familie. Das darf man nicht vergessen, will man sonst seinen Eigenschaften gerecht werden. Obwohl seine ersten Werke auch schon lange vor diesem Zeitraume entstanden sind, so gehört er mit den hervorragenden in die Epoche nach 1820. Was ihm im Leben und Wirken stets gefehlt hat, ist die Ursprünglichkeit. Was er immer erfaßt, verwandelt er zu leblosen Abstraktionen; man gewinnt kein Bild von Zeiten und Menschen. Wie Guizot dem Staatsmanne mit Recht Mangel an belebenden Gedanken vorgeworfen wird, so auch dem Geschichtsschreiber. Er ist „professorenhaft", er steht auf

Wilhelm Grimm.

der Lehrkanzel mit einem nicht selten hochmüthigen Selbstbewußtsein, oder er ist Prediger und verquickt den Gedanken einer gottgesetzten Weltordnung mit seiner oft recht willkürlichen Darstellung. Guizot gibt sich als Freisinniger, aber dieser politische Freisinn ist im innersten Wesen am Alten hängend, äußerlich und von der Selbstsucht des Bourgeois bestimmt; nicht als hätte Guizot je für sich materielle Vortheile gesucht — darin steht er unantastbar unter den Zeitgenossen da —, sondern weil er für das eigentliche Volk nicht das geringste Verständniß besaß. Bedeutender als seine sich auf die Gegenwart beziehenden Schriften sind die Werke, welche vergangene Zeiträume behandeln; in seiner Sammlung von Memoiren, welche die englische Revolution betreffen, wie in dem Buche über diese (1827) hat er eine sehr große Fülle von Stoff aufgehäuft und verarbeitet.

Von den englischen Geschichtsforschern ist Henry Hallam (geb. 1777 in Windsor, gest. 1859) zu nennen. Neben einem Werke über

das Mittelalter hat ein andres „Geschichte der Verfassung von England von Heinrich VII. bis zum Tode Georg II." seinen Ruhm begründet. Das letztere behandelt den riesigen Stoff mit eben so viel Wissen, als Klarheit; schon ein Jahr nach der Veröffentlichung (1828) erschien eine deutsche Uebertragung, welche auf die Anschauung über den constitutionellen Staat gewirkt hat.

Neben der Geschichte des staatlichen Lebens und der Cultur fand jene der Literatur eine eifrige Pflege. In Deutschland hat (vergl. S. 268) die romantische Strömung Anregungen von bleibendem Werth gegeben. Hier stehen die Brüder Grimm an der Spitze. Jacob Ludw. Grimm (geb. 4. Jan. 1785 in Hanau, gest. 20. Sept. 1863 in Berlin) ist der Begründer der neuen Sprachwissenschaft, vor allem der Forschung über Deutsche Sprache und Literatur. Was ihn vor allem auszeichnete, war der geschichtliche Sinn, das feinste Gefühl für das Werden. Jedem trocknen Schematisiren abhold verstand er es, der allmäligen Entwicklung des volksthümlichen Geistes, wie er sich in Sprache, Recht und Poesie offenbart, nachzugehen und die leisesten Herzschläge desselben zu belauschen; seine Seele war dem Hohen und Erhabenen ebenso, wie dem naiv Kindlichen verwandt. Durch sein ganzes Schaffen geht eine reine Begeisterung für das deutsche Wesen, eine Frische des Geistes und des Gemüths, wie sie überhaupt nur selten einem Menschen zu Theil werden. Und alle diese Eigenschaften standen fest und sicher auf dem Grunde einer edlen, reinen Menschennatur. Weniger großartig angelegt, aber von gleicher Begeisterung erfüllt, war sein Bruder Wilhelm (geb. 1786, gest. 1859). Obwohl der größte Theil der Werke beider — ihr Schaffen füllt fast ein halbes Jahrhundert aus — der strengen Wissenschaft angehört, so gewann er dennoch einen stetig wachsenden Einfluß auf das aufkeimende Volksbewußtsein. Zuerst erwuchs der Gedanke der gemeinsamen Vergangenheit, seit dem Beginn des Jahrhunderts schon im Keimen begriffen, in einem engeren Kreise; die Poesie hatte ihn befruchtet, die geschichtlichen Ereignisse nährten ihn und nun gesellte sich die Wissenschaft zu den Pflegern der Idee. Während die politischen Verhältnisse die Zerrissenheit der Nation bekundeten, wuchs das ideale Deutschland langsam aber stetig empor, mit ihm in jungen begeisterungsfähigen Herzen die Liebe zum heimischen Wesen, die Sehnsucht nach einem großen Vaterlande. War auch die Bewegung dem gewöhnlichen Auge nicht erkennbar, so bildete sie dennoch in diesem und den folgenden Jahrzehnten einen Theil jener Stimmung, aus welcher endlich die klare Erkenntniß der Ziele und zuletzt die eine erlösende That hervorgehen sollte. Ein Theil ihres Ruhmes gebührt auch den emsigen Forschern, welche mit Liebe sich den Schätzen längst untergegangener Zeiten zuwandten und dieselben ihrem Volke wieder gewannen. Der deutsche Geist begann in sich selbst einzukehren.

Unter den französischen Literaturgeschichtsschreibern ist vor allen Abel Franç. Villemain (1790—1870) zu nennen, welcher in seiner Heimat die vergleichende Literaturwissenschaft begründete: ein gedankenreicher Kopf

verband er mit Scharfsinn und Weite des Blicks einen geläuterten Geschmack, welcher sich auch in der wahrhaft glänzenden Darstellung bekundet. An Kühnheit der Gesichtspunkte und anregender Kraft sind ihm wenige vergleichbar.

Es ist unmöglich, die reichen Schöpfungen auf dem Gebiete der geschichtlichen Darstellung zu verfolgen. Bei den leitenden Culturvölkern entfaltet

Villemain.

sich eine weitumfassende Thätigkeit und überall wendet sich der betrachtende Blick der Vergangenheit zu, oder versenkt sich in das Geistesleben fremder Völker. Die Hieroglyphenforschung erhielt durch Jean Franç. Champollion (geb. 1791 in Figeac, gest. 1832) eine bestimmte Grundlage; die Kenntniß der Runen, jener altgermanischen Schriftzeichen, wurde durch W. Grimm und den nordischen Alterthumsforscher Rafn (gest. 1864) gefördert; die Studien über die Keilschrift wurden wissenschaftlich durch Georg Friedr. Grote-

fend (geſt. 1853 in Hannover) begründet; für die Verbreitung des Chineſiſchen erwarben ſich Engländer und Franzoſen hohe Verdienſte, beſonders Abel Rémuſat (geb. 1788 in Paris, geſt. 1832), der Mitbegründer der „Société asiatique“ (1822). Wir ſehen hier denſelben Geiſt, welcher nach Erkenntniß der Natur ſtrebt; wie man hier die Verwandtſchaft der Kräfte ahnt, ſo beginnt man auch mit ſtets ſich verſchärfendem Blick in das Wachsthum der Sprachen, welche die Selbſtgeſtaltung des Geiſtes offenbaren, einzudringen; Gelehrte aller Nationen ſind thätig und was im 18. Jahrhundert der Humanismus angeſtrebt hat, eine Verbrüderung der Völker, das ſetzen unbewußt die ernſten Forſcher fort, verfolgen in ſtiller, mühſeliger Arbeit einzelne Fäden, welche ſich verſchlingen und ringen ſo danach, „der Gottheit lebendiges Kleid“ im Walten der Natur und des Menſchengeiſtes zu erkennen. Und auch hier iſt ein mächtiges Förderungsmittel der geſchichtliche Sinn, welchen wir allüberall thätig finden; bewußt oder unbewußt offenbart ſich Ahnung oder Erkenntniß, daß Geſetze des organiſchen Werdens die Entfaltung des geſammten Daſeins mächtig beherrſchen.

Auf dem Gebiete der Nationalökonomie ſetzte ſich die durch Adam Smith eingeleitete Bewegung weiter fort; in England entwickelte beſonders David Ricardo (geb. 1772, geſt. 1823) die Lehren von Smith und geſtaltete ſie zum Theile um. Sein Blick war feſt auf die Wirklichkeit gerichtet und deßhalb trugen ſeine Schriften zur Klärung volkswirthſchaftlicher Fragen bei. Mit Entſchiedenheit bekämpfte er (1820) das Syſtem der Staatsſchulden und empfahl die Aufbringung der nöthigen Gelder durch direkte Steuern; unterſuchte ſchärfer als Smith den Begriff der Arbeit und ihren Werth im Ackerbau und in den Gewerben und vieles Andre. Ricardo iſt ſpäter auf die deutſche Wiſſenſchaft von Einfluß geworden. Als ein zweiter Fortſetzer von Smith und entſchiedener Kämpfer für den Freihandel iſt William Thomſon zu nennen, welcher auch einzelne Gedanken von Owen ergriffen hat. Er führte (1824) in einem größeren Werke den Grundſatz aus, daß der Zweck der Volkswirthſchaft nicht in der Maſſenanhäufung von Reichthum, ſondern auf der Theilnahme Aller am Nationalvermögen beſtehe. Zu dem Zwecke forderte er Gewerbefreiheit, fünfjährigen gleichmäßigen Unterricht für alle Staatsangehörigen, Theilung der Arbeit, wie aller durch ſie gewonnenen Vortheile. Beſonders wichtig iſt ſein Buch (»Inquiry into the principles of the distribution of Wealth«) für das Studium der Frauenfrage. In verſchiedener Form kehren hier die Forderungen der Mrs. Wolſtoncraft (vergl. S. 415) wieder: Antheil an der Bildung, am ſtaatlichen Leben. Dieſen Stoff führte er 1825 in einem eigenen Werke aus „Aufruf an die eine Hälfte des Menſchengeſchlechtes, das Weib, gegen die Ueberhebung der andern, den Mann.“ Manches iſt übertrieben, denn Thomſon verkennt die Natur des Weibes, vieles berechtigt, vor allem die Forderungen, die Erwerbsfähigkeit der Frau zu erweitern und ein

Sittengesetz aufzustellen, welches für beide Geschlechter gleich verpflichtend ist.

Das Werk, in welchem Friedrich List sein System niederlegte, erschien 1827 in Philadelphia in englischer Sprache (»Outlines of a new system of political economy« „Grundzüge eines neuen Systems der Volkswirthschaft") und ist in gewissen Gedanken der Lehre von Smith mit Bewußtsein entgegengestellt. List erkennt die drei Hauptmächte der Volkswirthschaft, Ackerbau, Manufaktur und Handel, als gleichberechtigt an, schreibt jedoch der zweiten die mächtigsten Einwirkungen auf die materielle wie die geistige Entwicklung der Nationen zu; er stellt sich der unbedingten Freiheit der Concurrenz und dem Freihandel entgegen und betont die Nothwendigkeit des Schutzzolls als eines Durchgangspunktes. Nicht mit Unrecht — die Geschichte hat es zum Theile bestätigt — behauptet er, daß die Gedanken Smiths zum schädlichen Kosmopolitismus, zum Materialismus und zur Selbstsucht führen müssen. Er nimmt für die volkswirthschaftliche Entwicklung — hauptsächlich schwebt ihm Deutschland vor — vier Stufen an; auf der ersten, wo staatliches Dasein und Seßhaftigkeit noch nicht gewonnen sind, im Hirtenleben, beginnen sich die Arbeits- und Kapitalkräfte im Keime zu bilden; auf der zweiten erringt der Ackerbau die höchste Bedeutung; dann kommt die Periode, wo sich ihm die Manufaktur zugesellt und zuletzt tritt der Handel zu beiden. Hat ein Volk sich so weit entwickelt, daß es seine Produkte überhaupt selbstständig erzeugen kann, dann muß es zu Schutzzöllen greifen, um die Manufaktur vollends zu entfalten; ist es dadurch in den Stand gesetzt, die Concurrenz auszuhalten oder zu überwinden, dann ist die Aufgabe der Schutzzölle nothwendig. Dabei betrachtete es List, trotz seines nationaldeutschen Standpunktes, als naturgemäß, daß aus den politischen und ökonomischen Kämpfen zwischen den Völkern eine Ausgleichung der Produktivkräfte und zuletzt der ewige Friede hervorgehen müsse. Die Wissenschaft erkennt den Gedanken Lists nur eine vorübergehende Geltung zu, jedenfalls aber treten bei ihm mehrere Sätze hervor, welche beachtenswerth sind: er bestrebt sich die Gemeinsamkeit der Interessen gegenüber dem entfesselten Kampfe Aller gegen Alle, wie ihn die englische Schule lehrte, darzulegen und betont den rein materiellen Werthen gegenüber auch die geistigen — das hat er mit Müller gemeinsam (vergl. S. 193); ihm schwebt als Ziel nicht nur das äußere Wohlbefinden der Völker, sondern auch deren Gesittung und Bildung vor; er will die Uebermacht des Kapitals brechen und bekundet im Bau seines ganzen Systems das Streben, die volkswirthschaftlichen Mächte in ihrem geschichtlichen Werdegang darzustellen. — Wir werden List noch im thätigen Leben zu verfolgen haben.

In Frankreich entwickelten sich in diesem Jahrzehnt neben der wissenschaftlichen Volkswirthschaftslehre, die, meist an Smith gelehnt, keine neuen Gedanken brachte, zwei socialistische Systeme (vergl. S. 193), der Saint-Simonismus und der Fourierismus, beide als Ganzes verfehlt, ja

theilweise wahnwitzig, aber dennoch reich an befruchtenden Anschauungen und unbestreitbar von einer thatkräftigen Menschenliebe getragen und mitbestimmt von der aufdämmernden Ahnung, daß die bestehende Gesellschaft mit ihrer Herrschaft des Kapitals und der Selbstsucht nicht im Stande sei, das Glück der Mehrzahl zu verbürgen. Mancher der ausgesprochenen Gedanken war alt, Anschauungen des Mably und des Morelly (S. 191 u. f.) kehren wieder.

Graf Claude Henry Saint-Simon (geb. 17. Okt. 1760 in Paris, gest. 1825) stammte aus uraltem Geschlecht, dessen Stammbaum bis zu Karl dem Großen zurückreichen soll. Schon in früher Jugend, als er mitten im Treiben eines verkommenen Adels lebte, war in ihm ein idealer Drang wirksam, welchen er sich durch sein ganzes vielbewegtes Leben, als Millionär wie als hungernder Bewohner einer elenden Dachstube, erhalten hat. Unter Washington focht er in Nordamerika; nach dem Frieden wirkte er für die Idee das atlantische Meer und den stillen Ocean durch Schiffbarmachung des Partido zu verbinden; ein ähnlicher Plan zu einem Canal zwischen Madrid und dem Meere führte ihn nach Spanien. Nach der Revolution, an welcher er keinen thatsächlichen Antheil genommen hat, suchte er durch kühne Spekulationen Reichthum zu gewinnen, um Schulen und großartige Industrieanstalten ins Leben zu rufen. Seine Absicht war der Erfüllung nahe, aber der Geschäftsgenosse — ein deutscher Graf — hinterging ihn in gemeiner Weise: Saint-Simon rettete 144000 Frcs. Von 1797 verlegte er sich mit glühendem Eifer auf wissenschaftliche Studien, welchen er sein Vermögen opferte. In dieser Zeit war er auch einmal in Deutschland (1802?); mit vorahnendem Blick schrieb er später: „Ich habe von dieser Reise die Gewißheit zurückgebracht, daß die allgemeine Wissenschaft in diesem Lande noch in der Kindheit ist — — aber sie wird in kurzer Zeit große Fortschritte machen, weil diese ganze große Nation für die Wissenschaft begeistert ist."

Es fehlt hier der Raum, auf den Lebensgang dieses merkwürdigen Menschen näher einzugehen. Erst in den letzten Jahren gewann er einige begeisterte Schüler, vorerst Olinde Rodriguez, welcher für ihn Anhänger warb. Damals lebte der Graf schon in den elendesten Verhältnissen und stand am Ende seiner Laufbahn. Am 21. Mai 1825 geleiteten Rodriguez und ein Arbeiter die Leiche zu Grabe.

Die Grundlage des Systems war eine social-religiöse. Als Ausgangspunkt nahm Saint-Simon aus dem Christenthum die Nächstenliebe und den Gedanken der Menschenverbrüderung; der allgemeine Kampf, mit welchem die Geschichte der menschlichen Gesellschaft begonnen hat, muß sich in der durch Liebe bedingten Gemeinsamkeit auflösen. „Das wahre Christenthum muß die Menschen nicht allein im Himmel, sondern auch auf Erden beglücken," das mächtigste Mittel, dieses Ziel zu erreichen, ist die Arbeit, welche einerseits die freie Entfaltung jeder Anlage gestattet und jedem nach seinen

Fähigkeiten (à sa capacité positive) die Mittel zu menschenwürdigem Dasein gewährt; die Religion aber „soll die Gesellschaft zu dem großen Ziele einer nach Möglichkeit raschen Verbesserung des Schicksals der ärmeren Classe hinleiten." Zu der Pflicht der Liebe gesellt sich so die Pflicht der Arbeit. Für die staatliche Bildung geht aus diesen Vordersätzen die Aufhebung des Privateigenthums und damit des Erbrechts hervor. Die Gesellschaft ist Alleinbesitzerin für alle; sie leitet auch die Erziehung in doppelter Weise, indem sie zuerst die allgemeine menschliche Bildung und dann erst die besondere nach den Richtungen der Begabung ordnet. Fähigkeit und Fleiß bestimmen das Maß der jedem Einzelnen zugetheilten Genüsse. Aber keine gewaltsame Umwälzung sollte die neue Gesellschaft begründen, sondern das Königthum selbst sich an die Spitze stellen, um das Reich der Arbeit, des Industrialismus zu ordnen. In diesem Streben an das Bestehende anzuknüpfen, zeigte sich die Anerkennung des geschichtlichen Werdens auch auf diesem Gebiete.

Es waren weniger die richtigen Gedanken, als die falschen, welche durch die nächsten Schüler, Bazard und Barthélemy Prosper Enfantin (geb. 1796, gest. 1864) weitergeführt wurden, um sich zuletzt in eine Karikatur ihrer selbst zu verwandeln. Zuerst wurde ein Blatt »Le Producteur«. begründet, zu welchem man die Mittel „auf Aktien" beschafft hatte. Mit vollster Offenheit sprach man hier die Anschauungen aus und berieth nebenbei in Versammlungen die neue Religion, die neue Moral, den neuen Staat. Der Anhang wuchs mit Schnelligkeit, wozu die Angriffe der Pariser Presse aller Parteien wider Willen mithalfen. Schon begannen sich Auswüchse bemerkbar zu machen; mißverstandene Gedanken der deutschen Philosophie, und wie es scheint, Einflüsse von Maine de Biran verquickten sich seltsam genug mit Formen der katholischen Hierarchie. Durch Enfantin gewann der Gedanke des saint-simonischen Priesterthums Gestalt. In dem neuen Staate sollten die Priester als Mittelglied zwischen die Künstler und Gelehrten einerseits und die industriellen Arbeiter andrerseits treten, die Bestrebungen beider einigend als Vertreter Gottes; Enfantin selbst war der „oberste Vater", ihm zur Seite standen Bazard als Priester der Wissenschaft und Rodriguez als Priester des Cultus. Eine wichtige Stelle wurde in der neuen Religion der Kunst eingeräumt. Zwischen 1828—1830 veröffentlichten Bazard und Enfantin das System in der von ihnen gemachten Umgestaltung (»Exposition de la doctrine de St.-Simon«); das Buch enthielt die Vorträge, welche unter starkem Zulauf von den Priestern gehalten worden waren und die Zahl der Anhänger stark vermehrt hatten. So stand die Sache, als die Julirevolution losbrach und in den Führern die ausschweifendsten Hoffnungen erweckte.

In einer ähnlichen Weise wie St.-Simon verfolgte Charles Fourier (geb. 1772 in Besançon, gest. 1837) ein ähnliches Ziel. Ihm fehlte die Bildung und das geschulte Denken, aber auch bei ihm zucken oft geniale Anschauungen auf, auch er ist von warmer Liebe für die Armen und Elenden

beseelt. Dunkel lebte in seiner Seele die Ahnung, daß einheitliche Gesetze Natur und Geist beherrschen, aber nur in phantastischer Verzerrung, ja in kindischen Albernheiten tritt dieselbe in dem allgemeinen Theile seines Systems zu Tage. Die Erörterungen über das Weltall und die Erde, in den Einzelnheiten thöricht, haben nur einen bedingt richtigen Gedanken, daß sich in der Natur eine stetig schaffende Association der Kräfte offenbare. Aus ihr versuchte Fourier nun die entsprechende Form der Gesellschaft zu entwickelu, in welcher die Bedeutung jedes Einzelnen durch die innigste Verbindung mit dem Ganzen bestimmt ist. Der Menschengeist wird durch die Leidenschaften beseelt, in welchen als Keime die Fähigkeiten enthalten sind. Durch das Ueberwuchern der Leidenschaften ist jedoch die natürliche Einheit gestört und deßhalb muß das Streben darauf hingerichtet sein, in der Gesellschaft die Harmonie wiederherzustellen. Das kann nur erreicht werden, wenn alle Fähigkeiten des Einzelnen geweckt und gebildet und durch Association Aller vereint werden. Deßhalb ist die geltende Erziehung verwerflich; nach einer bestimmten Zeit muß schon das Kind in jene Verbindung aufgenommen werden, in welcher es später zu leben und zu wirken bestimmt sei. Die Anstalten sollen für 300—500 Kinder eingerichtet, die Erziehung so geleitet werden, daß die zwölf Richtungen der Leidenschaften, welche Fourier herausgeklügelt hat, gleichmäßig zum Ausgangspunkte dienen. Die Thätigkeit nimmt auf sie Rücksicht und ist durch keinen Zwang bestimmt; freie Wahl und rascher Wechsel der Beschäftigung sollen die Arbeit zum Genuß machen. Die ältern Kinder unterrichten die jüngeren und alle bestimmen untereinander selbst Lohn oder Strafe. Schon hier, meint Fourier, werden sich, bedingt durch die Wahlverwandtschaft der Naturen, größere und kleinere Gruppen bilden, welche naturgemäß den gesammten Organismus aufbauen helfen.

Jede einzelne dieser Gruppen, die „Phalanx" (zu 1200—1800 Personen), bewohnt ein großes Gebäude und verfügt über eine bestimmte Bodenfläche von $^1/_2$—1 Quadratmeile, welche sie bearbeitet; außer für den Landbau bilden sich Abtheilungen für Gewerbe, Künste, Wissenschaften und für den gemeinsamen Haushalt. Das unbewegliche Vermögen des „Phalanstère" ist gemeinsames Eigenthum, das Einkommen wird derart getheilt, daß die Arbeitenden $^5/_{12}$, die Kapitalisten $^4/_{12}$ und die Künstler und die Gelehrten — „das Talent" — $^3/_{12}$ desselben am Ende des Jahres erhalten. Die Bedürfnisse werden aus den Magazinen des Phalanstère bezogen und jedem Einzelnen berechnet. Das Ganze beherrscht der nur verwaltende, nicht gesetzgebende Rath der Alten, welcher jährlich zu neuer Wahl gestellt wird, wo dann $^7/_8$ der Stimmen für oder gegen die Mitglieder entscheiden. Die Familie wird nicht ganz aufgehoben, aber die Ehe muß auf gemeinsamer Uebereinstimmung beruhen; sobald diese aufhört, ist auch die Ehe getrennt — also gilt im Grunde Vielmännerei und Vielweiberei, der gallische Pferdefuß kommt zum Vorschein.

Man sieht hier den Gedanken der Corporationsgesellschaft, wie bei Morelly und Owen (S. 387), doch betonte Fourier im Gegensatz zu dem Engländer die Verschiedenheit der Anlagen und beseitigte den Gedanken der unbedingten Gleichheit als widernatürlich; im Unterschied von Morelly machte er die Menge der dem Einzelnen zugetheilten Genüsse von der Leistung und nicht von dem „Bedürfniß" abhängig (s. S. 191).

Schon 1822 hatte Fourier die Grundzüge seines Weltbeglückungsplans veröffentlicht, aber sein Buch wurde damals nicht beachtet; erst das zweite Werk von 1829 erregte größere Aufmerksamkeit; man erfuhr auch, daß der Verfasser ein Sonderling sei und in einer abgelegenen Straße von Paris Vorträge halte. Aber auch hier mußten erst die Julitage kommen, ehe die Lehre den Schritt zur That unternahm, um dann an dem inneren Widersinn zu scheitern.

Tafel VI.

(Zu Kap. VII.)

Die wichtigsten Reisen bis um 1830.

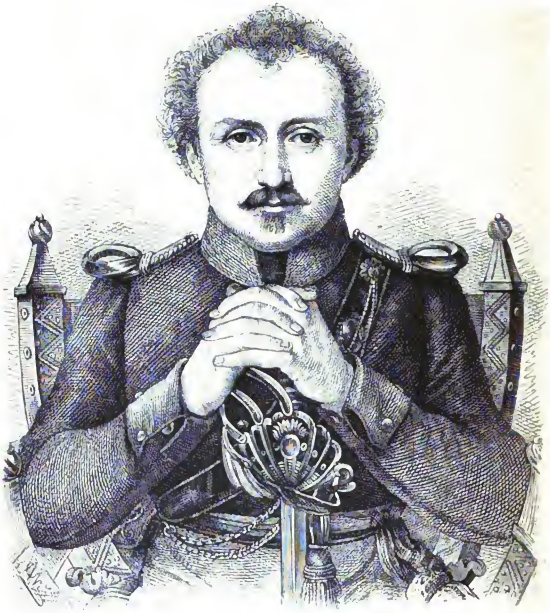
Asien.		Afrika.		Amerika.		Australien.		Oceanien.		Polarländer.	
1821—42	Czoma in Indien, Kaschmir, Lahore und Thibet.	1820—25	Minutoli, Scholz, Hemprich und Ehrenberg in der lybischen Wüste.	1820 u. ff.	Schoolcraft reist im Norden der Union und entdeckt 1832 eine Quelle des Mississippi.	1823 und 1827	Allen Cunningham im Süden von Queensland, im Quellgebiet des Darling.	1825	Dumont d'Urville auf Neu-Seeland, Neu-Britannien, Neu-Guinea und auf den Diebsinseln.	1819—21	v. Bellingshausen entdeckt Alexander I. Land und die Peter-Insel (Südpol).
1821—23	Anjou's drei Reisen im nordwestl. Sibirien.	1822—24	Oudney, Denham und Clapperton nach dem Tschadsee und nach Kuka.	1823 ff.	Beltrami am obern Mississippi und in Mexiko.	1824—31	Gordon Bremer versucht „Arnhemsland" an der Nordküste zu colonisiren.	1828	untersucht Lütke gegen Ende seiner Weltfahrt die Karolinen.	1822—23	Weddell untersucht die Süd-Shetlands-Inseln und Süd-Georgien (Südpol).
1823	Parthey in der Levante.	1825—26	Laing von Tripolis über Rhadames und Jesalah nach Timbuktu.	1825	Franklin, Back und Richardson zu Lande bis zum Mackenziefluß und diesen stromab. wärts.	1828—30	Sturt entdeckt den Darling und den Murray und befährt den letzteren bis zur Mündung in die Encounter-Bai.			1825	Brachen und Belcher dringen auf dem „Blossom" bis zum Eiskap (Barrow-Spitze) längs der amerikanischen Küste.
1825—26	Eichwaldt auf dem kaspischen Meer und im Kaukasus.	1826—28	Caillié von Kakondi in Senegambien über Timbo nach Timbuktu.	1826	Lund in Brasilien.					1827	Parry gelangt mit Booten und Schlitten über Spitzbergen bis 82° 40' nördl. Breite.
1826 u. ff.	Ledebur und Bunge im Altai und in der Dschungarei.	1827	de Bellefonds am mittleren Bahr el' Ablad.	1827—32	Poeppig bereist den größten Theil Südamerika's.					1828	Graah an der Westküste von Grönland.
1828	Burckhardt in Mecca und Medina.	1828	Cowie u. Green durch Capland und die Orange-Republik bis zur Delagoa-Bai.							1829	an der südlichen Ostküste.
1829	v. Prokesch-Osten in Palästina.	1829	Roussin an der Küste von Senegambien.							1829—31	John Roß und James Cl. Roß entdecken den magnetischen Nordpol.
1830	Murawiew in Syrien und Palästina.	1830	Brüder Lander nach Ganda und Sokoto.								

Achtes Kapitel.

Die Literatur bis zur Julirevolution.

Die Produktion auf dem Gebiete der Poesie wurde in Deutschland immer größer und gewann besonders durch die sich mehrenden Almanache und Unterhaltungsblätter in den leichteren Gattungen der Prosa und der Lyrik eine ungeheure Ausdehnung. Die Anzahl der „Literaten" stieg von Jahr zu Jahr — es waren zum allergrößten Theile Macher, welche einer der herrschenden Geschmacksrichtungen folgten und die Lesegierigen mit der nothwendigen Nahrung versorgten. Diese Literatur kennzeichnet so recht die innere Verlotterung der Zeit: einerseits die träge Empfindelei mit romantischem Anstrich: eine verzuckerte Neuauflage der Ritter-, Räuber- und Schauerdichtungen des Spieß und seiner Genossen; andrerseits das Philisterthum der guten Gesellschaft, welches so lange Zeit für Kotzebue geschwärmt hatte und es noch that. Von Geist und Phantasie keine Spur, dafür breite Geschwätzigkeit, ein wenig rührende Moral und recht viel Lüsternheit. Der echte Vertreter dieses matten Gemisches war der preußische Hofrath und Redakteur der „Staatszeitung" Karl Heun, welcher unter dem Namen H. Clauren schrieb und weit über zwei Jahrzehnte zu den „Lieblingsschriftstellern" eines Theils der Nation gehört hat; im Norden und Süden bis zu den österreichischen Grenzmarken des deutschen Bundes wurden die liederlichen Erzählungen und die rührseligen Taschenbücher („Vergißmeinnicht") verschlungen und wirkten entschieden entsittlichend auf Geschmack und Leben ein. Aber auch Schriftsteller von ursprünglich vornehmerer Begabung ließen sich zu der flachen Vielschreiberei verleiten, wie De la Motte-Fouqué, der Dichter der „Undine", welcher die empfindsamen Gemüther mit seinen schemenhaften Helden und Heldinnen ergötzte. Umsonst waren alle Angriffe der besseren Kritik, umsonst selbst Witz und Verspottung, die einem schwächlichen Geschlecht gegenüber sonst wirksam sind, die große Menge, welche den Alltagserfolg macht, ließ sich in ihrem Vergnügen nicht stören.

Wie in diesen Schriften, so war auch in der vornehmen Unterhaltungsliteratur der romantische Zug vorherrschend und verbindet sich in merkwürdiger Weise mit denselben Gedanken, welche im Sturm und Drang so oft hervortraten: Selbstüberhebung des Ichs, äußere Leidenschaft bei innerer Schwäche,



De la Motte-Fouque.

Gegensätze im Empfinden und Denken, Sinnlichkeit und Naturschwelgerei — alle diese Elemente offenbaren sich hier und auch rein äußerliche Liebhabereien, die Ueberschätzung der Geheimbünde und Aehnliches sind noch aus der Vergangenheit herübergenommen und finden durch die Stimmungen der Zeit neue Nahrung.

Die folgende Darstellung muß sich auf die hervorragenden Vertreter der Hauptrichtungen beschränken, obwohl sich dadurch ein wirklich der Wahrheit entsprechendes Bild der literarischen Bewegungen *nicht* erreichen läßt; denn gerade in dieser Zeit wirren die Fäden wie nie vorher durcheinander; Ueberlieferungen der classischen Auffassung in Bezug auf die Form verquicken sich mit romantischen Anschauungen; die Romantik selbst spielt in allen

Farben; fremde Einflüsse, besonders englische (Byron und Walter Scott) bestimmen Stoff, Behandlung und Weltansicht; dazu gesellt sich der Beginn eines mehr realistischen Strebens; unbedingte Kirchlichkeit steht neben Unglauben oder Zerrissenheit, Strenge neben Frivolität; hier predigt man Umkehr, dort spielt man mit revolutionären Gedanken; hier ist man für Frankreich begeistert, dort poltert eine geharnischte Deutschthümelei — so kämpft Altes und Neues, Halbes und Ganzes, Wahres und Falsches allüberall und doch wirren die Fäden wieder verbindend zwischen den Gegensätzen umher und selten genug sind die klaren, ihres Zieles bewußten Naturen. Die Aelteren gehen ihren Weg weiter, wenn auch nicht immer unberührt von den Strömungen der Zeit; die Jüngeren ahnen dunkel etwas Neues, kennen aber meist nur die Sprache der Alten; die Jüngsten, nach voller Freiheit dürstend, von der Wissenschaft angeregt, von der Philosophie mehr verführt als geleitet, und unzufrieden mit dem Weltlauf, sind widerstandslos allen Einflüssen ausgesetzt. So bildet die Zerrissenheit das Kennzeichen des allgemeinen Bildes und es zeigt sich zugleich, wie sehr die Dichtung im Allgemeinen, trotz vieles Schönen und Herrlichen, an Bedeutung gegen die Wissenschaft zurücktritt. Die Aufgaben der Zeit waren andre geworden; man konnte nicht mehr wie vor einem halben Jahrhundert sich mit allgemeinen humanistischen Gedanken beschäftigen, man konnte sich nicht mehr ganz in sich versenken oder mit dem Zauberstabe der Phantasie die Ideale der hellenischen Welt wieder erwecken; denn rauh und unbarmherzig war der Sturm der Ereignisse über die Völker gebrauft. Wach geworden war der Gedanke, daß der Mensch nicht nur Glied einer idealen Geisterrepublik sei, sondern auch einer Nation, einem bestimmten Staate als Glied angehöre: die Politik trat in den Gesichtskreis und es war damit in die Phantasie ein neues Gährungsmittel geworfen. Der griechische Freiheitskampf, dessen ideale Seite allein den Fernstehenden sichtbar wurde; der Kampf der Freisinnigen in Frankreich, deren zum Theil selbstsüchtige Beweggründe man nicht kannte oder nicht erkannte; die Streitigkeiten in einigen deutschen Kammern, wie in Baden — das Alles bereitete eine Stimmung vor, welche auch die dichterische Phantasie naturgemäß beeinflussen mußte; das drängte zu einer Literatur hin, die sich mitten in die Tagesströmungen hineinstellte, den herrschenden Gewalten in Staat und Kirche feindlich war und in jugendlicher Unklarheit nach einem ebenso unklaren Ideal drängte. Dieser Entwicklungsgang ist es, welcher die Literatur in den nächsten Jahrzehnten in Zusammenhang mit dem politischen Leben setzt, zuerst zu den sogenannten Jungdeutschen und dann zu der politischen Lyrik hinführt.

Es bestanden drei große Gruppen, in welche man die Literatur theilen darf, welche jedoch trotz aller Verschiedenheit nicht als vollständig geschieden zu denken sind. Die eine knüpft an die antikisirende Classik an, die zweite

verarbeitet die Einflüsse der Romantik, ist jedoch zugleich von Strebungen der classischen Zeit bestimmt; die dritte drängt nach Neuem und hängt dennoch mit romantischen Strömungen zusammen.

In der ersten Gruppe sind vor Allem Franz Grillparzer, Graf Platen und W. Waiblinger zu nennen.

Grillparzer hatte mit der „Ahnfrau" der krankhaften Stimmung das ihn selbst erlösende Opfer gebracht (1816). Denn schon in dem nächsten Drama „Sappho" und in der Trilogie „Das goldene Vließ" (aufgeführt 1821) war die Befreiung von jener Schicksalsauffassung vollendet, welche sich

August, Graf v. Platen.

nur zum kleinsten Theile aus dem Einfluß der altgriechischen Vorbilder erklären läßt, zum größten in den allgemeinen Verhältnissen wurzelt (vergl. S. 217). Nicht nur in der Stoffwahl, auch in der allgemeinen Auffassung bekundete Grillparzer den Einfluß Goethe-Schillerscher Dramatik, aber er besaß eine reiche Ader selbstständiger Kraft, echt poetische Empfindung und inneren Adel, der ihn über die Menge der modischen Dichter weit emporhob. Aber trotz allem Streben nach plastischer Ruhe ist der Dichter von der Romantik nicht unberührt; besonders in der Art der Charakterzeichnung, welche die inneren Bewegungen der Seele festzuhalten bemüht ist, wie in den Bildern der Sprache offenbart sich der Einfluß.

Franz Grillparzer.

In viel schärferer Weise zeigt sich die Einwirkung der classischen Formen und Stilanschauungen bei August, Grafen von Platen (geb. 1796 in Ansbach, † 1835 in Syrakus). Vielfache Eindrücke wirkten auf seine Entwicklung: die vaterländische Begeisterung der Freiheitskriege, das Studium orientalischer Dichtung, der Umgang mit Schelling, zuletzt der Aufenthalt in Italien, welcher die Erziehung des Dichters vollendet hat. Lyriker in der Art, wie Goethe es war, ist Platen nie gewesen; nur sehr selten gelang ihm ein Lied, in welchem unmittelbare Empfindung zum Ausdruck gelangte. Seine ersten Dichtungen sind ein Nachklang des „West-östlichen Diwans" (1821 „Ghaselen", 1822 „Spiegel des Hafis", 1823 „Neue Ghaselen"). Hier wie in den meisten in der Jugendzeit entstandenen Liedern offenbarte

sich bereits eine große formale Begabung, aber die eigentliche Selbstständigkeit, das Kennzeichen des Genies, fehlt zumeist. Viel bedeutender sind die Balladen, in welchen die Eigenart Platens, seine geistige Energie, sich bedeutsam bekundet. Am klarsten tritt dieselbe jedoch dort hervor, wo es gilt, der Gedankenwelt eine schöne Form zu leihen; hier zeigt sich Geist, Stärke und schneidige Urtheilskraft; dabei schon eine seltene Beherrschung der sprachlichen Mittel, welche sich aber vielleicht mit zu großer Absichtlichkeit gibt. In der Zeit der Reife, mitbedingt durch den Aufenthalt in Italien, trat das Streben nach vollendeter Plastik der Form, im Sinne der Antike, immer stärker hervor und in diesem mit Bewußtsein gewählten Rahmen entfalteten sich oft große Gedanken in jener männlichen Herbheit, welche die besten Schöpfungen des Dichters auszeichnet. Mit ihr hing auch sein Kampf gegen die Romantik, vor allem gegen die Schicksalstragödie („Verhängnißvolle Gabel" 1826) zusammen; sein starkes Selbstgefühl mußte sich dagegen empören, daß Menschen Puppen in des Zufalls Hand sein sollten. Aber doch hat sein Kampf das Ziel verfehlt, denn der Höhepunkt jener Verirrung war längst überschritten. Der Dichter, welchen er im „Romantischen Oedipus" besonders angriff, Immermann, weil dieser über die Ghaselensucht gespottet hat, war nicht ganz im Unrecht, als er in der Gegenschrift („Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier") sich neben vielem Anderen auch über die Nachahmung der griechischen Lustspielform lustig machte. Das Urtheil des Feindes ist ein Hohlspiegel, es zeigt uns, wenn man sich darin betrachtet, die Züge verzerrt, doch immerhin die eigenen Züge. Und so lag auch in den Sonetten Immermanns ein Theil Wahrheit, wie wenn er sagte:

So glatt, so glänzend, glitzrig und manierlich
In jedem Wort, und Füßlein elegant,
Als Jüngling schon Ausgabe letzter Hand,
So formenhaft-geschnürt-antikisirlich.

Diese übrigens oft meisterhafte Form war es, was Platen nicht volksthümlich und seinen Reichthum an großen und edlen Gedanken nicht zum Eigenthum der Nation werden ließ. Alles in Allem genommen war er eine groß angelegte Natur, voll Liebe zu den Idealen des Volkes und mit scharfem Blick für die Jämmerlichkeiten der Epoche. Schon 1820 sprach er sein Urtheil über das schwächliche Geschlecht aus und oft kehren scharfe Worte über das Treiben des rückschrittlichen Geistes wieder. Die Unzufriedenheit hat ihm das Dasein verbittert.

Der Dritte, welcher seine reichsten Schöpfungen unter dem Einfluß des antiken Geistes verfaßte, war Wilhelm Waiblinger (geb. 1804 in Heilbronn, † 1830 in Rom). In diesen beweist der unverdient vergessene Dichter eine hohe Begabung, eine nicht selten ergreifende Macht der Empfindung. Mangel an Lebensführung und ein frühes Ende verhinderten ihn, volle

Reife zu erlangen; so ist sein Gesammtbild, in welchem viele Züge die Wirkung des zerfahrenen Zeitgeistes und der sittlichen Schlaffheit bekunden, ein unbefriedigendes.

Herrschend ist die Gruppe derjenigen Dichter, welche mehr oder minder von den romantischen Stimmungen — im Guten und Schlimmen — getragen worden. Als führende Gattung erscheint die Lyrik; auf diesem Gebiete

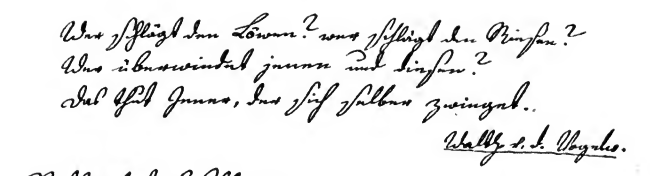
Jos. v. Eichendorff.

wird der günstige Einfluß der Romantik am klarsten sichtbar, hier werden Werke geschaffen, welche den deutschen Geist und das deutsche Gemüth in reiner Schönheit wiederspiegeln. Chamisso entfaltet sich in diesem Jahrzehnt zu einem der echtesten Liederdichter unserer Literatur. Am stärksten wirkend, wo er die einfache Empfindung ausspricht, ist er doch auch offenen Herzens für die Kämpfe der Zeit, weil er das Volk versteht und die echte Freiheit liebt. In einzelnen dieser Lieder, von „Die goldene Zeit“ angefangen

Ludwig Uhland.

(1822) bis zu den spätesten, bekämpft er mit Witz, nicht selten mit schneidiger Schärfe Alles, was seinen vornehmen Geist und sein warmes Herz als niedrig und gemein von seinem Volke abweisen möchte.

Neben ihm stand der tiefsinnige und tiefsinnige Eichendorff. Seine Phantasie webte im Leben der Natur; keiner noch hatte es wie er verstanden, den Wechsel der zartesten Stimmungen so voll und ganz zu erfassen und das Geheimnißvolle des Alls mit dem Weben des Menschenherzens zu vereinen. Mit Chamisso theilt er die Reinheit der Seele; ihm besonders eigen ist der echt germanische Zug der Wanderlust, nicht selten mit einer übersinnlichen Sehnsucht verknüpft, welche auch seiner Sprache eine eigenthümliche Färbung gibt; nur manchesmal verklingen die Töne ins Unfaßbare, zumeist liegt aber ein ergreifender Zauber im Inhalt wie in der Form. Der katholische Zug

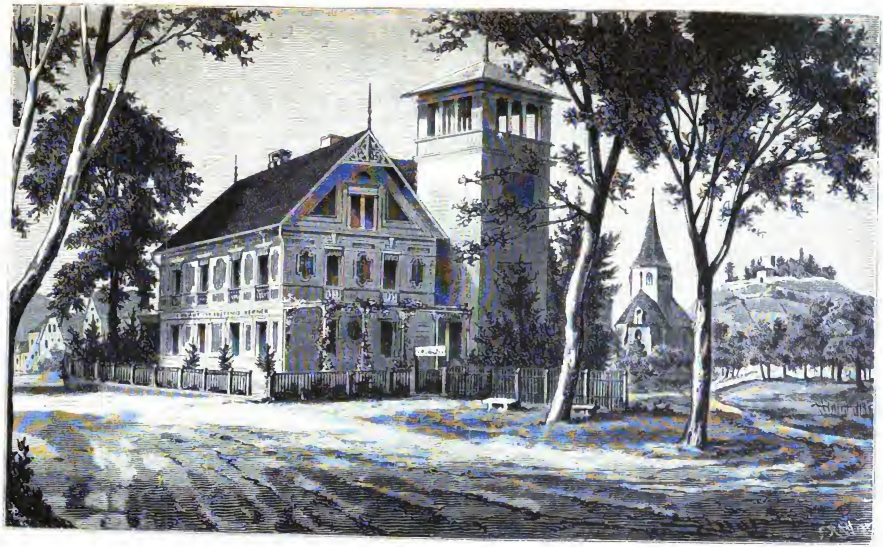


Aus dem Stammbuche Wilh. Waiblingers.

ist bei ihm, wo er hervortritt, durchaus persönlich, ein Bedürfniß seiner Seele und kein Spiel; das Menschliche, Religiöse und Dichterische sind stets in vollem Einklang. Klar und stark zeigt sich der innige Zusammenhang mit der Volksseele in den Balladen — jenes Träumerische und Traurige, das sich jedoch selten ins Empfindsame verirrt, liegt tief im Wesen des deutschen Volkes.

Weniger erdentrückt, aber in ihrer Art ebenso innig tritt die volksgemäße Romantik in Württemberg, in der sogenannten schwäbischen Schule auf. Ihr Haupt war Ludwig Uhland (geb. 26. April 1787 in Tübingen, † 1862), eine durchaus in sich einige Natur. Obwohl voll Begeisterung für die Vergangenheit und mit ihrer Erinnerung lebend, vertraut mit jedem halbverwehten Klang, der aus den verflossenen Jahrhunderten herübertönte, blieb doch sein Auge hell für die Gegenwart. Liebe zu Natur und Volksgeist, tief in seinem Innern wurzelnd, war die Muse seiner Gedichte und Balladen; auf ihnen ruht Waldesduft, wie immer sonst Stoff und Stimmung sein mögen; und selbst wo das Grauenhafte und Düstere den Grundton geben, und Gedanke und Stoff sich breiter entfalten, bleibt Uhland fest auf dem Boden edel volksthümlicher Anschauung. Er ist reicher als Eichendorff, markiger in der Zeichnung seiner Gestalten, entbehrt aber auch nicht der Fähigkeit, die zarteste Regung zu erlauschen.

Auf seinen Wegen schritten Karl Mayer (1786—1870) und Gustav Schwab (1792—1850); beiden fehlte trotz ihrer Vorzüge die Unmittelbarkeit; die Reflexion hemmte den lyrischen Ausdruck des Innenlebens. Dagegen war der zweite als Balladendichter vortrefflich.



Justinus Kerners Haus in Weinsberg mit der „Weibertreu".

Eine eigenthümlich zwiespältige Natur wirkte in Justinus Kerner (geb. 18. Sept. 1786 in Ludwigsburg, † 1862 in Weinsberg), doch wurde der Zwiespalt nicht Zerrissenheit. In manchen seiner Lieder bekunden sich heitre Lebensfrische und die echt schwäbische Liebe zur Natur; öfters jedoch klingt der Ton der Todessehnsucht an, so erdentrückt und mystisch, daß man ihn kaum mehr nachzuempfinden vermag. Und zwischen diesen beiden Gegensätzen steht die Reflexion, welche bei Kerner oft genug eine nüchterne, undichterische Gestalt gewinnt. Bekanntlich hat er, von Beruf Arzt, sich viel mit den Problemen des „thierischen Magnetismus", der Hellseherei u. s. w. beschäftigt; Friederike Hauffe, die berühmte „Seherin von Prevorst" hat

Wilhelm Hauff.

längere Zeit in seinem gastfreien Hause in Weinsberg gelebt, und an seine Schriften über das dunkle Gebiet schließt sich zum Theile die Fortentwicklung jener Stimmungen, welche dem Spiritismus den Weg bahnten.

Genannt sei hier noch der frühgestorbene Wilhelm Hauff (1802—1827), welcher in seinen Novellen von der älteren Romantik beeinflußt ist, und im „Lichtenstein" auf den von Walter Scott eingeschlagenen Bahnen wandelt, aber in der Art des Gefühlslebens sich selbstständig gehalten hat. Das genannte Werk ist auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans als einer der ersten Versuche zu vermerken, welcher bedauern läßt, daß der ebenso liebenswürdige, wie begabte Dichter so frühe gestorben ist. — Die romantische Novellistik hat ihre Spitze in Tieck, welcher noch dieses und das nächste Jahrzehnt mit seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete erfüllt, ohne der Eigenart

eine neue Seite abgewinnen zu können. Er hatte zu lang mit der Wirklichkeit ironisch gespielt, um noch mit vollem Herzen zu ihr zurückkehren zu können. Er sieht das Ferne und Phantastische klarer als das Wirkliche; dem warmblütigen Leben gegenüber trübt sich sein Auge und verdunkelt ihm alle festen Umrisse. Selbst das an tiefen Gedanken und schönen Scenen reiche „Dichterleben", und der Roman „Vittoria Accorombana" (welcher aber erst 1840 erschienen ist) lassen oft die Unmittelbarkeit der Empfindung vermissen. Die kleineren Novellen sind trotz aller Kunst unbefriedigend, zum Theil sogar unbedeutend.

Auch jenseits der schwarzgelben Schranken hatte ein frisches Treiben und Knospen begonnen und auch dort war eine Art von Romantik im Werden, trotz der Censur und der Staatskanzlei. In eigenartiger Weise veredelte Ferdinand Raimund (geb. 1790 in Wien) das Volksstück, indem er schon vorhandene Elemente (Possen und Zauberstücke) vereinte und auf eine höhere Stufe hob — sein bestes Werk „Der Verschwender" ist jedoch erst im nächsten Jahrzehnt erschienen (1833).

Viel weniger selbstständig und volksthümlich waren Jos. Chr. v. Zedlitz (1790—1862) und Karl Egon v. Ebert (geb. 1801). Der erstere ist in den meisten Werken Romantiker in der Form, etwas vom Weltschmerz angekränkelt, aber dem Liberalismus zugeneigt, was sein „Kreuz in Hellas" (1828) beweist, welches sich schon der politischen Dichtung nähert. Ebert, der 1824 mit einer Sammlung von Dichtungen auftrat, schwankte zwischen Byronismus und schwäbischer Naturlyrik.

Die dritte Gruppe umfaßt eine Reihe von Schriftstellern und Dichtern, welche ganz oder doch mit einem Fuße im Lager der Opposition stehen. Da ist zuerst der Dichter der berühmtesten Griechenlieder zu nennen: Wilhelm Müller (geb. 1797 in Dessau, † 1827). In denselben bricht die kraftvolle Begeisterung hervor, welche der hellenische Aufstand wachgerufen hatte, aus ihnen sprach der Zorn über Europa, welches dem Kampfe ruhig zusah, aber auch die geheime Sehnsucht, daß es in Deutschland besser werden möge, hat den Griffel des Dichters beflügelt. Müllers „Lieder der Griechen", wie seine Uebersetzung hellenischer Volkslieder (1825), welche der Franzose Fauriel gesammelt und in der Ursprache herausgegeben hatte, trugen viel dazu bei, die Begeisterung für den Freiheitskampf zu nähren. — Neben denselben verdienen die „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten" (1821—1824) erwähnt zu werden, von welchen viele mit Recht volksthümlich geworden sind.

In starkem Gegensatz zu Müllers abgeschlossener Natur stehen Börne und Heine, beide von Geburt Angehörige des jüdischen Volkes. Wie sehr auch bei beiden persönliche Anlagen und Erlebnisse zur Ausprägung der Eigenart beigetragen haben, so muß man doch auch die Verhältnisse, unter denen die jüdischen Kreise damals lebten und die schon mehrmals geschilderte

F. Kugler del. E. Mandel sc.

Heinrich Heine.

Gährung in denselben mit in Betracht ziehen, um die beiden Gestalten zu verstehen.

Ludwig Börne (geb. 1786 in Frankfurt a. M., † 1837 in Paris) entwickelte sich unter den Einflüssen der romantischen Strömungen; der Kreis der Rahel und der Henriette Herz hatte auf ihn eingewirkt und ihn mitten in das erregte, geistreiche, aber nicht gefahrlose Geistesleben der Epoche gezogen. Er strebte nach Bethätigung seiner Kraft, aber seine Abstammung stand ihm im Wege, so trat er 1818 zum Protestantismus über. In demselben Jahre begann er seine selbstständige publicistische Thätigkeit („Die Wage" 1818—1821, „Die Zeitschwingen" 1822). Schon hier trat seine Eigenartigkeit hervor: der scharfe Blick für die Mängel der politischen Verhältnisse, die ehrliche Begeisterung für eine neue Zeit, der Haß gegen die

herrschenden Mächte. Im hohen Grade leidenschaftlich, gibt er als Politiker nichts Ganzes, sondern kämpft, wo sich eben ein Feind zeigt, mit Humor oder schneidiger Ironie. Der Witz geht ihm zwar niemals über die Ueberzeugung, *aber er ist ihm zu wichtig*; durch den thatkräftigen Kampf gegen Reaktion, Censur und Staatskünstelei geübt, durch persönliche Erfahrungen noch mehr geschärft, trägt er dazu bei, die Verneinung über das rechte Maß hinaus zu erziehen. Es ist vielleicht ein Unrecht, ihm vorzuwerfen, daß er seine Heimath geschmäht habe, jedenfalls kann man nicht läugnen, daß sein „theoretisches Ideal" nur die Zerstörung des Bestehenden war; doch ähnlich wie er dachten Tausende, ja selbst ein Görres stimmte in vielem mit ihm überein. Unter den bestehenden Verhältnissen mußte sich in diesem Charakter der Geist der Negation immer stärker entwickeln; deßhalb begrüßte Börne auch, wie so Viele, die Julirevolution mit Begeisterung und eilte nach Paris, um dort gründliche Enttäuschung zu finden.

In einer andern Art verkörperte sich die Zerrissenheit in *H. Heine* (geb. 1799 in Düsseldorf, † 1856 in Paris). In ihm lebten ähnliche Gegensätze wie in Byron; wenn er auch dessen Größe nicht erreicht hat, so theilt er mit ihm doch die gleiche Sehnsucht nach Harmonie neben einem ähnlichen Hang zur Zweifelsucht. Er war Romantiker und Realist zugleich; diesen Widerspruch vermochte er nie ganz zu beseitigen. So schmolz seine Seele im heißen Drang nach dem Ueberirdischen, um dann unter dem Frost der Selbstironie zu erstarren; so konnte er zart, tief, weich und unmittelbar darauf höhnisch, frech und frivol sein. Aber diese ursprünglich in seinem Wesen begründeten Gegensätze, verstärkt durch seine Verhältnisse, wurden allmälig in ihm *ein berechnetes Mittel der Wirkung*; je mehr die beabsichtigte Zuspitzung des Widerspruchs verletzte, desto weniger konnte das Schöne und Reine voll und rein empfunden werden. Wo er ernste Empfindung allein walten läßt, dort ist er echter Lyriker, welcher über wunderbar zauberische Klänge herrscht und entzücken wie erschüttern kann. Wenn man die verschiedenen Elemente von Heine's Dichtungen, soweit dieselben in dieses Jahrzehnt fallen („Gedichte" 1822, „Almansor", „Ratcliff", „Lyrisches Intermezzo", „Reisebilder" 1827, „Buch der Lieder" 1827), mit steter Rücksicht auf alle vorhandenen Einflüsse untersucht, so findet man, daß alles Einzelne schon vorhanden war, aber auch alles durch die eigenartige Persönlichkeit gesteigert und bis zur äußersten Grenze entwickelt ist. Bis zu den „Reisebildern" ist Heine noch in der Entwicklung, noch strebt er nach Einheit, er kann die Gegensätze nicht versöhnen; in ihnen stellt er sie nun dicht nebeneinander: höchste Romantik neben schroffer Ironie, die lieblichste traumhafte Märchenherrlichkeit neben kaltem Cynismus. Doch gerade diese Zerrissenheit war es, was den Erfolg der „Reisebilder" bedingt hat. Die Waschlappenromantik der Taschenbücher, die mußten allgemach langweilen; auch die besseren Unterhaltungsschriftsteller, Van der Velde, A. v. Tromlitz, Karl

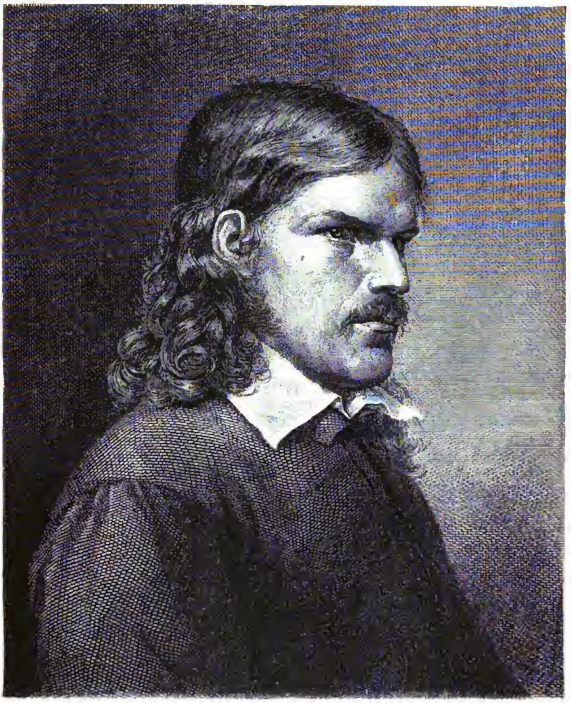
Spindler*) u. s. w. boten nicht genügenden Wechsel, ebensowenig Claureu. In diese Erschlaffung des Geschmacks fielen die „Reisebilder" mit ihrer zarten Poesie und ihrem nichts schonenden Uebermuth; sie ergriffen die Empfindsamen, die Zerrissenen und Gelangweilten, wie die Feinde des Schlafmützenthums und der Pedanterie; aber auch ernsteren Naturen boten sie das Spiegelbild einer merkwürdigen Natur. So war der Name des Dichters schon bekannt, als das „Buch der Lieder" herauskam und einen sehr seltenen Erfolg erlebte, welcher um so mehr stieg, je mehr Stimmen sie als cynisch und unsittlich verdammten. Für alle romantischen Gemüther; für weltschmerzelnde Jünglinge, welche sich vor dem Spiegel einen byronischen Zug einübten; für die genußsatten Lebemänner der Reaktion, welche selbst vom Zweifel an allen edlen Empfindungen zerfressen waren, bildeten die Gedichte Heine's ein festliches pikantes Gericht; doch auch die unrastig Vorwärtsstrebenden empfanden in ihnen einen verwandten revoltirenden Geist, welcher dem herrschenden System feindlich war. Daß diese Wirkungen durch die dichterischen Eigenschaften noch gesteigert wurden, ist natürlich. Wie viel auch schon dieser Heine geschadet haben mag, indem er den bei ihm noch aus Schmerz gebornen Hohn bei tausend flachen Gesellen zur Mode machte, so darf doch eins nicht vergessen werden: der größere Theil der herrschenden Alltagsromantik war seinem Wesen nach falsch, hohl, — sie mußte zerfallen und dieses Urtheil des Weltgeistes vollzog unbewußt Heine mit jener „Ironie", welche vor Jahrzehnten die ersten Romantiker als das Höchste der neuen Poesie gehätschelt und gepriesen hatten. Heine spielte anfangs weder mit dem Gefühl noch mit dem Spott; sein Herz hing an der schönen Phantasiewelt, in welcher die Blumen träumen und ein Allleben die Welt durchflüstert, aber sein zersetzender Verstand erkannte diese Welt als Schein und zerstörte sie durch Hohn und Ironie. Dieser Gegensatz bedingte einen tragischen Zustand im Innern des Dichters, er war ein „Schicksal" und wurde auch wenn nicht als solches gewußt, so doch empfunden. Der Drang nach Freiheit, welchen er als Jude doppelt empfinden mußte, blieb unbefriedigt, und wandte sich zerstörend in das eigene Herz; der ethische Wille, welcher mit heldenhafter Festigkeit das Ziel, sich im Kampfe mit der Welt und der eignen Leidenschaft das bessere Ich als unverlierbaren Siegespreis zu erkämpfen, im Auge behält, hat Heine noch mehr gefehlt, als seinem größeren Vorgänger Byron, deßhalb wirkten seine Schwächen auch stärker und verletzender. — Schon im dritten Band der „Reisebilder" (1829) traten die Anschauungen über politische

*) Einer der frühesten Nachahmer Walter Scotts. Wie sehr der Britte einige Zeit das deutsche Publikum entzückt hat, beweist die Thatsache, daß die Frauen 1827 nach ihm benannte „Walter Scott-Kleider" trugen.

und religiöse Fragen scharf hervor — es war natürlich, daß auch er die Julirevolution mit Begeisterung begrüßte.

In andrer Weise verbanden sich politische Anschauungen mit dem Wirken Wolfgang Menzels (geb. 1798 in Waldenburg in Schlesien, † 1873), welcher am Anfang des Jahrzehnts in kräftig vaterländischem Sinne zu wirken begann und als Kritiker zuerst in den „Europäischen Blättern" in derselben Richtung thätig war. In dieser ersten Zeit gehörte er zu den Bekämpfern der herrschenden Mächte und trug durch seine etwas knorrige Derbheit mit dazu bei die freiere Bewegung zu unterstützen. Aber langsam bereitete sich in ihm ein Umschwung vor, welcher ihn immer mehr in das Lager mittelalterlich gefärbter Romantik und einseitiger Deutschthümelei führte, ohne daß sich jedoch nach der Gährungszeit ein entschiedener Standpunkt geltend gemacht hätte. Die 1828 erschienene Literaturgeschichte zeigte die Unklarheit seiner Ansichten, obwohl er schon hier die Romantiker wie Tieck, Novalis weit über Gebühr pries und Goethe mit unentschuldbarer Heftigkeit angriff. Noch schwankte er zwischen Liberalismus und unbedingtem Rückschritt — die Julitage erst vollendeten den gänzlichen Umschwung seines Wesens.

Neben den Vertretern der drei genannten Gruppen, hie und da einer derselben näher tretend, zumeist jedoch selbstständig, wirkte eine große Zahl von Dichtern; einige derselben gehörten mit ihren Anfängen schon dem zweiten Jahrzehnt an, so Friedrich Rückert (geb. 16. Mai 1788 in Schweinfurt; † 31. Jan. 1866 in Neuseß bei Koburg). Zuerst war er 1814 mit den „Deutschen Gedichten" (unter denselben die „Geharnischten Sonette") aufgetreten, ein beredter Verkünder des vaterländischen Geistes. Schon hier traten zwei Kennzeichen seiner Eigenart entschieden hervor: sprachbeherrschende Kraft und Gedankenfülle. Der persönliche Einfluß von Hammer-Purgstall, dem genannten Orientalisten, führte ihn zum Studium östlicher Sprachen und Poesie, welches für die Weiterentwicklung seiner Phantasie bestimmend geworden ist. Die geistige Kraft ist bei ihm stärker, als die unmittelbare Empfindung, das unterscheidet ihn scharf von den älteren und jüngeren Zeitgenossen. Obwohl eine wahre und sinnige Natur, kann er, wenn ihn das Gefühl erfaßt, seine Bildung, sein Wissen selten ganz vergessen, darum drängt sich jene Fülle orientalischer Bilder, jene Fülle von Spruchweisheit des Ostens so oft störend hervor und ein Zug von Lehrhaftigkeit zerstört häufig die lyrische Stimmung. Sein Geist, von Natur schon reich, noch mehr bereichert durch ausgedehnteste Studien der Weltliteratur, findet allüberall Anregung: Leben und Natur, Philosophie und Religion, Dichtung und Geschichte wirken auf ihn und wecken Gedanken: so gelangt er fast immer zuerst zu diesen und dann zum Gefühl; Bild und Natursymbolik, bei Eichendorff oder Uhland von selbst aus dem Innern aufblühend, werden bei Rückert oft herbeigeholt. Gedanken sind bei jenen Kinder des Gefühls, bei ihm



Gez. von S. Amsler. **Friedrich Rückert.** Gest. von A. Schultheiß.

Nach einem Stich aus dem Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Gefühle Sproſſen des Gedankens. Dieſe Eigenſchaften zeigen ſich ſelbſt dort, wo er ſeine reiche Natur am freieſten entfaltet, im „Liebesfrühling“, in den „Kindertodtenliedern“, welche jedoch einer ſpäteren Epoche ſeines Lebens angehören. Rückert ſetzte auch die von Goethe begründete Reflexionsdichtung in der Art orientaliſcher Poeſie fort und wirkte auf Platens „Ghaſelen“ ebenſo wie auf ſpätere Erzeugniſſe derſelben Art.

Gestörter Tiefsinn.

Heute da die Sterbeglocken schallten,
Sprach ich in tiefsinnigen Gedanken:
O wie wollt' ich an dem Klang mich laben,
Wenn er gölte mir und meinem Grame!
Und dem Worte dacht' ich nach wie lange!
Endlich kam mir doch in die Gedanken,
Daß ich mich unmöglich an dem Klange
Laben könnte, der mir selbst zu Grabe
Läutete! und plötzlich mußt' ich lachen
Mitten in der Sterbeglocke schallen.

Friedr. Rückert.

Ebenso wenig wie Rückert lassen sich Karl Immermann (geb. 24. April 1796 in Magdeburg) und Chr. Dietr. Grabbe (geb. 14. Dez. 1801 in Detmold, † 1836) in eine der Hauptgruppen ohne Gewaltsamkeit einordnen, obwohl beide den Stempel der Zeit an sich tragen.

Immermann war seit 1821 auf dramatischem Gebiete thätig. Sowohl die Lustspiele wie die ernsten Dramen zeigen ihn zwischen widersprechenden Einflüssen herumgeworfen; er ist im einzelnen Romantiker, erinnert aber viel mehr an die Sturm- und Drangdichter; wie diese ahmt er Shakespeare nach, karikirt ihn jedoch durch maßlose Uebertreibungen; wie diese strebt er anderswo wieder nach Volksthümlichkeit, während er in seinem ersten Roman („Papierfenster des Eremiten") vollständig auf dem Boden der Wertherstimmung steht, diese jedoch mit Satire und Ironie durchsetzt. Bezeichnend genug ist's, daß hier die Bewunderung für den „katholischesten" Dichter Calderon sich mit der Rousseauschwärmerei der Sturmdichter vereinigt. Wieder in andern Werken versuchte er zu antikisiren. Alle diese Strömungen wirbelten durch einander und ließen den Dichter zu keiner Klarheit gelangen. Erst in der Folgezeit sollte er auf einem Gebiete bedeutsam hervortreten.

Mächtiger begabt, aber noch viel mehr zerrissen und haltlos war Grabbe. Seine ersten Dramen fallen in die Zeit von 1827—1830 („Herzog von Gothland", „Don Juan und Faust" u. a.). Auch in ihm zeigt sich neben der ursprünglichen Anlage ein Gewirre von Stimmungen, in welchen die Ueber-

treibungen der Sturmzeit neben jenen der ersten Romantik dicht neben einander stehen und sich mit einem unbedingt kunstwidrigen Realismus verquicken. Wilde Leidenschaftlichkeit bekundet, daß in Grabbe ein großer Reichthum befruchtender Kraft vorhanden war, aber er vermochte nichts Ganzes zu schaffen, weil er selbst ein Fragment war. Auch bei ihm, wie bei mehreren der Romantiker, wie bei Kleist, Heine, Byron und vielen andren öffentlichen

Charakteren der Zeit offenbarte sich — abgesehen von den bestimmten Einflüssen der Jugendzeit und der Lebensverhältnisse — der Mangel an ethischer Willenskraft, welcher es bedingte, daß so viele Talente in diesem und den nächsten Jahrzehnten zerbröckelten.

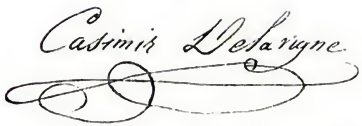
Doch trotzdem das Gesammtbild der Literatur ein vielfach unbefriedigendes ist, so sind doch Fortschritte zu bemerken: vor allem nähert sich die Dichtung, besonders die Lyrik, dem Volke wieder und erweckt seine Theilnahme, so weit

dieselbe nicht für jedes idealere Streben abgestumpft ist; der nationale Geist der Romantik macht sich wenigstens bei einigen vom unbedingten Rückschritt frei und aus der Poesie entsteht, mitbedingt durch die Nachwirkung der Freiheitskriege, der Gedanke an ein neues großes Deutschland; unklar und nebelhaft war das staatliche Ideal, aber es fand in tausend jungen Herzen eine Stätte, lebte ein halbes Jahrhundert lang im Liede, um endlich, das Kind der Sehnsucht eines ganzen Volkes, groß und glänzend zu erstehen.

Noch eine Richtung trug dazu bei, die Dichtung volksthümlicher zu machen: die mundartliche Poesie, deren Anfänge in der Sturmzeit wurzeln. Von Voß eingeführt, von dem gemüthvollen Johann Peter Hebel weiterentwickelt, in der Schweiz von Martin Usteri († 1827) gepflegt, lebte sie bescheiden, aber gesund neben der oft kränkelnden vornehmeren Schwester. Und ihr zur Seite stand die Idyllendichtung, wenn auch nicht selten verkünstelt, aber doch dem Volke näher.

Während so die deutsche Literatur ihre Kraft nach vielen Zielen zertheilte, vollendete sich das Leben des Mannes, welcher ihr reichste Anregungen und glänzende Vorbilder gegeben hatte, das Leben Goethe's. Seine Greisengestalt lebt nicht so im Gedächtniß des Volkes, wie es sein sollte, man hat sich an Aeußerem gestoßen, statt das Innere zu enträthseln. Spott und Hohn trafen den „Geheimrath" und das jüngere Geschlecht in seinem weniger bedeutungsvollen „Sturm und Drang" glaubte sich berechtigt, über jenen zu richten, der da längst den Sturm überwunden hatte und nun mit aller Geisteskraft die Summe eines Lebens zog, wie es der ewige Weltgeist nur selten einem Sohn der Erde geschenkt hat. Die Jungen, hin und her geschleudert zwischen scharfen Gegensätzen, halbe Helden und halbe Schwächlinge, warfen Goethe, dem Greise vor, daß er nicht an jeder Frage des Tages Antheil nahm, schalten ihn hochmüthig, kalt, gefühllos. Er durfte es überhören. Mögen auch die Dichtungen der letzten Lebenszeit als solche nicht mehr auf der vollen Höhe dessen stehen, was einst der Jüngling und der Mann geschaffen hatte, ihr Gedankeninhalt, wenn auch oft mit Schleiern bedeckt, ist ein reicher, noch heute unerschöpfter Schatz. Goethe hat erkannt, was der Zeit, was dem Geschlechte fehlte: gegenüber der „Verneinung des Lebens" hat er in den „Wanderjahren" und im zweiten Theil des „Faust" die „Bejahung des Willens", die lebendige That im Dienste des sittlichen Gedankens als die Erlöserin des Menschen und der Menschheit hingestellt. So tritt er, ehe sein Geist endlich für immer erlosch, in scharfen Gegensatz zu dem zweifelsüchtigen, weltschmerzlichen und zerfahrenen Geschlechte.

Die meisten der Dichter Frankreichs, welche in der Zeit bis 1820 thätig waren, bewegten sich auf dem betretenen Pfade weiter: Chateaubriand war durch Politik und diplomatische Geschäfte stark in Anspruch genommen, aber fand dennoch zu dichterischen Arbeiten Zeit und Stimmung. Hervor-



zuheben sind »Les Natches« (1825), sie ruhen auf ähnlichem Grunde, wie „Atala", sind aber in Plan und Ausführung großartiger. Die Auffassung des Indianerlebens leidet zwar trotz vieler Züge feinster Seelenmalerei an Unwahrheit, die Rousseau'sche Naturschwärmerei verschärft den Gegensatz zwischen der angenommen ursprünglichen Reinheit und der bestehenden Bildung zu sehr. Ebenso störend wirkt die romantisch verschrobene Christlichkeit im ersten Theile. Aber trotz allem ist der Eindruck des Ganzen ein bedeutender. — Vollständig auf dem Boden der ritterlich-christlichen Romantik steht das nächste Werk „Die Abenteuer des letzten Abenzerragen" (s. S. 226).

Lamartine erreichte am Ausgang dieses Zeitraums durch die »Harmonies poétiques et religieuses« (1830) seinen Höhepunkt, besonders als Künstler. Der Gott des Katholicismus ist der Angelpunkt, um welchen sich in engeren

und weiteren Kreisen das Gemüth des Dichters bewegt. Das bedingt eine weihevolle Stimmung, aus welcher sich nicht selten ergreifende Empfindungen herausgestalten, welche in ihrer oft einfachen Form Allgemeingiltigkeit beanspruchen können. Aber aus dieser unbedingten Herrschaft des Gefühls entwickelte sich der Mangel an festen Linien. Das Ganze ist zu „musikalisch", es ist zu sehr „endlose Melodie". Außerdem kann man nicht läugnen, daß die religiöse Empfindung manchesmal erzwungen ist; ein übrigens natürlicher Mangel, denn keines Menschen Phantasie, sei er noch so gottinnig, vermag sich immer auf derselben Höhe zu erhalten; so müssen dann Worte das Gefühl ersetzen.

Delavigne ging als Lyriker zurück; die „Neuen Messenien" (1822) sind bis auf wenige Oden langweilig. Der Dichter gehörte der „classischen" Schule an und wurde allmälig doch von der Zeitströmung ergriffen, ohne Einheit gewinnen zu können; so sehr ihn die Bourgeoisie erhob und seine Gedichte wie seine Dramen pries, hat er als Dichter doch keine bleibende Geltung errungen.

Béranger blieb auf gleicher Höhe; seine Lieder dieser Zeit zeichnen vielleicht am treuesten die Stimmungen des liberalen Bürgerthums. Fesselnd ist es, seine Gedichte und jene Delavigne's, welche sich auf den griechischen Freiheitskampf beziehen, mit jenen Wilhelm Müllers zu vergleichen. — Stärker tritt in den Liedern jetzt der Napoleoncultus auf; überhaupt wandte sich der Blick des Dichters mehr auf die allgemeinen Verhältnisse.

Noch immer saß der Classicismus auf dem Thron, aber der Sitz war unterhöhlt von allen Seiten, wie das herrschende Königthum. Die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur bekümmerte sich überhaupt sehr wenig um die ästhetischen Gesetze der Classik und hatte auch die antikisirenden Stoffe längst über Bord geworfen. Sie ließ sich von den großen und kleinen Strömungen leiten und tragen, wie überall und sorgte nur für den Tag. Aber im Roman, wie in den dramatischen Gattungen machte sich der Zug der Zeit immer stärker bemerkbar; die auftretenden Könige, Minister und Aristokraten wurden immer schlechter, dafür feierte man die Vortrefflichkeit nicht nur des anständigen liberalen Bürgers, sondern auch der Maitressen und Spitzbuben — die „edle Dirne" ist keine neue Erfindung. Es gab kaum eine Zeitfrage, welche von fingergewandten Schriftstellern nicht bearbeitet worden wäre. So trat einer gegen den Gesetzvorschlag, die Erstgebornen zu begünstigen, mit einem Schauer- und Rührstück auf; ein andrer (Scribe in »Les actionaires«) brachte die Spekulationswuth auf die Bühne. Die politische Unzufriedenheit machte das Publikum für jedes Wort, welches gegen das Regime gedeutet werden konnte, sehr feinhörig und alles, was nur irgendwie oppositionell aussah, fand Beifall. Am 24. Juni 1830 wurden im Théâtre français die „Gelehrten Frauen" Molière's gegeben, die Stelle: »La cour n'aime pas l'esprit« wurde lebhaft beklatscht. Solche kleine Stimmungszeichen sind auch vor der großen Revo-

lution oftmals aufgetreten. Bemerkenswerth ist, daß sich im Lustspiel und „Vaudeville" die Vorliebe für den Ehebruch sehr stark bemerkbar macht; mit einer Art von kindlicher Unbefangenheit wird es als selbstverständlich angesehen, daß Mann und Frau sich gegenseitig betrügen. Bezeichnend dafür ist »La deuxième année« von Scribe und Melleville. Der erstere (geb. 1791 in Paris, † 1861) beherrschte schon damals die Singspiel-Bühnen; seine Fruchtbarkeit war noch größer als jene Kotzebue's, doch erst nach 1830 entstanden jene Stücke, welche ihn berühmt gemacht haben. Er besaß »esprit«, großes Geschick in der Führung der Intrigue und in allem andren, was die Mache bildet, aber oberflächlich wie er am Beginn war, ist er im Grunde immer geblieben. Obwohl die „Compagnie-Dichterei" schon im 18. Jahrh. nicht selten war, so gebührt doch Scribe vor allem das Verdienst, den Grundsatz von der „Theilung der Arbeit" eingebürgert zu haben. Es sind mehr als zwölf Hilfsarbeiter, welche ihn in der dramatischen Fabrikation unterstützten.

Es ist S. 230 der Einfluß fremder Literaturen bemerkt worden; waren auch verschiedene der übertragenen Werke, wie Amadeus Hoffmanns krankhaft romantische Novellen, nicht geeignet, sonderlich günstig zu wirken; blieben Goethe, Schiller, Herder, — so weit sie in verständnißvoller Weise übersetzt waren — ihrem Wesen nach ebenso unverstanden, wie Shakespeare, so vermittelten sie doch im Bunde mit Scott und Byron die Bildung eines erweiterten Gesichtskreises. Man lernte neue Stoffe, neue Auffassungen und Behandlungsarten kennen, und man begann den herkömmlichen Regelzwang stärker zu empfinden, — es entwickelte sich, mit beeinflußt von der Frühromantik Chateaubriands und Lamartine's, von der sich ausbreitenden Philosophie und den politischen Verhältnissen, eine Sturm- und Drangperiode, ähnlich und doch wieder durch die Volkseigenart im tiefsten Wesen verschieden von ihrer deutschen Vorgängerin. Besonders Byron wurde verschlungen und bewundert; in allen Bilderläden der Boulevards hing sein Bild und die Gesellschaft beschäftigte sich mit den vielen Geschichten, welche über den vornehmen Dichter damals überall umherliefen*). — Das Ergebniß der Gährung war die Neuromantik. Kritische Scharmützel zwischen dieser jungen Schule und der falschen Classik leiteten den literarischen Kampf ein; die herkömmlichen ästhetischen Anschauungen, welche zum größten Theile schon über ein Jahrhundert alt waren, wurden rücksichtslos angegriffen. Aber wie in Deutschland, so standen auch hier zwischen den beiden Schulen Ueber-

*) Bezeichnend für die Begeisterung, welche man ihm entgegentrug, ist ein Artikel im »Mercure du dixhuitième siècle« (April 1824): „Bruchstück einer Reise nach Italien", dessen Verfasser E. J. J. Coulmann nach Genua gereist ist, um dort den Dichter kennen zu lernen. Er spricht von Byron als von einem jener Wesen, »qui forment la chaine entre le ciel et la terre« — „welche Himmel und Erde verbinden".

gangsgestalten, von welchen Charles Nodier (1780—1844) und Graf Alfred de Vigny (1799—1863) besondere Beachtung verdienen.

Nodier gehört zu den Schriftstellern, welche nirgendwo einen festen Mittelpunkt haben. Der Geist der vollendeten großen Naturen, mögen sie selbst so verschieden sein wie etwa Goethe und Byron, beschreibt einen Kreis; jeder Punkt des Umfangs weist auf die eine Mitte zurück. Bei Menschen wie Nodier einer war ist's jedoch eine Ellipse mit zwei Centren. Nodier, auf den verschiedensten Gebieten, Sprachwissenschaft und Zoologie, thätig, erinnert als Dichter an Jean Paul, an Tieck und Heine zugleich; er ist ein Gemisch von Gegensätzen. Das gilt besonders von seinen Novellen, in welchen schillernder phantastischer Humor, welcher überallhin irrlichtert, sich mit Witz und Selbstironie zu seltsamen Bildern vereint.

Viel geschlossener erscheint Vigny. Seine Lyrik hat zwar die Formen vielfach gewechselt, aber selbst im antiken und im biblischen Gewande war sie modern romantisch im innersten Wesen. Tiefe Empfindung, Ernst der Gesinnung und reiche Phantasie zeichnen ihn aus; viel stärker als alle Zeitgenossen empfand er, daß die Epoche der Ideale entbehre, und es entwickelte sich in ihm eine ernste, oft düstre Weltanschauung (»Poèmes antiques et modernes« 1824—1826), mit welcher sich eine mysteriöse Romantik vermählt. Wie sehr dadurch seine dichterische Kraft verinnerlicht wird, so erhält sie zugleich einen krankhaften Zug, welcher besonders in den Werken des nächsten Jahrzehnts (im Roman »Stello ou les diables bleus«, im Drama »Chatterton«) hervortritt. Für die Neuromantik von Bedeutung war seine Uebersetzung des „Othello", die 1829 aufgeführt wurde und durchfiel — weil das Wort »mouchoir«, Sacktuch, die noch immer „pseudoclassischen" Ohren eines Theils der Zuhörer verletzte.

In dem Grafen Victor Marie Hugo (geb. 26. Febr. 1802 in Besançon) betrat der Feldherr der Romantiker den literarischen Kampfplatz. 1822 erschienen seine „Oden und Balladen", ihnen folgten 1823 und 1825 zwei Romane, 1826 und 1829 (»Les Orientales«) wieder Gedichte und 1827 und 1830 die zwei Dramen „Cromwell" und „Hernani". Das letztere entschied die Niederlage des Classicismus kurz vor dem Ausbruch der Julirevolution.

Es ist für einen Deutschen schwer, dem Dichter, welcher neben der eigenen Genialität die Vorzüge und Fehler seines Volkes so sehr auf die Spitze getrieben hat, vollkommen gerecht zu werden. Hugo ist als frühreifes Talent aufgetreten, er hat sich entwickelt, aber mehr als bei irgend einem andren sind gewisse Züge seines Wesens stets gleich geblieben. Mir scheinen in Hugo zwei Eigenschaften sich entgegenzustehen: Phantasie, welche nur im Großen, Uebergewaltigen, Stürmischen volles Selbstgenügen findet, und kalt zergliedernde Reflexion, die sich von jener das Gewand borgt. Jedes Gefühl, das in seiner Seele aufsteigt, wird im Sturm zur schwindelerregenden Höhe

gerissen oder in graufige Tiefen gestoßen; Sinn für Harmonie mangelt ganz, darum auch schlichte Größe. Auf groß erfaßten, aber unnatürlichen Voraussetzungen baut er mit fast mathematischer Schärfe seine Charaktere und mitten aus dem Glutwind wildphantastischer Leidenschaften trifft uns plötzlich der eisige Luftstrom der Berechnung. Nichts wächst ruhig und groß aus dem Schooße der Natur, selbst das Gewaltige erscheint oft wie aus riesigen Wolken zusammengeballt und dann wieder das Harte und Weiche wie aus Marmor gebildet. Glut und Frost, Hoheit und Verrücktheit, Weisheit und Wahnwitz, echte Größe und hohler Wortschwall wechseln und selten nur ersteht aus dem Kampf der Gegensätze ein einheitliches Ganze.

Die Hauptwerke, in welchen die neue Romantik zuerst feste Gestalt gewann, waren die Gedichtsammlung »Les Orientales« und die oben genannten Dramen. Es ist hier nicht möglich, auf dieselben einzugehen, doch muß auf gewisse Grundsätze hingewiesen werden, welche durch Hugo und seine Bewunderer (les Hugolâtres) vielfach mit kurzen Worten oder in langen Abhandlungen ausgesprochen worden sind. An der Spitze der neuen Aesthetik stand das Wort, welches wir aus der deutschen Sturmzeit und aus dem Beginn unserer Romantik kennen: „Der Dichter ist unbeschränkt". (Le poète est libre.) Es gibt keinen guten oder schlechten, keinen schönen oder häßlichen Stoff, sondern nur gute oder schlechte Dichter. Die Behandlung ist alles. Die Classik war kühl, starr, langweilig; jetzt müssen die Gebilde des Dichters aufregen, sie müssen farbenglühend sein, wie der Orient es ist, wie das Mittelalter es war, »cette autre mère de poésie«. Die alten Grenzen, mit welchen früher die Phantasie durch die Regeln eingeschnürt wurde, müssen stürzen sammt dem nach Boileau gedrillten „guten Geschmack", denn es gibt keine Poesie nach der Schnur (tirée au cordeau). Wie bei uns vor mehr als fünfzig Jahren, so erschollen hier die Namen Homer und Shakespeare, und gerade wie damals wurde der Britte als Schild für die größten Verirrungen benützt, für die Ueberladung mit epischen Scenen, den Mangel jeder Gruppirung, den raschen Wechsel des Orts und der Stimmung, für die Uebertreibung des Gefühls. Kurz, Gesetzlosigkeit wurde zum Gesetz, das „Belieben des geistreichen Individuums" zum Grundsatz. Daß die Nachahmer und Nachschreier natürlich die Prinzipien noch schärfer hinstellten, war natürlich, und so trat dem nüchternen Boileau mit seinem »Le beau c'est le vrai« das romantische »Le laid c'est le beau« entgegen.

In den von Hugo beherrschten Kreis, welcher das »Cénacle« bildete, wurde ein Jahr vor der Revolution ein Jüngling eingeführt, welcher sich eine von dem Führer unabhängige Stellung erwerben sollte; es war Alfred de Musset (geb. 1810). Er war dem Alter nach fast noch ein Knabe, als sein erstes Werk Ende 1829 erschien. Erzählungen aus „Spanien und Italien" (kleinere und vier größere Dichtungen).

Das Geschick eines Dichters, welcher mit solchen Arbeiten die Laufbahn

betritt, ist entschieden. Das war nicht die ergreifende Zerrissenheit einer mächtigen unbändigen Natur, welche mit stolzem Haupt der Gesellschaft die Fehde ansagt, wie es bei Byron der Fall war, nein, ein Knabe von siebzehn, achtzehn Jahren hatte diese Dichtungen geschrieben, in welchen eine fiebernde, krankhafte Sinnlichkeit zittert, und daneben eine Uebersättigung und Leere herrscht, welche erschreckt. Das war nicht der Rausch einer urkräftigen Leidenschaft, sondern die Schöpfung einer Phantasie, welche in eingebildeten Genüssen verloderte, oder — was wir, trotzdem es möglich ist, nicht annehmen wollen — das Ergebniß früher Ausschweifungen. Einzelne Wendungen der Stoffe (Schluß von „Don Paëz") enthalten Keime jener Geisteskrankheit, welche die Wissenschaft als Satiriasis bezeichnet; sie würden bei Marquis de Sade nicht aus der Haltung des Uebrigen fallen. Aber noch seltsamer wirken verschiedene kleine Züge und Zötchen, welche man dem Gehirne eines satten Lebemanns entsprungen glauben könnte. — Das ist der Haupteindruck und alle Beweise großer Begabung und reicher Phantasie sind nicht im Stande das peinigende Gefühl zu vermindern; man mag auch alles nur der verdorbenen Phantasie zuschreiben und das Herz des jungen Dichters freisprechen, es ist dennoch unmöglich, zu einer ästhetisch befriedigenden Stimmung zu gelangen.

Eins offenbart sich schon hier: dieser Natur fehlt der Wille; in einer Zeit, wo selbst die tiefsten, genialsten Naturen unklar zu sein pflegen, aber doch in ihrer Seele ein Ideal tragen, war Musset klar, daß es nicht der Mühe werth sei, zu leben; in ihm war nichts Festes, alles zerklüftet und seine greisenhafte Jünglingsweisheit gipfelte in der „Verneinung des Lebens". Wir werden sehen, wie sich dieses Talent zu Grunde gerichtet hat.

Der Einfluß Byrons ist schon jetzt unverkennbar, — später sollte er noch schärfer hervortreten; später sollten mehrere der Gegensätze, welche in jenem lebten, zu Tage kommen; Byron jedoch war trotz allem größer und geistgewaltiger. Aber ebenso zeigen sich die Einflüsse der ganzen Zeit, gefärbt durch die damalige Entwicklung des nationalen Charakters. Es ist S. 496 der Unterschied zwischen den Idealen der deutschen und französischen Jugend betont. Diese war viel materialistischer gesinnt und durch das Gesellschaftsleben viel stärker beeinflußt, als es in Deutschland der Fall sein konnte, wo die Schulung eine ernstere und strengere war und wo es kein Paris gab. Die meisten der deutschen jungen Talente wurden von den philosophischen Strömungen berührt; Kant und Fichte wirkten nach, Schelling und Hegel griffen tief in die Entwicklung der gährenden Geister ein. Mochten sie auch verwirren, die Phantasie oder den Geist aus ruhigen Bahnen reißen, sie stärkten alle in irgend einer Art das metaphysische Bewußtsein und die jugendliche Idealität; der gesammte Bildungsgang war ein andrer, als in Frankreich, wo immer und immer die Eitelkeit und der äußere Ehrgeiz als Sporn benützt wurden. Dieser Zug offenbarte sich deutlich in ver-

schiedenen Romanhelden der französischen Literatur: Ehrgeiz und Genußsucht werden hundert und hundertmal als bewegende Kraft der Charaktere benützt. — Zu diesen Einflüssen gesellten sich andre: die Pariser Luft. Es steht mir fern, den Sittenrichter spielen zu wollen; Berlin und Wien hatten damals auch ihre »Chronique scandaleuse«, aber die Jugend war von der Leichtlebigkeit weniger berührt, hatte weniger Gelegenheit, dieselbe zu pflegen. Man braucht nur das Leben der Studirenden in den beiden Ländern zu vergleichen. Eine „Burschenschaft" mit so idealen Anschauungen von der Ehre und Keuschheit wäre bei dem heiteren, leichten Volke des „lateinischen Viertels" einfach undenkbar gewesen. War der französische Student auch vor manchen Roheiten seines deutschen Genossen bewahrt, so blieb ihm doch auch vieles fremd, was den Charakter stärken und über das trockene Berufsstudium erheben konnte; vor allem gefährlich war die leichte Auffassung des geschlechtlichen Verkehrs, welche, sein altes Erbtheil des Volkes, viele Erscheinungen in der Dichtung und Kunst Frankreichs erklärt.

Die allgemeine europäische Krankheit, die Zweifelsucht, war auch in Frankreichs Jugend weit verbreitet; der Unglaube und die Verneinung wurden Mode und der blasirte Zug um die Lippen gehörte zu den Kennzeichen, daß man ganz und gar „Kind des Jahrhunderts" sei. Daß unter solchen Umständen Musssets Dichtungen gerade auf die Jugend am stärksten wirkten, ist natürlich.

Der stets schlagfertige Pariser Witz ließ natürlich die neue Schule nicht unbedacht; am 9. Juni 1830 wurde im Théâtre des Variétés eine Art parodirenden Lustspiels gegeben: »Les brioches à la mode«*), in welchem ein exaltirter Jüngling mit Phrasen im Stile Viktor Hugo's und seines „Hernani" um sich wirft und einen Kuchenbäcker Namens Walter Scott für den englischen Dichter hält, bis sich das Mißverständniß löst. Die wenigen Zischer, welche für die Romantiker eintraten, wurden durch starken Beifall der Zuschauer zum Verstummen gebracht.

Mehr noch als in Deutschland und Frankreich entwickelte sich in England die Literatur mehr in die Breite, als in die Tiefe; besonders schwoll die Flut der Unterhaltungsschriften in unermeßlicher Weise. Ehe einiger neuen Erscheinungen gedacht werden kann, ist's nöthig, die Weiterentfaltung der S. 209 u. ff. genannten Dichter anzudeuten. Die „Seeschule" nahm noch immer eine bedeutende Stelle ein, ohne jedoch viel Neues zu bringen; die Art der gewonnenen Anschauung und die Behandlung des Stils und der Stoffe blieb bei den Häuptern so ziemlich dieselbe, wenn auch die Vorwürfe wechselten. Wordsworth vermochte die richtige Mitte zwischen Nüchternheit und Schwulst in den Werken dieses Jahrzehnts nicht zu finden; Coleridge,

*) Brioche bezeichnet eine Gattung mürben Kuchen; bedeutet aber auch so viel als „Albernheit", „dummer Streich".

der dichterisch reichste der Genossen, blieb auf der erreichten Höhe in seinen Dichtungen; minderen Werth besitzen seine Prosaschriften, obwohl sie sehr anregend gewirkt haben; in ihnen ist er ganz von deutscher Philosophie abhängig, ja er benützte dieselbe, besonders Schelling, nicht nur, sondern schrieb sie stellenweise aus. Southey verrannte sich in seinen Dichtungen in eine immer größere Romantik; ihm fehlt der lebendig wirkende Mittelpunkt der Phantasie, welcher alle Eindrücke an sich zieht, der Persönlichkeit gemäß verarbeitet und dann in neuer Form von sich ausstrahlt. Ein gewaltsames Haschen nach Originalität und Mangel an Selbstständigkeit stehen neben einander. Klarer sind die Prosawerke, besonders die geschichtlichen.

Scott erreichte um etwa 1825 den Höhepunkt — große Geldverluste zwangen ihn zu fabriksmäßiger Schriftstellerei, welche Ruf wie Gesundheit empfindlich schädigte. — Der größte Dichter, welchen England seit Shakespeare besessen hatte, Byron, fiel auf der glänzenden Höhe seines Ruhms im treuen Dienste eines edlen Gedankens. Die meisten Schöpfungen seiner letzten Lebensjahre sind schon in der Charakteristik (S. 213 u. ff.) berücksichtigt. Seine Heimat wußte damals den Verlust nicht genügend zu würdigen — es sollten Jahrzehnte vergehen, bis die prüden Gemüther verstummten und man die Bedeutung des Dichters klar erkannte. Auf dem Continent dagegen stieg sein Einfluß und vermehrte den Geist der Zweifelsucht überall; für den Reichthum an Gedanken, für das Berechtigte und Gewaltige in dem Wesen Byrons hatte das junge Geschlecht viel weniger offenen Sinn, als für die Stimmung des tiefen Ungenügens, für die starken Gegensätze des Empfindungs- und Geisteslebens. Was bei dem Vorbilde naturgemäß war, wurde bei den meisten Nachahmern Manier.

Moore befand sich seit dem Erscheinen von »Lalla Rookh« im langsamen Rückgange — was er in diesem Jahrzehnt an dichterischen Werken schrieb, reicht weder an die Großartigkeit der „Feueranbeter" noch an den wundersamen Zauber von „Paradies und die Peri" hinan.

Mehr als in irgend einem andren Lande war die Poesie hier dem wirklichen Leben und den thatsächlichen Verhältnissen zugewandt; deßhalb treten auch Tagesströmungen aller Art in der Lyrik und vor allem im Roman zu Tage; die erstere trat für und wider die Korngesetze ein oder behandelte andre durch die socialen Verhältnisse bedingte Stoffe — mit Auszeichnung zu nennen ist Thomas Hood (1798—1845, »Odesand adresses«, »National tales«). — Der Roman verbreitete sich über alles, was überhaupt von Interesse sein konnte; jeder Stand und jede Partei benützte die bequeme Form für seine Zwecke; unzählig war die Menge der weiblichen Schriftstellerinnen. Man vermöchte ein Bild des englischen Lebens aus dieser Literatur zusammenzusetzen: hier machten sich, wie bei Hannah More (»Coelebs«) die Herzensdürre und methodistische Frömmelei breit, welcher die Beschäftigung mit Musik als „positive Sünde", die Mathematik als überflüssig galt, weil sie „keine

Christen erziehen könne"; anderswo wurde im vollen Gegensatze eine Heldin gefeiert, welche die Heiligkeit der Bibel und die Göttlichkeit Christi bezweifelt und deßhalb von den Ihrigen verstoßen wird (»Truth a novel by the author of Nothing«); verschiedene kämpften gegen die Selbstsucht der englischen Gesellschaft (William Godwin) oder den überkirchlichen Starrglauben (Thomas Hope); die Verhältnisse Irlands boten vielfachen Anlaß, Romane auf dem Boden der „grünen Insel" spielen zu lassen und für die Aenderung der agrarischen und religiösen Verhältnisse einzutreten und die englischen Grundherrn zu bekämpfen. Dann kam der Troß, welcher den „großen Unbekannten" (Scott) nachahmte und seine modernen Menschen in die Gewänder aller Zeiten und Völker steckte; ja sogar die Dramen Shakespeare's wurden in Romane verwandelt (London bei Sherwood 2 Bde.). Für die vornehme Gesellschaft wurden „fashionable" Romane geschrieben. Auf diesem Gebiete wirkte auch ein junger, ehrgeiziger Schriftsteller, dessen Werke längst ganz vergessen wären, hätte ihr Verfasser nicht mehrmals Englands Schicksale geleitet: Benjamin Disraeli (geb. 21. Dez. 1805 in London, † 1881). Im Laufe weniger Jahre veröffentlichte er sechs Romane, deren erster »Vivian Grey« war (1826). Der Held ist ein Don Juan mit Ehrgeiz, welcher sich durch Kriechen, Schmeicheln und Lügen, durch Benützung jeder günstigen Gelegenheit den Weg zu den „oberen Zehntausend" frei macht. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß ein ähnlicher „Streber" der Held des letzten Romans des Earl von Beaconsfield ist, ebenso hat der junge Autor schon damals öffentliche Persönlichkeiten unter einer leicht lösbaren Maske auftreten lassen, so Canning als „Charlatan Gas", Brougham als „Judge", den Prinzen Leopold als „Prince of Little Lilliput", Metternich als „Beuckendorff" u. s. w. — Neben den großen Romanen erschien eine Menge Sammlungen kleinerer Erzählungen und Skizzen; in diesen bekundete sich der englische Wirklichkeitssinn und die scharfe Beobachtungsgabe, wie einst in den Wochenschriften von Addison und Steele. Von Deutschland aus fanden die Taschenbücher und Almanache Eingang (»Forget me not«, »The amulet« u. s. w.), in welchen die Novelle auch ein Feld des Wirkens fand.

Aus dieser Flut von Literatur ragten nur einzelne so sehr hervor, daß sie auf längere Dauer Anspruch machen konnten, wie etwa der genannte Hope mit seinem „Athanasius". Von den Autoren, deren Bedeutung in die nächste Zeit fiel, ist nur Edward Lytton Bulwer (geb. 1805) zu nennen, welcher mit seinem »Pelham« 1828 die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte *). Der Roman offenbarte einen durchdringenden Scharfblick für die Schwächen der Menschen und der Gesellschaft, Festigkeit der Charakterzeichnung und seltene Erzählergabe. Am Ausgang der Zwanzigerjahre gehörte der junge Autor schon zu den Berühmtheiten der zeitgenössischen Schriftstellerwelt Englands.

*) Als Knabe von 15 Jahren hatte er seine ersten Gedichte veröffentlicht.

Der allgemeine Eindruck, welchen der „fashionable" Roman der Zeit macht, ist kein angenehmer; fast überall zeigt sich ein Mangel an höheren Anschauungen, an ernsten Lebenszielen. Selten zwar tritt Frivolität oder ungezügelte Sinnlichkeit hervor, aber dafür umsomehr das Haschen nach Einfluß, nach den Mitteln, sich den höchsten Comfort zu erringen. Trotzdem das religiöse Mäntelchen oft manche Blöße bedeckt, ist's doch zu kurz, um den Materialismus zu verstecken, welcher das ganze highlife beherrschte. So bilden diese Romane einen Spiegel der „Gesellschaft", — daß das Gegenbild nicht immer schmeichelhaft ist, daran trägt nicht er Schuld.

Aus der großen Zahl der Schriftstellerinnen sei Felicia Hemans genannt (geb. 1794 in Liverpool, † 1835), ein echtes und durchaus liebenswürdiges Talent. Ihr am meisten vollendetes Werk »Forest sanctuary« (Waldheiligthum) erschien 1825 und erwarb ihr einen Ehrenplatz in der Literatur. Erwähnt sei auch, daß sie sich eifrig mit deutscher Dichtung beschäftigte. Neben ihr ragte Karoline Sarah Norton hervor, (geb. 1808), die Enkelin Sheridans, welche als fünfzehnjähriges Mädchen eine Satire gegen die Gecken der Londoner Salons herausgegeben hatte und später durch ihre von Byron beeinflußten Dichtungen Aufsehen erregte.

Daß die deutschen Romantiker auf England eingewirkt hatten, ist schon bei Coleridge (S. 210) erwähnt worden. Im allgemeinen hatte man jedoch wenig Theilnahme für unser geistiges Leben, selbst Goethe wurde von den Scheinheiligen angegriffen (vergl. S. 503). Gegen Ende 1827 hielt in London ein Italiener Vorträge über deutsche Dichter, behauptete, es gäbe nur zwei, Goethe und Schiller, welche aber auch nichts werth seien; der erstere hätte Batteux (franz. Aesthetiker ohne jede philosophische Bildung) studiren müssen; in ihm vereinige sich das Geschmacklose des Shakespeare mit der Unsittlichkeit Voltaire's (!). Bezeichnend ist auch, daß man Kant für einen unklaren Schwärmer hielt. Aber diese Anschauungen wurden doch bei den tieferen Geistern nicht getheilt. „Faust" war bis 1825 dreimal übertragen; Bowring übersetzte den „Schlemihl" und Körners „Leier und Schwert". Vor allem jedoch war es Einer, welcher mit inniger Liebe sich in den deutschen Geist vertiefte: Thomas Carlyle (geb. 4. Dez. 1795 in Ecclefechan, Schottland, † 1881). Schon 1823—1824 veröffentlichte er in dem schon genannten »London-Magazine« ein Leben Schillers, welches ein Jahr später umgearbeitet in Buchform erschien. Darauf folgten die S. 503 erwähnte Uebersetzung des „Wilhelm Meister" und 1827 eine Anthologie deutscher Dichtungen, (Goethe, Tieck, Jean Paul, Fouqué u. a.), Bruchstücke aus der „Jungfrau von Orleans" und dem „Wallenstein". Außerdem veröffentlichte er 1828 in der »Edinburgh-Review« (vergl. S. 503 Note) einen Aufsatz über deutsche Literatur, welcher zu dem Begeistertesten gehört, was über sie jemals im Auslande geschrieben worden ist. Mit Carlyle gewann die Kenntniß derselben erst an Boden.

Thomas Carlyle

Eine rege Thätigkeit entwickelte sich auch in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Lange war gegenüber der Pflege thatsächlicher Aufgaben in Staat und Gesellschaft das Ideale in den Hintergrund getreten. Die Schöpfungen bis zum Beginn dieses Jahrhunderts waren mehr Vorbereitung als Erfüllung, wenn auch vieles unter den bestehenden Verhältnissen von Bedeutung war. Daß Englands Literatur einwirken mußte, ist begreiflich, dazu gesellten sich 1815, als viele begabte Amerikaner deutsche Hochschulen bezogen, Einflüsse unserer Poesie, welche durch das stetige Einwandern gebildeter Deutscher verstärkt wurden. Für die Weltliteratur von Bedeutung waren bis in diese Zeit nur Fenimore Cooper (geb. 1789 in Burlington, New-Jersey, † 1851) und Washington Irving (geb. 1783 in New-York, † 1859). Cooper war der erste Dichter seines Landes, welcher Weltruf gewann und verdiente. 1821 errang er den ersten Erfolg mit dem „Spion", welchem in rascher Folge „Die Ansiedler", „Der Lootse", „Der

letzte Mohikaner" u. s. w. sich anschlossen. Er ist von Scott beeinflußt, aber dieser hat eben nur sein Talent geweckt. Mag Cooper auch etwas idealisirt haben, es liegt in seinen ersten Werken dennoch eine reiche Anschauung, ein frischer Wald- und Erdduft, ein Hauch von Freiheit und männliche Kraft. Der Gegensatz mußte reizen; man war in Europa civilisationsmüde, übersättigt von Problemen, unzufrieden; da erfaßten diese Bilder aus einer werdenden Cultur, da wirkte die fremde Natur doppelt kräftig. Das war nicht eine phantastisch erträumte Welt; man fühlte sich von der Unmittelbarkeit

Washington Irving.

der Natur und der Menschen wohlthätig berührt, doppelt, weil man um sich Verkünstelung sah. Cooper hat in Deutschland die Rousseaustimmung in Tausenden verstärkt und mit ihr den Drang in die Ferne, welcher an sich ein Urerbtheil der Vorfahren ist — aber zugleich hat er mit vielen Andren Hoffnungen und Träume erweckt, welche die Wirklichkeit nicht befriedigen konnte.

Irving errang den ersten großen Erfolg mit seinem „Skizzenbuch von Gottfried Crayon" (1820), dessen Frische und Lebendigkeit er mit keinem der folgenden Werke übertroffen hat.

Am Beginn ihrer Wirksamkeit befanden sich um 1830 zwei Dichter von hervorragender Begabung, Longfellow und Poe. Sie werden im folgenden Buch zu besprechen sein.

In Italien setzte sich die Wiedergeburt des volksgemäßen Geistes trotz des Drucks der Reaktion langsam fort. Die Dichter des vorigen Zeitraums hatten die Geister in Bewegung gebracht und wie in Deutschland, so gesellte

Alessandro Manzoni.

sich auch in Italien die Gelehrsamkeit und Forschung zur Poesie, um den lang verschütteten Schacht der nationalen Empfindung zu neuer Einfahrt frei zu machen. Doch daneben wirkten auch fremde, besonders englische und deutsche Dichter auf die Gährung läuternd ein.

Die italienische Romantik war viel weniger großen Verirrungen ausgesetzt als die deutsche, weil das vaterländische Gefühl durch den Gedanken der politischen Einheit vor nebelhafter Phantastik bewahrt blieb und andrerseits der Katholicismus hier auf seinem natürlichen Boden war. So hat

auch der religiöse Zug, wie er etwa bei Manzoni sich bekundete, viel mehr Wärme und ursprüngliche Kraft, als bei Lamartine oder einigen Deutschen.

Von besonderem Einfluß wurde Manzoni durch den vollständig nationalen Geist seiner Dramen und durch den geschichtlichen Roman „Die Verlobten" (I promessi sposi 1825—1826), mit welchen die Art Scotts in Italien eingeführt wurde. Einzelnheiten sind großartig, als Ganzes befriedigt das Werk nicht. Am größten erscheint Manzoni als Lyriker: hier ist er selbstständig, voll hinreißendem Schwung oder warmer Empfindung.

Einer der bedeutenden Genossen Manzoni's, Graf Silvio Pellico (geb. 1789 in Saluzzo, † 1854), schmachtete das ganze Jahrzehnt im Gefängniß; als Herausgeber des „Conciliatore" war er den östreichischen Schergen als heimlicher Carbonari verdächtig geworden und wurde zuerst in den Bleikammern von San Michele, dann auf dem Spielberg bei Brünn gefangen gehalten. Seine ersten Dramen gehören dem zweiten Jahrzehnt an, aber erst nach seiner Freilassung 1830 erschienen »Le miei prigioni«, jenes Werk, welchem er seine große Volksthümlichkeit verdankt.

Zu den Söhnen des Schmerzes, wie sie in dieser Zeit jede Literatur aufweist, gesellte sich Giacomo Leopardi, wohl einer der edelsten Geister, welche ein unbarmherziges Geschick während einer zerrissenen Epoche in trostlose Verzweiflung getrieben hat. Klarer jedoch als bei irgend einem andren Vertreter der Weltschmerzpoesie sind bei ihm die Gegensätze erkennbar. Verhältnisse hatten ihn zum Studium der Antike geführt, welche er noch tiefer ergriff, als der ihm in manchem verwandte Hölderlin. In seinem inneren Wesen war er eine durch hellenische Schönheitsliebe gemilderte Römernatur; seine Seele dürstete nach voller Versöhnung des Geistigen und Sinnlichen, nach Glück und Liebe; sein Geist träumte von der alten Größe Italiens, von Freiheit des Vaterlandes, von sittlicher und geistiger Wiedergeburt seines Volkes. Und die Feuerseele, schönheitsdurstig, heldenhaft, war in einen schwachen kränkelnden Körper gebannt, und empfand den Schmerz der Heimat, die Ketten der Sklaverei mit verhundertfachter Kraft. Und als ihm die Liebe nichts bot, ein Ideal nach dem andern sank, da wurde der Schmerz zur Bitterkeit und zuletzt zur Verzweiflung. Noch weniger stark in den „Gedichten", (»Versi« 1826) ausgeprägt, wird der Pessimismus zum Angelpunkt der gesammten Weltanschauung in der Sammlung von Aufsätzen politischen, philosophischen und moralischen Inhalts, welche als »Operette morali« 1827 erschienen sind. Schneidende Schärfe und ätzende Ironie kennzeichnen die Form dieser kleinen Dialoge, deren Geist schmerzliche Trostlosigkeit athmet. Aber die Seele Leopardi's blieb adelig und groß selbst in der Verzweiflung, nicht der leiseste Zug von Frivolität entweiht, wie bei Heine, Musset und sogar bei Byron, den Schmerz, denn eine namenlose Liebe zum Vaterlande und Sehnsucht nach allem Großen und Schönen zittert durch jedes Wort und von edler keuscher Schönheit ist die Form verklärt. Aus seinen Werken ragt

eine sittliche Persönlichkeit hervor; er ist durchaus wahrhaft, und darum verletzt er niemals durch Coquetterie, wie es bei Heine so oft der Fall ist.

Viel trauriger als in Italien waren die literarischen Verhältnisse in Spanien. Unter dem doppelten Druck der strengsten Rechtgläubigkeit und des Despotismus schmachtete die Poesie; aber noch tiefer mußten die Begabten unter der Gleichgültigkeit der eigenen Landsleute leiden. Am schlechtesten

Giacomo Leopardi.

lagen die Zustände auf dem dramatischen Gebiete; hier machte sich die Censur am stärksten geltend. An der Spitze derselben stand damals Pater Carillo, ein Mönch ohne jegliche Bildung, welcher aber dennoch den Schöngeist spielte. Bezeichnend für die Art, wie er sein Amt auffaßte, ist die Thatsache, daß er Worte wie „Engel" und Ausdrücke wie „Ich bete Dich an" in keinem Stücke duldete und in einem Stücke, „Clytämnestra", den Schluß ganz umänderte, weil ein Muttermord nicht auf die Bühne kommen dürfe; ja sogar von „Armen" sollte nicht gesprochen werden, weil man darin einen Tadel der

Reichen erblicken könnte. Daß alles verboten war, was nur im geringsten einen Angriff auf irgend einen König enthielt, war natürlich. Uebrigens war das Schreiben von Theaterstücken nichts weniger als lohnend, denn das Honorar für ein erfolgreiches Werk überstieg nicht 2000 Realen, etwa 400 Mark und jeder Direktor bemächtigte sich der Arbeit, ohne dem Verfasser die kleinste Bezahlung zu geben.

Die Zeitverhältnisse gestatteten so nicht, daß sich Talente frei entwickeln konnten. Aber noch mehr als sie wurde die Dichtung, besonders das Drama, durch den wahrhaft erdrückenden Einfluß der französischen Kunstlehre und der Classik gleichen Ursprungs geschädigt. Man tastete sogar die älteren Werke der Blütezeit an, um sie ja „regelrecht" zu machen. Wohl regte sich ein freierer Geist in den Schöpfungen des hochbegabten Martinez de la Rosa, des genannten Staatsmannes, in jenen des Don Manuel Breton de las Herreras (geb. 1800 in Quel), aber erst im nächsten Jahrzehnt brach der volksthümliche Geist die ihm auferlegten Schranken.

In der Lyrik erwachte schon früher ein frischerer Geist. 1824 hatten einige noch sehr jugendliche Anfänger die Accademia del Mirto gegründet, welche jedoch zu bald sich politisch verdächtig machte und aufgelöst wurde. — Aus dieser jüngsten Generation traten, auch erst im nächsten Zeitraum, José de Espronceda (geb. 1808, † 1842) und Don José de Larra (geb. 1809) bedeutend hervor.

Auch auf andren Gebieten des geistigen Lebens kämpften neue Kräfte mühsam nach einer größeren Freiheit. In Barcelona wurde 1824 eine Revue »El Europeo« begründet, welche sich mit ästhetischen und philosophischen Stoffen beschäftigte. In ihr offenbart sich der Beginn des Einflusses, welchen deutscher Geist jenseits der Pyrenäen gewinnen sollte. In seltsamer Weise gemischt trat derselbe hier hervor, denn neben einer stark entwickelten Romantik waren es hauptsächlich Schillers Gedanken, welche die gesammte Haltung bestimmten. Große Verdienste erwarb sich neben dem Herausgeber Lopez Soler der Deutsche Nicolas Böhl von Faber (geb. 1770 in Hamburg, † in Cadiz 1836).

In Rußland verschärfte sich der Kampf zwischen den Classikern und der neuen Schule; die ersten besaßen in der Zeitschrift „Unterredungen der Liebhaber der russischen Sprache" ein Organ, in welchem sie die Romantiker bekämpften, während die Gesellschaft „Arsamaß" durch Satiren und Spottschriften die Anhänger des Alten bekämpfte.

Die „Classiker", an deren Spitze Schichkof stand, seit 1824 Minister des öffentlichen Unterrichts, waren nicht nur in Bezug auf die Formen der Poesie, sondern auch in ihrer Weltanschauung unbedingte Anhänger des Alten in Staat und Gesellschaft, deßhalb bekämpften sie die junge Schule sowohl aus ästhetischen, wie aus politischen Gründen. Sie vertraten Zwangsherrschaft, Russenthum und waren in ihrer Kunst doch ganz abhängig von überkommenen

fremden Regeln; jene aber war im innersten Wesen revolutionär, von den neuen Gedanken bestimmt und trotz ihrer Bewunderung fremder Poesie viel mehr dem eigentlichen Wesen des Volkes verwandt. Sie konnte sich mit dem herrschenden Geiste nicht versöhnen, sie empfand Haß gegen ihn, Haß gegen jenes Moskowiterthum, welches sich gegen jeden Einfluß westlicher Bildung und Freiheit starr verschloß; sie lehnte sich gegen den Formelzwang auf, denn sie hatte in Uebersetzungen deutscher und englischer Dichter das Wehen eines neuen Geistes kennen gelernt.

Die Theilnehmer des Bundes traten allmälig in Verkehr mit Männern, welche mit dem System innerlich gebrochen hatten, voll aufrührerischer Gedanken waren und aus der nur literarischen Gesellschaft gerne eine politische gemacht hätten. Das gelang zwar nicht, die Vereinigung löste sich auf, aber die Ideen, welche dem Bestehenden feindlich waren, begleiteten die meisten der jungen Schule auf ihre fernere Laufbahn.

Es ist ein seltsames Gemisch, welches uns die leitenden Charaktere offenbaren. Tiefe Unzufriedenheit geht durch ihr Wesen; sie fühlen Verachtung gegenüber der Verdorbenheit, die sie umgibt; eine Empfindung von Langweile in der Geistesöde erfaßt sie; ihre Gedanken sind verboten, ihre Wünsche geächtet. So drängt sich die Thatkraft ziellos und unbefriedigt in die Seelen zurück, erzeugt Weltmüdigkeit, Satire und Bitterkeit. Aber es mangelt der feste Wille, welcher das Beste des Innern sich unberührt erhält; die Frivolität der Gesellschaft dringt auch in diese jungen Geister, und die Zweifelsucht zerbröckelt das sittliche Gefüge.

Die zwei meist bedeutenden Dichter waren Alex. Sergajewitsch Gribojedoff (geb. 1795 in Moskau, † 1829) und Graf Alex. Serg. Puschkin (geb. 1799 in Petersburg, gefallen im Zweikampf 1837).

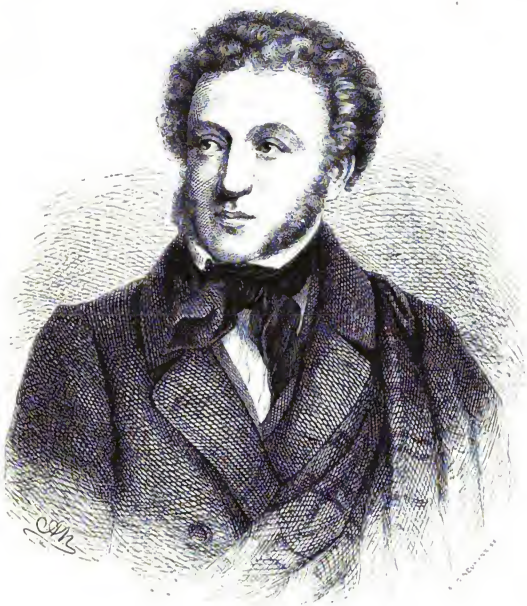
Gribojedoffs Natur offenbart sich in seinen Briefen, welche er in den Jahren 1818—1828 an verschiedene Freunde geschrieben hat. Dieselben gehören zu den wichtigsten Quellen für die Kenntniß des „jungen Rußland", weil sie in merkwürdiger Weise die Verbindung von Idealismus, Leichtfertigkeit und jenem tiefen Ungenügen an Welt und Leben zeigen, welches mit zur Bildung des Nihilismus beigetragen hat. Am 9. Sept. 1825 schreibt er an einen Freund: „Ich langweile, ich verdüstere mich. — — Es ist Zeit zu sterben; ich weiß nicht, warum ich damit so lange zögere. Welche Oede! — — Sage mir, was soll ich thun, um mich vor Wahnsinn oder vor einer Pistolenkugel zu bewahren! Ich fühle, eins oder das andre erwartet mich." Und in einem spätern Briefe heißt es: „Welche Qual ein Träumer zu sein in dem Lande ewigen Schnees!"

Das einzige Werk von Bedeutung, das den Namen des Dichters erhalten hat, ist ein Lustspiel „Das Unglück, Verstand zu besitzen" (wörtlich: „Unglück aus Verstand"). Lange Zeit wanderten Abschriften des Werkes durch die Gesellschaft; Gribojedoff selbst hat weder den Druck, noch die Aufführung

erlebt. Das Stück, weder an Handlung reich, noch besonders geschickt gemacht, zeichnet sich durch Schärfe und Geist der Charakterzeichnung aus; die einzelnen Gestalten sind der Wirklichkeit entnommen, das verräth jede Scene, jedes Wort. „Das ist ein Pasquill auf Moskau!" Diese Worte rief der Gouverneur der alten Hauptstadt, Fürst Galizin, als er das Stück gelesen hatte. Diese Porträtähnlichkeit ist's, was dem Werke seine sittengeschichtliche Bedeutung verleiht: man sieht den beginnenden Kampf zwischen dem alten und dem neuen Rußland; mit festen Strichen umrissen sind die Typen der Gesellschaft hingestellt, und aus den Worten des eigentlichen Helden tönt wie aus weiter Ferne das dumpfe Grollen der Revolution.

Viel bedeutender in Hinsicht auf Kraft und Phantasie war Rußlands größter Dichter Puschkin. Sein Leben und dessen unglückliches Ende spielen sich auf dem Hintergrunde einer verkommenen Gesellschaft ab. — In seiner Knabenzeit war er von den Gedanken der Encyklopädisten erzogen worden; mit zwölf Jahren hatte er Voltaire und Rousseau gelesen. Dann kam er in eine adelige Erziehungsanstalt, in welcher hauptsächlich Franzosen — darunter ein Bruder Marats unter dem Namen de Bondry — Unterricht ertheilten, Männer mit geringer Bildung und sehr zweifelhaftem Charakter. Von Disciplin war nicht die Rede — zur Kennzeichnung des „Lyceum von Zarskoje Selo" können die zwei Thatsachen dienen, daß sich die älteren Zöglinge in der Stadt Maitressen hielten und mancher Lehrer an den Ausschweifungen der Schüler Theil nahm. Ebenso verderblich wie die sittliche Luft war die geistige; die vornehme Jugend spielte mit den Gedanken des Liberalismus, deren Bedeutung ihr ganz unverständlich war, und sog aus den materialistischen Schriften der Franzosen die Sucht der Verneinung.

Es waren keine günstigen Vorurtheile, welche man Puschkin nach seinem Austritt aus der Anstalt mitgab; man bezeichnete ihn als vergiftet durch die Obscönitäten der französischen Literatur und als ausgehöhlt in Geist und Herz. Anfänglich schien es auch so, denn der Jüngling, welcher in ein wegen des ausschweifenden Lebens berüchtigtes Gardehusaren-Regiment eingetreten war, stürzte sich in den wildesten Strudel der vornehmen Gesellschaft. Aber Alles vermochte die hohe Begabung in ihm nicht zu ersticken — 1820 vollendete er sein Epos „Rußlan und Ludmilla", dessen früher bekannt gewordene Bruchstücke ihm den Eingang in den Bund „Arsamaß" eröffnet hatten. Männer wie Karamsin bezeugten dem jungen Genie verehrende Bewunderung. In dieser Zeit wurde Puschkin mit jenen Kreisen bekannt, welche sich später an die Spitze des Aufstandes der Garden stellten. Aber seine Natur, obwohl patriotisch, war in keiner Art politisch beanlagt; er verfaßte scharfe Sinngedichte, welche bald in der vornehmen Gesellschaft von Mund zu Mund gingen, die so gerne des Damoklesschwerts, welches auch über ihr hing, spottete. Aber auf solche kleine Stiche beschränkte sich Puschkin; nahm er auch keine Rücksicht auf die Stellung der Personen, so war



Alexander Puſchkin.

das Ganze doch mehr ein Spiel des Witzes, als das Ergebniß wirklich revolutionärer Stimmung; ſelbſt ſeine „Ode an die Freiheit" war trotz ihrer verpönten Gedanken und des feurigen Schwunges nicht gefährlich. Aber dennoch erſchien Puſchkin gefährlich und wurde auf Veranlaſſung des Petersburger Generalgouverneurs vor den Kaiſer beſchieden, welcher die Vorlage aller Gedichte verlangte. Es geſchah. Czar Alexander, fähig das Genie zu erkennen, hätte alles verziehen, ſelbſt die obſcönen Gedichte, aber ein Epigramm auf einen Günſtling ließ die Schaale des Zorns überlaufen. Der Dichter ſollte nach Sibirien, nur durch die Fürſprache Capodiſtrias wurde der Gewaltſpruch auf einfache Verweiſung nach Südrußland „gemildert".

Verzweiflung bemächtigte ſich ſeines Weſens — und dennoch war die Verbannung für ihn ein Glück, weil ſie ihn den vergiftenden Einflüſſen der

Hauptstadt entzog, weil sie es verhinderte, daß er mit den Urhebern des Gardeaufstands in Verbindung trat. Nach Alexanders Tode wandte er sich an den neuen Czaren und bat um Begnadigung. Dieselbe wurde ihm in einer mündlichen Unterredung gewährt. Jetzt stand dem Dichter kein Ausweg mehr offen; wollte er schaffen und dem Vaterlande seine Kraft erhalten, so mußte er sich die Gnade des Selbstherrschers zu erhalten suchen, trotzdem er wußte, daß die ganze Jugend, daß der bessere Theil des Adels, dem Liberalismus ergeben, ihn verurtheilen werde. Aber nicht nur der Glaube an seine Dichtersendung mag ihn bestimmt haben; doch welchen Einfluß die Sehnsucht wieder in der „großen Welt" zu leben auf seine Entschlüsse ausgeübt hat, wage ich nicht zu entscheiden. —

Die Gunst des Kaisers bewahrte die Werke, welche nun erscheinen konnten, vor der unbarmherzigen Scheere der Censur*) — unter ihnen befanden sich „Der Gefangene vom Kaukasus", das Drama „Boris Godunoff" und die ersten Theile des Romans in Versen: Eugen Onägin, an welchem Puschkin von 1828—1831 gearbeitet hat. Der letztere ist sein Hauptwerk, in der Form sehr stark, vielfach auch im Inhalt von Byrons „Don Juan" beeinflußt. Der Held ist eine von Fuß zu Kopf der „Gesellschaft" entnommene Gestalt, das Ganze ein Zeitbild, wie „Unglück aus Verstand", aber dabei das Werk eines echten Dichters. Die Zerrissenheit Byrons ist hier nicht nachgeahmt, sondern vollkommen ins Russische übertragen. Zwar ist das Wort „Nihilist" noch nicht für eine bestimmte Gattung von Menschen erfunden, aber Onägin ist der Vertreter eines Theils seiner vornehmen Zeitgenossen, der Vertreter einer Krankheit im socialen Körper: ausgehöhlt im Innern, übersättigt vom Leben, keines Schwungs fähig, ein glatter Weltmann, und trotz seiner Jugend ohne einen Funken von Willenskraft. So ist er das Spiegelbild einer Gesellschaft, welche unter dem eisernen Druck des Despotismus lebend nur die Wahl hatte zwischen geheimer Auflehnung und endloser, alles Ideale verzehrender Ausschweifung; so offenbart er der Nachwelt den Charakter des jungen Geschlechtes, welches in den nächsten Jahrzehnten auf den Schauplatz treten sollte, ohne je Aufgaben zu empfangen, die den unseligen Zwiespalt zu beheben im Stande waren. Wo keine vernünftige Freiheit waltet, dort kann sich kein Pflichtgefühl entwickeln; wo Willkür zum Gesetze wird, dort erscheint bald das Gesetz als Willkür; bricht der eine übermächtige Wille Millionen von Energien, so weckt er in Hunderten eine bittere Stimmung, welche endlich einmal zur That werden muß.

Das Verbotene reizt. — Die Regierung des Czar Nikolaus sollte diesen Wahrspruch bestätigen, wie die weitere Entwicklung der Literatur bestätigen wird.

---

*) Einen traurigen Ruhm erwarb sich der Geheimrath Krassowski, dem gegenüber Pater Carillo, sein spanischer Berufsgenosse, harmlos war.

Auch in Polen, wo seit ungefähr 1760 der falsche Classicismus Frankreichs alle Gattungen der Dichtung beherrscht hatte und der nationale Geist von dem fremden fast ganz unterjocht war, begann allmälig das volksthümliche Empfinden sich gegen die Herrschaft aufzulehnen. Unter den Schlägen, welche das Land trafen und vernichteten, erwuchs die Vaterlandsliebe und gebar eine neue Literatur. An der Spitze der Bewegung stand Adam Mickiewicz (geb. 1798 in Nowogrodek, † 1855), einer der größten Dichter aller slavischen Stämme. Er begründete, durch fremde Einflüsse (Shakespeare, Schiller, Byron) angeregt, die nationale Romantik innerhalb der polnischen Dichtung. Aber bei ihm konnte der Weltschmerz nicht so zerstörend wirken, weil er sich zwei Ideale bewahrt hat: Vaterland und Religion. In ihm lebte der ritterliche Zug, welcher die Besten seines Volkes auszeichnet, und bot einen Halt gegen die zerstörende Selbstverneinung des Willens. So oft in seinen genialsten Gestaltungen dieses Jahrzehnts („Todtenfeier", „Grazyna", „Konrad Wallenrod") Anklänge an Manfred, Faust, selbst an Werther wahrnehmbar sind, niemals verirrt sich sein kräftiger Geist in bittere Verzweiflung; seine Helden und Heldinnen haben den Muth der That, sie verzehren sich nicht in Zweifelsucht. Mickiewicz glaubt an das Vaterland und an Gott; diese idealen Mächte sind es neben seiner großen dichterischen Begabung, welche den Dichtungen ethischen Halt geben. Das vor allem unterscheidet ihn von den Byronisten der andern Völker. Demselben Zug begegnen wir in Stephan Garczinski's (1806—1833) „Schicksale Waclaws", einem epischen Gedicht, welches auch stark von „Manfred" und vom „Faust" beeinflußt ist. Auch hier ist der Held eine lebenssatte Natur, unbefriedigt vom Genuß und von der Philosophie; da fällt in seine Seele der Gedanke an das Vaterland, rettet ihn aus der Verbitterung und weckt die erlösende Thatkraft. — Neben diesen zwei Dichtern war eine Reihe anderer thätig, welche man unter dem Stichwort der „ukrainischen Schule" zu vereinen pflegt. Der nationale Geist ist bei Allen der Quell, aus welchem sie schöpfen; Schwermuth und Kampfesfreude mischen sich in ihren Liedern, und die heimische Sage durchzieht das Gewebe mit goldenen Fäden.

Aus derselben Quelle volksthümlicher Empfindung schöpften die Begründer der ungarischen Poesie, als deren Führer Michael Vörösmarty (geb. 1800 in Puszta-Nyék, † 1855) gelten muß. Schon seine ersten lyrischen Gedichte zeigten das Streben nach freier Gestaltung der nationalen Eigenart; ebenso seine Dramen und das 1825 veröffentlichte Epos „Die Flucht Zaláns". Er ist der Verfasser des »Szózat« („Weckruf"), des ungarischen Nationalliedes, das in seiner Art unerreicht dasteht.

Das poetische Schriftthum der nordgermanischen Völker vermochte sich in diesem Jahrzehnt noch nicht von der Ueberromantik frei zu machen. Besonders hat der Geist der starren Rechtgläubigkeit den Werth selbst begabter Dichter vermindert, wie es außer bei andern bei N. F. S. Grundtvig

(geb. 1783, † 1872) der Fall war. Keiner der übrigen Dichter hat außerhalb der Heimat gewirkt, wenige sind als selbstständige Geister von Bedeutung. Außerordentliche Pflege fand das Drama durch J. L. Heiberg († 1860) und G. Bredahl († 1860); der Israelit H. Hertz (geb. 1798) gewann erst im nächsten Jahrzehnt Ruf.

Auch in Schweden verhinderte die verrannte Romantik mit ihren altisländischen Neigungen die Bildung einer zeitgemäßen Dichtung. Tegner ragte unter den Mitlebenden hervor; seine besten Schöpfungen gehören dieser Epoche an („Nachtmahlskinder" 1821, „Axel" 1822, „Frithjofssage" 1825). Die letztere hat besonderen Ruf erlangt; obwohl im Stoffe an eine der älteren Sagen geknüpft und in der Form von großer Schönheit, ist sie dem innersten Wesen nach modern empfunden. Die Erfolge Tegners rissen eine Anzahl Jüngerer zur Nachahmung hin, welche aber keine besonders kostbaren Früchte tragen sollte.

Neuntes Kapitel.

Die Künste.

(Bildende Kunst; Musik; Schauspielkunst.)

Während in der Literatur sich der Zerfall der romantischen Kunstideale immer entschiedener geltend macht, gewinnen dieselben in den bildenden Künsten in Deutschland an Bestand; das Größte, was in diesem und dem Beginn des nächsten Jahrzehnts überhaupt geschaffen wird, deutet nicht auf neue Grundsätze hin, sondern hängt auf das Innigste mit dem bis um 1820 Erworbenen zusammen. Als der geistig meist bedeutende Künstler ist Cornelius zu betrachten. Oktober 1821 war er an die Spitze der Düsseldorfer Akademie getreten, nachdem er noch vorher mit einigen tüchtigen Hilfskräften die Arbeiten für die Glyptothek in München gefördert hatte. Unter den jungen Künstlern, welche in diesem Zeitraum dem Meister nahe traten, wie H. A. Stilke (geb. 1805), C. Schorn (geb. 1803) u. s. w., ist besonders Wilhelm Kaulbach (geb. in Arolsen 1805) zu nennen. — Mit einer Begeisterung, welche leider immer seltener wurde, je mehr der nüchterne Geist der folgenden Zeit auch die Kreise der Künstler ergriff, schlossen sich die Jungen an den Führer an, für welchen die Kunst nicht allein Quelle der Einnahmen und äußerer Erfolge, sondern eine heilige Lebensaufgabe war. Cornelius strebte dahin, die Malerei zur Volksangelegenheit zu machen, darum war ihm das höchste Ziel die Gewinnung monumentaler Größe und Würde, die Erreichung mächtiger, aber einfacher Formen. Mit umfassenderem Geiste, als ihn die Ueberromantiker besaßen, wies er auf Geschichte und Sage, nicht nur auf die heimische, hin; empfahl das Studium der Natur, aber nicht als letztes Ziel, sondern nur als das stetige Correktiv für die durch Ueberlieferungen vermittelten Anschauungen. Durch sie und die Antike sollten die Schüler vor jener ungesunden, sentimentalen Romantik bewahrt bleiben, wie sie als Seitenstück zu de la Motte-Fouqué's Dichtungen auch in der Malerei um sich gegriffen hatte. Aus diesen einheitlich großen Ansichten über Kunst mußten jedoch auch gewisse Irrthümer hervorgehen. Cornelius mißkannte den Werth der Landschafts- und Genremalerei und schränkte dadurch das Kunstgebiet dem Leben gegenüber ein. Andrerseits mußte er allmälig zu einer Verkennung der technischen Bestrebungen gelangen. Für überflüssig hat er zwar die Farbe nie gehalten, aber er verkannte die Thatsache, daß der Künstlergeist seine Größe auch darin

bekunden könne, wenn er voll feinster Empfindung dem Zauber der Farbe und des Lichtes nachgeht. Aber noch eine andre Gefahr mußte sich in der jungen Schule entwickeln. Die übermächtige Individualität des Meisters zwang durch sich selbst dem ihn verehrenden Schülerkreis ihre Eigenart auf und unterdrückte dadurch absichtslos manchen selbstständigen Zug.

Indessen hatte Prinz Ludwig von Baiern seinen Gedanken, Cornelius für sich zu gewinnen, nicht aufgegeben, sondern drängte immer mehr auf Entscheidung. Nach längerem Schwanken entschloß sich der Meister; ihm schien es unehrlich, sich so schnell von Preußen loszusagen, welches ihm zuerst die Gelegenheit zu einer umfassenderen Thätigkeit geboten hatte. Doch persönliche wie künstlerische Gründe bewogen ihn endlich, und er siedelte im Sommer 1825 nach München über. Einige Monate später bestieg Ludwig den Thron, voll von seinem Ideal, München zum Mittelpunkte deutscher Kunst zu machen.

Die meisten der Schüler des Cornelius waren ihm nach der Isarstadt gefolgt, erfüllt von Hoffnung, hier mehr als in Düsseldorf Gelegenheit zu großen Schöpfungen zu finden. — Die erste Arbeit betraf die Umwandlung der Akademie, auf welcher die geistlose Verflachung alles beherrschte. An die Stelle der alten Lehrer, von denen wenig Ersprießliches zu erwarten war, traten Schnorr, der oben genannte Schorn, welcher einige Zeit bei Ingres und Gros in Paris gearbeitet hatte, und Heinrich Maria Heß (geb. 1798 in Düsseldorf, gest. 1863), der von Rom nach München berufen wurde, um die Malklasse zu leiten, und die Fresken der Allerheiligenkirche übernehmen sollte.

Die Ausmalung eines Theils der Arkaden des Hofgartens gab den Jungen die erste Gelegenheit, ihre Kraft zu erproben; doch gerade die realistisch-geschichtlichen Stoffe widerstrebten zum Theile dem bis dahin durchgemachten Bildungsgange, so daß trotz allem aufgewendeten Fleiß die Kunst keine bleibende Bereicherung gewann. Die Künstler konnten sich weder mit dem Raum noch mit den Aufgaben ganz zurecht finden — der einzige, Kaulbach, der Schöpfer der Flußgottheiten, verrieth freieren Schwung. Besser gelangen die Fresken im Odeonsaale, an welchen sich der oben Genannte mit Anschütz und Eberle betheiligte, und die Bilder aus dem Mythus von Eros und Psyche, die Kaulbach allein für den Herzog Max auszuführen bekam.

Während dieses Jahrzehnts ward auch die von Cornelius in Rom übernommene Ausschmückung der Glyptothek ausgeführt. Die Compositionen zum Göttersaal waren theilweise schon in der ewigen Stadt entstanden und wurden bereits 1819 in Angriff genommen; 1823 vollendete Cornelius die Cartons für den Göttersaal, und begann 1823/24 jene für den trojanischen; dieser Arbeit folgten die Entwürfe zu der Ausmalung in den Loggien der Pinakothek, an welchen Cornelius von 1826 an zehn Jahre lang arbeitete. In diesen Schöpfungen entfaltete er die ganze Macht seines Genies, ebenso wie die Grenzen seiner Begabung in ihnen offenkundig wurden. Vielleicht das Be-

deutendste, was er in dieser Zeit hervorgebracht hat, sind die Entwürfe zu dem Götterſal und einige der Cartons für den trojanischen. Wer mit echtem Kunſtgefühl die „Unterwelt", das „Reich Neptuns", das „brennende Troja" und den „Kampf um Patroklus' Leiche" betrachtet hat, wird den Eindruck dieſer großartigen Schöpfungen niemals vergeſſen können. Es iſt hier nicht nur die Tiefe des Gedankens und die vornehme Auffaſſung des Stoffes, was mächtig ergreift, ſondern ebenſo die wahrhaft gewaltige Charakteriſtik der Geſtalten. Vielleicht mag das an ſüdlichen Linienſchwung gewöhnte Auge manchesmal die Anmuth vermiſſen, aber dafür entſchädigt der ernſte Adel der Erſcheinung und die ergreifende Kraft der Empfindung. Und in den Kämpfern, beſonders in dem ungeſtüm vordrängenden Hektor zeigt ſich eine wahrhaft heroiſche Kraft der Auffaſſung. Bis zum Tragiſchen ſteigert ſich der Eindruck auf dem Bilde von Troja's Zerſtörung; ich kenne in der deutſchen Kunſt neuerer Zeit keine Geſtalt, in welcher ſich die dämoniſche Ergriffenheit ſo machtvoll verkörpert wie in der Caſſandra. Unglückſeliger Weiſe blieb die Ausführung hinter den Entwürfen zurück. Von der monumentalen Wirkung des Colorits hatten die Schüler keine Ahnung, es fehlte ihnen überhaupt an jeder klar durchdachten Technik. So wird die Geſammtwirkung oft durch Kälte oder Buntheit zerriſſen; doppelt groß erſcheint jedoch des Künſtlers Geiſt, wenn trotzdem der Eindruck ein tiefer iſt. Leider noch mehr haben die Loggien-Entwürfe, deren Ausführung der König wider die Abſicht des Künſtlers einem mehr als unbegabten Maler übertrug, gelitten. Was Reichthum an tiefen und echt dichteriſchen Gedanken und an künſtleriſcher Auffaſſung betrifft, darf ſich dieſes Werk ebenbürtig an die Seite des Beſten ſtellen, was auf dieſem Gebiete ſchmückender Kunſt jemals geleiſtet worden iſt.

So groß indeſſen auch die rein künſtleriſchen Erfolge des Cornelius ſein mochten, die Akademie ſelbſt nahm dennoch keinen rechten Aufſchwung. Wohl wies der Meiſter oft und dringend auf die Nothwendigkeit des Naturſtudiums hin, jedoch ihm fehlte hier ebenſo wie in der Maltechnik die volle Hingabe, die klare Methode. So wurde das Aeußerliche der Kunſt, wenn auch ohne Abſicht, vernachläſſigt; für das Große in Cornelius, dem die Form allein nichts galt, wenn ſie nicht des Geiſtes Hülle war, beſaßen die Wenigſten genügendes Verſtändniß. — 1830 begann er die Cartons für die Bilder der Ludwigskirche.

Aber ſchon oftmals war es zwiſchen ihm und dem eigenwilligen Könige zu Auseinanderſetzungen gekommen, welche dem Künſtler den Aufenthalt zu verleiden begannen. Außerdem hatte ſich in München unter den Malern eine den Cornelianern feindliche Gegenbewegung entwickelt, welche auf eine andre Auffaſſung der Kunſt, vor allem des Colorits hinſtrebte; ſchon hier ſpielten franzöſiſche Einflüſſe lebhaft mit; der „Hofmaler" Joſ. Stieler hatte einige Zeit in Gérards Atelier gearbeitet und war durch die bis dahin ungewohnte Eleganz ſeiner Bildniſſe ſchnell beliebt geworden. Aber dieſe glatte Technik vermochte das, was dem Cornelius fehlte, nicht zu erſetzen.

Indessen vollzog sich die Entwicklung des in Rom Begonnenen. Overbeck hatte (s. S. 306) den Tasso-Cyklus übernommen und glücklich vollendet. Der Stoff mit dem romantisch-religiösen Einschlag sagte der Natur des Künstlers besonders zu und vornehmlich jene Motive, in welchen das schwärmerische Element zu Tage trat („Sophronia und Olint auf dem Scheiterhaufen", „Taufe und Tod Clorinde's"), zeichneten sich durch die Innigkeit der Auffassung aus; doch ist nicht zu läugnen, daß das Seelenhafte manchmal zu weit getrieben war.

Eine größere Weltfreudigkeit zeigte Schnorr in seinem Roland-Cyklus. Mit echt malerischem Scharfblick ergriff er aus dem Stoffe jene Scenen, die für sich einen selbstständigeren Zug tragen, und belebte dieselben mit einer Auffassung, welche trotz der Romantik sich frei von der Liebäugelei mit den alten Vorbildern hielt und nach der Wahrheit, wenn auch nach einer poetischen, strebte.

Mit dem Fortgang des Cornelius begannen sich übrigens besonders bei Overbeck die einseitigen Strebungen der Nazarener zu verschärfen. Das Religiöse trat in dem Künstler als das allein Herrschende hervor und er zwang sich zu einer Formanschauung, die ihm als der echte Ausdruck des einen Gefühls erschien. Nur in einzelnen Compositionen nach dem alten Testament, wie in der großartig gedachten „Himmelfahrt des Elias" (1827), brach er die Fesseln, welche ihm Fiesole und die Umbrische Schule angelegt hatten. Die Werke, denen er seine Volksthümlichkeit verdankt, gehören der späteren Zeit an. — Die Einflüsse Overbecks waren groß und wirkten besonders auf Wien zurück, als Jos. Führich (geb. 1800 in Kratzau) dort Stellung gewann (seit 1834).

Daß Schnorr 1825 nach München berufen worden war, ist erwähnt. Zugleich hatte er den Auftrag erhalten, für die neue Residenz eine Reihe von Odysseebildern zu entwerfen, doch ehe er diese Arbeit weit gefördert hatte, trug ihm König Ludwig einen Nibelungen-Cyklus auf. Kaum war Schnorr, 1827, in München angelangt, als er die neue Aufgabe mit Feuereifer angriff und so nun mit Cornelius auf demselben Stoffgebiete wetteiferte, ohne denselben zu erreichen. Dieser war durch seine energische Natur dem heroischen Geist des Gedichtes viel mehr verwandt und bewies seine Kraft gerade in den leidenschaftdurchglühten Scenen. In solchen steht Schnorr hinter ihm, wenn auch die ideal angehauchte Formgebung und das mit größerem Realismus behandelte Beiwerk als ein äußerer Vorzug erscheinen. Nur in der Wiedergabe festlich bewegten Lebens, wie im „Hochzeitssaale", vermag er durch seine ungewöhnliche Beherrschung der Massen und durch seine Anordnung stärker zu ergreifen. Die Ausführung dieses umfassenden Auftrags zog sich, vielfach unterbrochen, über zwanzig Jahre hin; aber dennoch blieb die Arbeit unvollendet.

Unter den Cornelianern beanspruchte schon damals Wilhelm Kaulbach eine besondere Beachtung. Ihn hatte iene Jugend erzogen so ernst und

bitter, wie sie wohl wenigen auferlegt sein mochte; das hatte den Keim zu jener Herbheit und jenem Sarkasmus gelegt, welche einen Hauptzug im Wesen schon des jungen Künstlers bildeten. Mit dem „Narrenhaus" lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich; die Cornelianer waren um so mehr befremdet über diesen Griff in das wirkliche Leben, weil sie selbst dasselbe kaum der Darstellung werth erachteten. Neben viel Geist und Zügen einer dämonischen Genialität viel Verzerrung und ein seltsamer Sarkasmus: das ist der Inhalt dieses eigenthümlichen Werkes. Ergreifender war noch „Der Verbrecher aus verlorner Ehre". Doch schon entwickelte sich langsam jener Geist in Kaulbach, aus welchem die „Hunnenschlacht" hervorgegangen ist, mit welcher er seinen idealen Stil begründete.

Die Zahl der bedeutenden Künstler, welche in dem Jahrzehnt sich in gährender Jugendentwicklung befinden, ist überhaupt eine große; es machte sich auf dem Gebiete der bildenden Künste dieselbe Fülle von Talenten bemerkbar, wie um die Zeit 1775 auf jenem der Literatur. Unter den Malern traten im Norden und Süden eigenartige Erscheinungen hervor, Vertreter der Romantik, des Classicismus und eines sich langsam gestaltenden realistischen Strebens. Nur die Wichtigsten können erwähnt werden.

Ein Seitenbild zu Platen war Bonaventura Genelli (geb. 1798 in Berlin). 1822 war der junge Künstler nach Rom gekommen, wo er zehn Jahre lang blieb. Obwohl von der excentrischen Stimmung ergriffen, welcher damals der größte Theil der deutschen Malercolonie huldigte, war sein Wesen nicht angelegt, sich dem romantischen Geiste anzuschließen. Seine Phantasie führte ein Sonderleben und floh mit Homer, Cervantes und mit Dante in eine Idealwelt, die sich von jener der Nazarener strenge unterschied. Die Werke Carstens' hatten ihn stark erfaßt, die Antike, Michel Angelo und Raffael vollendeten die Erziehung seiner künstlerischen Innerlichkeit. Die geringen Mittel, welche er besaß, machten ihm das fleißige Studium nach dem lebenden Modell kaum möglich, und so benützte er seinen eigenen Körper als Vorbild seiner Gestalten. Das mußte ihn zu einem gewissen Cultus der schönen Erscheinung und andrerseits zur typischen Formanschauung führen. Die drängende Fülle seiner Innenwelt fühlte sich durch die Maltechnik beschränkt und führte ihn immer mehr zur Zeichnung. Seine Eigenschaften traten bereits in einem großen Cyklus zu Tage, welcher, der hellenischen Mythenwelt entnommen, von ihm als Schmuck eines Speisesaals gedacht war. Die Composition der Hauptbilder wie des Frieses ist von ungewöhnlicher Schönheit, das Ganze athmet antike Sinnenfreudigkeit, aber er ist eben zu sehr griechisch gedacht und deßhalb nur für beschränkte Kreise zugänglich. Dasselbe gilt von anderen Schöpfungen der Zeit, wie vom „Raube der Europa" u. s. w. 1829 kam der begeisterte Verehrer der Kunst, der Leipziger Dr. Härtel nach Rom und trat bald mit Genelli in Verbindung. Dieselbe sollte den Künstler im nächsten Jahrzehnt in die Heimat führen.

Götter gab ich. Menschen und Vieh
Was hat Euch am besten gefallen?
Den Menschen vergaß ich nie,
Ergötzt' ich mich doch an Allen —

M Zaulbach

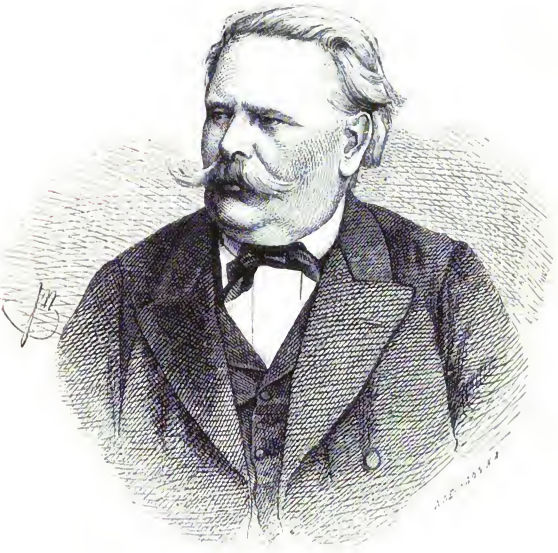
Olympia. Von Karl Rottmann.

Nach der Radirung von Neureuther in München.

Eine auch in gewissem Sinne antike Natur war Karl Rottmann (geb. 1798 in Handschuhsheim bei Heidelberg, gest. 1850). Schon in den frühesten Werken des Jünglings offenbarte sich ein idealisirender Zug. Er sah in der Landschaft nicht die kleinen Einzelnheiten, sondern die großen, den gesammten Eindruck bestimmenden Linien und Flächen. 1822 bezog er die Münchner Akademie, wo auf diesem Gebiete der Malerei ein kleinlicher Naturalismus herrschte. In regem Verkehr mit Cornelius, Klenze, Peter Heß und andren gewann der Künstler an erweitertem Gefühl, wirkte jedoch schon damals durch seine liebenswürdige, dem Idealen zugewandte Natur auf den ganzen Kreis zurück. 1826 ging er auf ein Jahr nach Italien, wo der Zug nach stilvoller Auffassung der Natur neue Nahrung erhielt. Das beweisen jene Bilder, welche er nach seiner Rückkehr für den Arkadengang des Hofgartens ausführte. Obwohl die Landschaftsmalerei seitdem mehrfach ihre Grundsätze gewechselt hat, ist die Bedeutung dieser Werke nicht vermindert worden. Man kann sagen, daß Rottmann die geschichtliche Seele der Landschaft zu erfassen wußte; er hat den bleibenden Grundzug der Vedute ergriffen und ihm die Beleuchtung und die Luft angepaßt; es liegt in diesen Bildern nichts Zufälliges, so wie sie sind, so scheinen sie sein zu müssen. Diesem großen idealen Zug gegenüber treten gewisse Mängel der Einzelnformen, besonders der Vegetation zurück. Derselbe Geist beherrscht die griechischen Landschaften, welche im nächsten Jahrzehnt entstanden sind, von denen „Olympia" den Lesern eine Vorstellung von dem Idealstil Rottmanns geben kann.

Eine ganz eigenartige Entwicklung sollte der romantische Stoff durch Moriz v. Schwind finden (geb. 1804 in Wien). Durch tüchtige Studien nach der Antike geschult, war er durch Ludwig Schnorr von Karolsfeld, den Bruder des Julius, zur Romantik geführt worden. Aber noch mehr als dieser wirkten geistige Einflüsse der Literatur und Kunst, die Lektüre von Arnim, Fouqué und Tieck, der freundschaftliche Umgang mit Schubert und andern Musikern auf ihn ein. Doch sind zwei Züge schon früh bemerkenswerth: das Festhalten an gewissen, von der Antike empfangenen Formanschauungen und die Frische der Auffassung romantischer Stoffe. Das zeigen die Cyklen zu verschiedenen Opern („Freischütz", Figaro's Hochzeit"), in welchen stets eine frische Sinnlichkeit durchschlägt, und die Zeichnungen zu 1001 Nacht, welche bekanntlich auch Goethe's Beifall fanden. 1827 besuchte Schwind, welchem das Kunstleben in Wien, damals überhaupt kaum vorhanden — außer in der Musik und Theaterwelt — wenig behagte, München. Von Cornelius wurde er begeistert, weniger von dessen Schülern und der Stadt, aber dennoch übersiedelte er 1828 dorthin und beschäftigte sich hauptsächlich als Illustrator.

Ein andrer Vertreter volksthümlicher Romantik wuchs in diesem Jahrzehnt in stiller Abgeschiedenheit im Norden auf: Ludwig Richter (geb. 1803



Moriz v. Schwind.

in Dresden). Als Jüngling von 20 Jahren war er nach Rom gekommen, noch unsicher über seine eigene Bestimmung. 1828 erhielt er eine bescheidene Stellung als Lehrer an der Zeichenschule in Meißen, wo ihm im Verkehr mit deutscher Natur allmälig die Ahnung des Weges aufzudämmern begann, welcher ihn zu so schönem Ziele führen sollte.

Im gleichen Jahre wie Schwind sind noch zwei Künstler von eigenartiger Begabung geboren, Preller und Rietschel. Friedrich Preller (1804 in Eisenach) gehört zu den Jünglingen, für welche unser Goethe sich mit besonderer Theilnahme bethätigt hat. Als 15jähriger Knabe hatte Preller für den Dichter „Wolken und Lüfte“ gemalt, und war dann durch ihn nach Dresden empfohlen worden, wo er in der Galerie Bilder von Ruysdael und Potter copirte, was für seine Entwicklung von Bedeutung werden sollte. Auch der Herzog von Weimar wandte ihm, durch Goethe bewogen, seine Aufmerksamkeit zu und machte ihm die Reise nach Italien möglich. 1828 betrat

der junge Künstler das Gebiet von Rom. Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, was für ein reiches Leben damals in der Siebenhügelstadt auf künstlerischem Gebiete herrschte. Es war nicht allein die Natur Italiens und die schweigende Größe der Vergangenheit, was auf die jungen Talente damals mit solchem Zauber wirkte, sondern ebenso der lebendige Verkehr mit hochbegabten Gleichstrebenden. Neben den älteren wie Overbeck, Thorwaldsen, Koch u. s. w. waren damals die jungen wie Genelli, Führich, Rietschel, Semper in Rom. Welche Fülle von Charakteren, welche reiche und reine Begeisterung für die höchsten Ziele der Kunst, und dabei welches überquellende Leben in den jungen Drängern und Stürmern! Preller wurde durch die Natur des Südens tief ergriffen; Koch drängte ihn zur einfachen und stilvollen Auffassung der Natur, die auch schon in den Landschaften dieser Zeit zu Tage trat. Bereits damals beschäftigte den Künstler der Gedanke an die

Landschaften zur Odyssee. Ernst Rietschel (geb. 1804 in Pulmitz bei Dresden), welcher längere Zeit zwischen Malerei und Bildhauerei geschwankt hatte, kam endlich zu Rauch, der sich seiner mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines feinen und zugleich wohlwollenden Mannes annahm. Bald war der Jüngling einer der besten Schüler und wurde schon 1827 von dem Meister zur Ausführung des Denkmals Friedrich Augusts empfohlen, welches Rietschel 1829 beginnen konnte. Das nächste Jahr führte ihn dem ersehnten Italien entgegen.

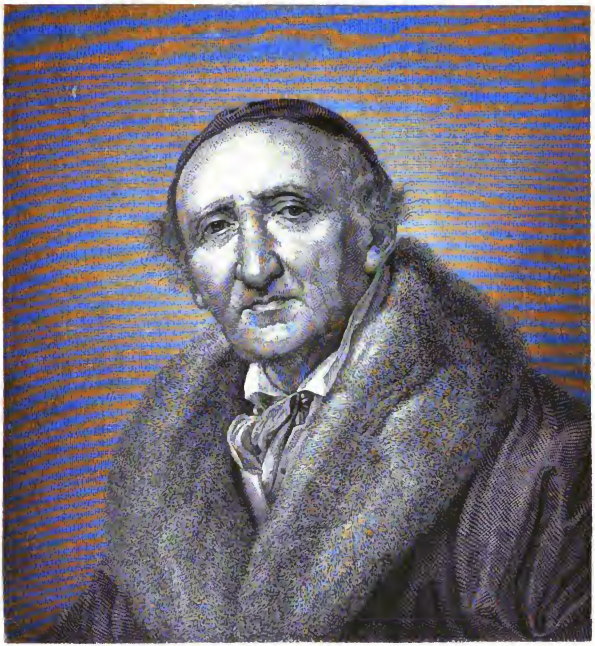
Eine ebenso bedeutende Persönlichkeit wie die Genannten entwickelte sich in Gottfried Semper (geb. 1803 oder 1804 in Altona). 1822 hatte er die Universität Göttingen bezogen, wo er die Rechte hören sollte, sich aber bald weniger trockenen Studien zuwandte. Besonders fesselten ihn Gauß und Ottfried Müller, der feinsinnige Kenner der Antike. Auf Wunsch seiner Eltern entschloß er sich, statt des Kriegsbaufachs die Privatarchitektur zu üben und ging von Göttingen nach München, wo er einige Zeit unter Gärtner studirte, bald jedoch sich dem Architekten Bülau anschloß, um mit ihm das Werk über den Regensburger Dom zu vollenden. In Regensburg wurde er in Folge des flotten studentischen Lebens in ein Duell verflochten, dessen Ausgang — eine gefährliche Verwundung des Gegners — ihn zur Flucht zwang. Er wandte sich nach Paris. Das war für Semper von entscheidender Bedeutung, denn er trat mit Christian Gau in Verbindung, welcher dort eine Art von Bauschule leitete und dem jungen, geistvollen Künstler erst das Verständniß der höchsten Ziele der Architektur erschloß. Mit Ausnahme einer kurzen Zeit blieb Semper bis nach der Julirevolution, die er mit Begeisterung begrüßte, in Paris und verließ es dann, um eine Studienreise durch Südfrankreich und Italien zu unternehmen.

Während dieses Jahrzehnts vollendete Rauch die Grundlegung der Berliner Bildhauerschule, welche mitten in den vielen Strebungen verflachter Romantik die Naturauffassung zu klären und zu reinigen bestrebt war. Der Meister selbst stellte in den Statuen von Scharnhorst und Bülow bedeutungsvolle Vorbilder hin. Der leise Hauch der Antike ist noch immer bemerkbar, aber in den Silhouetten zeigt sich bereits vollständig der künstlerisch reife Realismus, die lebensvolle aber dennoch statuarische Charakteristik. Zu den größten Werken, welche Rauch in dieser Zeit ausführte, gehört das Standbild des Königs Max für München, das er 1829 vollendete. Nach dessen Aufstellung und einer kurzen Reise in Italien kehrte der Künstler 1830 wieder nach Berlin zurück. Unter seinen Schülern waren neben Rietschel damals schon Drake und Kiß bedeutsam.

Gottfried Schadow trat in dieser Epoche als schaffender Künstler ziemlich schnell zurück. 1821 wurde sein Lutherdenkmal in Wittenberg enthüllt; in der Charakteristik des Kopfs und der Haltung von Bedeutung, wurde dasselbe doch dem Geist des Reformators nicht ganz gerecht. Von

dieser Zeit an blieben die großen Aufträge aus und der Künstler wandte sich allmälig schriftstellerischen Arbeiten zu, welche meist im nächsten Jahrzehnt veröffentlicht worden sind.

Die Münchner Plastik erreichte nicht die Höhe der Berliner. Ihr fleißigster Vertreter, Ludwig Schwanthaler (geb. 1802 in München), ein reiches, phantasiebegabtes Talent, richtete sich durch die unglaubliche Massenproduktion allmälig zu Grunde. Groß war sein dekoratives Talent, welches sowohl Cornelius als auch Klenze für den Schmuck verschiedener Innenräume vielfach benützten. Der Aufenthalt in Rom brachte den Künstler mit



J. Hübner pinx. G. Mandel dir. H. Brei sc.

Gottfried Schadow.

Thorwaldsen in Verkehr, welcher auf ihn sehr eingewirkt hat. Die Zahl der statuarischen Werke, welche Schwanthaler ausgeführt hat, ist eine ungeheuer große; die leicht bewegliche, schnell erfindende Phantasie offenbart sich in ihnen vielfach, aber die übertriebene Thätigkeit entwickelte die Leichtigkeit zur Flüchtigkeit: die Modellirung der Körper verlor an Kraft, der Ausdruck verflachte sich allmälig und der Mangel an technischer Gewissenhaftigkeit wird oft sehr störend empfunden. So tritt uns in dem Künstler ein Zwiespalt entgegen, Gedanken und Entwürfe tragen oft den Stempel einer unbestreitbaren Genialität, die Ausführung jedoch läßt jenen Ernst vermissen, welcher allein bleibende Schöpfungen gewährleistet.

In Stuttgart blieben die Einflüsse Danneckers maßgebend, wenn auch nichts von hervorragender Bedeutung geschaffen worden ist. — Man sieht auf dem Gebiete der Plastik, daß die zwei ästhetischen Hauptrichtungen noch immer neben einander herrschen. Im Norden sollte der durch Schadow begründete Realismus zuletzt die entscheidende Stellung gewinnen. Die Romantik gewann im Süden ihren am meisten kennzeichnenden Vertreter in Eberhard (s. S. 307). Sein zweiter Aufenthalt in Rom hatte ihn, wie erwähnt worden ist, mit den Nazarenern in Verbindung gebracht, wodurch der Grundzug seiner Natur, lange durch den Classicismus unterdrückt, wieder zur vollen Geltung kam. Seine verschiedenen Heiligenstatuen und die zwei Bischofsdenkmäler im Dom von Regensburg waren seiner Natur viel gemäßer als die antiken Stoffe, mit welchen er sich früher beschäftigt hatte.

Von den übrigen Kunststädten ist Düsseldorf noch zu betrachten, wohin nach dem Fortgang des Cornelius Wilhelm v. Schadow gekommen war. S. 306 wurde schon erwähnt, daß der Künstler sich mehr koloristischen Strebungen zuwandte. Nach seiner Rückkehr von Rom hatte er die Leitung eines vom Staate unterstützten Ateliers übernommen und bald um sich eine reiche Zahl aufstrebender Talente vereinigt, darunter Bendemann, Sohn, Hildebrandt und Lessing. Als er 1826 nach Düsseldorf zog, folgten ihm seine Jünger. In Bezug auf Genialität kann Schadow mit Cornelius nicht verglichen werden, ihm fehlten selbstständiger Geist und Phantasie. Aber doch war sein Wirken von Bedeutung, weil er das Technische nicht vernachlässigte und dadurch zur Bildung der deutschen Malerei ein wichtiges Element beigetragen hat. Von seinen Schülern traten in diesem Jahrzehnt die meisten in das Lager einer Romantik, welche in Düsseldorf ein ganz besonderes Gepräge annahm. Wie das Colorit zu einer gewissen Glätte hinstrebte, so zeigte auch die geistige Auffassung der Stoffe eine gewisse Eleganz, welcher es aber oft an Kraft und Unmittelbarkeit fehlte. Es bildete sich ein falsches Idealisiren der schönen Linie und schönen Farbe aus. Besonders charakteristisch dafür sind die Werke von Sohn. Aber auch kräftigere Naturen brachten dieser süßlichen Romantik ein Opfer, so Theodor Hildebrandt (1804—1874). Seine ersten Arbeiten zeigen alle mehr oder minder jene Mischung von Düsseldorfer Romantik und von theatralischem Wesen. Das dauerte bis 1830. „Tankred und Klorinde", welches wir hier beifügen, kann als charakteristisch für die erste Epoche des Künstlers gelten.

Aber eine Reise nach den Niederlanden hatte bereits indessen auf ihn mächtig gewirkt, und zur selben Zeit, als außer dem genannten Bilde andere ähnlicher Art entstanden, malte Hildebrandt den „Räuber", in welchem sich die Anfänge der realistischen Richtung kund geben.

Entschiedener noch als bei ihm machte sich ein ähnliches Streben bei Karl Friedrich Lessing bemerkbar (geb. 1808 in Breslau, gest. 1880). Schon seine ersten Schöpfungen zeigen auch dann, wenn in ihnen ein

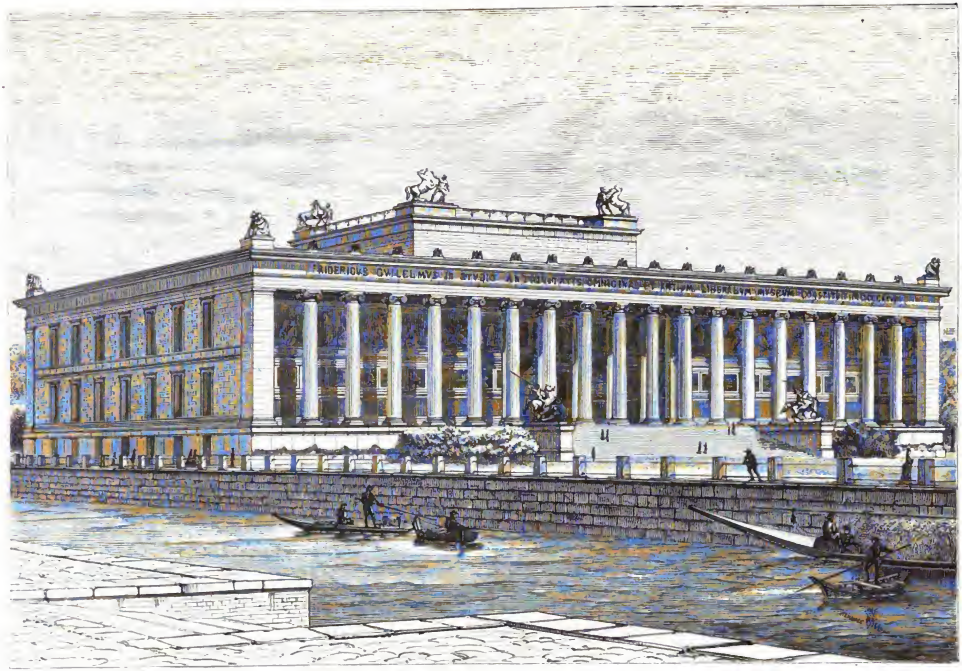
Tankred und Klorinde. Von Theodor Hildebrandt.

romantischer Zug waltet, das Ringen nach schlichterer Empfindung, deßhalb war es auch natürlich, daß er sich von der oft liebäugelnden Romantik der Düsseldorfer nicht lange fesseln ließ. Das beste Heilmittel für die schwächliche Stimmung war ihm das Studium der Natur. Sein „Kirchhof" und dann „Der Klosterhof im Schnee", so wie viele Studien aus dieser Zeit beweisen trotz aller romantisch angehauchten Staffagen einen gesunden Wirklichkeitssinn. Durch denselben sollte Lessing auf dem Gebiete der Landschaft wie der Geschichtsmalerei in die Kunstentwicklung der nächsten Jahrzehnte bedeutsam eingreifen.

In der Architektur setzte sich die in Berlin und München eingeleitete Bewegung fort. In der ersten Stadt schließt sich der Fortschritt noch immer an die Persönlichkeit Schinkels. 1822 und 1823 arbeitete er an dem Plan für das Museum, welches bestimmt war sämmtliche Kunstschätze aufzunehmen. 1830 war der Bau vollendet. Hier war dem Künstler eine Aufgabe geboten worden, bei welcher er sein geradezu bewunderungswerthes Talent der Raumvertheilung bethätigen konnte; sind auch einige Räume nicht den höchsten Anforderungen entsprechend angelegt, das Ganze zeichnet sich durch klare und zweckmäßige Disposition aus. In Bezug auf edle Schönheit des Gesammteindruckes, auf durchdachte Ausführung der äußeren Architektur und des schmückenden Beiwerks gehört der Bau zu den schönsten seiner Art.

Es ist zu beklagen, daß die geniale überquellende Gestaltungskraft sich in den engen und kleinlichen Verhältnissen des damaligen preußischen Staates nicht frei genug bewegen konnte. Was Schinkel war, wie reich seine Phantasie, das vermag man fast weniger daraus zu erkennen, was er ausgeführt hat, als aus dem, was er hat ausführen wollen; Zeuge dessen ist der unübersehbare Schatz von Entwürfen, welche er oft ohne jede Hoffnung sie ausführen zu können aus reiner Begeisterung für den künstlerischen Gedanken bis zum letzten Strich des Planes vollendet hat. — An Schinkel schloß sich eine Schule von begabten Baumeistern, darunter schon in dieser Zeit E. K. Strack, Aug. Stüler, u. a.

In München waren es Klenze und Gärtner, welche noch immer an der Spitze der zwei Richtungen Classicismus und Romantik standen. Klenze, etwas zu viel beschäftigt, arbeitete deßhalb auch ungleichmäßig; die alte Pinakothek und der südliche Flügel der Residenz wurden beide zur selben Zeit begonnen; viel bedeutender als im Aeußeren tritt Klenzes Begabung in den schönen Verhältnissen der Innenräume hervor. Ein Werk, welches ganz den mit der Glyptothek eingeschlagenen Weg verfolgt, ist die Walhalla bei Regensburg, mit deren Erbauung der König den Lieblingswunsch erfüllte, einen Tempel zu schaffen, welcher die Büsten und Statuen der hervorragenden deutschen Männer aufnehmen sollte. 1830 wurde der Grundstein des Gebäudes gelegt. — Die Kirchenbauten eröffnete Gärtner mit der Ludwigs-Kirche.



Das neue Museum in Berlin. Erbaut von Karl Friedr. Schinkel.

Ludwigskirche und Glyptothek in München.

Ary Scheffer.

Der Eindruck der Façade ist schwächlich, jedoch der Innenraum architektonisch bedeutend. Die vorzüglichsten Kirchenbauten gehören in das nächste Jahrzehnt. Der größte Theil der öffentlichen Gebäude der Ludwigsstraße wurde während dieser und der nächsten Zeit ausgeführt.

In der Malerei Frankreichs traten in diesem Jahrzehnt die Vertreter des Classicismus allmälig vom Schauplatz; David starb in Brüssel, Girodet in Paris, Gros wandte sich Stoffen der älteren Geschichte und der Wandmalerei zu, ohne jedoch seine früheren Schöpfungen erreichen zu können. Auch auf den andern Gebieten der Kunst verblaßt der Classicismus immer mehr; in Pradiers Statuen tritt die moderne Behandlung stets schärfer hervor und der Zug von bewußter Sinnlichkeit schädigt, trotz der bedeutenden Formenschönheit, den einfachen Eindruck.

In den Bildern der älteren Romantiker, wie Granet, Revoil u. s. w., steigert sich die Neigung nach realistischer Durchführung der äußeren Er-

scheinung; Ingres arbeitete in diesem Jahrzehnt hauptsächlich an einem großen Kirchenbilde „Martyrium des heil. Symphorian", welches er erst 1834 vollendete. Als bezeichnend für die französischen Romantiker ist festzuhalten, daß sie vom Beginn an auf dem Boden des Realismus stehen. Das gilt selbst eine geraume Zeit hindurch von Ary Scheffer (1795—1858), der innerlich am meisten mit der deutschen Romantik verwandt war. Schüler Guérins — zugleich mit Géricault und Delacroix — suchte er lange Zeit nach dem seiner Natur gemäßen Stoffgebiet. Die stürmische Leidenschaft in großen Geschichtsbildern darzustellen mißlang ihm, endlich fand er in deutschen Dichtungen (Bürgers „Leonore", Faust) das, was seinem weicheren, empfindsameren Wesen zusagte. Es ist lehrreich seine Compositionen zu Faust mit jenen des Cornelius zu vergleichen; in der Form steht der Franzose dem Deutschen ebenso weit voran, als er in der Kennzeichnung des Innern hinter demselben zurückbleibt; selten erfaßt er das Wesentliche in der Gestalt des Dichters, doch gelingen ihm weibliche Gestalten noch besser, als männliche. Diese illustrative Thätigkeit Scheffers bildete den Uebergang zu der religiösen Malerei.

Von den Neuromantikern starb Géricault schon 1824; es war Delacroix, welcher die Neuromantik vor allem förderte und ihr das Streben nach koloristischen Wirkungen aufprägte. 1822 wurde das Bild „Dante bei den Zornigen" vollendet.

Der Stoff gehört ganz dem romantischen Kreise an, aber die Ausführung ist vollkommen vom realistischen Geiste beherrscht; das zeigt die Behandlung der Körper und des Inkarnats, der Faltenwurf und der Aufbau der ganzen Scene. Jener gewaltsame Zug, welcher auch die neuromantische Dichtung kennzeichnet, fand hier eine Verkörperung. Von da ab gewann der Künstler entschieden die Führerrolle der jungen Schule; was er weiter geschaffen, mochte der Stoff nun der Geschichte, der eigenen Phantasie entnommen sein, oder sich an Werke der Dichtkunst anschließen, es zeigt das entschiedene Streben die Farbenwirkung vor der Formgebung zu betonen. Das „Gemetzel auf Scio" (1824) vollendete den Bruch mit den classischen Ueberlieferungen vollständig. Ein großer Theil der Kritik jubelte dem Künstler zu und es entstand das geflügelte Wort, welches viel Bezeichnendes enthält, Delacroix sei »le Hugo de la peinture«. Es ist begreiflich, daß verschiedene Maler, von dem Vorbilde ergriffen, sich auf ähnliche Stoffe warfen; einige Zeit lang bildeten Gräuelscenen jeder Art einen beliebten Stoff. Durch Delacroix wurde eine in gewissen Grenzen förderliche Bewegung eingeleitet: nicht nur erweiterte er das Gebiet des Darstellbaren und gewann der Kunst die Fähigkeit des dramatischen Lebens, sondern er lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf alle Wirkungen, welche durch Licht und Farbe zu erreichen sind. Andererseits hat er den Werth des Kolorits doch nicht voll erfaßt, denn es war ihm weniger um die geschlossene Einheit desselben zu thun, als um die glän-

Dante und Virgil in der Hölle bei den Zornigen. Von Eugen Delacroix.

zenden Einzeleffecte; die Zeichnung vernachlässigte er oft zu sehr zu Gunsten der Farbe.

Zwischen Ingres und Delacroix stand Paul Delaroche (geb. 1799, gest. 1856). Ursprünglich durch Ueberlieferungen der David'schen Schule bestimmt — er war ein Schüler von Gros — litt er an einer gewissen Flachheit und Leere der Linien wie des Ausdrucks. Allmälig gewann er durch Naturstudien eine größere Bestimmtheit, wenn auch die ersten bedeutenderen seiner Werke (wie „Tod der Königin Elisabeth") noch immer keine selbstständige Stellung beanspruchen können. Erst 1831 werden wir den Künstler als ein eigenartiges Talent auftreten sehn. Neben ihm wuchs als

Paul Delaroche.

zweiter Historienmaler von Bedeutung Horace Vernet heran (1789—1863). Diejenigen seiner Werke, welche in dieses Jahrzehnt fallen, sind zum Theile mitbeeinflußt von jenem Napoleoncult, welchen wir schon in der Literatur beobachtet haben; das gilt besonders von „Napoleon verabschiedet sich in Fontainebleau von der Garde". Die Zahl seiner kleineren Bilder wurde schon in dieser Zeit eine sehr große; viele davon errangen Volksthümlichkeit, wie „Der Hund des Regiments", „Der abgedankte Soldat", „Das Pferd des gefallenen Trompeters". Was Vernet besonders auszeichnet, die lebendige Auffassung des Moments, das zeigt sich schon vollkommen in dieser Zeit.

Ein eigenartiger Idealismus in der Form, wie der Auffassung zeigte sich in Leopold Robert (geb. 1794 in der französischen Schweiz; endete durch Selbstmord 1835). Bestimmend hat auf den Künstler der Aufenthalt in Italien gewirkt, doch war es nicht die Vergangenheit, was ihn ergriff, sondern das unmittelbare Leben der Gegenwart, um welches er einen idealen Schimmer wob. Schon seine ersten dem Räuberleben entnommenen Stoffe

zeigen in der Behandlung des Menschenkörpers das Streben nach Vornehmheit, nach Schönheit der Köpfe. Dieser Zug erscheint am meisten vollendet in dem Bilde „Schnitter in den pontinischen Sümpfen".

Zwar zeichnet den Römer der niedereren Stände vornehme Haltung noch heute aus, aber Robert erhöhte diese Eigenschaft, so daß manche seiner Gestalten vielleicht zu ideal aufgefaßt erscheint, wie der junge Mann, welcher sich an den einen Büffel lehnt.

Ein selbstständiges Gepräge gewann die Landschaftsmalerei in Frankreich. Die wenigen Nachfolger der classischen Auffassung des Poussin waren von keiner Bedeutung, dagegen gewann die realistische Wiedergabe der Natur eifrige Pflege und zwar war es ein Engländer Barington (gest. 1828), Schüler von Gros, welcher den Farbenzauber der nordfranzösischen Landschaft zuerst begriff und als Begründer des »paysage intime« betrachtet werden kann, doch treten deren eigentliche Pfleger erst im nächsten Zeitraum maßgebend hervor. Der einzige, C. Corot (geb. 1796, gest. 1875), veredelte in seinen ersten Bildern seit 1827 die verflachten classischen Ueberlieferungen; jedoch auch er sollte erst später das Gebiet finden, welches seiner Natur gemäß war: die Stimmungslandschaft.

In der Plastik wurde zwar ziemlich viel geschaffen, zum Theil im Anschluß an ältere Stile, jedoch weniges erreicht die Höhe der bedeutenden Schöpfungen auf dem Gebiete der Malerei. Pradier ist schon erwähnt; David d'Angers entwickelte immer bestimmter seine naturalistische Formauffassung, besonders in den Büsten; verschiedene derselben hat er während seines Aufenthalts in Deutschland geschaffen, so jene von Goethe, Tieck und andere. Die unseres Dichterfürsten entstand im Sommer 1829, wurde aber in Marmor erst in Paris ausgeführt und vom Künstler dem Dichter zum Geschenke gemacht, als ein Zeichen der Begeisterung für die Größe des Genius.

Die englische Kunst bleibt im allgemeinen noch auf ziemlich niedriger Stufe; besonders in der monumentalen Kunst beschränkte sich alles Geschaffene auf eine mehr oder minder unselbstständige Nachbildung älterer Werke; der einzige Baumeister von Bedeutung, Charles Barry (1795—1860), hat bis zu Ende 1830 keine nennenswerthe Arbeit hervorgebracht. Ebenso wenig selbstständig wie die Architektur war die Plastik, selbst John Gibson (1791—1866), von 1817 bis 1822 Canovas, dann Thorwaldsens Schüler, hatte für die große Kunst keine hervorragende Begabung; die besten seiner Arbeiten sind genrehaft aufgefaßt („Amor als Hirt", „Nymphe, sich die Sandalen befestigend"), aber auch hier ist er von der manchmal süßlichen Art seines ersten Lehrers beeinflußt. — Am selbstständigsten offenbart sich der englische Geist auf dem Gebiete der Genremalerei, welche ihre Stoffe dem Volksleben entnimmt. Hier ist vorerst zu nennen David Wilkie (1785—1840); obwohl in seiner Heimat schon im zweiten Jahrzehnt berühmt, erreichte er großen Ruf erst in dieser Zeit. Es ist erwähnt worden, daß in der Literatur die Gattung der

Die Schnitter. Von Leopold Robert.

Skizze eine besondere Pflege gefunden habe, und in dieser der englische Wirklichkeitssinn zu Tage getreten sei. Dieser ist's auch, der sich in Wilkie offenbart. Seine ältesten Werke waren in Bezug auf die Charakterauffassung von Hogarth, dem berühmten Sittenzeichner abhängig; allmälig machte sich der Künstler von der herben Zeichnung frei und gewann durch stetige Beobachtung des Lebens jene klare Linie und schlichte Wahrheit, welche seine besten Werke auszeichnet. Eine besondere Eigenschaft zeigt sich in der Wahl der Stoffe; mit wenigen Ausnahmen sind dieselben von dem malerischen Zweck bestimmt, d. h. sie suchen durch sich allein verständlich zu werden und wirken niemals mit Gedanken, welche der Beschauer sich erst durch die Reflexion herausklügeln soll. Unsere Probe gibt den „Zinstag".

Viel schärfer als irgend ein Mitlebender in Deutschland und Frankreich erfaßte Wilkie die volksthümlichen Typen nicht nur wie hier in einem einfachen Situationsbilde, sondern ebenso in ernsten oder humoristischen Stoffen. Durch diese Eigenschaften hat Wilkie einen nicht geringen Einfluß auf die Entwicklung der Genremalerei, besonders der deutschen, geübt.

Als Kolorist bedeutender war Robert Leslie (1794—1859). Seine Genrebilder lehnen sich nicht so treu an das Volksleben an, sondern entnehmen ihren Stoff großen Theils den Werken heimischer Dichter, besonders des Shakespeare; in seiner Auffassung nähert er sich manchmal dem romantischen Genre der Düsseldorfer.

In den übrigen Ländern tauchte während der Zeit kein hervorragendes Talent auf; Deutschland beherrschte damals die Kunst, soweit es die großartige Auffassung des Stoffes betrifft; Frankreich rang darnach, dem romantischen Realismus das Scepter zu gewinnen. Die Künstler der südromanischen Völker blieben der romantischen Strömung zumeist fern, oder schlossen sich, falls eine Welle der großen Bewegung zu ihnen gelangte, an Frankreich oder Deutschland an.

Thorwaldsen wandte sich in diesem Zeitraum der religiösen Plastik zu und arbeitete an der Ausführung des Statuenschmucks der Frauenkirche von Kopenhagen. So großartig und würdevoll einzelne der Gestalten, besonders aus den Giebelgruppen sind — auch der Christus im Innern des Doms zeichnet sich durch hoheitsvolle Conzeption aus — so entsprach das Religiöse nicht ganz der Eigenart des Künstlers. Doch ist auch zu bemerken, daß ein nicht kleiner Theil der Arbeiten nach Skizzen von Schülern ausgeführt worden ist, wodurch dieselben Uebelstände sich ergeben haben wie in einzelnen der Wandmalereien in der Glyptothek in München.

Wenn man einen Blick über die gesammte Kunstentwicklung bis 1830 wirft, so sieht man, daß die Romantik auf ihrem Höhepunkte steht, den sie nicht mehr überschreiten kann, und daß sich der Blick der Künstler langsam in Deutschland, mit vollster Entschiedenheit in Frankreich den Erscheinungen des wirklichen Lebens zuwendet. So kann man auf dem Gebiete der

Der Zinstag. Von David Wilkie.

bildenden Künste das Walten desselben Geistes verfolgen, welchen wir in der Poesie und in den mannigfaltigsten Theilen der Wissenschaft wirksam gefunden haben. Die ganze Entwicklung der Epoche ist eine derartige geworden, daß auf allen Lebensgebieten die Abwendung vom Idealen und das Wachsen des realistischen Geistes naturnothwendig eintreten muß.

Auf dem Gebiete der Musik endet die Zeit der Genies; der letzte Vertreter der hohen classischen Kunst, Beethoven, scheidet in diesem Jahrzehnt vom Leben. Der herrschende Modegeschmack zog sich vor der ernsten Erscheinung des Meisters zurück; Rossini beherrschte damals fast ganz Wien: so lag auf den letzten Lebensjahren Beethovens ein Hauch von tragischer Vereinsamung; durch körperliche und geistige Leiden verbittert, selten genug durch den Beweis getröstet, daß die edleren Geister seiner in ehrfurchtsvoller Liebe gedachten, schloß er am 26. März 1827 die Augen — und wie es leider so oft geschieht, es bedurfte des Todes, um das verweichlichte Geschlecht der Reactionszeit daran zu erinnern, daß der größte musikalische Genius der Zeit mit ihm dahingegangen sei. — Beethovens Gestalt gewinnt für uns erst dann ihre volle Bedeutung, wenn wir sie auf dem Hintergrunde der geistigen Strebungen der Epoche betrachten. In ihm verkörperte sich die nach unendlicher Freiheit ringende Subjektivität, welche, ohne die künstlerischen Formen der Vergangenheit ganz aufzugeben, dieselben zum Gefäße ihrer tiefsten Innerlichkeit erweitert und vergrößert. Dieses Streben nach voller Entfaltung des Persönlichen, das ist's, was den Genius Beethovens einer Reihe verwandter Geister zugesellt. Verändert durch Verhältnisse verschiedener Art tritt uns der gleiche Titanismus schon in Goethe entgegen; wir fanden ihn in Lord Byrons Gestalten, er sprach zu uns aus der Philosophie Fichte's: es ist der Riesenkampf des Ichs, welches auf allen Gebieten danach ringt frei zu werden und sich selbst zum Maß der Dinge zu machen. Dasjenige, was der Philosoph und die Dichter vollkommen zu lösen nicht im Stande waren, die volle Selbstversöhnung des in sich streitenden Genius, das gelang dem Musiker in seinen größten Symphonien, denn nur in der Welt des Gemüths, deßhalb nur durch die Kunst des Gemüths kann jene Selbstversöhnung zur That werden.

Auch der Begründer der deutschen Romantik auf musikalischem Gebiete vollendete in dieser Zeit sein Leben, Karl Maria v. Weber. Wie schon S. 323 erwähnt worden ist, war der Freischütz Juni 1821 in Berlin zur Aufführung gekommen. Damals beherrschten die Opern Spontini's, des Generalmusikdirektors, das Repertoire. So groß die Anhängerschaft dieser reich ausgestatteten Werke auch sein mochte, hatte sich dennoch im Zeitraum

von wenigen Jahren eine entschiedene Strömung gegen sie herausgebildet, wozu der romantisch-nationale Zug viel beitrug. So standen sich zwei Parteien eine deutsche und eine italienische gegenüber, als die Oper Webers zur ersten Darstellung kam. Der Sieg war glänzender, als die Freunde des Meisters es gehofft hatten; nicht nur der Stoff, auch die Musik hatte jene anheimelnden Züge, welche vertraut zu den Hörern sprachen. Der Triumph, welchen Weber in Berlin erlebt hatte, wurde bestimmend für die großen Musikstädte von ganz Europa. In Deutschland selbst wurde der Freischütz in wenigen Jahren durchaus volksthümlich und in der Fremde fesselten gerade die nicht deutschen Züge durch ihre gesunde Eigenart. In London hatte die Oper ebenfalls gegen die Concurrenz der italienischen Musik zu kämpfen, welche besonders in der vornehmen Welt den Geschmack fast vollkommen beherrschte. Rossini war der Held des Tages um so mehr, als der Zufall ihm zwei hervorragende Sängerinnen zugeführt hatte, die Catalani und die Pasta. Dennoch war der Erfolg Webers ein großer. Erwähnt sei noch, daß auf dem Theatre Olympic eine Travestie der Oper aufgeführt worden ist, welche sich durch die Fülle des karikirenden englischen Witzes auszeichnete *).

Eine andere Art von Romantik verkörperte Weber in der „Euryanthe", welche Oktober 1823 in Wien zuerst gegeben worden ist. Der Text erinnert in seiner ganzen Haltung an das Ritterthum Fouqué's. Und wieder eine neue Färbung des romantischen Geistes zeigt die letzte Oper des Meisters „Der Oberon", welche Weber für das Coventgarden-Theater in London schrieb. Das phantastische Element erscheint hier in geisterhaften Märchenzauber verfeinert, wie derselbe so zart in der Poesie der Zeit nicht verkörpert worden ist. Im Winter 1826 begab sich Weber trotz ernsten körperlichen Leidens nach London, wo ihn wenige Wochen nach dem Erfolge des Oberons fern von den Seinen der Tod überraschte. — Mit diesen drei Opern war der Grund zu einer specifisch deutschen Musik gelegt; das Schaffen Ludwig Spohrs, Heinrich Marschners, Conradin Kreutzers u. s. w. knüpfte an die hauptsächliche Seite des Weber'schen Talents an, wenn die Genannten auch jeder ihre eigenthümlichen Züge besaßen.

Die großen Gattungen der Musik hatten durch die verschiedenen Meister der classischen und romantischen Schule ihre Ausbildung erlangt; jetzt kam auch das Kunstlied zur Entfaltung durch einen Componisten, welcher auf der Empfindung des Volkes fußend das Lied zu der höchsten Stufe emporhob, die es in Deutschland erreicht hat; das geschah durch Franz Schubert (geb. 1797 in Wien, gest. 1828). Die Anlage des Meisters war eine durchaus lyrische; er vermochte deßhalb mit seinen großen Vorgängern in der Ausübung der strengeren Kunstformen, so oft er seine überquellende Schöpfer-

*) Der Text dieser Parodie ist im Jahre 1825 mit illuminirten Kupfern veröffentlicht worden

Franz Schubert.

kraft auch in denſelben bethätigt, nicht zu wetteifern, dennoch reiht er ſich ihnen auf ſeinem Gebiete durch den Reichthum an Empfindung, durch den Adel und die Kraft des Ausdrucks würdig an. Auch Schubert war wie Beethoven eine vorwiegend ſubjektive Natur, aber durch die Anlehnung an das dichteriſche Werk wurde er zur künſtleriſchen Hingabe an den objektiven Gefühlsausdruck erzogen; das machte ihn fähig, jenen ungeheuren Reichthum an Empfindungen zu offenbaren, welcher in ſeinen Liedern ſo bewunderungswerth zu Tage tritt. Es iſt kaum ein Gefühl der menſchlichen Bruſt, welchem er nicht ergreifenden Ausdruck verliehen hat. Von der einfachen Form des Volkslieds, welches dieſelbe Melodie für jede Strophe des Gedichtes verwendet, bis zu den ſich dem Wechſelgang der Dichtung innerlich anſchließenden Compoſitionen hat er jede Art des Liedes geübt und die Gattung zu den äußerſten Grenzen erweitert. Das Zeichen des Genius zeigt ſich darin, daß Schubert als echter Muſiker durch den Ton uns jenen geheimnißvollen Urgrund erſchließt, aus

welchem des Dichters beseeltes Wort emporsteigt. Das zeigen meiner Empfindung nach vielleicht am klarsten einzelne der „Müllerlieder" und im höchsten Maße die Balladen, wie „Der Erlkönig", „Der Wanderer", „Gruppe aus dem Tartarus", „Das Meer erglänzte weit hinaus" und „Des Mädchens Klage". Ergreifend ist in diesen Schöpfungen das geheimnißvolle Weben der Naturkraft; das Unsagbare wird lebendig und gewinnt Gestalt. In dieser Vertiefung in das Naturleben offenbart sich derselbe Zug, der in der deutschen Dichtung besonders durch die romantischen Lyriker und durch die schwäbische Schule Verkörperung fand. Mit Haydn, Mozart und Schubert beglich das saugesfrohe Oestreich die große Schuld, welche ihm die deutsche classische Dichtung auferlegt hatte.

Im Anschluß an das bis jetzt Erworbene entwickelt sich ein weniger naives als geistreiches Talent, Felix Mendelssohn (geb. 1809 in Hamburg, gest. 1847), der Enkel des jüdischen Popularphilosophen. Er gehört zu den seltenen Wunderkindern, welche den Versprechungen der ersten Jugend die Erfüllung folgen ließen. Bekanntlich hat auch Goethe für den Knaben große Theilnahme empfunden und ihm in ein Stammbuch die Worte eingeschrieben:

„Wenn über ernste Partitur
Quer Steckenpferdlein reiten,
Nur zu: auf weiter Töne Flur
Wirst manche Lust bereiten."

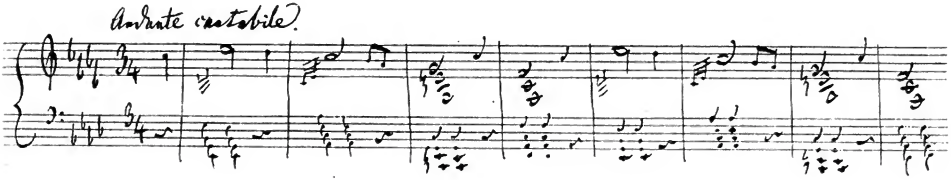
Die zwei Werke von Bedeutung, welche in dieses Jahrzehnt fallen, sind die beiden Ouvertüren zum „Sommernachtstraum" und zu „Meeresstille und glückliche Fahrt". So zart auch der junge Meister in diesen Schöpfungen das Walten und Weben des Elfen- und Naturzaubers wiederzugeben verstand, so feine Züge von neckischem Humor er in dem ersten Werke in die Tondichtung verflocht, so darf man doch nicht übersehen, daß hier Weber durch den Freischütz wie durch den Oberon den Weg zu diesem Stoffkreise eröffnet hat. Doch ist in der zweiten Composition eine Erweiterung des Gebietes wahrnehmbar, denn es zeigt sich darin das gelungene Streben, allein mit den Mitteln des Tons malerische Wirkungen zu erreichen, ohne durch gesuchte Tonmalerei einen oberflächlichen Eindruck zu erzeugen. Der Componist hat es versucht, den Eindruck der still und majestätisch schlummernden Fläche des Meers mit den Mitteln seiner Kunst dem fühlenden Gemüth darzustellen.

Von den italienischen Meistern wirkte Cherubini im ernsteren Geiste fort. Spontini hatte, wie erwähnt ist, die Leitung der Berliner Oper übernommen. Hier entstanden neben Festspielen und Zauberopern wie „Lalla Roockh" und „Alzidor" andere, so „Agnes von Hohenstaufen", welche zur Vermählung des Prinzen Wilhelm mit Auguste von Sachsen-Weimar aufgeführt worden ist. Wie tüchtig Spontini als Dirigent auch war, seine

Giacomo Meyerbeer.

ſchöpferiſche Kraft war im ſteten Sinken begriffen, was durch alle Ausſtattung und Häufung muſikaliſcher Wirkungen nicht zu verdecken war. Außerdem trugen die Erfolge Webers mit dazu bei, den Geſchmack an der äußerlichen lärmenden Muſik zu vermindern. Die Perſönlichkeit des Componiſten, welcher ſehr eigenwillig war, vermehrte die Zahl ſeiner Feinde in der Oeffentlichkeit, und wenn auch noch die Gunſt des Hofes für ihn ſprach, war ſeine Stellung ſchon am Ende dieſes Zeitraums ziemlich unhaltbar geworden.

Roſſini war mit dem Impreſario Barbaja nach Wien gekommen und dort erſt zu einer tieferen Kenntniß der deutſchen Muſik gelangt. Jedoch blieb dieſelbe auf die innere Eigenart des ſinnlichen Talentes einflußlos; das zeigte die Oper „Semiramis“ (1823). Eine Tour über Paris nach



Giacomo Meyerbeer

London brachte dem Componisten Ehren und Reichthümer ein. Kurze Zeit leitete Rossini die italienische Oper in Paris. Das erfolgreichste Werk ist die letzte seiner Opern „Tell" (1829). Trugen die früheren Schöpfungen den Stempel jener charakterlosen Anmuth und des sinnlichen Wohllauts, so zeigt das letztere Werk, beeinflußt von der charakterisirenden Schule Frankreichs wie von der deutschen Musik, eine viel größere Bestimmtheit der Zeichnung und größere Wahrheit des Empfindungslebens. Rossini ist sowohl in der Opera seria wie im Buffostil der meist bedeutende Vertreter der italienischen Oper; seine Nachfolger, besonders Verdi (geb. 1813) und Donizetti (geb. 1797), obwohl beide wärmer in der Darstellung des Gefühls, sind ohne ihn nicht denkbar.

In diesem Zeitabschnitt gewann auch Daniel François Auber (1782 bis 1871) seinen Ruf durch die „Stumme von Portici" (1828), welche nicht nur durch die feine Melodik und saubere Instrumentation, sondern auch durch den Text außerordentliche Erfolge errang und bald in ganz Europa bekannt war.

Eine eigenthümliche Stellung gewann Giacomo Meyerbeer (geb. 1791 in Berlin, gest. 1864), in welchem sich so ziemlich alle musikalischen Strömungen der Zeit vereinen sollten. Mit deutscher Musik auferzogen, später durch die französische und die italienische Oper beeinflußt, sollte er in seinen hervorragenden Werken zum Vertreter einer hauptsächlich auf den äußeren Effekt berechneten Kunst werden. Die erste Schöpfung, mit welcher er seinen Weltruf begründete, war 1830 vollendet. „Robert der Teufel" konnte jedoch erst 1831 zur Aufführung gelangen. An Reichthum der Melodien kann sich keine der späteren Opern damit messen. Es wird noch später nöthig sein, das Wesen des Componisten zu kennzeichnen.

Mehrere der Genannten waren, wie Mendelssohn und Meyerbeer, auch als Virtuosen bedeutend; die reproduktive Kunst gewann immer mehr an Verbreitung und Pflege. Stärker als in den verflossenen Jahrzehnten machte sich jedoch das Streben nach äußeren Wirkungen bemerkbar. — Im Zusammenhange mit der steigenden Werthschätzung der Oper stand die Bedeutung der singenden Darsteller; neben den Schwestern Grisi, der Malibran, Luigi Lablache und Giovanni Rubini sind zwei Deutsche von hervorragender Meisterschaft zu nennen, Franz Wild, der Tenorist († 1860), und vor allen Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—1860). Sie war zuerst als Schauspielerin mit Erfolg aufgetreten und hatte sich 1821 der Oper zugewendet. 1823—1828 in Dresden an der Hofbühne entfaltete sie ihre Begabung zur Blüte; ihr Auftreten in Paris errang ihr einen europäischen Ruf. Schönheit, Leidenschaft und hinreißende Darstellungsgabe vereinigten sich in ihr mit seltenen Stimmmitteln zu einer künstlerischen Einheit, welche damals auf die Zeitgenossen bezaubernd wirkte und ihren Zauber lange behielt.

Die Schauspielkunst brachte in dieser Epoche kein neues Kunstprinzip zur Reife; die Fortentwicklung bewegt sich in den S. 328—352 dargelegten Richtungen. In Frankreich wirkte noch Talma auf die Darstellung der classischen Dramen ein, aber die jüngeren Nachfolger besaßen seine Gaben nicht, und die „classische" Spielweise wurde durch sie meist verflacht; die Theilnahme des Publikums wandte sich immer mehr von dem ernsten Drama ab*), was für die Kunst nicht von Vortheil sein konnte. Erst der Sieg der Neuromantiker sollte ein Talent erwecken, welches entscheidend in die Fortentwicklung der tragischen Spielweise eingegriffen hat, obwohl dasselbe die höchste Kraft nicht in den Werken der jungen Schule, sondern in denen der französischen Classiker entwickelte — es war Rachel Felix, welche noch (1830) mit ihrer Schwester als Sängerin durch die Straßen und Cafehäuser von Paris zog.

Bedeutender waren im ganzen auch in diesem Jahrzehnt die Lustspielkräfte, unter denen noch immer die Mars eine der hervorragendsten Stellen einnahm. — Durch die überwuchernde Pflege des Vaudevilles entwickelte sich eine Menge von gewandten Schauspielkräften für die mittleren und niederen Gattungen der Kunst; hier, wo der Muthwille, leichte Frivolität und der Witz zur Geltung kommen konnten, fanden sich in der Spielweise vielleicht die meisten Züge der Volksnatur. Auf diesem Gebiete gewann vor allem Virginie Dejazet (1798—1875) ganz ungeheure Erfolge. Sie war nicht nur die Vertreterin einer Rollengattung, sondern eines ganz bestimmten Typus des Pariser Volks: der Grisette. Weder schön von Gesicht, noch imposant von Erscheinung vereinte sie in sich Jugendfrische, Keckheit und dabei schalkhafte Gutmüthigkeit mit sprühendem Witz und bezaubernder Anmuth. So ist's begreiflich, daß sie bald die Königin des Vaudevilles wurde. Eine besondere Stärke besaß sie in der Darstellung von Knaben- oder Jünglingsgestalten, und es ist natürlich, daß die dramatischen Theaterschneider ihr verschiedene „Hosenrollen" auf den Leib schrieben.

Die englische Bühne stieg in diesem und dem nächsten Jahrzehnt von der erreichten Höhe immer mehr nieder. Der ältere Kemble trat vom Schauplatz ab; seine Schwester, die Siddons, hatte sich schon seit 1812 ganz zurückgezogen. Charles Kemble (1775—1854) war von Wichtigkeit für die Einführung der deutschen Oper; 1826 eröffnete er das Coventgarden-Theater mit Webers „Oberon", und suchte auch im Schauspiel die Darstellung zu heben, wobei er an Young, Mstr. M. Glover und Miß Gibbs tüchtige, aber nicht geniale Helfer fand. Das Drurylane-Theater kam ziemlich tief herunter, nahm dann unter der Leitung von Price einen kurzen Aufschwung,

*) Raumer, welcher sich vom 18. März bis 14. Aug. 1830 in Paris aufhielt, machte die Bemerkung, er sehe, das classische Trauerspiel habe zwar noch theoretische Vertheidiger, aber kein Publikum. Er besuchte oft das Théâtre français und fand es fast immer bis auf die ersten Bänke leer.

Liston als Paul Pry.

zu welchem besonders das erfolgreiche Gastspiel Keans viel beitrug — es wurden jeden Abend durchschnittlich 600 Pfd. eingenommen. Der größten Beliebtheit unter den Mitgliedern der Anstalt erfreute sich der Komiker Liston, dessen Spiel jedoch nach deutschen Berichten sehr possenhaft gewesen sein soll. 1830 wurde die Direktion dieser Bühne von Charles Macready, einem begabten Darsteller Shakespeare'scher Gestalten, übernommen. Im allgemeinen war die Epoche arm an tragischen Kräften, ähnlich wie in Frankreich; die derbe volksthümliche Komik hatte die besten Vertreter, aber das Streben nach Charakterzeichnung wurde durch den Hang zur Uebertreibung zurückgedrängt.

In Deutschland blieben die zwei hauptsächlichsten Schulen, die charakterisirende und die idealisirende, jene im Lustspiel und im bürgerlichen Schauspiel, diese hauptsächlich in der Tragödie bestehen; doch ist eine Veräußerlichung der Weimarer Richtung schon jetzt stark zu bemerken. Unterstützt wurde dieselbe durch jene Dichter, welche ohne Schillers Schwung und Gedankenreichthum auf seinen Bahnen weiter schritten. Daneben machten sich die Einflüsse Ludwig Devrients geltend, welche bei weniger begabten Dar-

stellern zu grober Effekthascherei hinführen mußten. Es ist bezeichnend für die Mattheit des geistigen Lebens, daß vielleicht niemals so sehr wie in dieser Epoche das Publikum sich um alle kleinen Vorfälle des Theaters, um die Liebesgeschichten der Mimen und das Treiben hinter den Coulissen bekümmerte, — mehr als um wichtige Angelegenheiten des staatlichen Lebens. Es entstanden in Nord und Süd Klatschblätter oder ästhetische Theaterzeitungen; für die ersteren bezeichnend sind die Zeitschriften des jüdischen Literaten Saphir.

Die Bedeutung Berlins begann ein wenig geringer zu werden und das Burgtheater in Wien wurde langsam für die vornehme Schauspielkunst der hauptsächliche Mittelpunkt. — Von den Künstlern, welche während dieses Jahrzehnts in den Vordergrund traten, nahmen zwei Glieder der Familie Devrient eine besondere Stellung ein, Karl August (1797—1872) und Gustav Emil (1803—1872). Der erste besaß große Anlagen, schädigte jedoch durch seine nervöse Natur den Eindruck; der zweite, welcher sich erst 1823 in Leipzig ganz der Schauspielkunst zugewendet hatte, wurde trotz der genialen Anlage zur Virtuosität hingeführt. Nach mehreren kleineren Stellungen gelangte er 1831 nach Dresden, hier erst sollte sich der Hang zur Manierirtheit entwickeln, welcher sein Talent schwer geschädigt hat. Eine eigenartige Erscheinung war Karl Seydelmann (1793—1845), der nach mannigfachen Querfahrten 1820 in Prag zur Entfaltung seines Talentes gelangte. Was ihn auszeichnete, war die ehrliche Hingabe an die Kunst; er strebte darnach das dichterische Individuum als Ganzes zu erfassen; doch war es mehr der Verstand als die Leidenschaft, was ihn leitete, deßhalb war er am größten in den Momenten, welche die volle geistige Vertiefung in den Gedanken erforderten. (Alba, Mephisto, Faust, Franz in den Räubern.)

Das Wiener Hoftheater gewann an Karl Laroche, Ludwig Löwe und Heinrich Anschütz Kräfte ersten Ranges.

Laroche (geb. 1796 in Berlin) war schon 1811 zur Bühne gegangen; ein günstiges Geschick führte den Künstler 1823 nach Weimar, wo ihm Goethe große Theilnahme erwies. Der Künstler wurde dadurch zur Idealisirung der realistisch geschauten Gestalten hingeleitet, was seine Schöpfungen schon in diesem Jahrzehnt hervorragend machte. Er kam 1833 nach Wien. — Löwe (geb. 1795 in Rinteln, gest. 1871) gehörte der Hofbühne seit 1826 an. In ihm vereinten sich Geist und Leidenschaft mit einer ungewöhnlichen Feinheit des Tons, des Mienenspiels und der Geste. Er gehört zu den Begründern jenes vornehmen Idealismus der Spielweise, welcher noch heute, wenn auch nicht mehr ganz frei von Manier, das Eigenthum der Burgschauspieler bildet.

Früher noch als die beiden kam Anschütz (geb. 1785 in Luckau, gest. 1865) nach Wien. Der Verkehr mit Ludwig Devrient hatte ihn, der damals in Leipzig studirte, zur Bühne geführt. Nach verschiedenen Engagements erhielt er 1821 den Ruf nach Wien als junger Held und Liebhaber. Vom ersten

Fritz Beckmann.

Auftreten an war er der erklärte Liebling des Publikums. Feuer und Schwung zeichneten sein Spiel, Vornehmheit und Klarheit seine Auffassung aus.

Unter den weiblichen Kräften, welche sich in dieser Zeit entwickelten, sind Amalie Morstadt (geb. 1800 in Karlsruhe) und Julie Gley (geb. 1810 in Hamburg, gest. 1866), zu nennen. Die erstere, zuerst Sängerin, verheirathete sich, zum zweitenmale, 1827 mit dem Sänger Haizinger, unter dessen Namen sie berühmt geworden ist. Die Gley erhielt ihre Ausbildung zum Theile durch Tieck; ihren Ruf gewann sie als Gattin des Schauspielers Rettig.

— In manchen Eigenschaften noch bedeutender als Beide war Auguste Düring, bekannt unter dem Namen Crelinger (geb. 1795 in Berlin, gest. 1865). Seit 1812 war sie Mitglied des königlichen Nationaltheaters in ihrer Vaterstadt. Besonders groß war sie in Rollen, welche wie Iphigenie, Sappho, Antigone das edle Maß vollendet schöner Bewegungen und hoheitsvoller Würde in Auffassung und Sprache nothwendig machten; an allgemeiner Bedeutung konnte sie und sie allein sich Sophie Schröder an die Seite stellen.

Unter den Vertretern der komischen Darstellung nahm Fritz Beckmann (1803—1866) eine bedeutende Stellung ein; von 1824 an am Königsstädter Theater in Berlin thätig, verstand er es, in seinem Spiel die lokalen Eigenthümlichkeiten so zu verkörpern, daß er bald zum Liebling der gesammten Bevölkerung wurde. Unter den Darstellern der Wiener Komik ragt der als Dichter schon genannte Ferdinand Raimund hervor. Er war ein vorzüglicher Charakteristiker, dabei eine Natur voll warmen und ursprünglichen Gefühls; über den besten seiner Gestalten lag, mochten dieselben auch vor allen auf die Lachmuskeln wirken, ein Hauch von Poesie; die Verbindung des Rührenden und des Komischen war es, durch welche er als Darsteller die größten Erfolge errang.

Zehntes Kapitel.

Das Maschinenwesen. Erfindungen. Der Arbeiter in Großbritannien.

Die meisten der Bestrebungen, welche wir bis 1820 beobachten konnten, bilden die Ausgangspunkte für eine bis in die Gegenwart dauernde Thätigkeit; in ununterbrochener Arbeit rangen die Techniker dieß- und jenseits des Oceans danach, die Erfindungen für den bestimmten Zweck so einfach und arbeitsfähig als möglich zu machen und die Kraftverluste auf jede Weise zu verringern. War das Streben ursprünglich mehr darauf gerichtet gewesen, Kraftmaschinen (Motoren) zu gestalten, so mußte sich nun die Aufmerksamkeit immer mehr darauf hinlenken, „Werkzeugmaschinen" zu schaffen, welche die Bearbeitung der einzelnen Theile der Motoren und andrer Maschinen erleichtern, das Bohren, Schleifen, Hobeln, Nieten u. s. w. besorgen konnten. Der Deutsche Georg von Reichenbach († 1826), und der Engländer Henry Moudslay († 1831), waren die Ersten, welche diesem unendlich wichtigen Gebiete der Technik ihre Kraft zuwandten; an ihre Bestrebungen schlossen sich dann jene Männer an, welchen der heutige Maschinenbau seine Blüte hauptsächlich verdankt. Neben diesen Vertretern der praktischen Thätigkeit griffen verschiedene Gelehrte in die Entwicklung des Maschinenbaues ein und förderten durch theoretische Untersuchungen den Fortschritt auf dem Gebiete der Maschinenconstruktion — das Wirken der Meisten fällt jedoch erst in die nächste Epoche. Nachdem S. 353 u. ff. die wichtigsten Bestrebungen gekennzeichnet worden sind, kann es nicht die Aufgabe des Buches sein, jede einzelne Erfindung in ihrem weiteren Werdegang zu begleiten. Was Hargreave und Arkwright begonnen, Jacquard und Cartwright fortgesetzt hatten, wurde in diesem Jahrzehnt besonders durch Roberts gefördert; die Versuche von Saint und Madersberger nahm Thimonier ohne besonderlichen Erfolg auf; die Druckpresse wurde vervollkommnet*).

Die gewaltigsten Folgen schlossen sich an die Fortentwicklung jener Gedanken, welche durch die Nothwendigkeit, den Verkehr zu erleichtern und zu beschleunigen, ins Leben gerufen worden waren: die Eröffnung der Stockton-Darlington-Bahn bildet den Ausgangspunkt für die weitere Bewegung.

*) Uebersichtstafel VII am Schlusse des Kapitels gibt die Zeitpunkte für das Auftreten der wichtigsten Neuerungen an.

George Stephenson drängte dazu, die Bahn auch zur Personenbeförderung zu benützen; vom 15. Okt. 1825 wurde dann wirklich ein Waggon von allereinfachster Form in den Lastenzug eingestellt — aber von Pferden auf dem Geleise gezogen. Indessen jedoch arbeitete George mit seinem Sohne Robert daran, die Lokomotive für ihre Zwecke tauglicher zu machen; jede neue Maschine, welche er für die nordenglischen Kohlenbahnen fertig stellte, bedeutete einen Fortschritt auf dem eingeschlagenen Wege.

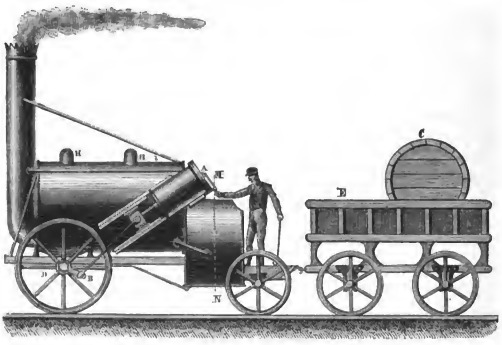
Als im Parlament die Bill für die Liverpool-Manchester-Bahn eingebracht wurde, begann in der englischen Presse wie in bestimmten Kreisen des Volks eine feindliche Strömung, die buchstäblich von Tag zu Tag anschwoll. Die Behauptungen, welche die Gegner aufstellten, können uns thöricht erscheinen: so sollte der Dampf der Lokomotive die Luft vergiften, das Wild und die Hausthiere schädigen; die Funken die Waldungen und Felder mit Bränden bedrohen; außerdem wurde das Leben der Reisenden als im höchsten Maße bedroht hingestellt. Diese Ansichten klangen in den Debatten im Hause der Lords nach, wo der wenig sprachgewandte Stephenson seinen Plan auseinandersetzte und die vielfach unterbrochene Rede mit dem Ausruf schloß: „Ich kann's nicht sagen, aber ich werde es machen." Der Berichterstatter der hohen Versammlung verspottete in seinem Resumé die Hoffnungen und Gedanken des genialen Technikers. Die Bill errang nur eine Stimme Mehrheit (1828).

Auf den Antrag des älteren Stephenson, welcher zum Ingenieur der Bahngesellschaft ernannt worden war, wurde eine Concurrenz für Lokomotiven ausgeschrieben. Die Maschine sollte bei dem höchsten Preise von 550 Pfd. St. und bei sechs Rädern das Eigengewicht von 6 Tonnen nicht überschreiten und eine Last von 20 Tonnen mit einer Fahrgeschwindigkeit von 16 Kilometer in der Stunde bewegen; bei minderem Eigengewicht und vier Rädern war die geforderte Last auf 15 Tonnen ermäßigt.

Die Stephensons selbst machten sich sofort an die Construktion der Maschine. In einigen vorher zusammengestellten Lokomotiven hatte George die Kessel mit verschiedenen Röhren versehen lassen, in denen das Wasser sich befand; der Zweck der Einrichtung war, eine größere Heizfläche und damit mehr Dampf zu erlangen, aber sie erwies sich als untauglich. Ein Laie gab Stephenson den Rath, im Kessel Röhren von geringerem Durchmesser anzubringen und durch dieselben statt des Wassers das Feuer circuliren zu lassen. Der Versuch bewahrheitete die Richtigkeit des Gedankens: die Dampferzeugung in der neuconstruirten Lokomotive und in Folge deren die Schnelligkeit der Bewegung übertrafen die kühnsten Erwartungen der Stephensons. So war aus den Ergebnissen der Denkarbeit so vieler Vorgänger von Papin und Newcomen über Gordon und Trevethik bis zu Stephenson endlich jene Form der last- und ortüberwindenden Maschine hervorgegangen, auf welcher ein nicht geringer Theil des gegenwärtigen Völkerlebens ruht.

Für die Preisbewerbung wurden vier Lokomotiven angemeldet: „Rocket“ von Stephenson; „Sansspareil“ von Hackworth; „Novelty“ von Braithwaite und Ericsson und „Perseverance“ von Burstall. Vom 6.—12. Okt. 1829 fand auf einer Dreiviertelmeilen langen Geleisstrecke bei Rainhill bei Liverpool das „Wettrennen“ statt.

Eine ungezählte Menschenmenge war aus allen Theilen Englands zusammengeströmt; die höchsten Vertreter der Staatsgewalt, Wellington, Robert Peel, auch William Huskisson, Mitglieder der beiden Parlamente, große Kaufleute und Fabrikanten — alles war erschienen, als bewege sie die Ahnung, daß sich ein weltgeschichtliches Ereigniß hier entwickeln soll. Wenige



Stephensons Preislokomotive „die Rakete“.

Minuten vor 10 Uhr Vormittags des 6. Okt., ertönten Kanonenschüsse, und bald darauf betrat der Herzog den Platz, von welchem aus die Abfahrt nach dem eigentlichen Schauplatze stattfinden sollte. — Man kennt den Ausgang: die Rakete gewann den Preis und bald war die erste mit schnellfahrenden Lokomotiven befahrene Bahn, jene zwischen Liverpool und Manchester, eröffnet. Die öffentliche Meinung, welche bis dahin der Angelegenheit so wenig günstig gewesen war, schlug mit Blitzesschnelle um und der Name George Stephenson war im Zeitraum weniger Tage auf Aller Lippen. — Wie Alles, so wurde auch das Fahren auf Lokomotiven in England zum Sport; die Söhne der vornehmsten Lords ließen sich in der Lenkung des neuen Fahrzeuges unterrichten und handhabten an der Seite der Führer den Hebel der Maschine.

Die „Rakete“ war auf vier Rädern gebaut und hatte ein Eigengewicht von 4,3 Tonnen. Der Kessel — 1,73 Meter lang — war mit 25 kupfernen Feuerröhren von je 7 Centimeter Durchmesser versehen. Bei *MN* befand sich der Feuerraum; der Dampfcylinder *A* war gegen die Treibräder so geneigt, daß die Kolbenstange die Kurbel *B* leicht in Bewegung setzen konnte. Der Tender enthielt Kohlen und Wasser. Die Leistung der Maschine übertraf die Anforderungen des Ausschreibens um ein Bedeutendes: sie bewegte — auf ebenem Terrain — eine Last von etwa 12⅘ Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 22½ Kilometer in der Stunde. Hatte die Liverpool-Manchester-Eisenbahngesellschaft ursprünglich nur die Waarenbeförderung im Auge gehabt, so wurde sie durch das „Rennen von Rainhill“ sofort zu dem Entschluß gebracht, Personenzüge einzurichten.

Die Stephensons erhielten die Lieferung aller nöthigen Lokomotiven übertragen. Aber nicht zufrieden mit dem Erlangten arbeiteten sie unablässig an der Verbesserung der Construktion; sie legten die Dampfcylinder, statt oberhalb der Radachse wie bei der „Rakete“, zwischen die Räder, wodurch die Maschine eine größere Stabilität erhielt, sie verlängerten den Kessel: kurz, durch sie wurden die Hauptgrundsätze, welche noch jetzt den Bau der Lokomotive bestimmen, alle festgestellt.

Während dieses Jahrzehnts schwand auch in England immer mehr das Vorurtheil gegen die Dampfboote; das beweisen am besten Zahlen: 1820 gab es in ganz England nicht mehr als 43 kleine Dampffahrzeuge, 1830 bereits 315. Die Kraft der Maschinen hatte sich bis 1825 nicht über 80 Pferdekräfte gehoben; das findet seine Erklärung darin, daß man trotz des Erfolges der „Savannah“ das Dampfschiff nur für Fluß- und Küstenfahrten benutzte. Erst 1826 lief der erste englische Seedampfer „Enterprise“ mit einer Maschine von 120 Pferdekräften vom Stapel und wurde für Indienfahrten benutzt. In Nordamerika entwickelte sich nach Fultons Vorgang vor allem die Binnenschifffahrt auf den verschiedenen Strömen und Seen in ungeheurem Maße. Schon damals begann man mit dem Bau jener schwimmenden Hotels, deren Größe im Laufe des Jahrhunderts immer mehr zunahm.

Die Bestrebungen nach der Nutzbarmachung der Schraube wurden von Ressel und Sauvage fortgesetzt. Der Erstere brachte seine Gedanken 1826 so weit, daß über die Zweckmäßigkeit derselben kein Zweifel obwalten konnte. Im folgenden Jahre nahm er auf seine Erfindung ein Patent und wandte nun alles an, um die Idee zu erproben. Es fanden denn wirklich 1829 im Hafen von Triest die ersten Versuche mit einem kleinen Schraubendampfer statt; der Erfolg war ein glänzender; Ressel hatte die besten Hoffnungen, die Bevölkerung selbst war begeistert. Und dennoch sollte die ehrliche Mühe des strebenden Mannes eine vergebliche sein, denn in kurzem war die Angelegenheit vergessen. — Erst fünf Jahre nach Ressel nahm Sauvage ein Patent; auch ihm war kein Erfolg vergönnt, wie so oft sollte ein Dritter, der Eng-

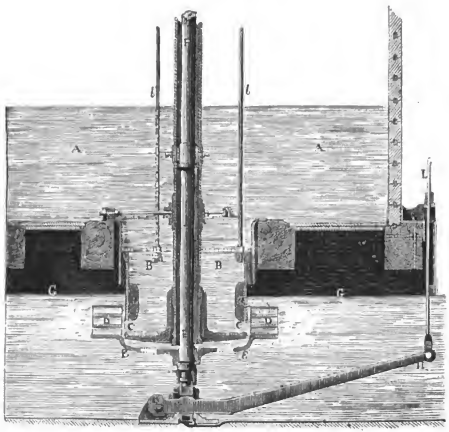
länder Smith, welcher die fremden Gedanken im richtigen Augenblick zu benützen wußte, die Früchte fremden Schweißes ernten.

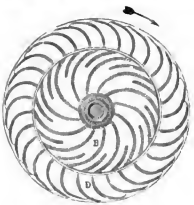
Die elektromagnetische Telegraphie machte während dieser Zeit, obwohl sich verschiedene Gelehrte mit dem Problem beschäftigten, keine großen Fortschritte. Davy in England, Ampère in Frankreich, Fechner in Deutschland (1829) führten nach verschiedenen Systemen Telegraphen aus, die sich natürlich an Oersteds Versuche knüpften, aber das alles blieb unbeachtet und wirkungslos.

Erwähnt sei noch die Vervollkommnung der Wasserkraftmaschine, der Turbine, welche Bénoit Fourneyron (geb. 1802) am Ende dieses und anfangs des nächsten Jahrzehnts unternahm und zum Abschlusse brachte. Die älteren Maschinen, welche das Gefälle oder den Druck des Wassers zur Krafterzeugung benützten, hatten den Nachtheil, daß ein großer Theil der Wirkung — bis zu $^2/_3$ — verloren ging. Erst M. Burdin setzte ein Rad zusammen, welches eine bessere Ausnützung der Wirkung gestattete und sein Schüler Fourneyron vollendete das Begonnene durch eine besonders geistreiche Construktion der Schaufeln, die es möglich macht, daß das Wasser fast ohne Stoß eintritt, fast die ganze Kraft auf das Rad überträgt und nicht nur auf einen Punkt desselben, sondern auf den ganzen Umfang zugleich wirkt.

Die Zeichnung gibt den Vertikaldurchschnitt der Maschine. Bei *AA* fließt das Wasser zu und tritt von da in den cylindrischen Raum *BB* in die Leitschaufeln, deren eine das kleine Bild im horizontalen Durchschnitt darstellt. Durch diese Schaufeln wird das Wasser in das eigentliche Turbinenrad *DD* geleitet, welches durch den Bodenteller mit der Welle *FF* verbunden ist und derselben die erhaltene Bewegung mittheilt.

S. 389 auf der V. Uebersichtstafel ist der ersten photographischen Bilder von Wedgewood und Davy, wie der Entdeckung des unterschwefligen Natrons gedacht. Die Lichtbilder der Genannten waren auf Leder oder Papier, welches mit einer Silberlösung getränkt worden war, angefertigt, aber konnten nur dem Lampenlicht ausgesetzt werden; das Sonnenlicht zersetzte die Chemikalien und machte schnell die ganze Fläche braun. Es waren zwei Männer, beide Franzosen, die von einander unabhängig demselben Problem nachforschten: Niépce (1765—1833) und Daguerre (1787—1851). Der erstgenannte hatte seine Versuche schon 1814 begonnen und dieselben auf die Lichtempfänglichkeit des Asphalts begründet; sein Verfahren, obwohl einem richtigen Gedanken entsprossen, war sehr umständlich; erst als er Silberplatten durch Joddämpfe für das Licht empfänglich zu machen begann, war ein leichterer Weg betreten. Das Chlorsilber wird durch die Sonnenstrahlen derartig zersetzt, daß ein Theil des Chlors sich abscheidet und die Farbe von Weiß zu Grau oder Schwarz verändert wird; die beleuchteten Stellen eines reflektirten Bildes, welches auf eine mit Chlorsilber behandelte polirte Metallplatte oder auf Papier fiel, nahmen einen mehr oder minder dunklen Ton an, die tiefen





Turbine und Turbinenrad.

Schatten aber bleiben unverändert. Statt des Chlorsilbers benützte Daguerre später Jodsilber und untersuchte die Silbersalze mit einer größeren Genauigkeit als es bis dahin geschehen war in ihren vielfachen Beziehungen, besonders hinsichtlich ihrer Lichtempfänglichkeit. 1829 traten die beiden Männer, welche bis dahin allein gearbeitet hatten — Daguerre noch ohne besondere Ergebnisse — zusammen; aus ihrer Arbeit sollte die Erfindung der „Daguerreotypie" hervorgehen, welche zehn Jahre später die Gelehrten ebenso wie die Laienwelt mit Begeisterung begrüßten. Auch hier sollte sich zeigen, daß der Fortschritt der Wissenschaft auch jenen der technischen Bestrebungen bestimmt. Die nähere Erklärung der Vorgänge wird im nächsten Buche gegeben werden.

Für die Kenntniß der Zunahme der Maschinenkraft in England sind einige Werke von Pierre Charles Franç. de Dupin († 1873) wichtig, besonders seine »Voyages dans la Grande-Bretagne« (erschienen 1820—1824). Dieser sind die folgenden Zahlen entnommen. Die Dampfmaschinen, welche 1820 in Thätigkeit waren, vertraten 320,000 Pferdekräfte (ungefähr gleich der Leistung von 2,240,000 Menschen). Diese Zahl stieg bis etwa Anfang 1826 um fast ein Drittel, die Zahl der Manufakturarbeiter betrug nach mittlerer Schätzung allein in der Baumwollenbranche 350,000 Mann, deren jeder mit Hilfe der Maschinen die Arbeit von etwa 150 verrichtete. Leider wurde die Lage der Arbeiter zugleich eine stetig schlechtere und der Pauperismus nahm trotz allem zu. Für die Zeit von 1821—1822 fand ich als Summe der Kirchspielunterstützung 6,358,703 Pf. (über 127 Mill. Mk.), welche sich auf fast 2½ Mill. Familien vertheilten*), was für eine nicht ganz 62 Mk. jährlich beträgt.

Daß die Arbeiter in gewissen Theilen der Manufaktur wahrlich eine Existenz führten, welche sie zur Thierheit verurtheilte, können folgende Thatsachen beweisen. In den Kattunspinnereien von Manchester betrug die tägliche Arbeitszeit vierzehn Stunden in heißen Fabriksälen, deren Luft mit Ausdünstungen und dem schädlichen Wollstaub (»Fuzz«) erfüllt war. In der Mitte der Vierzigerjahre wurden kräftige Männer arbeitsuntüchtig; Kinder, die man verwendete — von 8 Jahren an —, erreichten selten das 16. Lebensjahr. Daneben bestanden in den großen Fabriken Strafbestimmungen „zur Aufrechthaltung der Ordnung" so barbarischer Art, daß man sagen darf, die Verfasser derselben hatten an Stelle des Herzens einen Stein. Es war verboten mit dem Nachbar zu sprechen; wer fünf Minuten nach dem die Arbeitsstunden bezeichnenden Glockenschlag kam, mußte sich einen Lohnabzug von 2 Schilling gefallen lassen; jeder erkrankte Arbeiter war unter Androhung von ¹/₂ Schilling Strafgeld verpflichtet, einen Ersatzmann zu stellen. Außerdem herrschte in mancher Fabrik eine Bestimmung, welche die Arbeiter zwang, alle Bedürfnisse bei einem bestimmten Händler zu kaufen, der nicht selten den Nutzen der Fabrikherrn zu wahren hatte, weil derselbe die Waaren und Lebensmittel lieferte. In diesen Verhältnissen traten die schädlichen Folgen der einseitigen Kapitalherrschaft schon sichtbar zu Tage; das Parlament hatte es für nöthig gehalten, Gesetze zum Schutze der Thiere zu erlassen, um den Proletarier der Manufaktur- und Bergwerksdistrikte kümmerte man sich nicht eher, als bis das Elend den höchsten Grad erreicht hatte. Schon damals kam es hier und dort zu Arbeitseinstellungen und Unruhen; die Aufruhrsakte mußte verlesen, bewaffnete Macht herbeigerufen werden, die kleinen Aufstände zu unterdrücken. Auch die Einführung von Dampfmaschinen zum

*) Diese wie die entsprechenden Angaben des I. Buches (S. 384) sind genommen aus »Illustrations Statistical« (London, J. Miller 1825), Abtheilung: Pauperism.

Betrieb von Webstühlen (»power-looms«) führte zu Ausschreitungen, so gegen Ende April 1826 in Blackburn. Vor der großen Handelskrise, welche der Aktienschwindel (vergl. S. 458/59) des Jahres 1825 zum großen Theile mit verschuldet hatte, hatte man fieberhaft produzirt und auch jene Weber beschäftigt, die noch mit Handwebstühlen arbeiteten. Nach dem „Krach" hörte das auf, und Elend war die Folge. Der Grimm richtete sich gegen die Maschinen und allein am oben genannten Orte wurden in einer einzigen Fabrik 200 power-looms zerstört. Die Jury in Lancaster erklärte die Hauptveranlasser des Aufruhrs für schuldig, empfahl sie jedoch „der Gnade des Königs". Im April desselben Jahres begann die große Bewegung zu Gunsten der Nothleidenden der nördlichen Manufakturdistrikte und die Zeitungen brachten Aufforderungen zu Sammlungen — der König eröffnete mit einem Betrag von 2000 Pf. die Reihe der Unterzeichner. Am 2. Mai fand in der Londoner City eine öffentliche Versammlung statt, deren Vorsitz der Lordmayor führt. Peel, welcher auch anwesend war, verlas das Schreiben eines Vicars aus Bolton, welches das dort herrschende Elend schilderte. Die Sammlungen hatten einen glänzenden Erfolg, aber was konnte der bedeuten, wo die Uebelstände so tief wurzelten! Es war so, als wenn der Gärtner von einem Baume, welcher im Marke krankt, schädliche Raupen abnimmt. Wurde auch das körperliche Elend etwas gemildert, das geistige blieb bestehen; für die menschliche Bildung der Unglücklichen geschah nichts; in Bezug auf die Verwendung der Kinder und Frauen blieb es, geringfügige Bestimmungen ausgenommen, beim Alten, und besonders in den Kohlenwerksdistrikten degenerirte die Bevölkerung immer mehr.

Aus solchen Verhältnissen heraus begreifen sich Bestrebungen, wie jene Robert Dale-Owens. 1823 war derselbe nach Amerika gegangen und hatte dort mit eigenen Mitteln in Indiana die Colonie »New Harmony« begründet. Der Versuch, den communistischen Verband in größeren Formen auszuführen, scheiterte und Owen kehrte 1827 nach England zurück. Es gelang ihm einen Theil der Presse für seine Gedanken zu begeistern; durch Vorträge in Volksversammlungen versuchte er Anhänger zu gewinnen, und machte an zwei Orten in Hampshire und Lanarkshire, von neuem das schon mehrfach mißlungene Experiment ohne besseren Erfolg. Ebenso scheiterte die Anlage einer „Arbeitsbörse" in London, so vernünftig auch der Grundgedanke derselben war. 1828 lud die Regierung von Mexiko den Reformator ein, auf ihrem Gebiete seine Pläne ins Werk zu setzen, aber auch hier scheiterte er an den inneren Gegensätzen des Systems und kehrte bald zurück, ohne jedoch das Geringste von seinem kühnen Glauben an die Richtigkeit der Ideen verloren zu haben.

Im innigen Zusammenhange mit Owens Bestrebungen stand eine »London Cooperative Society«, die 1826 mit einem Kapital von 200,000 Pf. begründet werden sollte. Die Grundsätze, welche der Verein in seiner Einladung zur

Subscription aussprach, waren so ziemlich dieselben, wie Owen sie bei seinen Unternehmungen beobachtete. §. 1 des Prospektes sagt:

„Da die gegenwärtigen Einrichtungen selbst in den glücklichsten Landstrichen der Culturstaaten, statt allen Mitgliedern derselben die zur Gesundheit und Zufriedenheit nöthigen Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens zu geben, diese nur der Minderzahl von Begünstigten verschaffen;

„da aus dieser ungleichen Vertheilung der Güter alle jene unordentlichen Begierden entstehen, aus welchen menschliches Elend, Laster und Verbrechen entspringen;

„da wir überzeugt sind, daß Gleichheit — — — nur durch gegenseitige Mitwirkung der Gemeinschaft ermöglicht wird —

so vereinigen wir, die Unterzeichneten, uns, eine Gesellschaft zu gegenseitiger Mitwirkung auf Grundlage der Gemeinschaft des Eigenthums zu gründen.“

Ueber die Schicksale dieses Unternehmens habe ich leider in den mir bekannten Quellen nichts Näheres gefunden. — Zu derselben Zeit, als Owen selbst die »New Harmony« ins Leben rief, stiftete Lord Hamilton in Orbington (Schottland) eine ähnliche Vereinigung, welche jedoch das Schicksal der Vorbilder theilte.

Indessen breitete sich eine Bewegung unter den Arbeitern aus, welche im nächsten Jahrzehnt als „Chartismus“ in die innere Politik eingreifen sollte und in ihren Ausgängen als Kampf gegen den Kapitalismus aufzufassen ist. Hier schon griffen verschiedene „Oweniten“ in die Bewegung ein. Lovett und Collins begründeten 1827 in Birmingham den „Nationalverein der arbeitenden Klassen“, aus Gliedern des eigentlichen Arbeiterstandes und der Mittelklassen; der Bund breitete sich immer weiter aus und die Forderungen gewannen bestimmtere Gestalt. Eine derselben war auf die Parlamentsreform gerichtet und sollte am Beginn des nächsten Jahrzehnts entscheidend in das politische Leben eingreifen.

Eine besondere Erwähnung verdienen die auf Bildung des Handwerkerstandes gerichteten Bestrebungen. Schon 1801 hatte ein Lehrer in Glasgow, Birbeck, Vorlesungen über Chemie und Physik gehalten, deren Zweck darin bestand, den strebsamen Handwerker mit den Fortschritten der Wissenschaft, soweit sie die Gewerbe betrafen, bekannt zu machen. Aber erst 1820 wurde sein Gedanke von Leonard Horner, einem reichen Schotten, aufgenommen, welcher in Edinburgh eine Schule begründete, die schon Okt. 1821 eröffnet werden konnte (mit 420 Schülern). Das Beispiel fand Nachfolge und es entstanden ähnliche Anstalten in den meisten großen Städten Englands und Schottlands, doch vermochten sie nicht so zu wirken, als es bei guten Volksschulen der Fall gewesen wäre. Diese befanden sich noch immer in kläglichen Verhältnissen.

Noch viel elender jedoch als in England und Schottland war die Lage des Arbeiters in Irland. Die verschiedenen Manufakturen des Landes befanden sich seit Jahrzehnten im Niedergang; der allergrößte Theil der katholischen Bewohner war auf den Ackerbau angewiesen. Will man die Art, wie diese Verhältnisse sich entwickelt haben, darlegen, ist man genöthigt, eine Geschichte Irlands zu schreiben; hier kann nur auf einige Verhältnisse hingewiesen werden. In der Zeit 1820—1830 beschäftigten sich 4 bis 5 Millionen mit der Agricultur*). Aber das hätte nichts geschadet, wären nicht die Pachtverhältnisse gewesen. Die Einwohner hatten kein freies Eigenthum, sondern pachteten es oder arbeiteten als Tagelöhner (gegen einen Durchschnittslohn von 2—2½ Schilling für die Woche). Die Großgrundbesitzer überließen ihre Güter gewöhnlich gegen eine bestimmte Summe an einen reichen Spekulanten; dieser theilte die Ländereien in Loose von 100—1000 Acres, und verpachtete dieselben an Zwischenhändler (middlemen), welche ihre Antheile nun zerstückelten und den Ackerbauern überließen. Alle diese Einzelnen hatten an der Verbesserung des Bodens selten oder nie ein Interesse, sie wollten nur herausschlagen, was möglich war. Eine andre Art der Pachtung »joint tenancy« bestand darin, daß der Middleman einem Dorfe von z. B. 100 Familien eine Fläche von 200 Acres zum Preise von 200 Pf. für das Jahr übergab; wenn eine oder mehr Familien die Pachtsumme nicht zur Frist erlegte, war das ganze Dorf für die Summe haftbar. Während der englische und schottische Großgrundbesitzer oft mit einem gewissen Stolze darauf sah, daß die Wohnhäuser seiner Pächter und die Ackergeräthe sich in gutem Zustande befanden, blieb es in Irland dem Pächter überlassen, für alles zu sorgen, ihm, der das Verhältniß oft ohne einen Penny in der Tasche angetreten hatte. Da baute er seine Hütte aus Lehm, bedeckt mit Stroh; innen meist nur ein Raum, gemeinsam für Eltern, Kinder — und das war schon ein Zeichen von Wohlstand — für einige Schweine und Hühner. Die erste Sorge mußte sein, den Zins zu bezahlen; deßhalb wurde der größte Theil des gepachteten Grundstücks mit Korn bebaut, dessen Ertrag in guten Jahren die nöthige Summe einbrachte; der Rest, mit Kartoffeln bepflanzt, mußte die Familie ernähren. Schlug die Ernte fehl, so war die Bezahlung des Pachtschillings unmöglich, und der Pächter wurde von dem Middleman gewöhnlich rücksichtslos von dem Platze verjagt und suchte nun wieder, bettelnd und hungernd, mit seiner Familie eine neue Pachtung — ein andres Mittel, das Leben zu fristen, war nicht schnell zu finden, weil die Industrie zu wenig Kräfte beanspruchte, weil es oft an Kapital fehlte, große Manu-

*) Nach der Zählung von 1831 betrug die Einwohnerzahl 7,767,000, davon trieben 4,863,000 Ackerbau, also fast ⅔, während zur selben Zeit von Englands und Schottlands 16 Millionen bei fast dreifach größerer Bodenfläche nur 5 Millionen Ackerbau betrieben.

fakturen ins Leben zu rufen, und die Kapitalisten den irischen Fabrikarbeitern gegenüber einen schweren Stand hatten, denn dieselben benützten bei jeder Gelegenheit das zweischneidige Mittel der Arbeitseinstellung und ließen sich selbst mehrmals zur Mißhandlung, ja zum Morde derjenigen hinreißen, die trotz der niedrigen Lohnsätze bei der Arbeit verharrten. So ist es begreiflich, daß Elend und Pauperismus stets vorhanden waren und weder Auswanderung noch Gewaltmaßregeln sie beseitigen konnten. Im Jahre 1817 wurden mehr als 1½ Millionen von verschiedenen Formen des Hungertyphus überfallen und 65,000 gingen zu Grunde; 1826 wurden über 20,000 Erkrankungen festgestellt, die nur im Mangel an Nahrung ihren Grund hatten — 1832 konnte der irische Bischof Doyle auf die Frage, wie der Zustand der Bevölkerung sei, die Antwort geben: „Wie er immer war, das Volk stirbt vor Hunger, wie gewöhnlich."

Welcher Zündstoff sich allein durch die agrarischen Verhältnisse in Irland aufhäufte, geht aus den gegebenen Andeutungen genügend hervor; es hätte nicht der politischen und religiösen Streitpunkte bedurft, um die Zustände gefährlich zu machen. Trotzdem der irische Pächter und Tagelöhner an Entbehrungen gewöhnt war, und die Lage so lange ertrug, als er noch genug Kartoffeln hatte, das Leben zu fristen, mußte doch der Geist des Widerstandes immer wieder gewaltsam hervorbrechen. Schon im 18. Jahrhundert bestanden die Verbindungen der „Rechten Burschen" (»Right boys«) und der „Vertheidiger" (»Defensors«); dieselben, zumeist vertriebene Pächter und arbeitslose Tagelöhner, streiften durch das Land, um an den Grundherrn, Geistlichen u. s. w. durch Thätlichkeiten Rache zu nehmen. An diese Vereinigungen knüpften die „Weißen Burschen" (»White boys«) an, welche dreimal in diesem Jahrzehnt (1821, 1823, 1829) die Ruhe störten. Ein barbarischer Geist, erklärbar durch die Verhältnisse, lebte in den Bestimmungen dieses Bundes: die Grundbesitzer und Middlemen, welche die Pächter vertreiben oder den Pachtzins erhöhen, sollen sterben; ihre Häuser verbrannt, ihr Vieh verstümmelt, ihre Ernten vernichtet werden. Wer sich weigert den Eid der White boys zu schwören, wird als Feind betrachtet und verfolgt; jedes Mitglied ist verbunden, die Aufträge, welche es erhält, unerbittlich und gehorsam auszuführen.

In dunklen Nächten, über die zerlumpten Kleider schmutzige und halbzerfetzte Hemden gezogen, erschienen die Weißen Burschen bald hier, bald dort, überfielen die Wohnungen der Besitzer, der Zwischenhändler, der Pächter, die sich ihnen nicht anschlossen; setzten die Getreideschober in Brand, erzwangen die Auslieferung der Waffen, vernichteten Geräthe und Häuser, ohne jemals etwas zu stehlen. Ein Haus ist eingeäschert, ein Grundherr ermordet worden; die Gerichte setzten sich in Bewegung; endlich entdeckten sie die Verdächtigen heraus, aber kein Zeuge wollte sich finden lassen, oder wenn es geschah, mußte man ihn erkaufen und zugleich ins Gefängniß stecken, denn sonst war er, vielleicht an demselben Tage, ein Opfer der White boys. Vergeblich waren

alle Mittel, welche die Regierung anwandte, vergeblich drakoniſche Geſetze, Einſetzung militäriſcher Gerichte, umſonſt arbeiteten Galgen und Schwert; auf einige Jahre verſchwinden die White boys, um dann von neuem unter demſelben oder einem neuen Namen, 1831 als »Terry-Alts«, aufzutauchen. »Captain Rock« — dieſe ſymboliſche Geſtalt bezeichnete den perſönlich gedachten Geiſt der iriſchen Aufſtände — iſt nicht zu tödten. Wer ein klares Bild der ſocialen Verhältniſſe jener Tage gewinnen will, leſe die S. 577 erwähnten Romane, welche auf der „grünen Inſel" ſpielen, wie »To-day in Ireland« (London 1825), »Tales of the O'Hara-Family« (Ebenda 1825) und Th. Moore's »Memoirs of Captain Rock, the celebrated Irish Chieftain«, welche in London ein Jahr vorher erſchienen waren und ein ungeheures Aufſehen erregt hatten. — So waren die Schattenſeiten jenes großen Reiches, deſſen Einrichtungen von den doktrinären Politikern Frankreichs und Deutſchlands mit ſo viel Lebhaftigkeit für den Continent gefordert wurden.

(Zu Kap. X.)

Tafel VII.

Erfindungen. Verkehrsfortſchritte.

1820	Flachsſpinnmaſchine von Girand (Wien).
1820	Eiſerne Druckpreſſe.
1821—25	Thimonnier's Nähmaſchine (Holzconſtruktion).
1822	Drahtfeile (Albert in Klausthal).
1822	Robert's mechaniſcher Webſtuhl.
1822	Oelbilderdruck (Liepmann).
1824	Robert's „Selfactor".
1823	Deliſle's Schiffsſchraube.
1824—26	Burdin's Turbine.
1824	Gaskochöfen.
1825	Powell's Trommelgebläſe. Gebläſe überhaupt ſind alle Maſchinen, welche in irgend einer Art Luft auffangen und dieſelbe Schmelzöfen, Friſchherden u. ſ. w. zuführen.
1826	Verſuche, atmoſphäriſche Eiſenbahnen zu conſtruiren.
1827	Luftexpanſionsmaſchine von Eriksſon.
1828	Reſſel gelangt mit ſeiner Schiffsſchraube zum Abſchluß.
1829	Stickmaſchine von Joſuah Heilmann.
1829	Stereotypie mit Papiermatrizen.
1829	Stephenſon's Sieg.
1821	Einführung der Schnellpoſten und des erſten Poſtdampfers in Preußen.
1823	Dampfſchiffe auf dem ſchwarzen Meer und dem Kaſpiſee.
1823	Hudſon-Erie-Kanal.
1828	Einſtellung des Omnibus in den Pariſer Straßenverkehr.
1828	Erſte Poſtanſtalten in Griechenland.
1829	Regelmäßiger Dampfſchiffsverkehr zwiſchen St. Petersburg und Lübeck. (Perſonen- und Poſten-Beförderung.)
1830	Anfänge des geordneten Poſtweſens in Schweden.
1820—30	Trotz der ſteigenden Bevölkerungszahl Großbritanniens ſteigt die Einnahme der Poſtanſtalten ſo langſam, daß man Verminderungen der hohen Portoſätze in das Auge faßt, doch dauert es noch 10 Jahre, ehe darin eine Wandlung eintritt.

Tafel VIII.

Hauptſächliche neue Zeitungen Deutſchlands und des Auslandes.

1820 „Breslauer Zeitung."

1820 D. G. Dinglers „Polytechniſches Journal" (Cotta's Verlag). Nimmt bald die erſte Stellung unter allen Unternehmungen dieſer Art ein.

1820 „John Bull." Ein Sonntagsblatt, geleitet von Th. Hood, zuerſt von den Torries ins Leben gerufen, um die Königin Karoline zu bekämpfen. Pflegte den perſönlichen Skandal, gewann aber eben dadurch Publikum (Nr. 1 in 750 Exemplaren, Nr. 12 in 12,000).

1820 „Platn Engllshman" von Charl. Knight. Liberales volksthümliches Wochenblatt. † 1822.

1820 „Argus" in Stockholm.

1820 Trat zum Cotta'ſchen „Morgenblatt" die „Literariſche Beilage" hinzu, welche beſonders durch Menzel zu Bedeutung gekommen iſt.

1822 „Sunday Ttmes" in London; geleitet von Daniel Harvey; ſehr viel geleſenes Blatt liberal-conſervativer Richtung.

1824 „European Revtew" (London) von Alex. Walker. Trat mit großem Lärm auf und wollte das Centrum der Monatsſchriften werden. Die erſten zwei Hefte brachten Beiträge von Guizot, Schloſſer, Ugo Foscolo. Ging raſch hinunter.

1824 „Westminster Revtew." Radikal in Fragen der Politik, Philoſophie und Volkswirthſchaft.
Die Revuen gewinnen in dieſem Jahrzehnt immer größere Bedeutung in England und der Eſſayſtil entwickelt ſich muſtergiltig in der „Quarterly Review". Neben den alle Fächer behandelnden erſcheinen die auf eines beſchränkten („Classical R.", „Philosophical R." ꝛc.) und die „Retroſpektiven Revuen", welche nur Stoffe der Vergangenheit behandelten.

1825 „Spectateur de l'Orient" in Smyrna; von Alex. Blaque (kurze Zeit ſpäter als „Courier de Smyrna" fortgeſetzt).

1825 „Svernaja Ptschela" („Nordiſche Biene") von Nikolai Groth und Thaddäus Bulgarin. Das Blatt behandelte Literatur, Wiſſenſchaft und auch Politik, zählte die berühmteſten ruſſiſchen Schriftſteller zu ſeinen Mitarbeitern. Erſt 1860 eingegangen.

1826 „Der Eremit." Unterhaltungsblatt. Zuerſt in Altenburg, dann in Leipzig (geleitet von Gleich).

1826 „Blätter für literariſche Unterhaltung" (Brockhaus). In der erſten Form von Kotzebue begründet und geleitet.

1826 —28 (Dresdner) „Morgenzeitung", zu welcher Tieck viel beigetragen hat.

1826 „Mitternachtsblatt" (Braunſchweig) von A. Müllner. Unterhaltungsbl.

1827 „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik" (Berlin). Auf Hegel'ſchem Standpunkt.

1827 (Deutſche) „St. Petersburger Zeitung".

1827 „Standard" (London) Hochtoryblatt.

1827 „Kjöbenhavensposten" (Kopenhagen). Zuerſt oppoſitionell, dann conſervativ.

1828 „Currier Romanesc" (bis 1848) von Nabulescu; ſtrebte mit Thatkraft die geiſtige Hebung Rumäniens an.

1828 „Canton Register" in Canton (China).

1828 „Indicatore Genovese" von Majlini. Nach einigen Nummern unterdrückt.

1828 „Wakaï mtsarijje" („Türkiſche Angelegenheiten") in Cairo; das erſte Blatt in Aegypten.

1829 „Nattonal" (Paris) begr. von Carrol, Thiers, Mignet.

1829 „Revue des deux mondes". Die erſte Zeit ohne Erfolg.

1829 Beſtanden in Paris allein ſchon 307 periodiſche Schriften.

1829 „Baieriſches Volksblatt" in Würzburg; von Eiſenmann im liberalen Sinne geleitet.

1829 „Die deutſche Tribüne" (liberal), zuerſt in München, dann in der Pfalz.

1829 „Borgaren" („Der Bürger"). Liberal. Stockholm.

1830 „Allgemeine politiſche Annalen." Wurden unter Rotteck's Leitung von Bedeutung.

1830 „Der Komet" (Dresden) von Herloßſohn.

1830 „Blätter der Gegenwart" (Leipzig) von Diezmann.

1830 „Aftonblad" (oppoſitl.).

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

NOV 28 1941

JAN 25 1943

JUL 17 1969 84

RECEIVED

JUL 3 - '69 - 10 AM

LOAN DEPT.

LD 21-100m-7,'40(6936s)